It. sing.

457[t]

<36602916640019

<36602916640019

Bayer. Staatsbibliothek

Zum Rudolph-See und Stephanie-See.

Graf Samuel Teleki.

D 23480
G/54

Zum

Rudolph-See und Stephanie-See.

Die Forschungsreise des
Grafen Samuel Teleki in Ost-Aequatorial-Afrika
1887—1888

Höhnel
Zum Rudolph-See
und Stephanie-See

geschildert von seinem Begleiter

Ludwig Ritter von Höhnel

k. u. k. Linienschiffs-Lieutenant.

Mit 179 Original-Illustrationen und 2 großen Karten in reichem Farbendruck.

K. K. OBER-REALSCHULE IN STEYR
LB 1500
I. Kast. R. B

Wien, 1892.
Alfred Hölder,
k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler,
Rothenthurmstraße 15.

K. k. Staats-Oberrealschule in Steyr.
Lehrerbibliothek
Kat. No. 1500
WB 160/687
136 G

Alle Rechte vorbehalten.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Seiner kaiserlichen und königlichen Apostolischen Majestät

Franz Josef I.

Kaiser von Oesterreich, König von Ungarn

etc.

widmet

mit Allergnädigster Genehmigung diese Schilderung der Entdeckung des Rudolph-Sees und des Stephanie-Sees

in tiefster Ehrfurcht

Der Verfasser.

Vorwort.

Die vorliegende Schilderung der in den Jahren 1887 und 1888 stattgehabten Forschungsreise des Grafen Samuel Teleki von Szék in Ost-Aequatorial-Afrika ist für den großen Leserkreis bestimmt und will lediglich die Erlebnisse wiedergeben, von welchen dieses Unternehmen begleitet war, ohne den wissenschaftlichen Fragen näher zu treten. Die Letzteren haben ihre besondere Würdigung in verschiedenen speciellen Abhandlungen und in Fachzeitschriften gefunden, und gibt diesbezüglich der Anhang des Buches näheren Aufschluß.

Gestattet sei mir hier nur noch, dem Ausdrucke tief gefühlten Dankes an die hohen Gönner und geneigten Freunde, welche die Expedition in entgegenkommendster und ersprießlichster Weise förderten, geziemend Raum zu geben, und dies vor Allem an Seine Excellenz den k. u. k. Marine-Commandanten, Admiral Maximilian Freiherr Daublebsky von Sterneck zu Ehrenstein, für die gütigst gewährte leihweise Ueberlassung werthvoller Instrumente zum Zwecke wissenschaftlicher Beobachtungen; ferner an Seine Excellenz den kais. deutschen Viceadmiral Freiherrn von Knorr, damaligen Commandirenden eines Geschwaders in den ostafrikanischen Gewässern, für die thatkräftige Förderung unserer Ausrüstung; an den General Lloyd Wm. Mathews in Sansibar für die durchgreifende und wirkungsvolle Unterstützung der Expedition im ersten Beginne und Verlaufe; an unseren Consul in Aden, Herrn Victor

Escher, für die reichgewährte Gastfreundschaft und werthvolle Beihilfe vor und nach der Reise; an unseren inzwischen leider verstorbenen Freund, den damaligen Consul William O'Swald in Sansibar, dessen Einfluß und Erfahrung uns in zuvorkommendster Weise und jederzeit zu Gebote standen; an den damaligen Assistant-Resident in Aden Lieut. Col. Fred. M. Hunter und den Herrn Dr. Gregory d'Arbela in Sansibar für ihre Antheilnahme mit Rath und That; und schließlich nicht zum Geringsten an die Gesellschaft des Oesterreichischen Lloyd für die vielfachen Erleichterungen und Begünstigungen beim Transporte unserer Ausrüstung von Triest nach Aden.

Zu wärmstem Danke fühle ich mich ferner persönlich noch verpflichtet den Herren A. Mielichhofer und Ludwig Hans Fischer, deren uneigennützigst und freundlichst gewährte Mitwirkung es mir ermöglichte, das vorliegende Werk mit einer großen Anzahl von Illustrationen auszustatten.

Wien, Mai 1892.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

I. Reisevorbereitungen in Sansibar und an der Küste.

Vorgeschichte der Expedition. — Wm. O'Swald und Gust. Dehnhardt. — Ankunft in Sansibar. — James Martin. — Gen. Lloyd Wm. Mathews. — Erstes Schauri mit Dschumbe Kimemeta. — Issa ben Madi. — Der Bwana mkubwa kommt an. — Audienz beim Sultan. — Dr. Gregory d'Arbela. — Unser Tagewerk. — Adm. Knorr. — Dr. Wm. Junker und Dr. O. Lenz treffen ein. — Dualla Idris. — Ankauf und Verpackung der Tauschwaaren. — Anwerbung der Mannschaft. — Sansibariten und Mrima-Leute. — Anführer und Askari. — Abschied von Sansibar. — Der »Star« strandet vor Pangani. — Pangani. — Abmarsch 1

II. Von der Küste zum Kilimandscharo.

Abmarsch von Mauia. — Ein von Bienen unterbrochener Marsch. — Meuterische Vorgänge in Lewa. — Ich kehre nach Sansibar zurück. — Unsere Bücher- und Kartenkiste wird gestohlen. — Kimemeta in Schuldhaft. — Marsch nach Korogwe. — Die Schlacht von Kwa Mgumi. — Teleki geht zu Sembodja, indeß ich dem Laufe des Pangani folge. — Mafi. — Sultan Sebenga. — Weitere Ausreißer. — Vereinigung in Mikotscheni. — Teleki's Reiseerlebnisse. — Wir trennen uns abermals. — Landschaftscharakter im Süden des Pangani. — Bekanntschaft mit afrikanischen Dornendickichten. — Die Wapare. — Njika-Charakter. — Der erste Leopard. — Längs der Pareberge nach Same. — Vereinigung mit Teleki. — Seine Erlebnisse bei den Masai. — Teleki als Zauberer. — Marsch nach Taweta. — Der Dschipesee. — Erster Anblick des Kilimandscharo. — Einzug in Taweta 40

III. Aufenthalt in Taweta; Reisen am Kilimandscharo und zum Meruberge.

Taweta, ein Eldorado. — Zusammentreffen mit der englischen Jagdgesellschaft. — Lagerbau, Lagerleben. — Hamis, unser Affe. — Die Wataweta. — Dualla Idris. — Thierleben im Walde. — Zwei Kara-

Seite

wanen kehren zur Küste zurück. — Aufbruch zur Merureise. — Nashornjagd. — Drei Tage am Kilimandscharo. — Längs des Kilimandscharofußes zum Meruberge. — Weitere Jagderlebnisse. — Zusammentreffen mit Masai. — Am Engilata. — Weg- und Wetterverhältnisse während der Regenzeit. — Büffeljagd. — Erste Bekanntschaft mit den Wameru. — Friedensschluß. — Bei den Wameru. — Der Balbalsee. — Sultan Matunda. — Am Darjama. — Ueber den Ronga nach Klein-Aruscha. — Kahe. — Wieder in Taweta. — Vervollständigung unserer Vorräthe. — Ein Jagdausflug. — Aufbruch zur Besteigung des Kilimandscharo. — Aufenthalt bei Miriali. — Aufstieg auf den Kilimandscharosattel. — Eine Nacht bei —11° C. — Versuch zur Besteigung des Kibo. — Rückkehr nach Taweta. — Aufbruch nach dem Masailande 100

IV. Durch Masai-Land zur Kikuju-Grenze.

Abmarsch. — Längs der Ostseite des Kilimandscharo. — Der Tschala-Kratersee. — Ein mißlungener Fluchtversuch. — Jagdabenteuer. — Kimangelia. — Teleki's Vormarsch. — Seine Erlebnisse. — Málago Kanga. — Unter den Masai. — Am Ndschirisee. — Auf der Büffeljagd. — Die Seuche der Masai-Rinder. — Die Steppe im Norden des Kilimandscharo. — Das Volk der Masai. — Am Fuße des Doenje Erók la Matumbato. — Jagden. — Am Ngare Kibongói. — Wandorobbo. — Elfenbeinhandel. — Die Wasserlöcher von Seki. — Spitzbübereien der Masai. — Weitere Nashornjagden. — Am Besilbache. — Nach Turuka. — Abenteuer mit Elephanten. — Löwenjagd. — Schmale Zeiten. — Ueber den Doenje Erók la Kapotei. — Der Morio-Giftbaum. — Ngongo Bagáß 227

V. Zum Kenia.

Der Ruf der Wakikuju. — Pallisadenlagerbau. — Spitzbübereien der Masai. — Anknüpfung von Beziehungen mit den Wakikuju. — Freundschaftsbündnisse. — Unsere Regenmacherkünste. — Liebesleben der Masai. — Ueber die Kikujugrenze. — Begrüßungsschauri. — Kutire Kimandaja. — Erster Empfang im Lande. — Ungemüthliches Lagerleben. — Unsere Art zu reisen. — Ein Regenschauri. — Orioi muma. — Wegschwierigkeiten im Kikujulande. — Erster Kampf. — Wir schließen Frieden. — Ein Tag der Rast. — Erneuerung der Feindseligkeiten. — Ein Kampf zwischen den Wakikuju. — Falsche Gerüchte. — Ein gefährlicher Bachübergang. — Zweiter Kampf. — Längs der Ostgrenze des Kikujulandes. — Ein reiches Gebiet. — Dr. G. Fischer's Reise durch Kikuju. — Erster Anblick des Kenia. — Uneinigkeit der Wakikuju. — Dritter Kampf. — Abedi's Ende. — An der Nordgrenze. — Ende der Kikujureise. — Marsch nach Ndoro. — Die Wakikuju und ihr Land 310

Seite

VI. Ndoro, Reisen in Leikipia und zum Baringosee.

Stillleben am Keniafuße. — Ein Kikujuleibon. — Lebensmittelankauf. — Wir machen mehr Regen als nöthig. — Teleki's Abmarsch zum Kenia. — Einfluß der Regen auf das Land. — Teleki's Keniabesteigung. — Mein Besuch der Bambusregion. — Vier Löwen. — Unsere weiteren Pläne. — Teleki marschirt voraus. — Ein falscher Alarm. — Vereinigung am Guasso Njiro. — Längs der Aberdarekette. — Ein Masaikriegszug. — Wandernde Masai. — Büffeljagd. — In den Marmanéttbergen. — Nach Lare lol Morio. — Lekibés, der Leibon von Leikipia. — Theilung der Expedition. — Längs des Guasso Njiro. — Rückkehr nach Lare. — Mein Marsch zum Baringosee. — Der erste Anblick des Sees. — Schlimme Nachrichten 396

VII. Njemß, Jagdleben am Baringosee, Vorbereitungen zur Reise nach Norden.

Meine Ankunft in Njemß. — Geschichte der Wakuafi von Njemß. — Teleki's Reise nach Njemß. — Maktubu auf der Suche nach Lebensmitteln. — Jagden am Baringo. — Zu den lauen Wässern. — Dualla geht zu den Kikuju. — Abmarsch von Njemß. — Verirrt! — Jagdleben am Guasso Njuki. — Thierleben im Thale. — Wir verpflegen eine Handelskarawane. — Marsch zu einem ausgetrockneten See. — Rückkehr zum Guasso Njuki. — Die ersten Elephanten auf der Strecke. — Weitere Jagdabenteuer. — Dualla's Rückkehr und Erzählung. — Rückkehr nach Njemß. — Vorbereitungen zur Weiterreise. — Abmarsch. — Die Suk kommen! — Wieder zurück ins Lager von Njemß 479

VIII. Die Entdeckung des Rudolph-Sees.

Safari a pále pále! — Der Baringosee. — Unser Führer Sokoni. — Ein weißes Nashorn. — Auf dem Hochlande von Leikipia. — Lare Lólera. — Merkwürdige Schluchtenbildung. — Die Loroghikette. — Ein überraschender Ausblick. — Die Mathewskette. — Gold? — In Wassernoth. — Unser Führer verirrt. — Ein Gewaltmarsch. — Der Njiroberg und seine Bewohner. — Neue Erkundigungen. — Die Zebraarten. — Elephantenjagden. — Längs des Njirobergfußes nach Norden. — Weitere Jagdgeschichten. — Erster Anblick des Sees. — An der Tamisquelle. — Haya puani! — Am Rudolphseestrande. — Mißliche Aussichten 536

IX. Längs des Rudolph-Sees.

Aufbruch. — Einer der beiden Vermißten wird gefunden. — Spuren eines Raubzuges. — Die Kraterinsel. — Böenartiger Wind. — Zum

Seite

Ngare Dabásch. — Unerwarteter Glücksfall. — Der Kuláll. — Verkehr mit den Elmolo. — Erfolgreiche Flußpferdjagd. — Die Westseite des Rudolph-Sees. — Begegnung mit wandernden Elmolo. — Die Leidensgeschichte einer flüchtigen Burkenedschifrau. — Am Fuße des Longendotiberges. — Ein Leopard im Lager. — Ein überraschender Jagderfolg. — In Wassernoth. — In der Bucht von Allia. — Elephantenjagden. — Die Elmolo von Allia. — Ein Elephant zertrümmert unser Boot. — Billiges Elfenbein. — Wildesel? — Zu den Reschiát. — Weitere Elephantenjagden. — Madschi a mvua. — Dualla geht zu den Reschiát. — Ertränkte Waldvegetation im See. — Dualla's Erlebnisse. — Ein Marsch bei strömendem Regen. — Ankunft am Nordende des Rudolph-Sees. — Der Oromáj der Reschiát 585

X. Bei den Reschiát und zum Stephanie-See.

Bei den Reschiát. — Das Nordende des Rudolph-Sees. — Ueberfluthung des Landes in Folge der Regen. — Die Reschiát. — Mborro- und Tscharra-Perlen. — Weitere Erkundigungen. — Freundschaftsbündniß mit den Reschiát. — Der Oromáj. — Unsere Pläne finden Widerstand. — Fischarten im Rudolph-See. — Dónjiro wird an den Mann gebracht. — Marsch zum Stephanie-See. — Wir finden ihn verlassen. — Elephantenjagd. — Rándile und Borana. — Vogelleben am Seestrande. — Marlé und Arbore. — Physiographie des Stephanie-Sees. — Rückkehr nach Reschiát. — Wassermangel. — Alles wohl. — Man verweigert uns die Weiterreise. — In schwieriger Lage. — Neue Entschlüsse. — Marsch zu den Buma. — Vorbereitungen zur Umkehr 646

XI. Durch das Land der Turkana und Suk.

Rückreise. — Takufa yote, Bwana! — Eine giftspritzende Schlange. — Ein Blatternkranker in der Karawane. — Wieder bei den Elmolo. — Im Vulkangebiet. — Ueber die Grenze von Turkana. — Erste Bekanntschaft mit den Eingeborenen. — Kein Gras, kein Wasser. — Am Kérioflusse. — Tumbáo! — Land und Leute in Turkana. — Nach Gatérr. — Abstecher nach dem Kágemat. — Lémagori. — Abermals ein Regenschauri. — Rückkehr nach Gatérr. — Ueber den Doenje Erók nach Ngamátak. — Ein Kameelkauf. — Man stiehlt unsere Ochsen. — Beim Leibon Laminatschán. — Zum Trrguéll. — Einiges über die Karamoyó. — Kein Poscho! — Längs des Trrguéll zu den Suk. — Billiges Elfenbein. — In Ngabóto. — Eine Händlerkarawane. — Am Hungertuche. — Suk auf Besuch. — Am Oberlaufe des Kério. — Kein Ausweg! — Raub aus Noth. — Der Baringo in Sicht. — Eintreffen in Njemß 699

Seite

XII. Rückkehr vom Baringosee zur Küste.

Rast in Njemß. — Aufbruch zur Heimkehr. — Ueber die Jagdgefilde am Guasso Njuki. — Längs Subugia und den Dondolebergen zum Naiwascha. — Auf dem Hochlande von Leikipia. — Wieder bei den Kikuju. — In Sicht des Kibo. — Durch Ukambani. — Land und Leute von Ukambani. — Kraterlandschaft im Süden der Dschulukette. — In Taweta. — Nach Sansibar. — Schluß 778

Anhang.

Aus dem Jagdtagebuche des Grafen S. Teleki 819

Aufzählung der wissenschaftlichen Ergebnisse der Expedition.

Reptilien und Amphibien 827
Käfer 828
Schmetterlinge 847
Himenopteren 849
Orthopteren 850
Araneen 851
Myriopoden 852
Phanerogamen 852
Moose 868
Lebermoose 870
Flechten 871

Verzeichniß der Illustrationen.

Seite

1. Graf Samuel Teleki (nach Photographie), Titelbild.
2. Dschumbe Kimemeta (nach Photographie) 6
3. Dualla Idris (nach Photographie) 12
4. Ausmusterung der Kranken und Schwachen (von A. Mielichhofer), Vollbild 17
5. Einschiffung der Mannschaft (nach Photographie) 22
6. Pangani (nach Photographie) 25
7. Der glitzernde Mammon (von A. Mielichhofer) 29
8. Vertheilung der Ladungen (von A. Mielichhofer), Vollbild 33
9. Unser Leinwandboot auf dem Marsche (nach Photographie) 39
10. An der Spitze der Karawane (nach Photographie) 41
11. Sir, people want to camp! (von A. Mielichhofer) 45
12. Meuterische Vorgänge in Lewa (von A. Mielichhofer), Vollbild 49
13. Prügelstrafe in Pangani (von A. Mielichhofer) 60
14. Kettensträflinge (von A. Mielichhofer) 61
15. Flußpferdjagd (von A. Mielichhofer) 67
16. Bepackter Esel (von A. Mielichhofer) 69
17. Auf der Hühnerjagd (von A. Mielichhofer) 85
18. Aristolochia-Species (nach eigener Skizze von J. Tsch.) 88
19. Die Nachhut der Karawane (von A. Mielichhofer), Vollbild 93
20. Elenn-Antilopen (nach Photographie) 97
21. Eingangsthor (nach Photographie) 103
22. Wataweta (nach Photographie) 107
23. Lagerbrand (von A. Mielichhofer) 115
24. Kilimandscharo-Schöne (nach Photographie von A. Mielichhofer) 121
25. Miriali's Frauen und Mädchen (nach Photographie) 125
26. Giraffen (nach Photographie) 129
27. Hydnora-Species (nach eigener Skizze von J. Tsch.) 132
28. Gehörne vom Rhinoceros bicornis (nach Photographie von J. Tsch.) . . . 133
29. Aasvögel beim Schmause (von A. Mielichhofer), Vollbild 137
30. Gnuantilopen-Gehörne (nach Photographie von J. Tsch.) 144
31. Der Meruberg (nach Photographie) 153
32. Kriegsschauri am Bache (von A. Mielichhofer), Vollbild 157

Seite
33. Bei den Wameru (nach Photographie), Vollbild 169
34. Der Balbalsee (nach Photographie) 171
35. Hinüberschaffen der Esel (von A. Mielichhofer) 177
36. Eingeborener von Klein-Aruscha (nach Photographie von A. Mielichhofer) . 181
37. Schnupftabaksdosen aus dem Kilimandscharo-Gebiete (nach Photographie von J. Tsch.) 185
38. Mpala-Antilopen-Gehörne (nach Photographie von J. Tsch.) 191
39. Unser Lager bei Miriali (nach Photographie) 195
40. Krieger vom Kilimandscharo (nach Photographie von A. Mielichhofer) . . . 197
41. Urwaldpartie (nach Photographie) 203
42. Baum-Erika (nach Photographie) 205
43. Senecio Johnstonii Oliv. (nach Photographie von J. Tsch.) 207
44. Der Kimawensi vom Sattelplateau aus (nach Photographie) 213
45. Musterung der Karawane am Vortage des Aufbruches von Taweta (nach Photographie), Vollbild 225
46. Kidschuma wadi Muyuura (von A. Mielichhofer) 231
47. Von Nashornen angegriffen (von A. Mielichhofer) 235
48. Der Kilimandscharo von Useri aus (nach Photographie), Vollbild 241
49. Masaimorúo mit Fliegenwedel (von A. Mielichhofer) 255
50. Auf der Büffeljagd am Ndschirisee (von A. Mielichhofer), Vollbild 257
51. Zwischen Ndschiri und Massimani (nach Photographie) 259
52. Wasserloch bei Massimani II. (nach Photographie) 263
53. Masai-Barnoti (von A. Mielichhofer) 265
54. Morán im Kriegskleide (von A. Mielichhofer) 269
55. Halsschmuck der Masai-Mädchen und Masai-Ohrschmuck (nach Photographie von J. Tsch.) 271
56. Morán und Dittos beim Tanze (nach Photographie), Vollbild 273
57. Gehörne der Gazelle Spekei (nach Photographie von J. Tsch.) 277
58. Die Wasserlöcher von Seki (nach Photographie), Vollbild 285
59. Távala morúo! Távala! (von A. Mielichhofer) 292
60. Masai-Schilde (nach eigener Skizze von J. Tsch.) 293
61. Gezilâ's Ende (von A. Mielichhofer) 305
62. Masai Sjangiki (von A. Mielichhofer), Vollbild 307
63. Unser Lager von Ngongo Bagáß (nach Photographie) 311
64. Freundschaftsbündniß (von A. Mielichhofer) 317
65. Wasserpalmen (nach Photographie), Vollbild 327
66. Dracaena-Species (nach eigener Skizze von J. Tsch.) 330
67. Im Kikujulande (nach Photographie), Vollbild 331
68. Utaháj Uajaki's Gehöfte (von A. Mielichhofer) 337
69. Blutsfreundschaftsbund (von A. Mielichhofer) 341
70. Eröffnung der Feindseligkeiten am Bache (von A. Greil), Vollbild 349
71. Kikujukrieger (von A. Mielichhofer) 357
72. Kikuju-Dorflandschaft (nach Photographie) 363
73. Am Masíjoja I (nach Photographie) 369

Seite
74. Siegestrunken (von A. Mielichhofer) 375
75. Abedi wadi Heri in den Händen der Wakikuju (von A. Mielichhofer) . . 381
76. Pombe-Fabrikation in Kikuju (von A. Mielichhofer) 387
77. Kikujuwaffen (nach Natur von J. Tsch.), Vollbild 389
78. Armschmuck der Wakikuju (nach Natur von J. Tsch.) 391
79. Ohrschmuck der Wakikuju (nach eigenen Skizzen von J. Tsch.) 392
80. Aelterer Kikujuschild (nach Natur von J. Tsch.) 393
81. Schmiedewerkzeuge der Wakikuju (nach Skizze von J. Tsch.) 393
82. Pfauenkraniche (nach Natur von A. Mielichhofer) 397
83. Der Kenia vom Ndorolager aus (nach Photographie), Vollbild 401
84. Im Bambusdickicht am Kenia (von Ludwig Hans Fischer) 407
85. Wasserbock-Gehörne (nach Photographie von J. Tsch.) 413
86. In banger Erwartung (von A. Mielichhofer) 423
87. Der Aequatorlagerplatz (nach Photographie) 431
88. Wandernde Masai (von A. Mielichhofer) 433
89. Masai-Kriegerschar (nach Photographie), Vollbild 441
90. Masaikrieger beim Mahle (von A. Mielichhofer) 449
91. Guasso Njiro-Flußpartie (nach Photographie), Vollbild 457
92. Mambo kwa Muungu, Bwana! (von A. Mielichhofer) 467
93. Der Baringosee vom Leikipia-Hochlande aus (nach Photographie), Vollbild 473
94. Njemß Mbogo (von Ludwig Hans Fischer) 481
95. Alcelaphus Cokii und Caama (nach Photographie von J. Tsch.) 488
96. Kudu-Antilopen-Gehörne (nach Photographie von J. Tsch.) 490
97. Begegnung mit drei Löwen (von A. Mielichhofer) 491
98. Beisa-Antilopen-Gehörne (nach Photographie von J. Tsch.) 492
99. Nashornjagd (von A. Mielichhofer) 501
100. Gehörne eines Büffelstieres und einer Büffelkuh (nach Photographie von J. Tsch.) 503
101. Graf Teleki sieht sich plötzlich zwei Büffelstieren gegenüber (von A. Greil), Vollbild 505
102. Weibliches und männliches Elenn-Antilopen-Gehörne (nach Photographie von J. Tsch.) 509
103. Wandorobbo-Waffen (nach Photographie von J. Tsch.) 513
104. Angriff eines Nashorns auf unsere Rinder (von A. Mielichhofer) 515
105. Graf Teleki und seine Beute am 16. Jänner 1888 (nach Photographie), Vollbild 521
106. Mohammed Seiff vom Büffel verfolgt (von A. Greil) 529
107. Kartenskizze 531
108. Die Suk kommen! (von A. Greil) 533
109. Frühere Karte unseres Reisegebietes mit dem Rudolph- und Stephanie-See Vergleiches halber eingezeichnet 535
110. Sokoni redet (von A. Mielichhofer) 539
111. In Wassernoth (von A. Mielichhofer) 551
112. Gaz. Wallerii (nach F. L. James' »The Unknown Horn of Afrika«) . . 553

Seite
113. Beisa=Antilopen (nach Photographie) 557
114. Schild der Burkenedschi (nach eigener Skizze von J. Tsch.) 561
115. Equus Burchelli (nach Photographie) 563
116. Equus Chapmani und Eq. Grevyi (nach Photographie) 565
117. Dónjiro (von A. Mielichhofer) 569
118. Elephantenjagd am Njiroberge (von A. Greil), Vollbild 573
119. Skelet des afrikanischen Elephantenschädels (nach der Natur von K.) . . . 576
120. Das Südende des Rudolph=Sees (nach Photographie von Lud. Hans Fischer), Vollbild 577
121. Die große Kraterinsel im Rudolph=See (nach eigener Skizze) 587
122. Hartes Nachtlager (von A. Mielichhofer) 589
123. Die südlichen Elmolo=Inseln (von A. Mielichhofer) 595
124. Anslandholen der Flußpferde (von A. Mielichhofer) 597
125. Der Longendotiberg (nach eigener Skizze) 603
126. Ein Leopard im Lager (von A. Mielichhofer) 605
127. In der Schlucht am Wasserloche (von A. Mielichhofer) 609
128. Elephanten=Stillleben (von A. Mielichhofer) 615
129. Die Elmolo=Ansiedlung Allia (von A. Mielichhofer) 619
130. Der Elephant zertrümmert unser Boot (von A. Mielichhofer), Vollbild . . 621
131. Reschiát=Ohrschmuck (nach eigener Skizze von J. Tsch.) 625
132. Eiserne Perlen (nach eigener Skizze von J. Tsch.) 625
133. Ein zweifacher Angriff (von A. Greil), Vollbild 629
134. Mittel gegen Kolik (von A. Mielichhofer) 633
135. Die Umgebung des Lagerplatzes am 2. April (von L. H. Fischer) 637
136. Ankunft bei den Reschiát (von L. H. Fischer) 643
137. Lagerscene in Reschiát (nach Photographie von A. Mielichhofer), Vollbild . 649
138. Schild der Reschiát (nach Natur von J. Tsch.) 653
139. Reschiátspeere (nach Natur von J. Tsch.) 653
140. Feldarbeitswerkzeuge der Reschiát (nach eigener Skizze von J. Tsch.) . . . 654
141. Reschiátfrau (von A. Mielichhofer) 657
142. Reschiátmann (von A. Mielichhofer) 659
143. Adenium speciosum (nach eigener Skizze von J. Tsch.) 667
144. Crinum ammocharoides (nach eigener Skizze von J. Tsch.) 669
145. Geflochtener Milchtopf der Rándile (nach Natur von J. Tsch.) 675
146. Die Südostseite des Stephanie=Sees (von Lud. Hans Fischer), Vollbild . 681
147. Freundschaftsbündniß bei den Reschiát (von A. Mielichhofer), Vollbild . . 685
148. Kampfkeulen der Buma (Murle) (nach Natur von J. Tsch.) 694
149. Kampfmesser (von J. Tsch.) 694
150. Buma= (Murle=) Frau (von A. Mielichhofer) 695
151. Welsfang (von A. Mielichhofer) 703
152. Lager am Südende des Rudolph=Sees (nach Photographie von L. H. Fischer), Vollbild 705
153. Turkanakrieger beim Angriff (von A. Mielichhofer) 717
154. Armschmuck der Turkana (nach eigener Skizze von J. Tsch.) 720

Seite
155. Hals- und Lendenschnüre der Turkana (nach Natur von J. Tsch.) 721
156. Turkanakrieger (von A. Mielichhofer) 722
157. Turkanamann (von A. Mielichhofer) 723
158. Junger Turkana mit Kopfschmuck aus Straußfedern (von A. Mielichhofer) 724
159. Keule und Speere der Turkana (nach Natur von J. Tsch.) 725
160. Tabaksbehälter der Turkana (nach Natur von J. Tsch.) 726
161. Turkana-Mädchenschürze (nach Natur von J. Tsch.) 726
162. Lendenschnur aus Ziegenzähnen (nach Natur von J. Tsch.) 726
163. Turkanafrau (von A. Mielichhofer) 727
164. Eingeborener von Turkana (von A. Mielichhofer) 729
165. Lémagori's Tochter (von A. Mielichhofer) 736
166. Lager unter »Poscho-Bäumen« (von Ludwig Hans Fischer), Vollbild . . 753
167. Sukmädchen (von A. Mielichhofer) 765
168. Suk-Ohrschmuck (von J. Tsch.) 766
169. Ein Sukschauri (von A. Mielichhofer) 767
170. Untergang der Burkenedschifrau (von A. Mielichhofer) 773
171. Typische Baumform (nach eigener Skizze von J. Tsch.) 775
172. Büffeljagd am Guasso Njuki (von A. Mielichhofer) 781
173. Ueber den Márentatfluß (von A. Mielichhofer), Vollbild 785
174. Am Naiwascha-Seestrande (nach Photographie von A. Mielichhofer), Vollbild 793
175. Unser kleiner Ziegenhirte (von A. Mielichhofer) 801
176. Mädchen aus Ukambani (von A. Mielichhofer) 807
177. Harar (nach Photographie) 815
178. Blatt und Blüthe von Adenium speciosum in Naturgröße (von J. Tsch.) 860
179. Lobelia Telekii (nach eigener Zeichnung von J. Tsch.) 863

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

I. Capitel.

Reisevorbereitungen in Sansibar und an der Küste.

(5. October 1886 bis 4. Februar 1887.)

Vorgeschichte der Expedition. — Wm. O'Swald und Gust. Dehnhardt. — Ankunft in Sansibar. — James Martin. — Gen. Lloyd Wm. Mathews. — Erstes Schauri mit Dschumbe Kimemeta. — Issa ben Madi. — Der Bwana mkubwa kommt an. — Audienz beim Sultan. — Dr. Gregory d'Arbela. — Unser Tagewerk. — Adm. Knorr. — Dr. Wm. Junker und Dr. O. Lenz treffen ein. — Dualla Idris. — Ankauf und Verpackung der Tauschwaaren. — Anwerbung der Mannschaft. — Sansibariten und Mrima-Leute. — Anführer und Askari. — Abschied von Sansibar. — Der »Star« strandet vor Pangani. — Pangani. — Abmarsch.

Der dunkle Continent, der Erdtheil, welcher seiner Erforschung am längsten widerstanden, ist zum großen Theile des Geheimnisses beraubt, das er so sorgsam zu hüten gewußt hat. Unser Jahrhundert mag sich rühmen, diese Sphynx bezwungen, die Wanderer ausgeschickt zu haben, welchen es endlich glückte, ihre Räthsel zu lösen.

Schwer war das Werk und gar Mancher fiel dabei zum Opfer, doch fanden sich immer wieder Andere dazu bereit, zur Erweiterung unserer Kenntniß dieses Erdtheils den rauhen, wilden Pfad zu verfolgen, der nach seinem Herzen führt. Kein Wunder, denn welch' gewaltiger Zauber liegt doch im Unbekannten und welch' verführerischer Reiz im Gedanken, seinen Thatendrang und Abenteurergeist, mit schönen, hohen Zielen verknüpft, in den Dienst der Wissenschaft stellen zu können.

Erfüllt von solchem Drange, plante auch Graf Samuel Teleki von Szék — ein in Siebenbürgen begüterter Edelmann — eine nach dem Inneren des dunklen Welttheils gerichtete Forschungsreise. Vermögend und unab-

hängig, durch Jagd und Sport gestählt gegen Beschwerlichkeiten und Unbilden, vereinigte Graf Teleki im hohen Maße jene persönlichen Eigenschaften in sich, welche für die erfolgreiche Ausführung eines solchen Unternehmens Gewähr leisten können. Eben im Begriffe seine Absicht zu verwirklichen, war er im Anfange des Jahres 1886 über Einladung seines für das geplante Forschungswerk lebhaft interessirten hohen Gönners und Freundes, unseres unvergeßlichen Kronprinzen, Erzherzogs Rudolf, nach Lacroma gekommen.

Mein guter Stern wollte es, daß auch ich mich zur Zeit in jenem Gewässer auf Sr. Maj. Yacht »Greif« eingeschifft befand, welche dem Kronprinzen zur Verfügung gestellt war. Gleichfalls seit Langem vom lebhaftesten Wunsche beseelt, meine bescheidenen Kräfte der Erschließung Afrikas widmen zu können, zauderte ich keinen Augenblick, dem Grafen meine Begleitung für die beabsichtigte Expedition nahe zu legen.

Dank mächtiger Fürsprache that ich es nicht ohne Erfolg, ja ich sah schon am nächsten Tage meinen sehnlichsten Wunsch in Erfüllung gegangen.

In einigen flüchtigen Besprechungen wurde ein Reiseplan, jedoch nur in allgemeinen, schattenhaften Umrissen, entworfen, welchem ein Eindringen nach Inner-Afrika von der Ostküste aus als Voraussetzung zu Grunde lag; länger währten die unerläßlichen Vorstudien, sowie die Besprechung und schließlich auch Beschaffung der so mannigfaltigen Ausrüstung, wie sie zu einer mehrjährigen Forschungsreise in culturlosen Ländern nothwendig ist. Graf Teleki begab sich zu diesem Zwecke nach Frankreich und England, indeß ich mich in Oesterreich derselben Aufgabe widmete. Für Ende October war unser Zusammentreffen in Sansibar verabredet, doch verzögerten unvorhergesehene Zwischenfälle die Abreise Teleki's, so daß ich einen vollen Monat auf sein Eintreffen dortselbst zu warten hatte. — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am 5. October 1886 glaubte ich meinen Theil der Vorbereitungen als beendet ansehen und demnach Europa verlassen zu können. Die »Titania«, eines der schönsten Schiffe des österr.-ung. Lloyd, brachte mich

nach Aden, von wo es nach kurzem Aufenthalte mittelst Dampfer der Britisch-India-Linie meinem weiteren Bestimmungsorte entgegenging.

Es fügte sich hierbei für mich sehr glücklich, daß zufällig auch Herr Wm. O'Swald — unser damaliger Consul auf der Insel Sansibar — denselben Dampfer zur Rückkehr auf seinen Posten benützte, da ich in dessen liebenswürdiger Gesellschaft nicht nur eine Menge schätzenswerther Winke, sondern auch unermüdlich betriebenen Unterricht im Kisuahili — der in Sansibar üblichen Verkehrssprache — erhielt.

Eine weitere, mir sehr werthvolle Bekanntschaft machte ich während des letzten Abschnittes der Seereise in Herrn Gustav Denhardt — dem jüngeren der beiden Brüder, deren Namen mit der Geschichte des Witulandes so innig verknüpft sind — der sich uns beim Küstenorte Lamu zugesellte und mir in Sansibar vom ersten Augenblicke meiner Landung an mit seiner ganzen, reichen Erfahrung zur Seite stand. Bessere Reisegefährten hätte ich mir in der That nicht wünschen können!

Das Schiff hielt noch einmal und zwar im malerischen Hafen von Mombas; am nächsten Morgen, den 31. October, der klar und hell anbrach, war zu unserer Freude die Insel Sansibar, wohl nur als niedriger Streifen Landes, von zarten Morgennebeln umschleiert, endlich zu sehen. Rasch näherten wir uns; bald kam, scheinbar wenigstens, Leben ins gleichmäßige Graublau, das sich zu ungezählten Palmwipfeln auflöste, bald entrollte sich auch das prächtige Bild, das Sansibar von der See aus gesehen bietet, vor unseren Augen. Das Schiff hatte sich nur noch zwischen einigen reizend grünen Koralleninselchen hindurchzuwinden, stand dann dem Zollhause gegenüber, inmitten eines Schwarmes kleiner Boote stille und der Anker rasselte in die Tiefe. Eines der vielen Fahrzeuge, welche sofort herangekommen waren, brachte Herrn Denhardt und mich an den nahen Strand, von wo uns eine Schaar dienstfertiger Neger entgegengestürzt kam, um uns unter viel unnöthigem Geschrei aufs Trockene zu tragen; dann konnten wir, geleitet von einer gaffenden Menge farbiger Müßiggänger, uns auf den Weg zum »Hotel Criterion« machen. — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zu viele Forschungsreisende haben bereits die Insel Sansibar zum Gegenstande mehr oder minder begeisterter Schilderungen gemacht, als daß auch ich mich dazu versucht oder nur berechtigt fühlen könnte. Mich wenigstens mutheten sowohl die beiden Sultanspaläste mit dem daranschließenden, dem Verfalle nahen Fort, als auch die diesem gegenüberliegenden Zollschuppen mit ihren bunt durcheinanderwogenden Schaaren fremdländischer Typen wie alte Bekannte an; ebenso das lebensvolle Getriebe des Marktplatzes mit seinen reichen Lagern tropischer Früchte, das geschäftige, winkelige Inderviertel und schließlich auch Ngambu, die Negervorstadt. Da schritten ja, vor uns, neben uns, die oftbeschriebenen, in lange, schneeig weiße Hemden gekleideten, schwarzen Dandies und auch manch' schelmisches Bibi*) — ein lebend gewordenes Traumgebilde — lachte uns schalkhaft entgegen.

Dem Vergnügen, die Schönheiten und Schattenseiten der ostafrikanischen Capitale, von der ich so manche Beschreibung gelesen hatte, nun aus eigener Anschauung kennen zu lernen, konnte ich eine volle Woche hindurch meine ganze Muße widmen, weil es in dem Hotel, in welchem ich mich eingemiethet hatte, für eben so lange zu wenig wohnlich aussah, als daß ich in demselben mehr als die Nacht hätte zubringen mögen; übrigens fand sich bald auch anderer Zeitvertreib, denn schon am nächsten Morgen sollte ich erfahren, daß meine Ankunft nicht so unbemerkt vor sich gegangen war, wie ich es gewünscht hätte, sondern im Gegentheile in allen Quartieren der Stadt besprochen wurde. Zu damaliger Zeit ging es nämlich in Sansibar viel stiller zu, als heute; die Mail, der Postdampfer, langte nur einmal im Monate an und bei der verhältnißmäßig geringen Zahl europäischer Reisender, die Sansibar berührten, galt die Ankunft eines solchen natürlich als Ereigniß. Und war es gar, wie in diesem Falle, ein Forschungsreisender, den der Dampfer gebracht hatte, dann lief die Märe wie ein Lauffeuer durch die Stadt zur Negervorstadt. Witterten die geriebenen, indischen Kaufleute doch mit feiner Nase ein neues Geschäft, indeß auch die abenteuerlustigen Bewohner von Ngambu, das Element, aus welchem die Forschungsexpeditionen ihr Trägermaterial

*) Bedeutet »Frau oder Mädchen«.

zu recrutiren pflegen, nicht minder Grund hatten jeden anlangenden Reisenden mit erwartungsvoller Freude zu begrüßen. Es durfte mich daher nicht wundern, wenn ich meine Wohnstätte jeden Morgen von lärmenden Negergruppen belagert fand und Tag für Tag Besuche von reich gekleideten Indiern zu empfangen hatte, die kamen, um mich in ausgesuchten Phrasen zur Besichtigung ihrer Waarenlager einzuladen. Bei der unvorhergesehenen Verspätung der Ankunft Teleki's in Sansibar fehlte es mir jedoch an jedweder Vollmacht zu einem selbstständigen Vorgehen und ich mußte mich vorderhand auf eine rein informative, vorbereitende Thätigkeit beschränken.

Nur eines war gelegentlich meiner Besprechungen mit dem Grafen Teleki festgestellt worden, nämlich, daß wir uns thunlichst der Dienste eines gewissen James Martin versichern wollten, eines ehemaligen Malteser Matrosen, welcher durch J. Thomson's Reise ins Masailand bekannt geworden war. Martin war eben in Sansibar und bewohnte ein idyllisch gelegenes Landhaus, das seinem Gönner, dem General Lloyd Wm. Mathews, damaligem Commandirenden der regulären Sultansarmee, gehörte. Dort fand ich ihn und zufällig auch einige seiner Getreuen, wie Manwa Sera, Katschetsche und Bedue, Berühmtheiten in ihrer Art, deren Namen mir längst aus verschiedenen Reisebeschreibungen geläufig waren und deren persönliche Bekanntschaft mich selbstverständlich in hohem Grade interessirte. Soll ich von dem Eindrucke sprechen, den sie auf mich machten? Nun, die vielleicht etwas romantisch angehauchten Erinnerungen aus meiner Afrikalectüre erlitten dabei einen harten Stoß, denn wie ganz anders hatte ich mir sie vorgestellt, wenn ich des großen Antheils gedachte, dessen sich so Mancher von ihnen an der Durchführung der einen oder der anderen epochemachenden Forschungsreise ins Innere von Afrika rühmen konnte.

Wenn es mir auch nicht gelang, Martin für unser Unternehmen zu gewinnen, weil dieser sich bereits einer Gesellschaft englischer Sportsleute gegenüber verpflichtet hatte, so waren meine diesbezüglich gethanen Schritte doch insoferne nicht ohne Erfolg, als sich mir hiebei die Gelegenheit geboten hatte, mit dem General Mathews bekannt zu werden und uns damit auch dessen

unschätzbaren Einfluß zu sichern. Seinem gütigen Eingreifen gelang es denn auch bald, mich über die Schwierigkeiten, welche die Zollorgane erhoben hatten, hinweg in den glücklichen Besitz der 140 Kisten und Ballen zu setzen, die als Haupttheil der Expeditionsausrüstung mit mir angekommen

Dschumbe Kimemeta.

waren. Inzwischen war es mit meiner freien Zeit zu Ende. Ich hatte zur Unterbringung unserer Sachen erst ein passendes Haus ausfindig zu machen, dann ans Auspacken und Sortiren zu gehen; und das letztere gab mir von Früh bis Abends vollauf zu thun, da ich nicht nur immer selbst dabei sein, sondern auch selbst zugreifen mußte, weil die Negerschaar, die ich zur Beihilfe gedungen hatte, wohl Alles bewunderte und begaffte, jedoch nur mit knapper Noth zur Arbeit zu bringen und dabei zu erhalten war.

Es mußte nunmehr auch daran gedacht werden, die richtigen Kräfte ausfindig zu machen, um der Expedition einen Kern von tüchtigen Anführern zu sichern. Zu meiner großen Befriedigung hatte ich diesbezüglich in Bälde einen glücklicheren Erfolg zu verzeichnen, als es mit Martin der Fall war, indem es mir gelang, den ebenfalls durch Thomson's Reise bekannt gewordenen Masai-Elfenbeinhändler Dschumbe Kimemeta für unsere Reisepläne zu interessiren. Dieser hielt sich eben zufällig in Sansibar auf, wohin ihn der Sultan auf Drängen einiger Gläubiger berufen hatte, um endlich Aufklärung zu geben, wie er seine nicht unbedeutenden Schulden zu begleichen gedenke. Als ich von seiner Anwesenheit Kenntniß erhalten hatte, beeilte ich mich, ihn um eine Besprechung — einem schauri, wie es an der Ostküste von Afrika heißt — zu ersuchen, welcher Einladung er auch Folge leistete. Dschumbe Kimemeta, ein Küstenneger, ein sogenannter »mrima Mann«, kam als vornehmer Araber angethan, mit stattlichem Gefolge, schon am Tage darauf zu mir ins Hotel. Vor der Thüre des Saales, in welchem ich meine Gäste erwartete, legten sie erst ihre Sandalen ab, dann nahm ich mit den Angeseheneren unter ihnen, nebst Herrn Dehnhardt, der freundlichst den Dolmetsch machte, an einem Tische Platz, indeß sich das Sclavenvolk auf dem Fußboden hinhockte. Kimemeta selbst benahm sich anfangs recht schüchtern, selbst noch als Cigaretten und Scherbet gekommen waren, womit ich die Gesellschaft tractirte, um sie unterdessen in unauffälliger Weise mustern zu können. Sein Gesicht war durch Blatternnarben entstellt, auch hatte sein rechtes Auge in Folge dieser Krankheit gelitten; dafür leuchtete aus dem anderen ein fester, verständiger Blick. Noch ein zweiter Mann der Runde, Issa ben Madi mit Namen, ein Comoro-Neger, der in der Sultansarmee den Rang eines Hauptmannes bekleidete, machte sich mir durch auffallende Intelligenz bemerkbar; derselbe hat uns später, jedoch nur im Verlaufe unserer Vorbereitungen, die schätzbarsten Dienste geleistet, weshalb ich ihn schon hier einführen will.

Das Schauri führte bald zu einem Einverständnisse. Dschumbe Kimemeta war bereit, eine Expedition nach den Masailändern als Führer mitzumachen, und da der Eindruck, den er auf mich machte, ein entschieden

günstiger war, so zögerte ich nicht, ihn durch ein ziemlich bedeutendes Geldgeschenk zu einer Verlängerung seines Aufenthaltes auf Sansibar bis zur Ankunft des Grafen Teleki zu veranlassen.

Durch Issa ben Madi's Vermittlung erhielt ich noch am selben Tage drei Negerjungen zugeführt, Dschuma, Baraka und Schomari mit Namen, die ich als Diener engagirte und nun abzurichten hatte, ebenso wie eine Anzahl Anderer, die ich als Schmetterlings- und Käfersammler zu beschäftigen versuchte. Solcherart verging meine Zeit meist in schwarzer oder brauner Gesellschaft und die europäische Colonie sah mich nur wenig, bis am 29. November endlich der Brit.-Ind. Dampfer »Oriental« den Grafen Teleki brachte. Er hatte die ganze Reise von London aus zur See gemacht und war in Aden genöthigt gewesen, länger als eine Woche auf die Abfahrt der Sansibar Mail zu warten. Die Nachricht von seiner Ankunft war bald publik und kaum daß wir Muße gefunden, die wichtigsten unserer gegenseitigen Neuigkeiten auszutauschen, erschienen schon auch, einzeln oder in Trupps, die verschiedenen Interessenten an unserer Expedition, um dem Grafen unter tiefen Bücklingen und freundlichen Grimassen die Hände zu küssen. Der Bwana mkubwa, d. i. der große Herr, war nun da und meine Herrlichkeit als interessanter Europäer ersten Ranges damit zu Ende; ich wurde zum Bwana mdogo, dem kleinen Herrn, degradirt, so will's nun schon die Kleiderordnung in Ostafrika. Hätte es noch einen dritten Theilhaber an der Expedition gegeben, so wäre ihm oder mir der Rang des Bwana katikati, d. i. des mittleren Herrn, beschieden gewesen.

Nun traten für mich auch in sonstiger Hinsicht abwechslungsvollere Tage ein; Graf Teleki hatte Empfehlungsschreiben mitgebracht und den verschiedenen officiellen Persönlichkeiten mußten Besuche abgestattet werden, was ich bisher unterlassen hatte. Eines Tages machten wir natürlich auch Sr. Hoheit dem Sultan Sayid Bargasch unsere Aufwartung, höchstwelcher die Gewogenheit hatte, sich in theilnehmendster Weise für unsere Wünsche zu interessiren und uns seine volle Unterstützung zuzusichern. Gelegentlich dieser Audienz wurden wir unter Anderen auch mit Herrn Dr. Gregory d'Arbela, dem Haremarzte des Sultans, bekannt. Man mag sich denken,

wie werthvoll für uns die Freundschaft eines solchen Vertrauensmannes des Landesherrn sein mußte, den überdies ein langjähriger Aufenthalt bei staunenswerthen Sprachkenntnissen zum gründlichsten Kenner der Sansibarer Verhältnisse gemacht hatten.

Wie bereits erwähnt, war bei unserer Abreise von Europa ein Reiseplan nur in großen, allgemeinen Zügen festgestellt worden und unsere Ausrüstung daher auch darauf berechnet, für irgend eine Afrikareise zu passen; nun erst, und zwar gleich in den ersten Tagen nach Teleki's Eintreffen, wurde der Plan ersonnen, den wir späterhin auch so glücklich waren Punkt für Punkt auszuführen. Daraufhin konnten wir mit ruhiger Berechnung vorgehen; unsere Absichten wurden in bestimmte Umrisse gefaßt und unsere Bedürfnisse mit dem General Mathews gründlichst besprochen. Vor Allem wurde mit Dschumbe Kimemeta ein Vertrag abgeschlossen, nach welchem sich dieser bereit erklärte, gegen eine Bezahlung von 2000 Dollars für eine Reise von beliebiger Dauer in den Dienst der Expedition zu treten. Er selbst hatte den Einkauf der nöthigen Tauschartikel zu leiten und deren landesübliche Verpackung zu überwachen, konnte jedoch damit nicht sofort beginnen, weil er vorerst noch nach Pangani, seinem Heimatsorte, abgehen mußte, um seine eigenen Angelegenheiten zu ordnen, ebenso auch die Werbung einer Anzahl von Leuten und den Ankauf von grauen Eseln als Tragthiere für uns vorzubereiten.

Mittlerweile harrte unser die Aufgabe, die von Europa mitgebrachte Expeditionsausrüstung in Traglasten zu je 35 Kilogramm zu vertheilen und zu verpacken. Und das war keine Kleinigkeit. Da gabs Zelte, Stühle, Tische, Betten, Instrumente, Sägen, Aexte, Messer, Proviant, Munition, Boote, Masten, Segel, Tauwerk, Plachen und noch hunderterlei Anderes, wie es für eine mehrjährige Afrikareise nothwendig ist; die Zeit drängte jedoch nicht und so wurde Kiste für Kiste in der richtigen Auswahl gepackt, gewogen, verbucht, vermacht und schließlich mit einem den Hauptinhalt andeutenden Zeichen versehen.

So waren wir in dem hierzu eigens gemietheten Hause, in welches ich selbst bald übersiedelte, viele Tage hindurch emsig beschäftigt; und

erst wenn die Sonne Miene machte, sich hinter den duftig blauen Bergzügen des Festlandes zur Ruhe zu begeben, dann beschlossen auch wir unser Tagewerk, um auf prächtigen weißen Maskateseln*), die Graf Teleki inzwischen gekauft hatte, Spazierritte zu unternehmen und uns mit stets gleichem Entzücken der herrlichen Umgebung zu erfreuen. Ein häufiger Theilnehmer an diesen Partien war der damalige kais. deutsche Contreadmiral Knorr, Commandirender einer eben vor Sansibar liegenden Schiffsdivision, welcher auch sonst unser ganzes Treiben mit aufrichtigem Interesse verfolgte und das Unternehmen insoferne in gütigster Weise förderte, als er sonst in Sansibar unausführbare Arbeiten durch die Werkleute der ihm unterstehenden Schiffe herstellen ließ. Des Abends sahen wir uns oft im Hause gastfreundlicher Bekannter oder an Bord der deutschen Schiffe zu fröhlichem Mahle geladen oder aber wir ergingen uns auf dem flachen Dache unseres Hauses, unsere Pläne mit Issa ben Madi, der uns dabei oft Gesellschaft leistete, immer wieder von Neuem durchberathend und besprechend, bis diesen der Ruf zum Abendgebete von uns scheiden ließ; dann griff Graf Teleki wohl häufig zum Sextanten, um sich im Beobachten von Mond- und Sternhöhen zu üben und meistens erst lange nach Mitternacht ging es zur Ruhe.

In diese Periode unseres Aufenthaltes in Sansibar fielen auch zwei Ereignisse, welche in den weitesten Kreisen der civilisirten Welt ein freudiges Echo erweckten und aus naheliegenden Gründen gerade für uns von doppeltem Interesse waren. Dr. Wilh. Junker, der vielfach Todtgesagte, langte nach langer Irrfahrt aus dem Herzen von Afrika in Sansibar an, um die Mitwelt zur Hilfeleistung für seinen Schicksalsgenossen Emin Pascha aufzurütteln. Seinem blühenden Aussehen und jovialen Entgegenkommen sah man es an, daß der siebenjährige, ununterbrochene Aufenthalt im tropischen Afrika ihn trotz aller Gefahren und Entbehrungen weder um seine

*) Eigentlich Maulesel; sie stammen aus Maskat und werden ihres wunderbaren Paßganges wegen von reichen Arabern und auch Indiern gerne als Luxus-Reitthiere gehalten. Sie sind verhältnißmäßig theuer und zwar schwankt der Preis eines solchen zwischen 50 und 250 Dollars.

Gesundheit noch um seine frohe Laune zu bringen vermocht hatte. Bald darnach überraschte uns die Ankunft des Dr. O. Lenz, der nach achtzehnmonatlicher Wanderung von der Mündung des Congo bis zu jener des Sambesi ebenfalls in bester Verfassung in Sansibar anlangte, für uns angehende Afrikareisende ein froher Hoffnungsbote aus dem dunklen Erdtheile, dessen Schwelle zu überschreiten wir im Begriffe standen.

Die nächste Mail hatte mittlerweile eine kleine Schaar Somâl gebracht, welche Graf Teleki auf Anrathen Sir Richard Burton's für die Expedition angeworben hatte.

Dieser bekannte Forscher hatte dem Grafen Teleki dringend ans Herz gelegt, auf jeden Fall eine kleine Personalgarde mitzunehmen, die jedoch aus Leuten eines, dem großen Trosse möglichst fernestehenden Stammes bestehen müsse. In Aden war nun Graf Teleki auf den Gedanken verfallen, dieselbe aus Somâl zu bilden, und er engagirte auch in erster Linie auf Empfehlung des dortigen Residenten Major Hunter's einen jungen, erst 24 Jahre alten Habr-Auwâl Somâl Namens Dualla Idris. Dieser hatte schon als Junge Nordamerika kennen gelernt, war dann durch 6 Jahre Stanley's »truest and most fidele« am Congo gewesen und hatte, da er seinen Herrn stets bei seinen Reisen nach Europa begleitete, auch einen ziemlichen Begriff von der alten Welt. Von Stanley entlassen, befand er sich nach kurzer Rast in der Heimat wieder unterwegs und zwar als Führer der bekannten Expedition der Brüder James in das Somali-Land.

Dualla war von dieser Reise eben nach Aden zurückgekehrt, als ihn Graf Teleki dort traf und noch immer bereit fand, irgend eine Expedition mitzumachen, wiewohl die bedeutenden Ersparnisse aus seinen Wanderdiensten es ihm schon längst erlaubt hätten, ein ruhiges, sorgenfreies Dasein an der Seite seines reizenden Weibchens zu führen.

Außer Dualla langten noch sechs andere junge Somâl an, ein siebenter kam später nach.

Dualla sprach außer arabisch und hindostanisch auch fertig englisch und kisuahili, befand sich überdies nicht zum ersten Male in Sansibar und war uns daher sofort von wesentlicher Hilfe; weniger gut konnten

wir anfangs die übrigen Somâlbursche brauchen, da wir mit ihnen nur vermittelst Dolmetsch verkehren konnten.

Unsere Arbeit ging bei der vielen Dienerschaft, über die wir nunmehr verfügten, rasch von statten, rascher als es nöthig gewesen wäre, weil

Dualla Idris.

Dschumbe Kimemeta länger auf sich warten ließ, als bestimmt und uns lieb war; Pünktlichkeit und Verläßlichkeit zählen eben nicht zu den Tugenden, welcher sich die braunen und schwarzen Erdenkinder rühmen dürfen. Als er aber endlich da war, machte er sich mit einer Rührigkeit an die Arbeit, wie wir sie seinem phlegmatischen Wesen gar nicht zugemuthet hatten.

Zunächst galt es, über die Gattungen und Mengen der verschiedenen Tauschartikel, welche wir für die Reise mitzunehmen hatten, ins Reine zu

kommen. Es ist dies selbst an Ort und Stelle — an der Küste nämlich — eine viel schwierigere Sache, als man sich wohl denken mag, weil die Auskünfte, die man von den dort ansässigen Kaufleuten erhält, kaum verläßlich sind, die wirklichen Gewährsmänner aber, die Karawanenführer, nicht zu rechnen verstehen. Unter solchen Verhältnissen vermag man daher nur durch gründliches und oftmal wiederholtes Ausfragen dieser Leute zu halbwegs brauchbaren Angaben, zu einer einigermaßen richtigen Vorstellung von der Menge der benöthigten Waaren zu gelangen.

Den Einkauf der Tauschwaaren besorgten Dschumbe Kimemeta und Issa ben Madi, welchen zur Unterstützung und Controle noch der im Handel erfahrene Indier des Hauses O'Swald & Co. beigegeben war.

Unsere Waarenliste wies eine recht stattliche Reihe von Artikeln auf, die ich in der Hauptsache im Nachfolgenden wiedergebe:

Wir hatten an weißen Baumwollzeugen (merikani) allein 600 Stück (djora) von 27 bis 36 Meter Länge, an dunkelblauen Kaliko's (kaniki) 250 djora von 7·2 Meter Länge, an schön karminroth gefärbten Stoffen, bendera assilia genannt, 100 Stück zu 29 Meter Länge; außer diesen Stoffen, welche allerdings die Hauptmasse ausmachten, gabs noch eine Menge anderer, grell gefärbter Zeuge besserer und schlechterer Qualität, erstere arabischer Manufactur. An Glasperlen hatten wir eine schwere Menge, insbesondere sogenannte Masaiperlen, das sind runde Glasperlen von 2 bis 2½ Millimeter Durchmesser in rother (samesame), blauer (madschi bahari) oder weißer (uschanga meupe) Farbe, im Ganzen 2800 Kilogramm; ferner sogenannte ukuta, das sind erbsengroße, blau glasirte Pariserperlen, sambaj genannte, schlechte, weiße Porzellanperlen, murtinarok, d. s. grün, blau oder hellbraun gefärbte Glasringe von 1 Centimeter Durchmesser, ganz feine, winzige Glasperlen für die Dschagga-Staaten (Kilimandscharo) in karminrother und türkisblauer Farbe, endlich auch einen ganzen Vorrath verschiedener, großer Perlen, welche unter dem Collectivnamen »mboro« gehen. Versuchsweise nahmen wir außerdem noch eine größere Partie schöner, bis erbsengroßer Perlen in Weiß, Chamois und Blau mit, welche das Handlungshaus Filonardi unter dem Gattungsnamen

»perles orientales« einzuführen begann. Unser Vorrath an dickem (5 Millimeter) Eisendraht (senenge) machte über 100 Traglasten aus, jener von eben so starken Messing- und Kupferdrähten indeß nur 15 Traglasten; das Mitführen von Metallen in Stangenform ist an der Ostküste nicht üblich. Damit ist unsere Waarenliste jedoch noch lange nicht erschöpft. Wir führten an ordinärem Schießpulver allein 400 Kilogramm in kleinen, je 5 Kilogramm haltenden Fäßchen und viele Tausend Zündhütchen für grobe Vorderladgewehre mit uns; weiters Zinn, Blei, feine Eisenkettchen (mikufu), Kaurimuscheln, Messer, Scheeren, Glasspiegel, Bilderbücher, Hampelmännchen, talmigoldene Armbänder und Ringe, Beamtendegen, Marine- und Cavalleriesäbel und noch mancherlei anderen Tand, wie ihn uns die Laune hatte erdenken oder der Zufall erstehen lassen, wenn wir der schwarzen Majestäten gedachten, deren Gunst wir im Laufe der Reise zu erkaufen haben würden.

Dschumbe Kimemeta, welcher auch die Verpackung der Tauschwaaren zu landesüblichen Traglasten zu leiten hatte, machte sich schon am folgenden Tage an die Arbeit, nicht ohne damit die aus Gebeten und Weihrauchspenden bestehende Feierlichkeit zu verbinden, unter welcher der erste Stoffballen gepackt zu werden pflegt. Die gebräuchliche Art des Verpackens der Tauschwaaren ist eine sehr einfache, sie geht auch ganz überraschend schnell von statten. Zwischen je zwei Lagen weißen Zeugs kommt eine Anzahl färbiger Stoffe; das Ganze wird erst in schlechten, weißen Merikani eingehüllt, dann mit Cocosbaststricken, unter gleichzeitigem Schlagen mit schweren Holzknüppeln, zu einem festen harten Ballen verschnürt. Darüber wird herkömmlicherweise eine grobe, aus Cocospalmblättern geflochtene Matte genäht, welch' letztere Arbeit von einer besonderen Gilde der arabischen Bevölkerung, den Schihiri, ausgeführt wird. Die Perlen werden ebenfalls nur in schlechte Zeugsäcke gefüllt, die im Verlaufe der Reise denn auch bald platzen, zur großen Freude der Träger, welche die Gelegenheit natürlich nicht vorübergehen lassen, ohne einen tüchtigen Eingriff zu thun. Die Drahtrollen werden mit Stricken zusammengeschnürt und gleich allen anderen Lasten in Matten eingenäht. Schließlich muß Last für Last mit einer deutlichen Nummer versehen und auch verbucht werden.

Die eben geschilderten Verpackungsmethoden sind weder dauerhaft genug, noch schützen sie die betreffenden Güter in hinreichendem Maße; insbesondere dienen die Mattenhüllen zu kaum mehr, als daß sie die bald auftretenden Schäden der inneren Verpackung verdecken und dadurch eine Untersuchung derselben bezüglich ihres Zustandes erschweren. So wie manch' Anderer, gingen jedoch auch wir in die Netze des »dasturi«, der althergebrachten Sitte, und packten daher auch unsere Tauschwaaren in der beschriebenen, üblichen Weise.

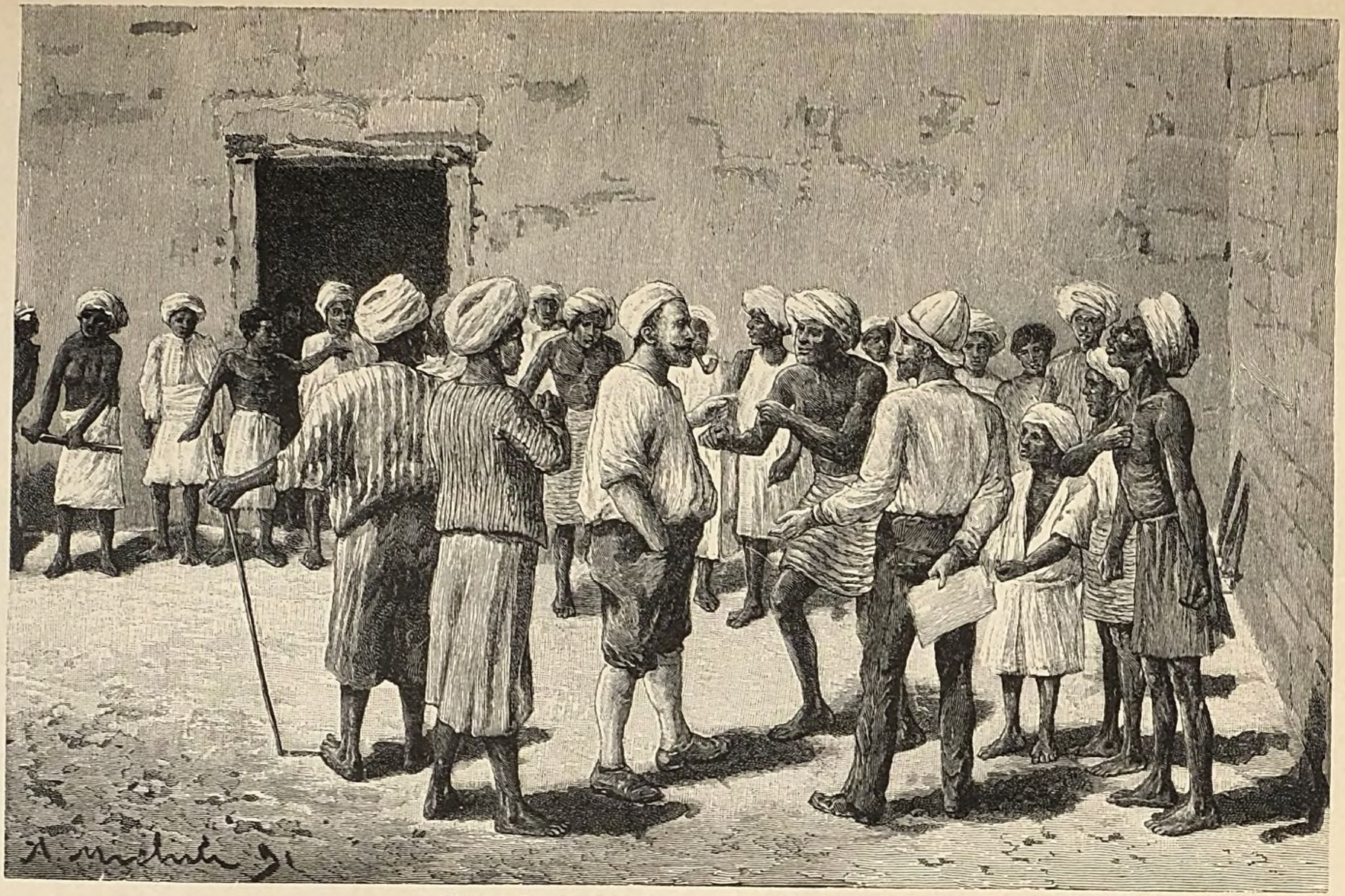
Wir waren eines Tages eben mit diesen Arbeiten emsig beschäftigt, als wir durch die Nachricht alarmirt wurden, daß man andernorts bereits mit dem Werben von Leuten für die Stanley'sche Expedition zum Entsatze Emin Pascha's begonnen habe, an welcher, wie wir gehört hatten, nicht weniger als 500 Sansibariten theilnehmen sollten; und wenn es auch in Sansibar an solchem Trägervolk, das sich gerne bei Forschungsreisen betheiligt, gewöhnlich nicht fehlt, so mußten wir uns doch mit der eigenen Werbung beeilen, wollten wir nicht die besten verfügbaren Kräfte von anderer Seite vorweggenommen sehen. Daß wir damit bis zum letzten Augenblicke warteten, hat seinen guten Grund darin gehabt, daß wir für die Leute noch keine Verwendung hatten, sie aber wohl vom Tage der Aufnahme an bezahlen mußten. Nun aber waren wir durch die Umstände dazu gezwungen und ließ Graf Teleki daher sofort in den verschiedenen Quartieren der Stadt bekannt machen, daß auch bei uns die Werbung beginne.

Unser Aufruf fand erstaunlich schnelle Verbreitung, und schon eine Stunde darnach hatte Issa ben Madi, der die Aufzeichnung der Anmeldungen übernommen hatte, vollauf zu thun, um die drängende und schreiende Menge von seinem, im Hofe unseres Hauses etablirten Werbetische abzuwehren.

Eine solche Aufschreibung bedingt außer einem geübten Ohr auch ziemliche Vertrautheit mit den Ortsverhältnissen, will man aus den oft endlos langen Namen, die zur Anmeldung gebracht werden, das Richtige, Nothwendige heraushören oder aber das Mangelnde durch inquisitorisches Fragen herausbekommen. Welch' schöner, langer Namen sich die schwarzen

Hidalgos erfreuen, mögen einige Beispiele vor Augen führen. So hieß Einer Omari wadi Nassib haddim Hamis ben Raschid (Omari, Sohn des Nassib, Sclave des Hamis ben Raschid), ein Anderer Almáss wadi Uledi haddim Abdallah Hamis. Viele führen nebst ihrem Namen das Prädicat »haddim Balosi«, das »Sclave des Consuls« bedeutet; man erfährt daraus, daß sie einstige, mit der Abschaffung der Sclaverei jedoch freigewordene Sclaven europäischer oder indischer Unterthanen sind. An Stelle dieser unbequem langen Namen treten nach näherer Bekanntschaft allerdings kürzere, welchen in der Regel persönliche Eigenschaften oder andere Zufälligkeiten zu Grunde liegen. So wurden z. B. von den zehn oder zwölf Leuten unserer Expedition, die den wohlklingenden Taufnamen »Almáss« (d. h. Edelstein) führten, schon bald Einer als Almáss neussi (d. i. Almáß, der Schwarze), ein Zweiter als Almass njekundu (d. i. Almáß, der Rothe) getauft, und zwar nach der auffallend schwarzen, respective rothen Hautfarbe, durch welche sich diese Beiden von den Anderen besonders unterschieden. Andere wurden nach ihrer Herkunft näher bezeichnet, wie Almáss Msangu, Almáss Manjema, Almáss Unjamwesi u. s. f. Ein weiterer Almáß unserer Karawane führte den Zunamen »bischibu«, weil er früher einmal mit dem Bischof Hannington gereist war; noch Einer endlich hieß allgemein Almáss mitende (d. i. der Dattel-Almáß), weil er gleich zu Beginn unserer Reise mit einer Ladung Datteln durchzugehen versucht hatte.

Das Menschenmateriale, welches sich uns solchermaßen in ganzen Schaaren zur Verfügung stellte, recrutirt sich aus vielen verschiedenen Völkern, die sich indeß nicht in gleicher Weise für derlei Zwecke eignen. Ich kann hier jedoch nicht auf alle Einzelheiten und Unterschiede näher eingehen, und will daher nur anführen, daß wir für unsere Expedition außer Sansibariten (watu a ungudja) auch eine ziemliche Anzahl von sogenannten »mrima«-Leuten, das sind Bewohner der Festlandsküste zwischen Saadani und Wanga, benöthigten. Nicht nur, daß diese weit zäher, ausdauernder, nüchterner und genügsamer sind, als die Sansibariten, vermag man sie bei Reisen nach den Masailändern schon wegen ihrer Sprachen- und



Ausmusterung der Kranken und Schwachen.

Landeskenntnisse nicht zu entbehren. Wir hätten unsere Karawane natürlich gerne nur aus solchen gediegenen Mrima-Leuten gebildet, doch man rieth uns, davon abzustehen, weil es uns nicht möglich sein würde, den ganzen Bedarf am Festlande zu decken; Graf Teleki beschloß deshalb, für alle Fälle 200 Sansibariten anzuwerben.

In die erste Werbungsliste nahmen wir einen Jeden auf, der sich überhaupt dazu meldete, um aus einer möglichst großen Menge von Leuten die von uns benöthigte Trägerzahl wählen zu können; die Liste wies schon am zweiten Tage 250 Namen auf — mehr als wir brauchten — wir konnten daher sofort an das Ausmustern der Kranken und Schwachen oder sonst ungeeignet Erscheinenden gehen. Es spielte sich dabei manche heitere Scene ab, und zwar von Seiten Zurückgewiesener, die sich in ihr Schicksal nicht ergeben mochten, sich vielmehr reckten und streckten, so sehr sie nur konnten, und mit geschwätziger Zunge und oft auch theatralischem Pathos, ihre Ausdauer, Erfahrung und weiß Gott, welche ihrer Vorzüge noch rühmten; doch es verhallten auch die überzeugendsten ihrer Redewendungen wirkungslos.

Ein solches Expeditionscorps, wie wir es zusammenzustellen nun eben im Begriffe waren, besteht außer aus einfachen Trägern (pagazi) auch aus einer Anzahl sogenannter Askari und Anführer. Diese beiden letzteren Kategorien sind hauptsächlich dazu da, dem Reisenden mit ihrer Erfahrung zur Seite zu stehen. Sie tragen keine Lasten, haben jedoch für Ordnung und Sicherheit auf dem Marsche sowohl, als auch im Lager zu sorgen; sie halten die Leute zusammen, ermuntern sie auf dem Marsche, helfen ihnen die Last auf die Schulter heben, nehmen allenfalls auch unfähig Gewordenen die Last ganz ab. Im Verkehre mit den Eingeborenen dienen sie häufig als Dolmetsche und Rathgeber, besonders beim Bemessen der Tribute oder Geschenke sowie auch beim Einkauf von Lebensmitteln und dergleichen. Werden bei einer Expedition auch Esel zum Tragen von Lasten verwendet, so fällt gewöhnlich den Askari die Pflicht zu, dieselben zu beladen und zu warten. Es ist jedoch schwer, die Obliegenheiten sowohl der Anführer als der Askari im Einzelnen festzustellen, da dieselben zu sehr von der jeweiligen Einrichtung der Expedition selbst abhängig

sind. Im Uebrigen ist zwischen diesen beiden Kategorien bezüglich ihrer Erfahrung, Brauchbarkeit und thatsächlichen Verwendung meist kein besonderer Unterschied zu machen. Anders steht es mit den Löhnen. Während ein einfacher Träger sich mit einer monatlichen Bezahlung von 5 Dollars begnügt, verlangen Askari meist 6 bis 9, Anführer gar 9 bis 15 Dollars und auch mehr für jeden Reisemonat; diese Löhne werden, abgesehen von einem gewissen Vorschusse (ein bis drei Monatslöhne je nach der vermuthlichen Reisedauer), erst nach der Rückkehr auf einmal ausbezahlt.

Wiewohl die eben erwähnten Löhnungsverhältnisse zu jener Zeit allgemein anerkannt waren, fehlte es dennoch nicht an vielfachen Versuchen, einen höheren Lohn oder doch einen größeren Vorschuß zu erschwindeln; ja selbst eine allgemeine Strikeandrohung erlebten wir eines Tages. Wir kannten den Negercharakter indeß schon zu gut, um nachzugeben und antworteten ihnen, als sie johlend abzogen und uns höhnisch zuriefen, »wir mögen uns andere Leute suchen,« auch nur, daß es uns ganz gleichgiltig sei, was sie thäten und wohin sie gingen; das genügte, um sie uns schon am darauffolgenden Morgen wieder reuig zuzuführen. Mehr Aerger verschafften uns einzelne Anführer mit ihren nachträglichen Mehrforderungen, doch kamen auch diese nicht besser davon; insbesondere Manwa Sera, der Senior dieser Gruppe, der nach wenigen Tagen anstatt der ausbedungenen 13 Dollars nicht weniger als 19 Dollars begehrte. Da der alte Bursche uns ohnehin nur wenig zu Gesichte stand, beeilten wir uns, ihn aufzufordern, den erhaltenen Vorschuß zurückzuerstatten und seines Weges zu gehen, was ihm jedoch gar nicht paßte und wohl auch die Anderen überrascht haben muß, weil fernerhin derartige Manöver unterblieben.

Mit unseren Vorbereitungen kamen wir in der zweiten Hälfte des Monats Jänner 1887 zu Ende. 200 Sansibari, 9 Askari und ebenso viele Anführer waren geworben und mehr als 450 Traglasten an Tauschwaaren und anderen Expeditionsgütern lagen bereit; 70 Lasten Eisendraht hatten wir mittelst Postdampfer nach Mombas vorausgeschickt, wo sie verbleiben sollten, bis wir sie von Taweta aus abholten. Wir hatten uns nach langen Besprechungen mit Dschumbe Kimemeta für Pangani als

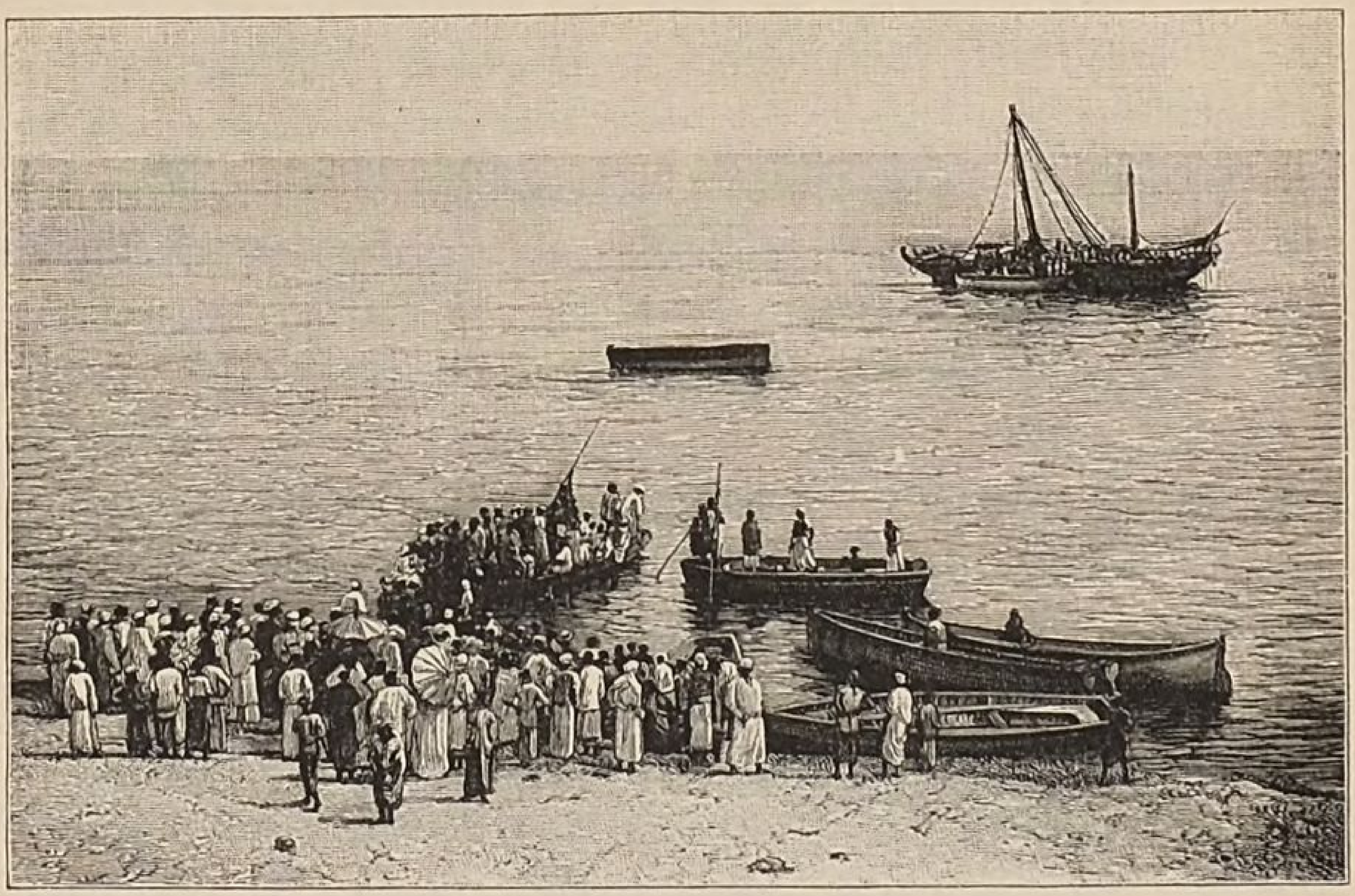
Ausgangspunkt der Expedition entschieden und diesen auch bereits dahin abgehen lassen. Seine Hoheit der Sultan hatte uns in einer Abschieds-Audienz nebst einer Anzahl von Empfehlungsbriefen an seine Statthalter an der Festlandsküste auch seinen Dampfer »Star« zur Ueberfahrt nach Pangani anzubieten geruht; für die Mannschaft und die Hauptmasse der Tauschwaaren war eine Segeldhau gemiethet, mit welcher sie zwei Tage früher dahin abgehen sollten.

Am 21. Jänner 1887 lag denn auch das Fahrzeug segelbereit nahe am Ufer vor Anker. Wir hatten unseren Leuten eingeschärft, pünktlich und vollzählig zu erscheinen, und obwohl sie uns ein ums andere Mal »ewuallah« (d. h. jawohl, so solls sein) laut im Chorus zugebrüllt hatten, warteten wir doch nicht ohne einige Spannung am schattenlosen Strande auf deren Eintreffen. Sie kamen, Viele erst spät, doch Alle bis auf zwei, von welchen wir übrigens erfuhren, daß sie in Schuldhaft genommen waren; es ist dies ein Kniff, den die Indier bei ähnlichen Gelegenheiten gerne anwenden, um den europäischen Unternehmer zu veranlassen, die Schulden der betreffenden Leute zu begleichen. Durch Vermittlung Issa ben Madi's gelang es uns jedoch, auch diese Beiden rechtzeitig an Bord zu bekommen, und konnte Graf Teleki bei untergehender Sonne noch das Zeichen zur Abfahrt geben.

Das leichtlebige Volk schien den schweren Abschied von Weib und Hütte, von seinem geliebten Ungudja, bald verwunden zu haben, denn toller Lärm drang von der Dhau zum Strande herüber, als das große, unförmige Segel in die Höhe ging und das Schiff bei schwacher Brise seinem Ziele zuzusteuern begann.

Zwischen fieberhafter Thätigkeit und den Freuden herzlicher Gastfreundschaft verrannen die beiden folgenden Tage, und der 23. Jänner, mit ihm die Stunde unserer Abfahrt, kam heran. Der »Star« stieß bereits, wie ungeduldig, weiße Dampfwolken aus, unsere Gepäckstücke waren längst schon an Bord geschafft, nur wir saßen noch im Hause O'Swald's im trauten Kreise einiger Freunde beisammen; rasch wurde noch ein letzter Becher auf glückliche Reise, auf fröhliche Wiederkehr geleert, dann verließen

auch wir Sansibars Gestade. Nach schweigsamer Bootsfahrt umfing uns am Bord wohlthuend das rege Getriebe der Abfahrt; bald brach die Nacht an und entrückte das Häusermeer von Sansibar unseren Blicken, bald blitzte nur mehr der grelle, weiße Lichtstrahl des Leuchtthurms aus dem Dunkel zu uns herüber, bis auch der verschwand und nur die Erinnerung an die lieben Freunde allein noch unsere Gedanken dahin zurücklenkte.
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —



Einschiffung der Mannschaft.

Nach einer recht ungemüthlichen, bei Regenwetter auf dem Verdecke des Schiffes verbrachten Nacht brach der neue Tag frisch und hell an; der »Star« schaukelte auf hoher See, noch weitab von der Festlandsküste, in deren unsicheren, duftig blauen Umrissen kaum irgend welche Einzelheiten zu erkennen waren. Es dauerte auch lange, ehe sich der Capitän, ein alter silberhaariger Araber, mit seinem schwarzen Schiffsstabe über die Position des Schiffes orientirt hatte; dann aber ging es mit vollem Dampfe auf die Küste zu. Von Pangani, unserem Bestimmungsorte, war allerdings noch nichts zu sehen, wohl aber verrieth die veränderte Farbe der See,

deren schönes Blau allmälig in ein schmutziges Gelb übergegangen war, daß wir der seichten gleichnamigen Flußmündung zusteuerten, während brandende Stellen immer häufiger auf gefährliche Untiefen deuteten, die darunter lauerten; doch schien dies Alles den alten Capitän nur wenig zu bekümmern, bis unser Schiff mit einem plötzlichen, heftigen Ruck festsaß. Nun gab's Zeter- und Mordiogeschrei. Wir arbeiteten uns von der Sandbank, auf die wir gestoßen waren, wohl wieder los, erfreuten uns jedoch nicht lange der freien Bewegung, weil bald darnach Riffe, zwischen welchen wir festfuhren, unserer Fahrt ein entschiedenes Ende machten; da saßen wir nun in der freien, bewegten Passatsee, noch ungefähr vier Seemeilen von der Küste entfernt! Zwei Boote wurden gestrichen; in dem einen fuhr Graf Teleki mit unseren werthvollsten Sachen ans Land, in das andere stieg der Capitän, um Hilfe für das festgerannte Fahrzeug zu holen, das fast bis zum Kentern übergekrängt dalag. Ich blieb am Bord zurück, nicht wenig belästigt von dem störenden Gedanken, ob wir in unserem anfänglichen Mißgeschick wohl ein böses Omen für die Reise zu erblicken hätten. Die einsetzende Ebbe machte unserer ungemüthlichen Lage bald ein Ende, da wir dann mit der ganzen Schiffsseite festlagerten, doch dauerte es lange, bis einige Dhaus zu unserer Erlösung herangekommen waren. Auf diese schifften wir trotz brandender See Alles ohne Verluste über und segelten dann nach Pangani, das erst zum Vorschein kam, nachdem wir bereits in die Flußmündung eingelaufen waren.

Pangani, das aus einer größeren Anzahl von dunkel lehmfarbenen Hütten besteht, zwischen welchen sich vereinzelte weiß oder gelb getünchte Steinhäuser breit machen, ist hart am linken Ufer des gleichnamigen Flusses angelegt; weit ausgedehnte Cocospalmpflanzungen umgeben die Stadt im Norden. Pangani gegenüber, am rechten Ufer des hier ungefähr 250 Meter breiten Flusses, liegt das Dorf Buenni, eine einfache, lange Reihe von Hütten; das niedrige Ufergelände ist dort nämlich ganz schmal, und erheben sich dahinter steile, oft senkrechte Felswände.

Obzwar die beiden Ortschaften nur einen recht unscheinbaren Eindruck machen, so sind sie doch nicht ohne ziemliche Bedeutung für den Handel,

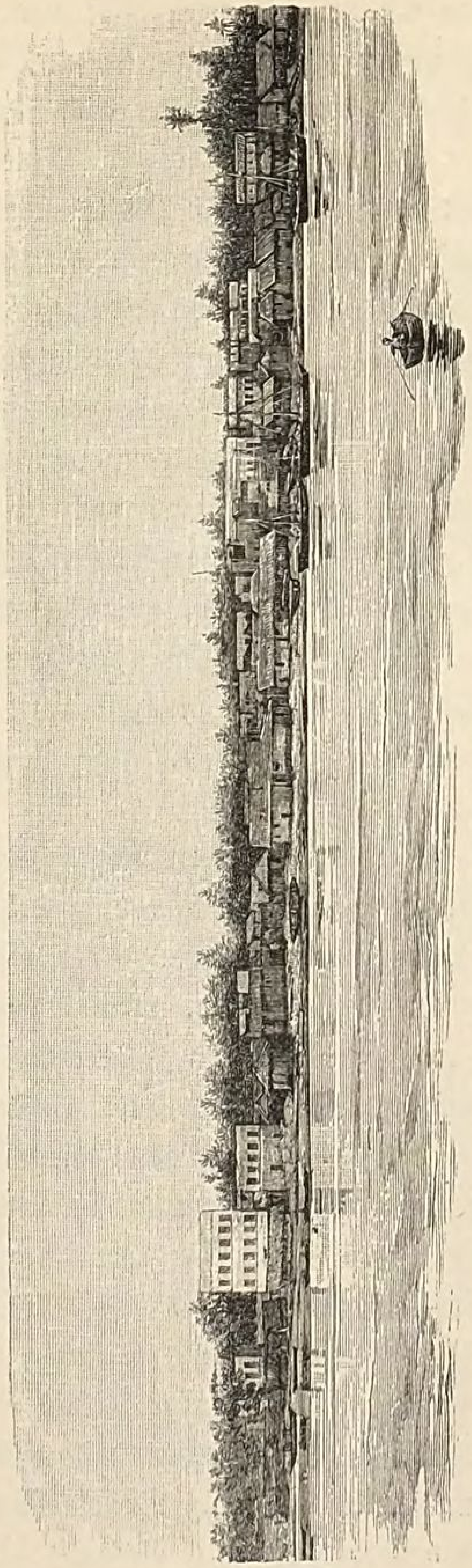
denn abgesehen davon, daß hier ganz gewaltige Mengen von Naturproducten auf den Markt gebracht werden, sind sie schon seit Decennien der Ausgangspunkt großer Karawanen, welche hauptsächlich das Masailand nach Elfenbein absuchen und alljährlich große Massen desselben von ausgezeichneter Güte zur Küste bringen; ihr Elfenbein erzielt immer weitaus die höchsten Preise.

Das ungebundene, von Gefahren und Entbehrungen aller Art begleitete Leben in der Wildniß hat, wie erwähnt, die Bewohner zu einem äußerst tüchtigen Reisevolk gemacht. Mit Europäern reisen sie indeß nicht gerne; einerseits scheuen sie die strenge Mannszucht, welche von diesen in der Regel gehandhabt wird, andererseits liegt ihnen viel daran, im Innern nebenbei auch die Freiheit zu haben, einen kleinen Handel auf eigene Rechnung treiben zu dürfen, was ihnen bei derlei Expeditionen natürlich nicht gestattet werden kann. In Folge dieser Handelslust haben sich hier auch andere Löhnungsbedingnisse eingebürgert, indem sie sich entgegen den Sansibariten, die, wie bekannt, auf Monatslöhnung bestehen, meist für eine, von der vermuthlichen Reisedauer abhängigen Gesammtsumme verdingen, von welcher die Hälfte im Voraus zu erlegen ist; mit dem kleinen Capital schaffen sie sich die für ihre Nebenzwecke benöthigten Tauschwaaren an.

Bei der geringen Zahl steinerner Häuser, die es in Pangani gibt, mußten wir uns glücklich schätzen, ein halb fertig gebautes, das noch nicht bezogen war, in Miethe nehmen zu können.

Dschumbe Kimemeta, den wir von Sansibar vorausgeschickt hatten, um in Pangani für die Expedition vorzuarbeiten, kam bald uns zu begrüßen und mit ihm und nach ihm, wie landesüblich, eine ganze Schaar Neugieriger, die eben auch sehen wollten, was da vorging, so daß wir uns bald im eigenen Hause kaum rühren konnten. Er hatte 25 graue Tragesel gekauft, jedoch keine Leute für uns angeworben; Dschumbe mochte wohl geahnt haben, wie unangenehm uns dieses Geständniß berühren würde, weil er mit einem schier endlosen Menu fertig zubereiteter Speisen angerückt kam, von welchen das Curryhuhn und der mit Cocosnußsaft gewürzte Reis in der That alle Anerkennung verdienten und ihn auch vor eindringlicheren Vorwürfen bewahrten.

Was die Anwerbung von Trägern anbetraf, so konnten wir uns leider bald selbst überzeugen, daß wir zu einem hiefür ungünstigen Zeitpunkte nach Pangani gekommen waren; mehrere große Handels-Karawanen waren auswärts, im Innern des Landes, andere rüsteten eben zum Aufbruche, und es mangelte daher an verfügbaren Leuten im Orte. Ein Besuch, den wir diesbezüglich beim Statthalter des Sultans, dem Wali, machten, blieb ohne Erfolg, da sich dieser als schwache, einflußlose Persönlichkeit erwies. Mehr durften wir uns versprechen, wenn wir den Dollar arbeiten ließen, indem wir bekannt machten, daß Jedermann, der uns einen Träger zubrächte, einen Dollar als Belohnung bekäme. Trotz alledem jedoch und wiewohl wir auch Sclavenvolk aufnahmen, das bisher nie auch nur einen Schritt im Masailande gethan hatte, ging die Werbung nur langsam von statten und dauerte viel länger, als wir vorausgesetzt hatten und uns lieb war. Zu unserer Mißstimmung darüber gesellte sich noch die allmälig sich steigernde Unruhe, mit welcher uns das Schicksal unserer



Pangani.

Dhau erfüllte, die zwei Tage vor uns Sansibar verlassen hatte, jedoch noch immer nicht eingetroffen war, bis endlich am 25. Jänner Nachmittags ein heftiges Gewehrgeknatter vom Flusse her uns von dieser Sorge befreite.

Es war unsere Absicht, Leute und Waaren, so wie sie anlangten, sofort in Boote zu überschiffen und weiter flußwärts nach dem ersten, Mauia genannten Karawanenhalteplatze abgehen zu lassen, um die Horde beisammen und unter besserer Controle zu haben, als dies in der so viele Schlupfwinkel bietenden Stadt möglich ist.

Da jedoch die Dhau in Folge ungünstiger Windverhältnisse viel länger unterwegs gewesen, als anzunehmen war, hungerten und dursteten die Leute, von welchen sich Keiner für eine so lange Ueberfahrt vorgesorgt hatte, bereits im hohen Maße, als sie schließlich am Ziele angelangt waren. Man kann sich darnach wohl vorstellen, wie sehr sich unsere Mannschaften darauf gefreut haben mochten, die engen Schiffsräume endlich verlassen zu können, in welchen sie fünf Tage lang eingepfercht gewesen waren, ebenso wie wenig rosig sie der Befehl zur Fortsetzung der Fahrt stimmen mußte.

Mit den näheren Umständen, unter welchen die Ueberfahrt der Leute stattgefunden hatte, nicht bekannt, mußte uns der helle Aufruhr, der daraufhin ausbrach und der offene Widerstand, auf den wir stießen, nicht wenig überraschen. Nach langen Bemühungen gelang es schließlich, die erregten Gemüther zu beruhigen, doch war darüber zu viel Zeit verstrichen, mittlerweile Ebbe eingetreten und es dann auch aus diesem Grunde nicht mehr möglich, die Leute flußaufwärts zu schaffen. Unser ursprünglicher Plan war undurchführbar, wir schifften daher die Leute aus, sorgten für ihre Verpflegung und überließen sie dann ihrem weiteren Treiben. Bald loderten zahlreiche Feuer empor mitten auf dem Platze vor unserem Hause, und es bot sich uns dann der damals noch neue und fremdartige Anblick eines Negerlagers bei Nacht mit seinen gluthbeschienenen Gruppen wildaussehender Gestalten, die in lebhafter, lärmender Unterhaltung um die Feuer herumhockten, um Fleischstücke zu braten:

Am folgenden Morgen schickten wir sie dann unter der Führung Dualla's auf dem Landwege nach Mauia; die Güter gingen auf Booten dahin ab, während wir selbst noch in Pangani verblieben, um weitere Anwerbungen vorzunehmen.

Die weiteren Tage verliefen recht einförmig. Leute meldeten sich nur spärlich und kamen auch immer nur vereinzelt, was uns nöthigte, den ganzen Tag über das Haus zu hüten; und der Ausblick aus den Fenstern bot nur sehr wenig Abwechslung. Vom Nachbarhause, dessen flaches Dach eben von einer Schaar junger Sclavenmädchen festgestampft wurde, tönte im ewigen Einerlei ein monotoner Gesang zu uns herüber, der auch nur so lange einiges Interesse bot, bis es uns gelungen war, den Refrain des Liedes aufzufangen: »Der Löwe brüllt, doch frißt er seine Jungen nicht!«

Etwas mehr Abwechslung und Erheiterung brachte uns immer erst der späte Nachmittag, welcher vom Wali der Rechtspflege gewidmet war und wo dann meist Geldstreitigkeiten und dergleichen Interessenfragen der Einwohner auf offenem Platze zur Verhandlung kamen. Im Kreise einiger Ortsältesten der Stadt nahm dann der Wali auf einer niedrigen Vorstufe seines Hauses mit unterschlagenen Beinen Platz, das Schreibzeug neben sich; ihm gegenüber auf einer Strohmatte machten es sich die Organe der öffentlichen Gewalt, sechs bis acht abenteuerlich aussehende Virobotos (Soldaten der irregulären Sultansarmee) bequem. Mit der Zeit erweiterte sich jedoch die Versammlung; von allen Seiten kamen zerlumpte, doch recht vornehm thuende Gestalten bedächtigen Schrittes herbei, um an der öffentlichen Gerichtssitzung theilzunehmen, und da war es denn köstlich zu sehen, wie höflich und förmlich jedesmal die Begrüßung der neu Ankommenden vor sich ging; selbst der Geklagte unterbrach seine mit vielem Pathos vorgetragene Rede, um sich an den Salaams zu betheiligen, und die Verhandlung kam ganz außer Gang.

War dann die Gesellschaft auf 20 bis 30 Personen angewachsen, so erschien regelmäßig der alte, hagere Gefängnißwärter mit einer großen Kaffeekanne und credenzte allen Versammelten ohne Unterschied den edlen Mokka; dabei nahm die Sitzung ihren Fortgang, bis die Stimme des Muezzin die Gläubigen nach der nahen Moschee zum Abendgebete rief.

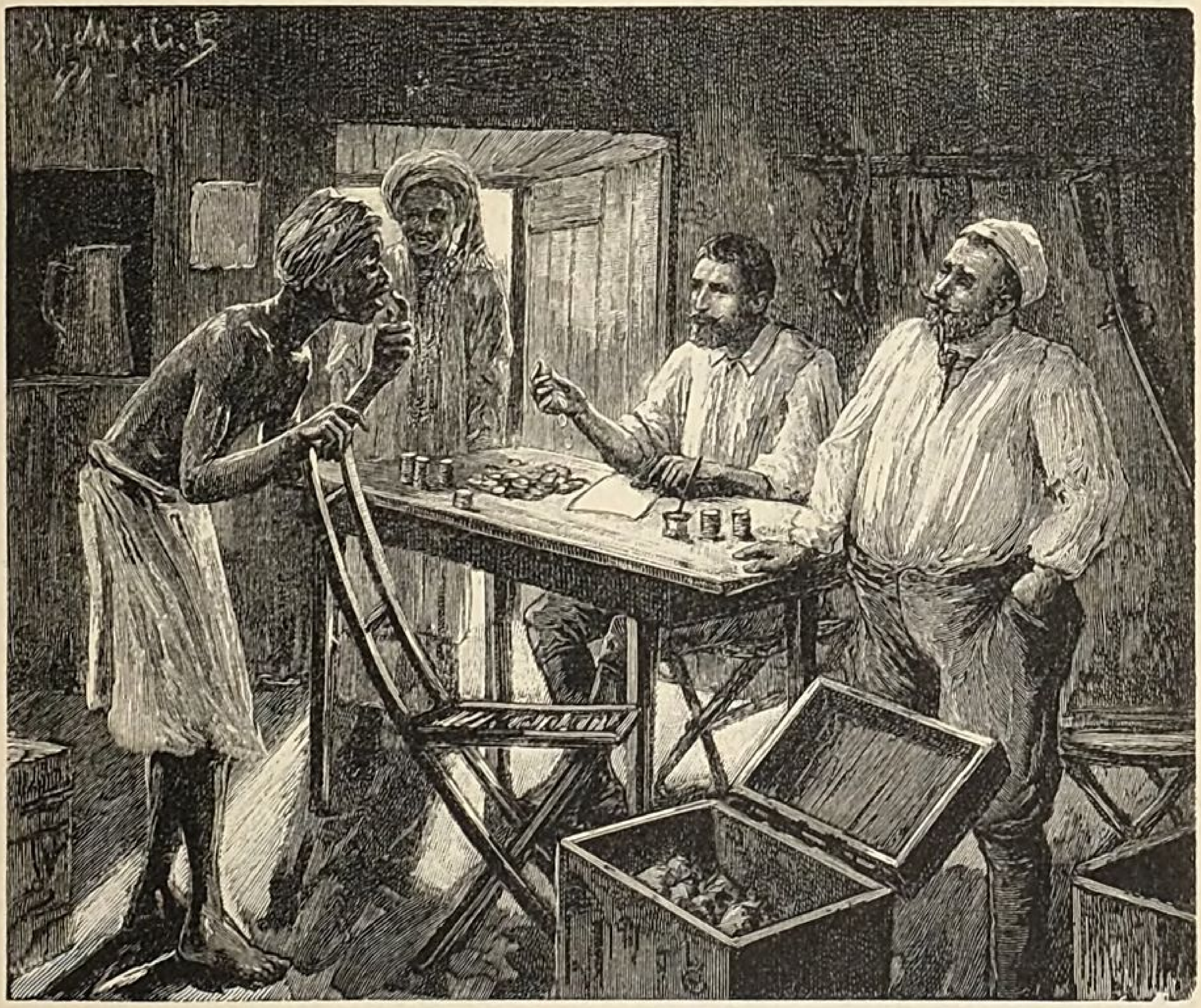
Daß uns die Tage nicht gar zu ruhig verfließen sollten, dafür sorgten übrigens auch unsere Leute, von welchen es gar Manchen mit der Macht der Liebe oder der Flasche nach der Stadt zog. Doch auch in anderer Weise noch machten sie sich bemerkbar. Wir hatten ihnen am ersten Tage Reis, am zweiten Durrha (Negerkorn, Andropogon Sorghum) als Ration geschickt; da kam aber ein recht unverschämter Brief zurück, in welchem sie in Ausdrücken tiefster Entrüstung die Hoffnung aussprachen, daß die Durrha doch wohl nur aus Irrthum oder als Eselsfutter geschickt worden sei. Graf Teleki beschloß daraufhin selbst hinauszufahren, um dem Pack die Köpfe zurecht zu setzen, was denn auch gelang.

Erwähnen muß ich aus jener Zeit leider auch eines Verlustes, der uns, durch afrikanische Schicksalsschläge noch nicht abgehärteten Neulingen, nahe genug ging; einer unserer kostbaren, weißen Maskatesel stand nämlich trotz aufmerksamster Wartung und Pflege binnen 24 Stunden um.

Die Anwerbung der noch gewünschten Träger nahm indeß in immer gleich schleppender Weise ihren Fortgang, so daß uns mit der Zeit schon ein gewisses Gefühl des Entzückens beschlich, wenn wir nach längerem, vergeblichem Harren wieder einmal einen Mann des Weges kommen sahen, der das Aussehen eines Trägers hatte, und gar, wenn er zu uns ins Haus und die Treppe heraufkam; dann wurde rasch die große, eiserne Geldkiste angelweit aufgethan, um den glitzernden Mammon voll auf unser Opfer wirken zu lassen. Trotz alledem wies unsere Liste nach einwöchentlicher Bemühung erst 72 Leute auf, von welchen nicht einmal alle sofort reisebereit waren. Das unthätige Leben fing an, uns nachgeradezu unerträglich zu werden, und da wir zudem befürchteten, mit der Zeit den überall an der Küste herrschenden Fiebern, die uns bisher vollkommen verschont hatten, unsern Tribut zahlen zu müssen, beschloß Teleki aufzubrechen.

Zwei kleine Flußdhaus genügten, um uns und die wenigen, zuletzt geworbenen Leute aufzunehmen, und so ging es am Nachmittage des 28. Jänner den windungsreichen Strom hinan nach Mauia. Die Fahrt bedeutete unseren ersten Schritt in die Wildniß, und wir brachten ihr auch ein um so größeres Interesse entgegen, als sie an und für sich ganz reizend

war. Ein wildwuchernder, immergrüner Vegetationssaum — jedoch nicht jenes unentwirrbare Dickicht, mit welchem die nordländische Phantasie die Tropen im allgemeinen zu schmücken pflegt — bekleidet die Ufer. Anfangs, so lange nämlich das Flußwasser noch brackig ist, besteht derselbe ausschließlich aus Mangroven, eigenthümlichen Gewächsen, deren dunkle Laub-



Der glitzernde Mammon.

kronen auf hohen, kahlen Luftwurzeln wie auf Stelzen zu schweben scheinen; erst später treten Zuckerrohranpflanzungen, mit Bananenhainen und Betelnußpalmen dazwischen, an deren Stelle, ohne indeß den Ufern ihr wildes, urwüchsiges Aussehen zu benehmen. Auf der glatten Wasserfläche erschienen hie und da die Schnauzen ungeschlachter Flußpferde, die an die Oberfläche kamen, um unter lautem Pusten und Schnauben nach Luft zu schnappen. Einige besonders übermüthige, alte Bursche wagten sich sogar ganz heraus,

und zwar in tollen Sprüngen, bei welchen die sonst ruhige Oberfläche des Wassers stets hoch aufschäumte; dann ließen wir wohl auch eine oder die andere Kugel hinsausen, doch thaten wir es immer ohne sichtbaren Erfolg. Bei so anregender Abwechslung verging uns die Zeit in der angenehmsten Weise, bis es Nacht wurde und wir in einen Seitenarm des Flusses einbogen, womit wir unser Ziel erreicht hatten. Vom nahen Lagerplatze war Niemand herabgekommen, um beim Ausladen zu helfen, obwohl wir unsere Ankunft brieflich angezeigt hatten, und ergoß sich daher zunächst eine Sturmfluth von Unmuth über die Häupter der Schuldigen, als wir den Lagerplatz betraten; daraufhin waren jedoch im Handumdrehen die nöthigen Anstalten zu unserer Aufnahme getroffen, ebenso ein Imbiß zubereitet und wir auch bald in eine versöhnlichere Stimmung versetzt.

Es war dies das erste Mal, daß wir uns in unserem eigenen Lager, unserem mobilen Heim für lange Zeit befanden, ein Gedanke, der uns mit hoher Befriedigung erfüllte. Und mit begreiflichem Interesse ließen wir unsere Blicke nun auch auf der eindrucksvollen Scenerie des Lagerplatzes verweilen, der mit seinen vielen, eiligst errichteten Strohhütten, den flackernden Feuern und dem lärmenden Durcheinander der Leute einem geschäftigen Negerdorfe glich.

Am folgenden Morgen sahen wir uns zuerst den Lagerplatz etwas genauer an, der in der Nähe des Dorfes Mania auf einer niedrigen Anhöhe gelegen und durch einen mächtigen Baobabbaum und mehrere Fächerpalmen gekennzeichnet war. Dann machten wir uns an die Revision unserer Expeditionsgüter, welche in einem stattlichen Haufen in der Mitte des Lagers vor unseren Zelten aufgestapelt waren.

Da gab's: an Zelten, Tischen, Stühlen, Betten, Koffern

mit Kleidungsstücken, Instrumenten u. dgl.	65	Lasten,
an Schießpulver und Munition	35	»
Conserven, Seife, Tabak, Zucker, Thee, Kaffee und sonstige Verbrauchsartikel	44	»
Medicinen, Verbandzeug und Filter	3	»
Raketen und Sprengstoffe	2	»
Spiritus	1	»

Beleuchtungsmateriale	3	Lasten,
Aexte, Schaufeln, Baumsägen	4	»
Handwerkzeuge, Reservebestandtheile, dünne Stricke	3	»
starke Taue für Flußübergänge	2	»
Fette zum Schmieren der Gewehre u. s. w.	1	»
Reis	5	»
Cognac, Wein und Essig	4	»
Waarendecken	2	»
Stoffe	90	»
Glasperlen	100	»
Draht	80	»
Eisenkettchen, Kaurimuscheln u. dgl.	5	»
Kupfergeld für die erste Zeit (im Bereiche der Küste)	3	»
ein in sechs Theile zerlegtes, eisernes Boot und ein zweigetheiltes Leinwandboot	22	»

und noch manches Andere, im Ganzen über 470 Traglasten.

Nun hatten wir unsere Karawane zu formiren und marschbereit zu machen, und das war eine Aufgabe, welche uns mehrere Tage hindurch vollauf beschäftigte.

Die Zahl der Träger, die uns damals zur Verfügung stand, belief sich auf 283; außerdem hatten wir 25 graue Esel, zu deren Wartung und Führung weitere sieben Bursche gedungen waren.

Mit diesen Kräften war natürlich nicht daran zu denken, die ganze Lastenzahl auf einmal mitzunehmen, und beschloß daher Graf Teleki, einen Theil derselben der Obhut des Ortsältesten von Kwa Mauia anzuvertrauen, bis wir im Stande wären, dieses Depôt, ebenso wie die bereits früher nach Mombas vorausgeschickte Partie Eisendraht von Taweta aus abholen zu lassen. Zunächst galt es die Lasten auszuwählen, welche wir unbedingt mitzuführen hatten, dann gingen wir an die Vertheilung derselben unter die Leute.

Mit diesem Augenblicke schien ein allgemeiner Schwächezustand die ganze Bande befallen zu haben; Alle fanden die ihnen zuge-

wiesenen Ladungen zu schwer, und Jeder hatte an derselben irgend Etwas auszusetzen. Nun bemühte sich auch Jeder so erbärmlich wie möglich zu erscheinen, und es war wirklich komisch zu beobachten, welch' klägliche Armesündermienen Manche anzunehmen im Stande waren, wenn sie, Mann für Mann aufgerufen, vor uns hintraten, um bezüglich ihrer Leistungsfähigkeit beurtheilt und entsprechend belastet zu werden. Natürlich half da alles Flehen und Bitten nichts und so verhallten die Fluthen überzeugender Worte, welche losgelassen wurden, um von einer Doppellast, die sie alle hassen, oder einer kantigen Kiste loszukommen, meist im Winde. Ganz besondere Mühe machte es uns, die für das große eiserne Boot nöthigen 18 Träger zusammenzustellen, denn vor diesem Lose bangte geradezu Allen und es kostete uns viele Versprechungen und gute Worte, die Betreffenden mit ihrer Bestimmung, scheinbar wenigstens, auszusöhnen; später auf dem Marsche benützten sie doch die erste Gelegenheit, welche sich ihnen darbot, um der Reihe nach zu desertiren.

Sobald ein Mann mit seiner Last betheilt war, nahm er sie fort, um sein Erkennungszeichen daran anzubringen und sich dieselbe, soweit als zulässig, zum Tragen bequem zu machen. So befestigen Viele an der Last eine gegabelte Stange, um sie mit deren Hilfe zum Aufnehmen in Schulterhöhe bringen zu können; Andere, besonders die Wanyamwesi, lieben es, die Last zu theilen und an den beiden Enden einer Stange festzumachen, um sie dann quer über die Schultern gelegt tragen zu können, was indeß nur bei Draht- und ähnlichen Lasten gestattet wird.

Ueber die Zuweisung der Lasten wird eine genaue Aufschreibung geführt, die ganz unerläßlich ist, theils wegen der Anfangs immer vorkommenden Desertionen, theils auch weil alle jene Träger, welche mit ihrer Last unzufrieden sind, jede Gelegenheit benützen, um absichtlich Verwirrungen anzurichten.

Damit zu Ende gekommen, wurde die Karawane mit den Waffen betheilt. Zu dem Zwecke verfügten wir über 200 Stück gezogene Vorderlader, 80 Stück Hinterlad-Werndl-Carabiner und 12 Stück Colt'sche Repetirgewehre — sämmtlich mit Bajonnet und Patronentasche — sowie

Vertheilung der Ladungen.

über eine Anzahl Revolver. Unsere Leibgarde, die Somâl und die Diener, erhielten Repetirgewehre, erstere auch Revolver; die Anführer, Askari und tüchtigeren Träger Werndl-Carabiner, die Uebrigen Vorderladgewehre.

Ein Theil der Leute wurde mit sogenannten Faschinenmessern versehen, die uns später im Busch ausgezeichnete Dienste leisteten.

Die Somâl und die drei Suahilibursche waren schon in Sansibar zu ganz brauchbaren Schützen herangebildet worden, mit den übrigen Leuten begann Graf Teleki nun fleißig Schießübungen nach der Scheibe vorzunehmen; im Uebrigen fingen die Leute, nachdem sie einmal mit Gewehr und Munition betheilt waren, bald selbst an, das Schießen zu üben und das Gewehrgeknatter hatte nun kein Ende mehr.

Schließlich mußten die Obliegenheiten der Anführer, Askari und Somâl in allgemeinen Zügen festgesetzt werden.

Dschumbe Kimemeta hatte mit der Karawane selbst nichts zu schaffen und uns nur als Landes- und Reisekundiger zur Seite zu stehen; Graf Teleki hatte ihm sogar die Bitte bewilligt, selbst eine kleine Karawane mitzunehmen, um gelegentlich für seine eigene Rechnung Elfenbeinhandel treiben zu können. Dem inneren Karawanendienste stand Dualla Idris vor. Von den übrigen Somâl bestimmte Graf Teleki zwei, nämlich Dschama Jussuf und Ali Hassan als seine Leibdiener, während die übrigen fünf vorläufig mit der Beaufsichtigung der Karawane im allgemeinen betraut wurden; erst im späteren Verlaufe der Reise bildete sich diese Gruppe — was ich hier schon erwähnen will — zur wichtigsten in der Karawane heraus, während die Anführer in demselben Maße zu untergeordneten Mitgliedern der Expedition herabsanken.

Wir hatten im Ganzen neun Anführer, mit dem schon genannten Manwa Sera als ältesten, in unserem Dienste. Gleiche Bezahlung wie dieser hatte Maktubu, ein Nyassa-Sclave, der jedoch keinen Rang in der Karawane einnahm. Dieser Mann war uns aus der Masai-Reise Thomson's bekannt, bei welcher er sich durch ausgezeichnete Verwendbarkeit und Entschlossenheit, aber auch durch Gewaltthätigkeit bemerkbar gemacht hatte. Wohl aus diesem letzteren Grunde erklärten die übrigen Anführer schon in Sansibar,

mit ihm nicht reisen zu wollen. Seiner sonstigen ausgezeichneten Eigenschaften halber lag uns jedoch daran, ihn für unsere Expedition zu erhalten und Graf Teleki erfand den Modus, ihn gewissermaßen à la suite, nämlich ohne unmittelbare Zutheilung zum Karawanendienste, mitzunehmen, womit sich die Anderen zufrieden gaben.

Maktubu erwies sich in der That Anfangs als wilder, unbändiger Geselle, eine wahre Tigernatur, wenn seinem Willen entgegengetreten wurde; er fand jedoch in Teleki seinen Mann. Und einmal seiner Herr geworden, schätzten wir uns glücklich, ihn in unseren Diensten zu haben, denn er wog alle anderen Anführer zusammen auf. Von ungewöhnlicher Körperkraft und unverwüstlicher Ausdauer, dabei energisch, verläßlich und findig, war er als Gehorsamster der Gehorsamen immer bereit einzutreten, wo es galt — der Erste bei der Arbeit, der Letzte, der zur Ruhe ging.

Von den anderen Anführern sei noch Ali Schaongwe erwähnt, der, obwohl energielos und ohne eigene Initiative, sich doch als ehrliche Haut und verläßlich in der Ausführung der erhaltenen Aufträge zeigte. Die übrigen Anführer — sie hießen Bedue, Tom Charles, Ali bin Omari, Nassib wadi Ferhan und Meri — waren, mit Ausnahme des Letzten, keinen Schuß Pulver werth.

Als Askari hatten wir nur neun Leute angeworben, weil wir deren Zahl bei sich zeigender Nothwendigkeit aus dem Stande der Trägerschaar zu vergrößern gedachten. Eine Gliederung der Karawane in Unterabtheilungen nahmen wir nicht vor, da sich etwas Aehnliches gleich Anfangs von selbst herausbildet, indem sich die Leute selbst, von Rücksichten der Landsmannschaft oder Freundschaft bestimmt, in Rotten von drei bis zwölf Mann zusammenthun und meist auch während des weiteren Verlaufes der Reise zusammenhalten. Jede dieser Rotten (Kambi genannt) erhält einen der Zahl ihrer Mitglieder entsprechenden, kupfernen Kochtopf, eine oder mehrere Aexte zum Holzspalten, Wegmachen und dergleichen; mit Kürbiswasserflaschen für die Reise versorgen sich die Leute selbst. Diese Theilung der Leute in Rotten gibt allerdings wieder Anlaß zu einer besonderen Listenführung, weil die Leute sonst Töpfe, Aexte, Messer, Ladstöcke, kurz alles Verwerthbare den Ein=

geborenen verkaufen würden, doch erleichtert sie späterhin sehr die Arbeitsvertheilung in der Karawane, da man sich in Allem an den Rottenführer halten und denselben auch für Alles verantwortlich machen kann. Für unsere persönliche Bedienung verblieben ferner jene drei Suahili-Bursche, welche ich in Sansibar gleich Anfangs aufgenommen hatte. Von diesen wählte Graf Teleki den Schomari für sich, während Dschuma und Baraka mir zufielen; ihrer Sclavennatur entsprechend, waren sie willig und aufmerksam und erwiesen sie sich im allgemeinen zu solchen Diensten verwendbarer, als die beiden Somâl, welche Graf Teleki nebstdem in sein persönliches Gefolge eingereiht hatte.

Schließlich sei noch unseres Koches Mhogo mtschungu Erwähnung gethan, eines alten Negers, der schon Speke's und Cameron's Reisen mitgemacht hatte. Seine culinarische Geschicklichkeit stand nicht auf der Höhe der Kunst, aber er wußte sich, auf reiche Erfahrung gestützt, in der Wildniß zu helfen wie kein Zweiter; auch trug er seine Küchenlast, eine der schwersten von allen, immer selbst und war somit im Ganzen genommen eine recht gute Acquisition.

Für unsere Lastesel waren aus Europa gute Tragsättel mitgebracht worden, welche indeß bei unseren Leuten nur zweifelndes Kopfschütteln hervorriefen und sich in der That wegen der Umständlichkeit, mit welcher die Lasten daran befestigt werden mußten, und wegen des hartnäckigen Widerstandes, den die Thiere selbst dieser ungewohnten Art der Bepackung entgegensetzten, nicht als praktisch bewährten und auch nur so lange in Verwendung blieben, bis wir uns die nöthige Anzahl landesüblicher Satteltaschen aus Ochsenhäuten selbst gemacht hatten.

Im Uebrigen war an unserer Ausrüstung im allgemeinen nichts auszusetzen. Hervorheben will ich nur, daß bei derselben auf ein gewisses Maß persönlicher Bequemlichkeit während des Reisens besondere Rücksicht genommen war. Bei der Beschaffung unserer diesbezüglichen Bedürfnisse hatten dem Grafen Teleki sowohl seine eigenen, auf zahlreichen kleineren Jagdexpeditionen gesammelten Erfahrungen, wie nicht minder die aus einem wechselvollen und ausgedehnten Reiseleben geschöpften Rathschläge

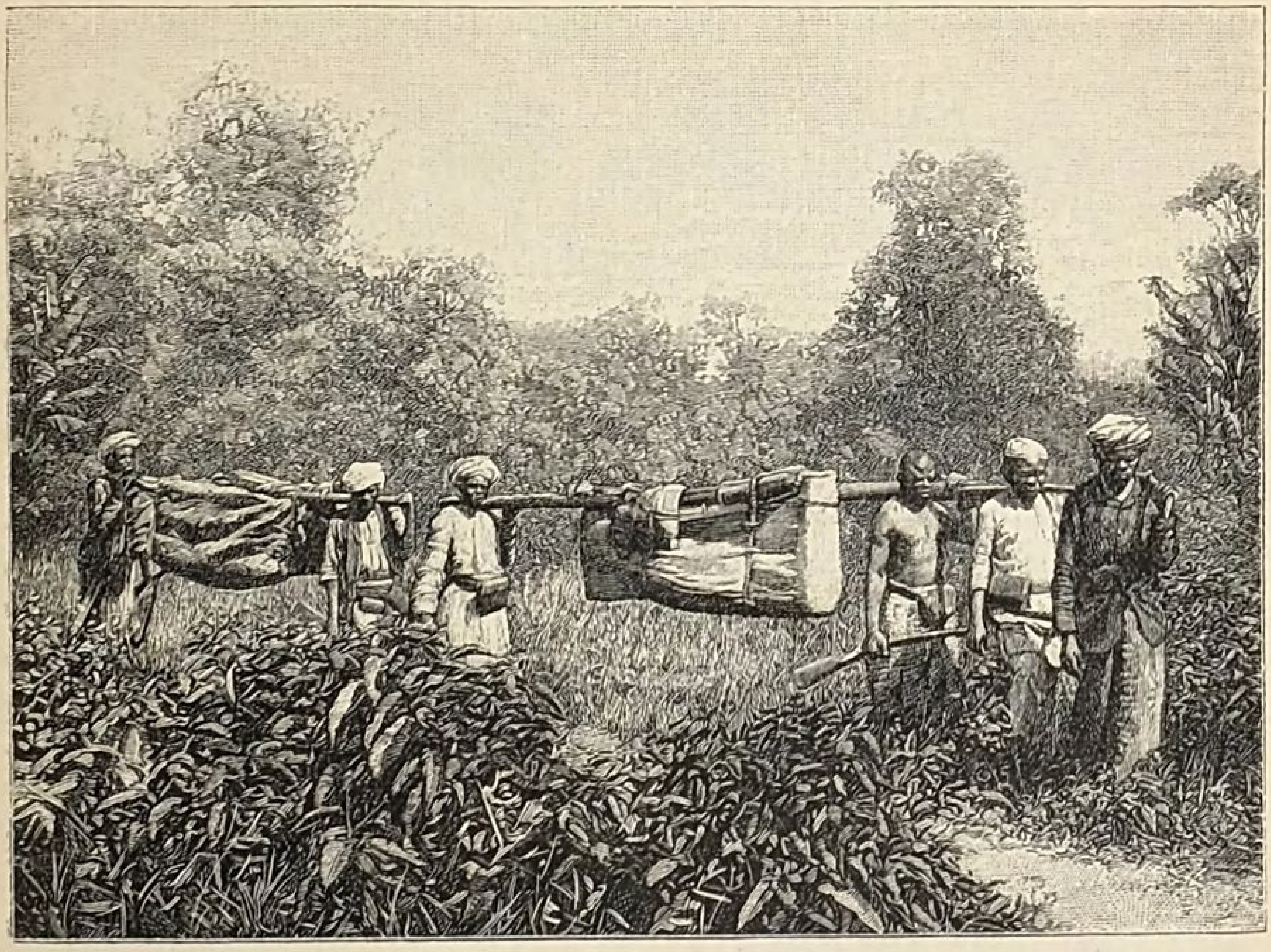
Sir Richard Burton's als Richtschnur gedient, welche den Grundsatz ergeben hatten, daß man von Hause aus bedacht sein müsse, das aufreibende Leben in der Wildniß möglichst erträglich zu gestalten.

In ausgezeichneter Weise war ferner für unsere eigene Bewaffnung vorgesorgt. Holland & Holland, die bekannte englische Gewehrfirma, war in einer schönen Serie außerordentlich exact schießender Büchsen und Flinten vertreten, die uns auch während der ganzen Expedition nicht ein einziges Mal im Stich ließen. Da waren zwei gezogene, doppelläufige Büchsen, Kaliber 8, welche Hartbleivollkugeln mit 10 Drachmen Pulver schossen; eine Expreßbüchse, Kaliber 577, mit Expansiv- und Vollkugeln und 6 Drachmen Pulverladung; eine Büchse Kaliber 10; zwei Expresse Kaliber 500 mit 5 Drachmen Pulverladung, zwei sogenannte Paradoxgewehre für Schrot- oder Kugelladung und mehrere Flinten.

Nicht minder reich waren wir mit Instrumenten für wissenschaftliche Beobachtungen versehen, sowohl was Zahl als Güte anbelangt, denn wenn auch die Expedition keinen rein wissenschaftlichen Charakter an sich trug, so erfüllte uns doch der Wunsch, auch in dieser Hinsicht nach Kräften thätig zu sein.

Mehrere Tage vergingen in fieberhafter Thätigkeit, der immer erst die untergehende Sonne ein Ende machte; des Abends saßen wir dann mit Issa ben Madi und Dschumbe Kimemeta beisammen, um immer wieder die einzelnen Punkte unseres Reiseplanes zu besprechen. Unsere Anführer ließen wir dabei stets ganz beiseite, um sie gleich Anfangs daran zu gewöhnen, daß sie bei solchen Fragen nichts mitzureden hätten. Für sie hieß das Reiseziel auch immer nur: »Baringo na mbele kidogo!« (Zum Baringo und noch etwas weiter!); für uns war es das damals noch völlig unbekannte Gebiet im Norden des Baringo, welches die Geographen bald mit einem, bald mit zweien Seen bedachten, wohin bisher noch Niemand, selbst keine der landesüblichen Handelskarawanen, vorzudringen vermocht hatte. Unser Weg dahin sollte beim Kilimandscharo und dem Kenia, den beiden Glanzpunkten Afrikas, vorbeiführen und dabei der Versuch gemacht werden, das gemiedene und gefürchtete Kikujuland zu erschließen.

Am Abend des 3. Februar verabschiedete sich Issa ben Madi, der uns bei der Inscenirung des Unternehmens getreulich geholfen hatte, unter überschwenglichen Segenswünschen ganz von uns; gerne hätte er die Reise mitgemacht, doch mochte ihn der Sultan für so lange nicht entbehren. Dschumbe Kimemeta verließ uns ebenfalls, um eigener Geschäfte halber nach Pangani zurückzukehren, versprach jedoch, uns in wenigen Tagen in Eilmärschen einholen zu wollen. Der Mannschaft wurde bekannt gegeben, daß der Aufbruch am folgenden Morgen stattfinden würde.



Unser Leinwandboot auf dem Marsche.

II. Capitel.

Von der Küste zum Kilimandscharo.

(4. Februar bis 30. April 1887.)

Abmarsch von Mauia. — Ein von Bienen unterbrochener Marsch. — Meuterische Vorgänge in Lewa. — Ich kehre nach Sansibar zurück. — Unsere Bücher- und Kartenkiste wird gestohlen. — Kimemeta in Schuldhaft. — Marsch nach Korogwe. — Die Schlacht von Kwa Mgumi. — Teleki geht zu Sembodja, indeß ich dem Laufe des Pangani folge. — Mafi. — Sultan Sedenga. — Weitere Ausreißer. — Vereinigung in Mikotscheni. — Teleki's Reiseerlebnisse. — Wir trennen uns abermals. — Landschaftscharakter im Süden des Pangani. — Bekanntschaft mit afrikanischen Dornendickichten. — Die Wapare. — Njika-Charakter. — Der erste Leopard. — Längs der Pareberge nach Same. — Vereinigung mit Teleki. — Seine Erlebnisse bei den Masai. — Teleki als Zauberer. — Marsch nach Taweta. — Der Dschipesee. — Erster Anblick des Kilimandscharo. — Einzug in Taweta.

Am frühen Morgen des 4. Februar weckte uns zum ersten Male das lärmvolle Getriebe der zum Aufbruche rüstenden Karawane. Ein Blick ins Freie belehrte uns, daß wir zu spät erwacht waren, indem der größte Theil der Leute schon hundert Schritte vom Lager mit Sack und Pack bereit stand und nur noch auf das Abbrechen der Zelte und den Abmarsch harrte. Wir ließen daher auch nicht lange auf uns warten; bald schmetterte das Barghum, die aus einem Kudu-Antilopenhorn gefertigte Karawanenfanfare ihre mißtönenden Signale durch die Luft und Graf Teleki stellte sich an die Spitze des Zuges, der sich unter Drängen und Schieben und laut durcheinanderschwirrenden Zurufen allmälig aus dem wirren Menschenknäuel zu einer langgestreckten Schlangenlinie entwickelte.

Der Lagerplatz, in dem eben noch das regste Leben geherrscht hatte, sah nun stille und verlassen aus; nur die paar Eseltreiber und das halbe

Dutzend Leute, welche die Nachhut zu bilden hatten, waren geblieben, alle Anderen jedoch davongeeilt, wiewohl es da noch Arbeit für Stunden zu bewältigen gab. Die vielen Lasten, welche wir zurückzulassen gezwungen waren, lagen chaotisch umher, indeß unsere Tragesel gar noch frei in der Steppe grasten. Ich ging zunächst daran, mit den Leuten der Nachhut die Kisten und Ballen zusammenzutragen, um sie dem Dschumbe von

An der Spitze der Karawane.

Mania ordnungsmäßig übergeben zu können; dann machten wir uns ans Einfangen und Bepacken der Esel. Das war eine wahre Sisyphusarbeit! Die Thiere, welche wohl ahnen mochten, daß wir wieder mit den »feinen« Sätteln kommen würden, die sie aus vorhergegangenen Beladungsproben schon kannten, suchten nämlich immer das Weite, sobald wir ihnen nahe kamen. Beim Satteln geberdeten sie sich wie toll, und kaum beladen, benützten sie meist schon den nächsten Augenblick, um sich davonzumachen und irgendwo im freien Felde die unbequeme Last abzuschütteln; weitab konnten wir sie dann wieder ruhig grasen sehen und neuerdings ans Ein=

fangen gehen. Schließlich zur Ueberzeugung gekommen, daß sie uns nicht entgehen könnten, gaben die klugen Grauen wohl den offenen Widerstand auf, dafür legten sie sich in stiller Ergebung auf den Boden hin; die Ladung verschob sich und nun mußten sie gar erst abgeladen, dann aufgeprügelt und schließlich wieder bepackt werden.

Solcherart arbeiteten wir im Schweiße unseres Angesichtes unverdrossen bis gegen zehn Uhr weiter; da jedoch die große Mehrzahl der Esel, die wir zwei- und dreimal bepackt hatten, immer wieder mit verschobener Ladung irgendwo am Boden lag, kamen wir schließlich zur Einsicht, daß es in dieser Weise nicht ging. Ich entschloß mich daher, vorläufig auf die Verwendung unserer Tragthiere zu verzichten, ließ auch ihre Ladungen zurück und schickte meine Leute mit den wenigen Eseln, die zu bepacken uns gelungen war, und den anderen unbepackten der Karawane nach, indeß ich selbst alle unsere zurückbleibenden Güter der Obhut des mittlerweile herbeigeholten Ortsältesten übergab. Dann erst trat ich den Marsch an, die Brust geschwellt von froher Lust, daß es endlich vorwärts in die Wildniß ging. Meiner zufriedenen Stimmung war jedoch nur eine kurze Dauer beschieden; nach wenigen hundert Schritten schon stieß ich auf zwei Lasten, die am Wege lagen, indeß der Esel, der sie zu tragen gehabt hätte, mit dem Packsattel am Bauche ruhig im Busche graste. Was sollte ich damit nun thun? Dschuma und Baraka, die einzigen Leute, die ich hatte, halfen mir indeß aus der Verlegenheit, noch ehe ich auf einen Ausweg verfallen war. Rasch waren Gewehr und sonstige Ausrüstung abgelegt, die Lasten dafür geschultert und im Eilschritt gings damit ins Dorf. Doch bevor noch die braven Bursche wieder zurück zur Stelle waren, hatte ich schon mein eigenes Reitthier erspäht, das etwas weiter sattellos an einen Baum gebunden stand, indeß der Treiberjunge im kühlen Schatten daneben lag. »Das Thier sei durchgegangen und dabei der Sattel verloren worden,« so meinte der Junge, und zwar mit einer Miene, als ob ihn die ganze Sache eigentlich gar nicht anginge. Ich stellte es ihm anheim, zu thun, was er wolle, sich jedoch zu hüten, ohne den Sattel im Lager zu erscheinen; er traf später in der That mit dem gesattelten Esel ein.

Weiter gings durch hohes, gelbes Gras, durch welches sich ein schmaler Pfad schlängelte, doch war der letzte Aerger noch nicht verwunden, als es schon wieder einen neuen Anstoß gab. Diesmal waren es die sechs großen, eisernen Bootstheile, die, obwohl seit mehr als vier Stunden unterwegs, doch nicht weiter als etwa $1^1/_2$ Kilometer vom Lager gekommen waren; deren Träger, achtzehn baumstarke Kerle, hockten ruhig daneben, anscheinend entschlossen, eine Probe passiven Widerstandes zu versuchen. Auf meine Frage, was es denn gäbe, erhielt ich zunächst gar keine Antwort und erst nachdem ich dieselbe in schärferem Tone wiederholt hatte, brummten sie mir Alle auf einmal im Chorus zu, »daß das Boot zu schwer wäre, daß sie es nicht weitertragen könnten und auch nicht wollten.« Ich suchte sie zu überzeugen, zu überreden, bat sie in gütigen Worten, sich auf den Weg zu machen, doch war Alles umsonst; stumm und ohne mich auch nur eines Blickes zu würdigen, blieben sie im Grase hocken. Da trat ich nun aber ganz nahe an einen Mann heran, forderte ihn auf, zu seinem Bootstheil zu treten und griff, als er noch immer störrisch blieb, blitzschnell nach seinem Stocke, in der unverkennbaren Absicht, meinem Befehle damit mehr Nachdruck zu geben; das wirkte, und rascher als ich es erwartet hatte, machten sich die Uebrigen mit ihren Lasten davon.

In dieser und ähnlicher Weise ging der erste Marsch vor sich und der Leser wird es begreiflich finden, wenn ich sehr bald den Glauben aufgab, daß man in Afrika sorglos und in heitere Gedanken vertieft dahinwandern könne. Und sind es nicht säumige Träger, gestürzte oder verlaufene Esel, die jeden Frohsinn im Keime ersticken, so ist's die ernste Sorge um die gewundene rothe Linie, welche die Route bezeichnet, die wir gegangen sind. Unzählige Male müssen Compaß und Uhr abgelesen, bei blendender Sonne Aufzeichnungen ins Tagebuch eingetragen, der Wechsel in den Umrissen der nächsten und fernsten Höhenzüge beobachtet, skizzirt werden; dabei führt der nur wenige Zoll breite Pfad durch Dick und Dünn und zu unserer Verzweiflung auch noch über Süd, Ost und Nord nach West. So matt und müde, wie ich es niemals zuvor in meinem Leben gewesen, traf ich denn auch nach diesem ersten Marsche um 2 Uhr Nachmittags

im Lager ein, das die Karawane in der Nähe des Dorfes Kitifu bezogen hatte.

Auch Graf Teleki hatte seinen Theil an Verdrießlichkeiten gehabt. So hatten die Leute nach kaum einstündigem Marsche wie auf Verabredung ihre Lasten niedergelegt und Anstalten treffen wollen, ein Lager zu beziehen. Es war dies das zweite Mal, daß sie Einfluß auf die Leitung der Expedition zu nehmen versuchten. Das Gebahren der Leute ließ ahnen, was für ein Geist sich in ihnen regte und welches Vorgehen wir in der Folge ihrerseits zu gewärtigen hätten, wenn ihnen noch öfter nachgegeben und damit stillschweigend ein gewisses Selbstbestimmungsrecht eingeräumt würde. Graf Teleki hatte die Bedeutung der Situation in diesem Sinne wohl erfaßt, doch sagte ihm die Vorsicht, daß es nicht anginge, der Karawane mit scharfen Maßnahmen entgegenzutreten, so lange wir uns noch in der Nähe der Küste befanden, und zwar wegen der im Beginne einer Expedition immer regen Neigung der Leute zur Desertion, die in der That auch trotz unserer Nachgiebigkeit bald genug größere Dimensionen annahm. Graf Teleki hatte sich daher den Anschein gegeben, als ob er von dem Allen gar nichts bemerkt hätte und den Marsch fortgesetzt. Und selbst als bald darnach der gewesene Missionsjunge Muallim Harûn, der englisch sprach, ihm mit der Botschaft: »Sir, people want to camp!« (Herr, die Leute wollen lagern!) nachgekommen war, hatte ihm Graf Teleki, wohl mit verhaltenem Grimme, doch nur: »Yes, but **I** want to go!« (Jawohl, aber ich will weitermarschiren!) geantwortet. Dies hatte glücklicherweise genügt; die Leute hatten, wiewohl widerwillig, ihre Lasten aufgenommen und den Marsch auch ohne weitere Unterbrechung bis zum Lager fortgesetzt.

Dortselbst herrschte, als ich anlangte, bereits musterhafte Ordnung; unsere Zelte waren aufgestellt und die Waarenlasten schon zu einem großen, regelmäßigen Haufen zusammengetragen und geschichtet, um welchen herum sich die vielen kleinen, den Leuten gehörigen Zelte erhoben. Zu Beginn einer Reise besitzen nämlich die meisten Leute außer einem guten Hemd und einem Turban oder sonstigem Kleidungsstücke wohl auch noch ein kleines Zelt, aus wenigen Längen Baumwollenzeug gemacht, zu dem sie sich die

nöthigen Stöcke jeweilig an Ort und Stelle schneiden; mit der Zeit jedoch, wenn alles nur halbwegs Entbehrliche an die Eingeborenen, mit welchen die Karawane in Berührung kommt, für Eßwaaren oder Getränke verhandelt worden ist und es an Stelle der Kleider nur mehr Fetzen gibt, die ihnen vom Leibe herabhängen, dann wird auch die Zahl der Zelte zusehends geringer.

Sir, people want to camp!

Kitifu ist ein unbedeutendes Waschensidorf, das abseits vom Panganifluß (dieser wird auch einfach Ruvu, das heißt »Fluß«, genannt) gelegen ist. Der Karawanenweg, welcher dahinführt, hat den Fluß gleich bei Mauia verlassen und sich den Vorhügeln des Usambaraberglandes zugewendet, um übrigens nach einigen Tagesmärschen wieder an sein Ufer zurückzukehren. Auffallend war uns dabei die Beobachtung, wie rasch sich mit der Entfernung vom Flusse auch der landschaftliche Charakter verändert hatte. Der Boden war hart und trocken geworden und die Vegetation spärlich, trotz des noch immer verspürbaren Einflusses der feuchten

Seewinde. Als häufigste Vertreter der Pflanzenwelt fanden sich hier die widerstandsfähigen Akazien, unter ihnen auch eine recht stattliche Art, mit schirmähnlichem Laubdache, scheinbar von einer gütigen Natur wie eigens dazu hingestellt, um dem sonndurchglühten, müden Wanderer Schutz und Erholung zu bieten. Typisch für die Landschaften des östlichen, äquatorialen Afrika sind ferner die graugrünen, stachlichten Baumeuphorbien, in Form den bekannten Cacteen täuschend ähnlich, und die Dompalmen, in deren Astwinkeln nicht selten Orchideenbüschel mit tief herabreichenden Blumenstengeln sitzen, die aus der Ferne wie buntgeschmückte Vogelnester aussehen.

Wir blieben in Kitifu einen Tag, bekamen übrigens von den Eingeborenen und dem Dorfe nur wenig zu sehen, da uns die laufenden Arbeiten zu jener Zeit noch zu sehr in Anspruch nahmen; zu diesen gehörte unter Anderem die Auszahlung des »poscho«, des täglichen Eßgeldes an die Leute. In der Nähe der Küste, wo baare Münze noch gangbar war, betrug dasselbe acht Pesa*) für jeden Mann und Tag. Später traten Perlen und Stoffe an deren Stelle, oder auch Lebensmittel in natura, in welchem Falle dann die Beschaffung derselben im Großen eingeleitet werden mußte. Wir machten die Auszahlung zu Beginn der Reise immer täglich und an der Hand der Namensliste, da sich uns dabei die Möglichkeit bot, vorgekommene Desertionen zu constatiren. Daneben gaben uns auch die Krankheiten der Leute nicht wenig zu schaffen, da sich mancher darunter fand, der sich nur hatte anwerben lassen, weil er sicher sein konnte, bald wieder entlassen zu werden, ohne den bereits verjubelten Vorschuß zurückzahlen zu müssen.

Unser nächster Marsch hatte den Lagerplatz Málago Mbaruk zum Ziel. Der Weg dahin schlängelte sich zuerst durch eine flache, mit hohem Sumpfgrase bestandene Mulde und führte dann sanft ansteigend in die von Usambara her sich abdachende Hügellandschaft hinein. Während der letzten Strecke unseres Weges ging es über eine grasige, kurz vorher von den Eingeborenen kahlgebrannte Lehne, die eine schier athembenehmende

*) 1 Ruppie = circa 1 Gulden, hat 32 Pesa.

Gluth ausstrahlte; dann aber umfing uns der kühle Schatten des Waldes, in welchem der Lagerplatz lag. Derselbe nahm einen verhältnißmäßig kleinen, vom Dickicht gesäuberten Raum ein und war mit den Resten verfallener Hütten, die von Ungeziefer wimmelten, mit Aschenhaufen und Mist aller Art besäet; wir mußten den Platz erst gründlich reinigen, ehe wir daran denken konnten, ihn zu beziehen.

Von hier wollten wir an der Nordseite des Tongweberges vorüber nach Kwa Fungo gehen; der Marsch erfuhr jedoch viel früher eine unerwartete Unterbrechung.

Ich hatte den Lagerplatz kranker und durchgegangener Leute wegen, für deren Traglasten gesorgt werden mußte, erst längere Zeit nach Teleki verlassen können und war dann mit meinem Trupp der Karawane nachgeeilt, so rasch es bei der immer üppiger an den Weg herantretenden Vegetation gehen wollte. Wir befanden uns indeß kaum länger als eine Stunde unterwegs, als wir auch schon auf die Reste der Karawane stießen. Hatte uns das ganz unverhofft rasche Erreichen derselben schon stutzig gemacht, so mußte uns der sonderbare, für uns Anfangs ganz unbegreifliche Zustand, in dem sich diese befand, noch mehr überraschen, denn Lasten und Träger lagen im wüsten Durcheinander zerstreut auf dem Boden herum, die Leute ohne sich zu rühren, das Gesicht tief ins Gras gedrückt; da und dort gab's auch einen Esel, der sich, am ganzen Körper convulsivisch zitternd und schnaubend, auf der Erde wälzte, dabei zeitweise wie rasend um sich ausschlug. Im Uebrigen herrschte lautlose Stille im Walde, bis Maktubu und Dschama, Beide über und über von Bienen umschwärmt und von solchen auch hartnäckig verfolgt, in eiligster Flucht unter uns gestürzt kamen. Nun war für uns das Räthsel gelöst, und wir säumten auch nicht, den beiden Leuten zu Hilfe zu kommen, indem wir mit Röcken und Tüchern auf die kleinen Peiniger loszuschlagen begannen; es kostete nicht wenig Mühe, die Bienen zu vertreiben, die immer wieder auf ihre beiden Opfer losfuhren, während sie uns ganz ungeschoren ließen, doch es gelang uns schließlich. Weniger günstig fiel der Versuch aus, den armen, zerstochenen Kerlen, aus deren dickgeschwollenen Köpfen die kleinen Maulwurfsaugen nun kaum heraus-

zuschauen vermochten, durch Einreibungen mit Salmiak Linderung zu verschaffen, da diese daraufhin erst recht ein aus fürchterlichen Schmerzensschreien zusammengesetztes Duett anzustimmen begannen. So lange hatte das Abenteuer auf uns nur einen entschieden heiteren Eindruck hervorgerufen gehabt; nachdem wir aber gesehen hatten, wie übel man allenfalls dabei wegkommen konnte, verhielten auch wir uns stille und im Gebüsch versteckt, bis sich die Bienen verzogen zu haben schienen. Dann versuchte ich es wohl, die Leute aufzutrommeln und zum Weitermarsche zu bewegen, doch ich predigte tauben Ohren; die Angst stak Allen noch zu sehr in den Gliedern und erst die Nachricht, daß Graf Teleki bei dem nur zehn Minuten vom Schauplatze entfernten Dorfe Lewa ein Lager bereits bezogen habe, brachte sie vorwärts.

Graf Teleki erzählte mir später, daß die Karawane dreimal von Bienen angegriffen worden sei; jedesmal war heillose Verwirrung dem Rufe »njuki« (Bienen) gefolgt, am ärgsten beim dritten Ueberfalle, den sie in bedeutend vermehrter Zahl und am wüthendsten ausführten. Er selbst war bei dem Abenteuer mit nur drei Bienenstichen davongekommen, die unangenehmer Weise jedoch in der nächsten Umgebung der Augen saßen.

Das kleine Waschensidorf Lewa ist in 230 Meter Meereshöhe, auf dem Rücken eines niedrigen Ausläufers des Tongweberges gelegen. Die Hütten der Eingeborenen waren in ein mächtiges Dickicht von dornigem Gesträuch und Schlingpflanzen hineinverlegt, gegen die Karawanenstraße zu überdies mittelst einer Pallisadenwand abgesperrt, in welcher sich eine feste Pforte, der einzige Zugang zum Dorfe, befand; in der unmittelbaren Nähe des Einganges war unser Lager errichtet, von welchem aus wir eine prächtige Aussicht auf den nahen Tongweberg und die weitere flache Landschaft genießen konnten.

Solche, hart an Ortschaften sich anlehnende Lagerplätze lieben die Wangwana*) — wie sich die Karawanenleute selbst gerne nennen — weil

*) Wangwana bedeutet im Suahili »Freie«, im Gegensatze zu Watuma, das ist Sclaven; das Wort wird also vom Karawanenvolke, das größtentheils aus Sclaven besteht, unrichtiger Weise zur eigenen Bezeichnung gebraucht.

Meuterische Vorgänge in Lewa.

sie sich da für billiges Geld die Genüsse verschaffen können, welche die »barra«, das Festland, zu bieten vermag. Der Sansibarite gefällt sich außerordentlich in der Rolle eines großen Herrn und läßt sich auch, wo er nur kann, von den Eingeborenen bedienen. So war es auch da. Die männlichen Bewohner des Dorfes sorgten für Unterkunft, ihre Weiber schafften Lebensmittel herbei, kochten, kurzum bedienten die Leute, während diese die Zeit pombe (Bananenwein) trinkend verscherzten. Es dauerte an dem Tage auch gar nicht lange, als schon die Laute gesteigerter Fröhlichkeit und allmälig auch die toller Lust vom Dorfe her zu uns drangen, doch hätte uns dies wenig bekümmert, wenn es nicht ärger gekommen wäre. Eine Schaar besonders kecker Leute, die es sich wahrscheinlich in den Kopf gesetzt hatte, irgend eine Spitzbüberei auszuführen, machte sich nämlich in dieser Absicht an den Ochsen heran, den wir als Vorrath mitführten, jagte und zerrte ihn eine Weile umher, warf ihn hierauf zu Boden und trieb allerlei rohe Scherze mit dem Thiere. Dann jedoch — wir trauten kaum unseren Augen — sahen wir Blut in hellen Strahlen aus seiner Kehle heraussprudeln, die Leute hatten das Thier in ihrem Uebermuthe geschlachtet. Nun war's wohl an der Zeit, energisch einzuschreiten, doch es läßt sich mit Betrunkenen schwer rechten und da sich der größte Theil unserer Leute in diesem Zustande befand, so ließ Graf Teleki nur die Anführer kommen, machte sie für alle ferneren Ausschreitungen verantwortlich und befahl ihnen, den Ochsen einzuscharren. Dieser Befehl machte sichtlich böses Blut; Stimmen der Entrüstung wurden allenorts laut, dann zogen sich die Leute fast vollzählig ins Dorf zurück, wo es nun toller zuging, als zuvor. Nach einiger Zeit — der Befehl, den Ochsen einzuscharren, war noch nicht zur Ausführung gelangt — kam ein gebrechlicher Greis aus dem Dorfe heraus; er hockte sich ganz nahe zu Füßen Teleki's auf den Boden und begann dann im Sinne der Mission, mit welcher ihn unsere Leute betraut hatten, als Vermittler und Fürsprecher zu wirken. Lange fand er nur taube Ohren, mit der Zeit gelang es ihm jedoch, den Grafen Teleki so weit versöhnlich zu stimmen, daß dieser schließlich, als sich auch die Anführer mit Bitten ins Mittel legten, sich

dazu bewogen fühlte, von seinem früheren Befehle abzustehen. Der Zwischenfall war damit abgethan und um so rascher vergessen, als wir bald darnach durch die Ankunft eines Herrn W. Joost, Beamten der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, überrascht wurden, der sich auf dem Wege nach der Station Korogwe befand.

Froh seiner Gesellschaft, saßen wir gegen Sonnenuntergang in lebhafter Unterhaltung begriffen vor meinem Zelte, ohne daran zu denken, in der Menge von Leuten, die uns umringte, irgend etwas Auffälliges erblicken zu sollen — kannten wir doch schon zur Genüge die aufdringliche Neugierde der Sansibariten, wenn es einen Fremden oder sonst Etwas zu sehen gab. Die Zahl der Leute wurde jedoch immer größer, bis uns schließlich die ganze Karawane umgab; die meisten darunter hatten ihr Gewehr zur Seite. Das fing nun doch an, befremblich zu erscheinen und fragte Graf Teleki daher, was sie eigentlich wollten.

Da trat ein Mann aus den Reihen heraus und hielt eine Ansprache, des Inhalts, daß sie Alle unzufrieden wären, sowohl was die Behandlung und Ernährung, als auch das Gewicht der Lasten anbelange. Der erste Redner schien der Menge nicht der richtige Anwalt ihrer Sache zu sein, denn daraufhin trat ein Anderer heraus, brachte im Ganzen wohl auch nur dieselbe Klage vor, schloß sie jedoch mit der Erklärung, daß sie Alle insgesammt nach Sansibar zurückkehren wollten; und ein betäubendes, allgemeines Geheule bekräftigte den Schlußsatz seiner Rede.

So bedrohlich die Scene aussah, so glaubten wir doch keinen Augenblick, irgendwelche Gewaltthaten befürchten zu sollen, wir hielten uns im Innern auch überzeugt, daß selbst in diesem Falle die Karbatsche allein genügen würde, um die Leute wieder zu Paaren zu treiben. Da jedoch die Mehrzahl berauscht war, schien es gerathener, vorläufig noch die Faust in der Tasche zu ballen und es mit Worten zu versuchen. Graf Teleki begnügte sich auch, ihnen zu antworten, daß er sie selbst nach Sansibar führen würde, wenn sie schon durchaus dahin wollten, jedoch um sie dort dem Sultan zur Bestrafung zu übergeben. Die ruhige Art, mit welcher Graf Teleki sprach, machte die Leute Anfangs glauben, ihr Spiel gewonnen

zu haben; um so fürchterlicher klang das Wuthgeheule, das sie anstimmten, als sie den Schluß der Rede hörten und gar, als sie sahen, wie sich Graf Teleki gleichzeitig erhob, um den Rädelsführer zu packen. Tobend, wie losgelassene Teufel, und auch schießend zogen sie sich daraufhin ins Dorf zurück, wo der Höllenlärm fortdauerte.

So lange sie nur blinde Schüsse abfeuerten, mochten wir dem Ganzen ruhig zusehen; bald aber konnten wir auch vereinzelte Kugeln pfeifen hören, ja selbst von den Baumkronen herabgeschossenes Laub fiel auf unsere Zelte. Nun die Sache anfing, weniger scherzhaft auszusehen, griffen wir vorsichtshalber zu den Waffen und mit lauter, weithin vernehmbarer Stimme wurde den Somâl — die selbstverständlich an der Bewegung in keiner Weise betheiligt waren — der Befehl ertheilt, den Leuten die Gewehre abzunehmen, im Weigerungsfalle jedoch in sie hineinzuschießen. Mit dem Befehle war's zwar lange nicht so schlimm gemeint, dennoch verfehlte er nicht, auf die Leute den gewünschten Eindruck zu machen. Daraufhin trat Ruhe ein; die Anführer legten sich wieder ins Mittel, baten, in der ganzen Angelegenheit doch nichts Anderes als das Treiben übermüthiger, großer Kinder zu sehen, — denn nichts Anderes wären die Sansibariten seit jeher gewesen — die diesmal in Folge zu reichlich genossenen pombe's nur besonders ausgelassen seien. Auf das Abnehmen der Gewehre wurde unsererseits denn auch nicht energisch bestanden, umsomehr, als schließlich bei den Leuten auch Schlaf und Ermüdung ihre Rechte geltend machten und deren erregte Gemüther vollständig beruhigten.

Am folgenden Morgen sahen wir uns wie gewöhnlich durch die geräuschvollen Vorbereitungen zum Abmarsche, die eintönigen Gesänge der Askari, welche die Esel sattelten, und die laut dazwischen tönenden Rufe der ordnenden Anführer aus dem Schlafe geweckt. Nichts mahnte an die aufrührerischen Scenen des Vorabends und die Erinnerung daran glich einem wüsten Traume. In gewohnter Weise gab Graf Teleki das Zeichen zum Aufbruche und trat, als Alles bereit schien, an die Spitze der Leute, die sich an dem Tage rascher als sonst zu der langen Reihe entwickelten, wie wenn sie durch nun willigeres Benehmen ihre gestrige Widerspenstigkeit

gut machen wollten. Die Täuschung konnte indeß nicht lange währen; das Lager entleerte sich, fünfzig Traglasten aber, deren Träger das Dunkel der Nacht benützt hatten, um sich aus dem Staube zu machen, blieben zurück. Um die Kisten und Ballen in der Runde hockten die Bewohner des Dorfes, der Morgenfrische wegen in ihr Kaniki bis zum Munde hinauf eingehüllt und weideten sich an der Verlegenheit, in der ich mich nun augenscheinlich befand. Umsonst bot ich ihnen verhältnißmäßig große Summen dafür, wenn sie uns die Lasten bis Kwa Fungo, unserem nächsten Ziele, tragen helfen wollten; nur das zartere Geschlecht in seiner angeborenen Mildherzigkeit zeigte einige Geneigtheit, uns beizustehen, versuchte das Gewicht der Kisten und Ballen und fing selbst an, um den Trägerlohn zu feilschen, wagte es schließlich jedoch nicht, dem erklärten Willen der Männer zuwider zu handeln. Ich bat zuletzt den Ortsältesten, mir Träger beizustellen, doch er zuckte nur höhnisch mit den Achseln und meinte, er habe keine und könne auch Niemanden dazu befehlen. Es blieb mir somit nichts übrig, als mich mit dem Gedanken zu befreunden, die Lasten vorläufig im Dorfe zurückzulassen; doch selbst das wollte der Dorfälteste nicht zugeben. Da war nun aber meine Geduld zu Ende. Ich packte den Mann am Arme, schüttelte ihn so kräftig, wie ich nur konnte und machte ihm, um Irrthümer zu vermeiden, mittelst Dolmetsch klar, daß er entweder die Waaren sofort in einer trockenen Hütte unterzubringen oder aber in Ketten mit mir zu kommen habe. Das war die richtige Sprache gewesen; die Hütte war im Nu gefunden und Alles beeilte sich nun auch, uns bei der Arbeit an die Hand zu gehen.

Durch eine hügelige, stellenweise gut bebaute Landschaft und an mehreren Ortschaften vorbei, die knapp am Wege lagen, marschirten wir dann nach Kwa Fungo, wo das Gros der Karawane bereits gelagert war. Hier angelangt, war es selbstverständlich mein Erstes, dem Grafen Teleki Mittheilung von dem Mißgeschicke zu machen, das uns betroffen hatte. Unser beider Meinung war, daß wir nunmehr rasch und energisch vorgehen müßten, wollten wir uns vor weiteren Massendesertionen bewahren, und wir wurden auch bald über die Maßnahmen einig, die wir zu dem

Zwecke zu ergreifen hatten. Wir gingen dabei von der Ansicht aus, daß es im Bestreben der Flüchtlinge liegen müsse, sobald als möglich nach Sansibar zu gelangen, da sie nur dort die Bedingungen für ihr weiteres Fortkommen bei gleichzeitig geringer Gefahr vor Verfolgung zu finden hoffen konnten. Es wurde daher beschlossen, daß ich so schnell wie möglich nach Sansibar zurückkehren sollte — natürlich nicht ohne unterwegs nach den Flüchtlingen zu fahnden — um ihnen den Weg zur Rückkehr dahin zu verlegen; gleichzeitig hatte ich in Pangani nach Möglichkeit Träger zu werben, Dschumbe Kimemeta sowie auch einige andere Säumige zum schleunigen Einrücken zu verhalten und schließlich thunlichst viele der in Mauia zurückgelassenen Waaren mitzubringen.

Am nächsten Morgen mit dem Frühesten brach ich auf. Mit zehn Leuten, an deren Spitze Maktubu gestellt war, und mit nur ganz leichtem Gepäck ging es in scharfem Marsche zur Küste zurück, und obwohl wir von Lewa an alle am Wege gelegenen Dorfschaften durchsuchten, so erreichten wir doch noch am selben Abend Mauia. Dschumbe Kimemeta, der glücklicherweise eben im Orte weilte, gelang es sofort, ein Boot aufzutreiben und so konnten wir noch in der Nacht unsere Reise fortsetzen.

Wir hatten an dem Tage 50 Kilometer bei heißem Sonnenbrande zurückgelegt und ich war wohl auch gehörig müde und matt, dennoch aber konnte ich mich den Reizen dieser nächtlichen Flußfahrt nicht verschließen. Im schmalen Seitenarme des Flusses war es der feenhafte Glanz, in welchem die mit Myriaden von Leuchtkäfern besäeten Ufergebüsche strahlten, später, im breiten Strome, die geisterhafte, nur zeitweise von geheimnißvollen Naturlauten unterbrochene Stille der Nacht, was meine abgespannten Sinne immer wieder anregte und mich wach erhielt, bis wir gegen Sonnenaufgang bei Buenni ans Land stiegen.

Unter der Maske ebenfalls flüchtig gewordener Leute schickte ich von hier aus sofort einen Theil meiner Mannschaft nach Pangani, um nach unseren Ausreißern zu sehen; deren Gewissen hatte ich vorher durch das Versprechen beruhigt, für jeden eingebrachten Mann zwei Dollar zu zahlen. Nach wenigen Stunden schon kehrten sie mit der Meldung zurück, daß sie

zwei unserer Flüchtlinge bereits dem Wali zur Verwahrung übergeben hätten. Der Zweck unserer Rückkehr war damit natürlich offenkundig geworden und ich konnte mich nun, ohne der Sache zu schaden, selbst nach Pangani begeben, um den Wali persönlich um seine weitere Unterstützung zu ersuchen.

Den meisten Erfolg schien mir eine Blocade der Küste mit Bezug auf unsere Leute zu versprechen, um diesen die Möglichkeit zu benehmen oder doch zu erschweren, nach Sansibar zu gelangen. Zu dem Ende hatte nun der Wali sofort nicht wenige schriftliche Befehle an die Dschumbe der wichtigsten Küstenorte seines ziemlich ausgedehnten Amtsbezirkes zu verfassen und auch abgehen zu lassen; doch er zeigte sich willig und auch sonst in jeder Hinsicht gleich dienstbereit, wohl weil er uns auf dem Wege nach Sansibar wußte. Damit war meine Hauptaufgabe an der Festlandsküste erledigt und ich konnte an die Weiterreise denken; Maktubu ließ ich mit acht Leuten in Pangani auf der Lauer zurück, während ich selbst mit meinen zwei Burschen noch in der folgenden Nacht die Ueberfahrt nach Sansibar antrat. Da in der Eile kein besseres Fahrzeug aufzutreiben war, mußten wir uns zu dem Zwecke mit einem offenen Boote begnügen, das sich nachträglich als ganz niederträchtig schlechter Segler erwies; dreißig lange Stunden verbrachten wir mit demselben in der offenen See, doch erreichten wir glücklich unser Ziel.

Meine plötzliche Rückkehr rief natürlich bei allen unseren Bekannten große Ueberraschung hervor; sie hätte übrigens zu keinem ungünstigeren Zeitpunkte stattfinden können, da gerade damals zwei Ereignisse von größerem Interesse die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Der in Kismaju an der Djubbamündung behufs Anbahnung von Handelsbeziehungen ansässige deutsche Doctor Jühlke war vor Kurzem von Somâl ermordet und der Sultan von Reichsdeutscher Seite aufgefordert worden, die Mörder mit dem Tode zu bestrafen, eine Forderung, die dem Sultan Sayid Bargasch, der in Folge irgend eines Aberglaubens ein entschiedener Gegner der Todesstrafe war und bis dahin auch niemals ein solches Urtheil gefällt hatte, sehr zu Herzen ging. Dieselbe wurde jedoch aufrecht erhalten, und so machte sich denn General Mathews an dem Tage eben dazu bereit, mit

250 Soldaten der regulären Armee im Geleite der kaiserlich deutschen Corvette »Olga« nach Kismaju abzugehen. Dann hielt ein Ultimatum, das dem Sultan von Seiten der portugiesischen Regierung wegen Grenzstreitigkeiten im Süden zugekommen war, den politischen Horizont von Sansibar in drohende Wolken gehüllt.

Nach alledem mußten mich Zweifel beherrschen, ob ich wohl bezüglich meiner eigenen kleinen Anliegen Gehör finden würde; doch es gelang den Herren Wm. O'Swald und Doctor Gregory Alles, was wir nur wünschen mochten, rascher und glatter durchzusetzen, als ich es erwartet hatte. Die wirksamste Maßnahme, welche der Sultan in unserer Angelegenheit zu verfügen geruhte, war der Befehl, daß alle in Sansibar anlangenden Dhaus nach unseren Ausreißern untersucht zu werden hätten, und im Befolg desselben gelang es auch den Häschern schon im Laufe der nächsten Tage, sieben unserer Leute festzunehmen. Seine Hoheit sprach sich Anfangs zwar gegen die fernere Theilnahme der eingebrachten Flüchtlinge an unserer Expedition aus, beabsichtigte vielmehr dieselben bis zu unserer schließlichen Rückkehr eingekerkert zu halten und an jedem Freitag mit einer Bastonnade zu bedenken; er berücksichtigte schließlich jedoch meine Bitte, sie zum warnenden Beispiel für unsere anderen Leute in Ketten mitführen zu dürfen — ein Schicksal, dem sich übrigens fünf derselben noch rechtzeitig in der letzten Nacht vor meinem Abgange von Sansibar durch die Flucht aus dem Gefängnisse zu entziehen wußten.

Nach fünftägigem Aufenthalte nahm ich zum zweiten Male Abschied von Sansibar. Die Dhau, welche ich für die Rückfahrt nach Pangani gemiethet hatte, sollte wohl um zwei Uhr am Nachmittage absegeln, doch kam der Capitän erst gegen Sonnenuntergang an Bord; ich hatte dafür jedoch die Genugthuung, daß er sich der aufmerksamsten Schiffsführung befleißigte, in Folge welcher wir uns schon vierundzwanzig Stunden später an unserem Bestimmungsorte angelangt sahen, während in der herrschenden Jahreszeit hiefür drei bis sechs Tage gerechnet werden.

Ich war in Buenni kaum ans Land gestiegen, als ich auch schon die gute Nachricht empfing, daß die Zahl der Flüchtlinge, welche sich

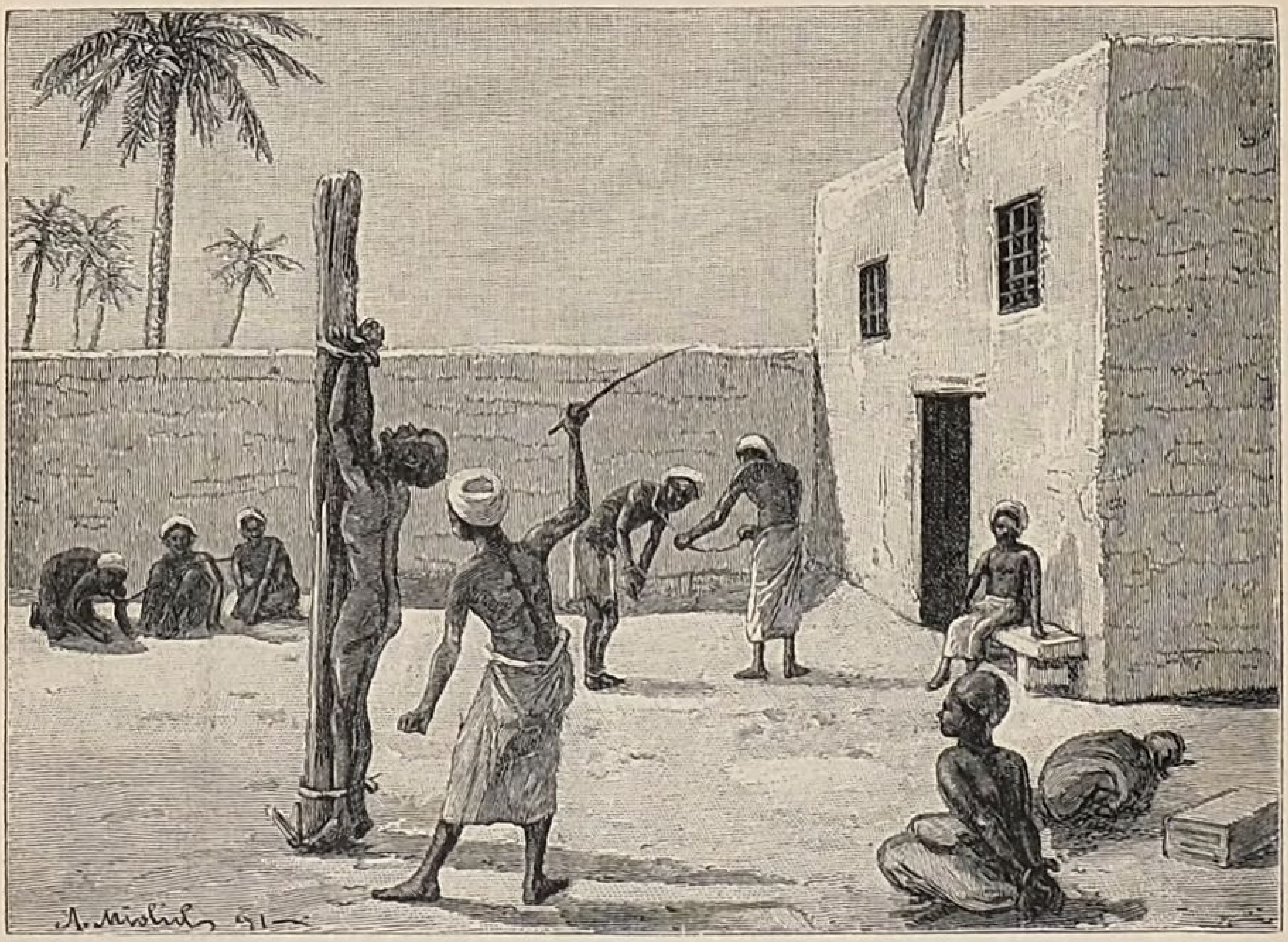
bereits hinter Schloß und Riegel befänden, auf siebzehn angewachsen sei; dort beließ ich sie vorderhand, um meine ganze Sorge der Anwerbung von Leuten widmen zu können. Hiefür waren die Verhältnisse mittlerweile keine besseren geworden und es gelang mir auch trotz aller Bemühungen, in den sechs Tagen, die ich im Ganzen in Buenni verblieb, nur ungefähr vierzig Träger zu bekommen, wiewohl ich selbst das ärgste Pack nicht verschmähte. Nicht mehr Erfolg hatten meine Bemühungen, eine Anzahl von Leuten, die gelegentlich unseres ersten Aufenthaltes in Pangani geworben, jedoch noch nicht eingerückt waren, zur Eile anzutreiben. Zum Theile waren sie wirklich krank, zum anderen hatten sie es überhaupt nur auf einen Betrug abgesehen gehabt; nun machte ich mit ihnen jedoch keine Umstände, sondern schickte sie, mit Ausnahme Jener, welche noch im Stande waren, den erhaltenen Vorschuß voll und ganz zurückzuzahlen, einfach behufs Abstrafung nach Sansibar.

Am 21. Februar traf zu unserer Ueberraschung der Anführer Ali Schaongwe in Begleitung von zwanzig Leuten ein und brachte die Hiobspost, daß bereits vor Tagen ein Träger mit der werthvollsten und unersetzlichsten unserer Ladungen — sie enthielt nämlich sämmtliche wissenschaftlichen Hilfsbücher und auch alle Landkarten — das Weite gesucht habe. Wie er erzählte, war Graf Teleki am 8. Februar in Kwa Fungo verblieben, um die in Lewa befindlichen Lasten nachbringen zu lassen. Tags darauf sei er bis Mruasi, einem am Njusibächlein gelegenen Waschensidorfe, marschirt, wobei Eingeborene als Träger Hilfsdienste leisteten. Da sich dort die Gelegenheit bot, Ochsenhäute zu kaufen, hielt die Karawane einen weiteren Tag, um Satteltaschen für die Tragthiere anzufertigen und an dem Tage geschah das Unglück. Graf Teleki habe sofort aus verläßlichen Leuten gebildete Patrouillen nach den verschiedensten Richtungen hin ausgeschickt, um des Flüchtlings wieder habhaft zu werden, und dann den Marsch bis Kwa Futo, dem nächsten Dorfe, fortgesetzt, wo mit der Zeit auch die ausgeschickten Leute eintrafen; vom Diebe war auch nicht eine Spur aufgefunden worden, wiewohl die Leute, angespornt durch einen hohen Preis, den Graf Teleki auf die Zustandebringung der Kiste aus-

gesetzt hatte, unermüdlich auf der Suche gewesen waren. Am 14. sei dann die Karawane nach Korogwe — einer Station der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft — weitermarschirt, wo sie sich noch immer befinde, da Graf Teleki daselbst meine Rückkehr abzuwarten beabsichtige. Graf Teleki habe inzwischen den Abgang von weiteren dreizehn Ladungen entdeckt und daraufhin ihn — den Anführer — beauftragt, sich mit zwanzig erlesenen Leuten, die er sich selbst hatte wählen dürfen, an die Verfolgung der diebischen Träger zu machen. Ali Schaongwe, der ebenso wie seine Begleiter recht abgehetzt aussah, war seinem Auftrage augenscheinlich mit allem möglichen Eifer nachgekommen; er hatte das ganze Gebiet zu beiden Seiten der Marschlinie bis zur Küste vergeblich durchstreift, wir durften daher kaum mehr hoffen, unsere Bücherkiste jemals wieder zu sehen. Nichtsdestoweniger setzte auch ich sofort alle Hebel in Bewegung. In einem Briefe, welchen ich den in Maguila ansässigen Missionären zuschickte, suchte ich dieselben für unseren Verlust zu interessiren, während ich gleichzeitig durch das Versprechen einer bedeutenden Prämie fast die halbe Bevölkerung von Buenni und Pangani auf die Beine brachte; ein anderer, nach Sansibar adressirter Brief sollte uns für alle Fälle möglichsten Ersatz für Bücher und Karten sichern. Doch alle diese unsere Bemühungen und Schritte waren ohne Erfolg, und so kam es, daß wir trotz sorgfältigster Ausrüstung unsere Reise ohne alle wissenschaftlichen Hilfsbücher, ja selbst ohne das kleinste Kärtchen von Afrika, auszuführen gezwungen waren.

Da es mit den Neuanwerbungen nicht vorwärts gehen wollte, ich andererseits den Grafen Teleki nicht länger warten lassen konnte, so beschloß ich für den 24. Februar den Aufbruch. Vorher mußte jedoch, um den gemachten Anstrengungen die erforderliche Wirkung für die Zukunft zu sichern, an den zweiundzwanzig Flüchtlingen, welche im Ganzen eingebracht waren, ein Exempel statuirt werden; ich ersuchte daher den Wali, sie zu bestrafen, was in der Weise geschah, daß ein Jeder von ihnen auf offenem Platze und unter der aufgehißten, rothen Sultansflagge eine ordentliche Tracht Stockhiebe zuerkannt erhielt, welche ihnen vom Gefängnißwärter auch sofort verabreicht wurde. Dann ließ ich sie — immer je vier zu-

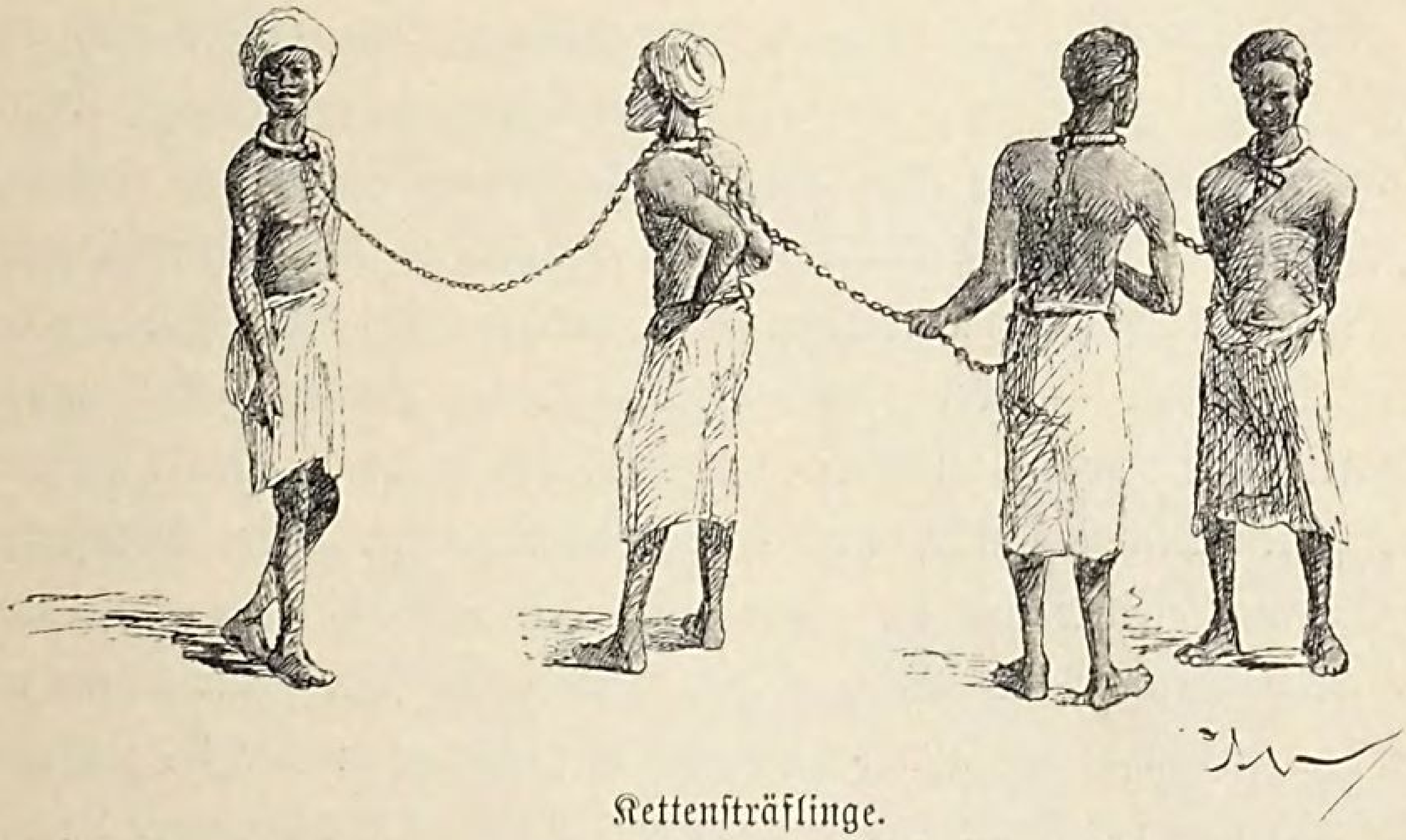
sammen — in Ketten legen und mit den anderen Leuten unter der Führung Schaongwe's nach Mauia abgehen. Ich selbst wollte im Laufe der Nacht dahin nachfolgen. Es lag mir nämlich sehr daran, auch Dschumbe Kimemeta mitzubekommen, wie es Teleki's Wunsch war, um endlich einmal die ganze Karawane beisammen zu haben. In seinem Hause wohnend, hatte ich zu viel Gelegenheit zur Beobachtung gehabt, daß der Mann mit seinen



Prügelstrafe in Pangani.

Reisevorbereitungen noch nicht zu Ende war, als daß ich seinen wiederholten Betheuerungen, er würde mit mir kommen, auch nur den geringsten Glauben hätte schenken dürfen. Am letzten Tage traten jedoch Verhältnisse ein, die geeignet sein konnten, den Dingen eine unserem Wunsche entsprechende Wendung zu geben: Der Mann schwebte wieder einmal in Gefahr, ins Schuldgefängniß zu wandern. Einige seiner Gläubiger, indische Kaufleute in Sansibar, hatten einen Verhaftbefehl gegen ihn erwirkt, und in der That stellten sich zwei mit dem Vollzug dieses Befehles beauftragte Schergen

am Tage des Aufbruchs in seinem Hause ein, um ihn nach Pangani ins Gefängniß abzuführen. Etliche Stunden später kam Dschumbe Kimemeta wieder zurück, jedoch nur, um mir von der Sache Mittheilung machen zu können. Natürlich begann ich nun entschieden gegen seine Einkerkerung zu protestiren, da es unmöglich die Absicht Seiner Hoheit des Sultans sein konnte, uns den Mann jetzt, wo wir ihn brauchten und theilweise auch schon bezahlt hatten, zu entziehen, nachdem sein Eintritt in die Dienste der Expedition doch nur auf Grund seiner besonderen Bewilligung erfolgt war.



Kettensträflinge.

Der Wali war gefällig genug, meinen Ausführungen ein williges Ohr zu leihen und daraufhin auch Dschumbe Kimemeta frei zu geben. Ich glaubte nun hoffen zu dürfen, daß dieser selbst Eile haben würde, die für ihn bedenkliche Umgebung von Pangani mit uns zu verlassen, sah mich darin jedoch getäuscht und machte daher auch die Fahrt nach Mauia ohne ihn.

In Mauia vergingen zwei Tage mit der leidigen Arbeit der Eintheilung der Karawane und Zuweisung der einzelnen Lasten an die Träger; auch etliche Leute wurden noch in der letzten Minute aufgenommen, dann brach ich auf. Das Klirren der Ketten unserer Sträflinge übte anscheinend auch auf die übrigen Leute einen beschleunigenden Einfluß aus und ohne vielen Aufenthalt ging es am ersten Tage weiter nach Lewa, der Unglücks-

stätte, die den Anlaß zu meiner Rückkehr nach Sansibar gegeben hatte. Hier bekam ich beunruhigende Nachrichten vom Grafen Teleki, die mich zu weiterer Eile anspornten. Zwischen seinen Leuten und den Eingeborenen des großen Dorfes Kwa Mgumi, in dessen Nähe er lagerte, hatte ein förmliches Gefecht mit Feuerwaffen stattgehabt, wobei es auf beiden Seiten Todte und Verwundete in nicht geringer Zahl abgesetzt hatte; seither war zwar eine Art Waffenstillstand aufrecht erhalten worden, die Lage der Expedition jedoch immer noch eine unerquickliche und zum mindesten nicht ungefährdete geblieben.

Um die ungefähr 60 Kilometer betragende Strecke, welche mich vom Grafen Teleki noch trennte, in zwei Tagen bewältigen zu können, dehnte ich den folgenden Marsch über Kwa Fungo hinaus bis Mruasi aus; am Nachmittage des zweiten Tages erreichten wir sodann Graf Teleki's Lager. Der Weg dahin führte mehrere Stunden lang — bis Kwa Futo, einem kleinen Negerdorfe — über flachwelliges Terrain, das nach Art unserer Obstgärten mit vereinzelten Bäumen bewachsen war, dann, gerade während der heißesten Mittagsstunde, über eine sonnverbrannte, dürre Grassteppe. Zur Linken begleitete uns die ganze Zeit über in wechselnder Entfernung der dunkle Ufersaum des Pangani, zur Rechten die schroff zur Ebene absteigenden Gehänge des Usambaraberglandes; vorne in der Wegrichtung winkte uns aus der Ferne das blaugrüne Uferdickicht des Luengera Labung zu, schien indeß kaum näher rücken zu wollen. Endlich erreichten wir dessen kühlen, fast eisigen Schatten, nach dem wir ebenso gelechzt wie nach dem klaren, rauschenden Wasser, dann ging es jedoch wieder weiter durch die kahle, heiße Steppe. Nach halbstündigem, weiterem Marsche kamen die heuschoberartigen Hütten des auf einer Insel im Pangani erbauten Dorfes Kwa Mgumi und bald auch zahlreiche Eingeborne zum Vorschein. Da wir hart an einer der Dorfbrücken vorbei mußten, so bewegten wir uns nicht ohne die scheinbar nöthige Vorsicht weiter, überzeugten uns jedoch bald, daß wir es nur mit einer aus Neugierde versammelten Menge zu thun hatten. Ohne zu halten und ohne von den Eingebornen auch nur eines Zurufes gewürdigt zu werden, kamen wir

dicht beim Dorfe vorbei. Ein paar dumpfe Kanonenschüsse erdröhnten zu unserer Begrüßung im selben Augenblicke von einem nahen niedrigen Hügel her — dem Stationsplatze Korogwe der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft — dann kam ein Bote mit der Meldung, daß sich Graf Teleki eben im Stationshause befinde; die Karawane schwenkte zu unserem am Flusse gelegenen Lagerplatze ab, während ich mich zur Station begab. Bald hatte ich das Vergnügen, den Grafen in bester Verfassung im Kreise der Herren Braun, Joost und Bauer — der Stationsbewohner — wieder zu sehen.

Graf Teleki hatte von Seiten des Herrn Braun, des Vorstehers der Station, die zuvorkommendste Aufnahme erfahren und die Tage in der angenehmsten Weise mit gesellschaftlichen Jagdausflügen in die Umgebung verbracht, bis der bereits erwähnte Zwischenfall mit den Eingeborenen eintrat und seiner sorglosen Lage ein Ende machte.

Den Anstoß zu der Feindseligkeit hatte die Verführung einer schwarzen Helena des Dorfes durch einen Paris unserer Karawane gegeben, indem die deshalb aufgebrachten Eingebornen in der Folge darauf ausgingen, mit unseren Leuten Händel zu suchen; bei jeder Gelegenheit kam es zu Zank und Streit, an dem fraglichen Tage sogar zu einer ernsten Prügelei. Unser alter Manwa Sera, der Paris und Achilles zugleich in dieser Geschichte, faßte die Herausforderung jedoch ernster auf. Zornentbrannt eilte er ins nahe Lager, reizte in Abwesenheit des Grafen Teleki die Leute zum Kampfe gegen die »Waschensi« *) auf, stürmte dann an ihrer Spitze zur Dorfbrücke, wo die Eingeborenen in voller Bereitschaft ihrer schon harrten, und eröffnete, dort angelangt, ohne weiteres das Feuer; bald krachte es auf beiden Seiten aus mehreren hundert Gewehren. Graf Teleki, der in dem Augenblicke gerade im Begriffe war, sich von der Station zum Lager zu begeben, hatte das Geknatter wohl gehört, es jedoch für das Freudenfeuer irgend einer eben anmarschirenden Karawane gehalten; im Lager angelangt und von den Somâl, die zurückgeblieben waren, vom Vorgefallenen unterrichtet, hatte er sich natürlich sofort nach dem Schau-

*) Eingeborene des Hinterlandes von Pangani; jedoch auch im verächtlichen Sinne zur Bezeichnung der Eingeborenen des Innern im allgemeinen gebraucht.

platze des Gefechtes aufgemacht, wo bereits ein wüthender Kampf im vollen Wogen war. Die Eingeborenen hatten die Brücke abgebrochen und sich ins Dorf zurückgezogen, aus welchem heraus sie auf unsere Leute schossen, die, obwohl fast schutzlos am Ufer oder im Wasser stehend, das Feuer mit Verbissenheit erwiderten. Im Vereine mit den Herren Braun und Joost, die ebenfalls herbeigeeilt waren, gelang es dem Grafen Teleki nicht ohne große, persönliche Gefahr, dem Schießen schließlich Einhalt zu gebieten, doch war bereits schweres Unglück geschehen: Von unseren Leuten waren zwei todt und zwei schwer verwundet, von den Eingeborenen neun tödtlich getroffen; Manwa Sera, der die ganze Zeit hindurch den Brückenkopf allein besetzt gehalten und von dort Schuß auf Schuß ins Dorf hineingefeuert hatte, war unverletzt geblieben. Unsere Leute hatten sich dem Kampfe mit solcher Erbitterung hingegeben, daß Graf Teleki ihnen mit dem Niederschießen drohen mußte, ehe er sie vermochte, sich zurückzuziehen.

In der Folge brachen die Eingeborenen jeden Verkehr mit unseren Leuten ab, während gleichzeitig aus der Umgebung Tag für Tag Schaaren Bewaffneter zu ihrer Unterstützung herbeieilten, so daß es binnen Kurzem über tausend mit Gewehren bewaffnete Männer im Dorfe beisammen gab. So bedrohliche Maßnahmen zwangen den Grafen Teleki natürlich zu steter Kriegsbereitschaft und gestalteten sich die nächsten Tage um so ungemüthlicher, als es im Lager bald auch nichts mehr zu essen gab. Dem Einflusse des Herrn Braun gelang es indeß, den Frieden zu vermitteln und stellten sich daraufhin wieder leidlich gute Beziehungen zwischen unseren Leuten und den Eingeborenen her.

Graf Teleki, welcher sich begreiflicher Weise schon sehr nach einer Fortsetzung der Reise sehnte, der nun nichts mehr im Wege stand, beschloß am Tage nach meiner Ankunft aufzubrechen, jedoch nicht mit der ganzen Karawane, weil die gegebenen Verhältnisse eine Theilung derselben erforderten. General Mathews hatte nämlich in seiner wohlwollenden Fürsorge für die Expedition aus eigenem Antriebe eine Reihe von Bedarfsartikeln gekauft, mit welchen wir seiner Ansicht nach nicht genügend versehen waren, und im Glauben, daß wir diesen Weg ziehen würden, nach

Masinde, dem Sitze des Sultans Sembodja von Usambara, gelangen lassen; andererseits hatte Graf Teleki in den ersten Tagen nach seinem Eintreffen in Korogwe vierzig Traglasten nach Mafi, einer weiter flußaufwärts am Pangani gelegenen Gesellschaftsstation, vorausgeschickt, um wenigstens bis dahin den Trägerschwierigkeiten abzuhelfen. Wir mußten somit verschiedene Wege gehen, und zwar wollte Graf Teleki den Sultan Sembodja aufsuchen; ich hatte daher den Flußweg nach Mafi zu nehmen. Mikotscheni, ein bekannter, am Panganiflusse gelegener Lagerplatz, war als Vereinigungspunkt in Aussicht genommen.

Demzufolge brach Graf Teleki am Nachmittage des 1. März mit achtzig Leuten auf, um dem Fuße des Usambaraberglandes entlang nach Masinde zu ziehen. Ich vergönnte mir und meinen Leuten noch einen Ruhetag, der übrigens durch die nothwendige Neuordnung der Karawane bedingt war, und verabschiedete mich dann auch von den gastfreundlichen Herren der Station, in deren Befinden mittlerweile ein bedauerlicher Umschlag eingetreten war. Die Station, welche bald nachher aufgelassen wurde, war zwar auf einem flachen Hügel errichtet, jedoch von sumpfigen Wiesen umgeben und augenscheinlich in nichts weniger als gesunder Lage. Darin glich sie den meisten anderen damaligen Stationen der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, die alle mit ganz wunderbarer Gleichförmigkeit in die ärgsten Sumpfgebiete hinein verlegt waren, die man in der Gegend hatte finden können; die üppige Vegetation, mit welcher solche Landstriche meist bedeckt sind, mag wohl die Gründer dieser Stationen in ihrem Vorgehen geleitet haben. —

Bislang waren wir im Gebiete der Waschensi gereist; mit dem Dorfe Kwa Mgumi begann jedoch die Landschaft Usegúa, welche insbesondere an ihrer nordöstlichen Grenze, dem Panganiflusse, stark bevölkert ist. Speciell die am Panganiflusse (auch einfach Ruvu, d. i. Fluß genannt) lebenden Wasegúa*)

*) Das ist »Eingeborene von U-segúa«. Ein einzelner Bewohner dieses Landes heißt »M-segúa«, während Ki-segúa »Sprache der Wa-segúa« bedeutet. M- und Wa- sind die in allen Bantu-Mundarten gleichlautenden Präfixe für die Einzahl respective Mehrzahl, indeß das dem Stammworte vorausgeschickte Ki- zur Bezeichnung der betreffenden Sprache dient. Zum Beispiel: U-ganda; M-ganda, Wa-ganda, Ki-ganda. Taweta; M'taweta, Wa-taweta, Ki-taweta.

werden als Waruvu bezeichnet. Ihre Dörfer sind meist auf Inseln im Flusse angelegt und stehen mit den Ufern mittelst Brückenstegen in Verbindung, deren Mittelstück der größeren Sicherheit wegen leicht wegnehmbar ist; solcher Dörfer gibt es längs des Flusses fünfundzwanzig bis dreißig. Die Waruvu treiben sowohl Ackerbau als auch Viehzucht.

Unser Marsch nach Mafi, welcher drei Tage in Anspruch nahm, bewegte sich längs des Panganiflusses in nordnordwestlicher Richtung fort. Am ersten Tage gelangten wir bis Maulúi. Das Usambarabergland ist da ganz nahe an den Pangani herangerückt, tritt jedoch bald tiefer in den Hintergrund zurück und begleitet dann den Karawanenpfad in der Entfernung von 15 bis 18 Kilometern als gleichmäßig hoher Wall, ohne auffallende Kuppen oder Gipfel zu zeigen. Eine geringe Abwechslung erfährt das landschaftliche Bild durch drei ziemlich isolirt dastehende Bergrücken von 350 bis 450 Meter relativer Höhe, welche zwischen dem Panganiflusse und dem Usambarabergzuge aus der Ebene heraustreten; sie heißen Ukunga, Mafi und Ngai.

Am zweiten Tage lagerten wir beim Dorfe Mualeni. Der Marsch dahin führte über den Mkomasibach, den wir nahe seiner Mündung in den Pangani überschritten. Ein schwanker Steg, aus den gewaltigen Mittelrippen der Wasserpalme hergestellt, vermittelte zwar den Uebergang, erwies sich jedoch als zu schwach für belastete Leute. Wir mußten daher den Bach durchwaten, was seiner steilen, erdigen Böschungen und des schier undurchdringlichen Uferdickichtes wegen, in welchem es zum Ueberflusse nicht wenige, kunstvoll verdeckte Fallgruben gab, viel Zeit und Mühe in Anspruch nahm; erst nach mehrstündiger Arbeit konnten wir unseren Marsch nach Mualeni fortsetzen. Hier bot sich mir zum ersten Male die langersehnte Gelegenheit, einen guten Schuß auf einen der afrikanischen Thierkolosse anbringen zu können.

Ein Junge vom Dorfe, der in unserer Nähe seine Ziegen hütete, machte mich darauf aufmerksam, daß sich an einer gewissen Stelle des hier insel- und schnellenreichen Pangani fast ständig Flußpferde aufhielten; ich folgte seinem Winke um so freudiger, als mir bisher ent-

Flußpferdjagd.

täuschend wenig vom afrikanischen Wilde untergekommen war. Die Stelle, zu welcher mich der Junge führte, verrieth in unverkennbarer Weise, daß sie ein Lieblingslandungsplatz dieser Dickhäuter sein müsse, und wenn sich

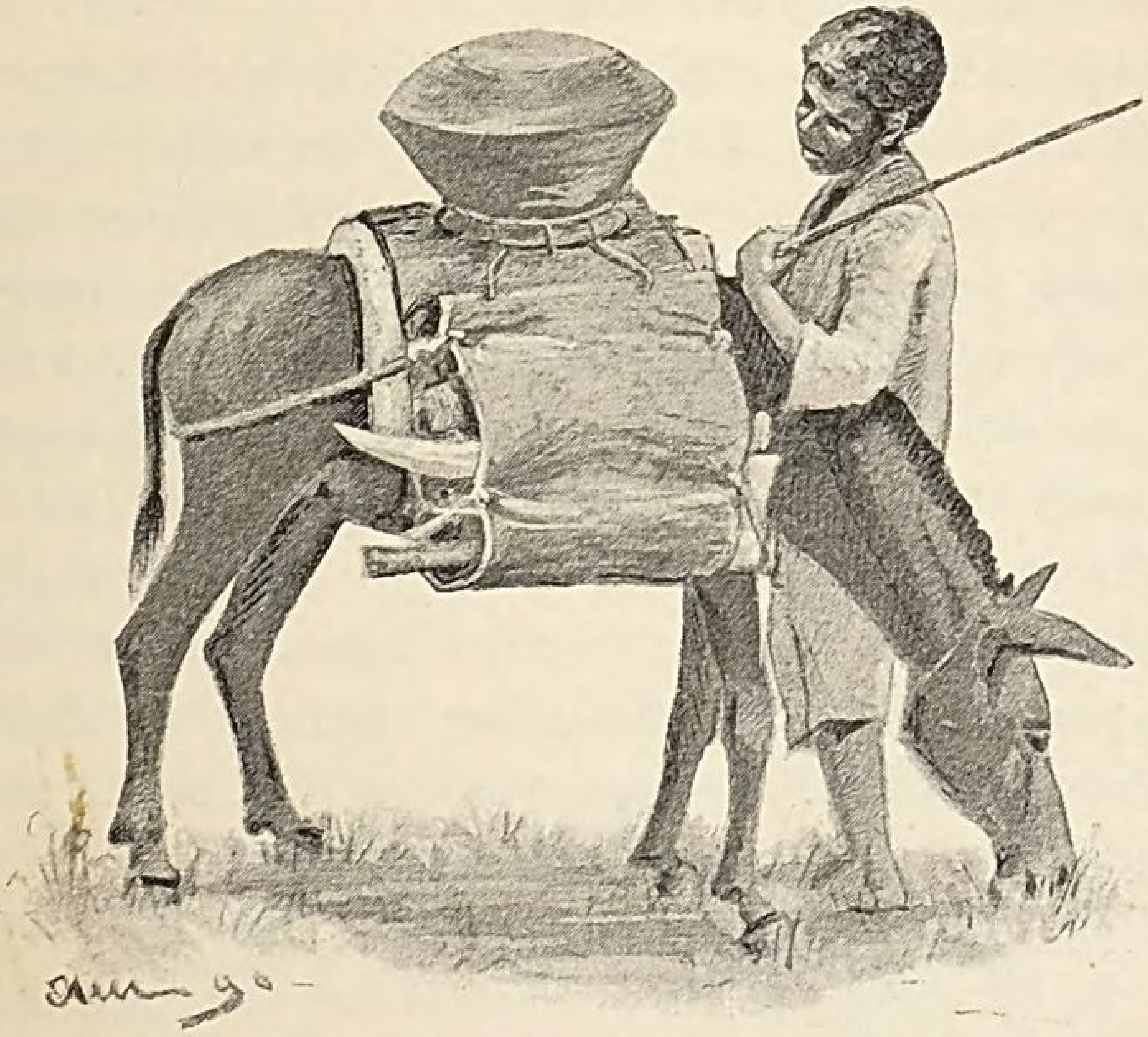
augenblicklich auch kein solcher sehen ließ, so schien doch die Hoffnung berechtigt, daß geduldiges Ausharren zum Ziele führen könnte. In der That tauchte bald, kaum zehn Schritte von meinem Standorte entfernt, der Riesenschädel eines Flußpferdes voll und ganz aus dem Wasser auf; mein Schuß aus dem 500 Expreß, mitten auf die Stirne gezielt, krachte und mit einem fürchterlichen Aufschrei stürzte das Thier, wohl tödtlich getroffen, rücklings über, wieder zurück in die Tiefe. Ich bekam es jedoch nicht wieder zu sehen.

Am Mittag des 6. März erreichten wir das große Dorf Mkarama, des Waruvu Sultan's Sedenga Residenz, marschirten jedoch weiter, weil die Station Masi, unser Ziel, nicht mehr ferne sein konnte. Als Sedenga dies sah, beeilte er sich, mir die Einladung zukommen zu lassen, in seiner Nähe zu lagern, doch ich bestand auf meinem Willen, trotz der herrschenden Glühhitze und des passiven Widerstandes meiner Leute, welche sich dadurch um den festlichen Empfang und die damit verbundenen Schmausereien gebracht sahen. Die letzte Wegstrecke führte durch kahles, staubiges Steppenland, war jedoch durch zahlreiche Völker von Pfauenkranichen — die ersten, die wir sahen — belebt. Eine gute Stunde bei drückend heißer Sonne war vergangen und wir lugten schon sehnsüchtigst nach Anzeichen aus, welche uns die Ansiedelung hätten verrathen können, als endlich ein Pallisadenzaun zum Vorschein kam, vor dem ein Europäer in weißen Zwilchkleidern stand. Es war Herr Brasche, der Vorsteher der Station Masi. Seiner Einladung folgend, ließ ich mein Zelt innerhalb der Pallisaden aufschlagen und auch die Traglasten dort aufschichten, während meine Leute es vorzogen, im nahen, am Flusse gelegenen Waruvudorfe Kalole Unterkunft zu suchen.

Die Station umfaßte ein Quadrat von 40 Schritten Seitenlänge, das mit einem starken Pallisadenzaun umgeben war. Längs der einen Seite standen das Wohnhaus, die Küche und ein Waarenhaus, armselige Lehmhütten, die zu dem peinlich nett und sauber gehaltenen Platze gar nicht stimmen wollten. Aus der unscheinbaren Küche kamen jedoch ganz auserlesene culinarische Ueberraschungen heraus, welche denn auch bald meine architektonischen Bedenken zum Schweigen brachten.

Die Station, welche gleichfalls bald aufgelassen wurde, lag am Fuße des bewaldeten Mafiberges in 550 Meter Meereshöhe und war nach den Erfahrungen des Herrn Brasche in vollkommen fieberfreier Lage, wiewohl es unweit davon einen ausgedehnten, von ganzen Schaaren verschiedenartigen Vogelwildes belebten Sumpf gab.

Ich beschloß hier zwei Tage zu bleiben, weil sich gute Gelegenheit bot, Ochsenhäute zu kaufen und damit die noch fehlenden Satteltaschen für unsere



Bepackter Tragesel.

Tragthiere herzustellen; auch machten die vierzig Lasten, welche ich zu übernehmen hatte, es nothwendig, unsere sämmtlichen Ladungen neu zu vertheilen.

Das hier zu Lande für die Tragesel gebräuchliche Sattelzeug ist äußerst einfach und praktisch eingerichtet, so daß es in dieser Hinsicht entschieden nicht am Platze wäre, vom »dasturi« abzuweichen. Der Rücken des Thieres wird durch ein großes, mit Gras gestopftes Kissen ausreichend geschützt und der Sattel einfach darübergelegt. Dieser ist aus halbgegerbten, enthaarten Ochsenhäuten angefertigt und besteht aus zwei großen, mit einander verbundenen Taschen, die an den beiden Seiten des Esels herab-

hängen. Beim Belasten der Thiere ist nur auf eine richtige Vertheilung des Gleichgewichtes zu sehen, ist dies aber wirklich der Fall, dann geben solcherart gesattelte Thiere auch während langer Märsche keinen Anlaß zu Aufenthalten, da die Ladungen, ohne verschnürt zu sein, sich niemals verschieben. Die Lasten, gewöhnlich Eisendrahtrollen oder Perlensäcke, werden einfach in die Taschen gesteckt und darin auch nach dem Absatteln belassen. Die Anfertigung dieser Sättel geht rasch vor sich, doch werden zu einem solchen zwei ganze Ochsenhäute benöthigt.

Am folgenden Morgen erschien unverhoffter Weise der Sultan Sedenga mit großem Gefolge in der Station. Herr Brasche, welcher nicht erwartet hatte, daß er kommen würde, weil er mit ihm auf schlechtem Fuße stand, ließ ihn einfach stehen, ohne ihn auch nur eines Blickes zu würdigen; ich war eben mit dem Vertheilen der Lasten vollauf beschäftigt und that daher vorläufig dasselbe. Sedenga schien darüber durchaus nicht ungehalten zu sein und war auch gar nicht übel gelaunt, als ich endlich Zeit fand, ihn auf gut Kiruvu zu begrüßen. Der Gruß der Waruvu mag, entgegen unseren landläufigen Ansichten, als Beweis dienen, daß Höflichkeit auch bei den sogenannten Halb- oder Ganzwilden anzutreffen ist. Begegnet der M'ruvu A dem M'ruvu B, so gehen die Beiden nicht von einander, ohne sich gegenseitig mit der folgenden Litanei aufzuwarten:

A sagt zu B:	B antwortet:	Worauf A erwidert:
Kilo vedi? (Hattest Du eine gute Nacht?)	Hm!	Hm!
si vedi? (Hattest Du einen guten Tag?)	Hm!	Hm!
hó kaja? (Wie geht's zu Hause?)	Hm!	Hm!
hó kaja kilo vedi? (Hatten Sie eine gute Nacht?)	Hm!	Hm!
mzima? (Bist Du wohl?)	Hm!	Hm!
sana? (Sehr?)	Hm!	Hm!
jambo! (Grüß Dich!)	Hm!	Hm!

Ist A damit fertig, dann ist es an B, den ganzen Gruß zu wiederholen.

Nachdem Sedenga und ich diesem Brauche entsprochen hatten, meinte er, daß sein Besuch mir allein und nicht auch Herrn Brasche gelte, der nicht sein Freund sei. Auf mein langgedehntes, lakonisches Hm! folgte eine Pause, die ich benützte, um mir den Mann etwas genauer anzusehen. Sedenga war klein und wohl genährt; er hatte ein ordinäres, arabisches Hemd an, den Turban nachlässig über die linke Schulter geschlagen. Sein Gesicht war durch Blatternarben einigermaßen entstellt, der Ausdruck ernst, doch nichtssagend; seine Augen waren stark hervortretend, die Lippen voll. Auffallend klein und schön geformt waren seine Hände und Füße. Nach einigem Schweigen rief ich Sedenga in mein Zelt, um ihm ein Geschenk zu überreichen, das Herr Brasche auf mein Ersuchen mittlerweile zusammengestellt hatte, weil ich selbst hinsichtlich des Werthes der verschiedenen Tauschwaaren und der Größe der im Innern üblichen Geschenke noch vollkommen unerfahren war. Als ich Sedenga die Sachen übergeben wollte — es waren etliche Ellen Merikani, einige Lesso und ein Fez — brauste dieser, anstatt sie an sich zu nehmen, in einer Weise auf, daß ich alle Mühe hatte, mich daraufhin zu beherrschen. »Wie,« rief er empört, ein ums andere Mal aus, »das für mich, für mich, den Sultan der Waruvu!« dabei abwechselnd Zeug und Fez mit ausgestreckter Hand in die Höhe haltend.

Später sah ich ein, daß es ein entschiedener Mißgriff gewesen war, einem Häuptling vom Kaliber des Sedenga gewöhnliche Tauschwaaren im Werthe von vielleicht zwei Gulden anzubieten; damals jedoch hatte ich, wie gesagt, alle Mühe, mich zurückzuhalten. Ich schwankte bezüglich meines weiteren Benehmens indeß nur eine kleine Weile; dann sagte ich mir, daß es Herrn Brasche einen schlechten Dienst erweisen hieße, wenn ich Sedenga's Groll gegen ihn durch ein schroffes Auftreten meinerseits noch erhöhen würde. In dieser Ueberlegung hob ich nun zu einer Rede an, mit welcher die Angelegenheit wieder ins richtige Geleise gebracht wurde. In ernsten Worten hielt ich Sedenga vor, daß er nicht der Freund der Station sei. Die Wasungu (Europäer, Weißen) hätten immer eine offene Hand, jedoch nur für ihre Freunde; wie aber sollte ich es wissen, wofür ich ihn

— Sedenga — zu halten hätte, da er mir seine Freundschaft doch mit gar nichts bewiesen, mir weder einen Ochsen, noch eine Ziege, ja nicht einmal ein Hühnchen zum Willkommen gebracht habe, wie es doch überall und immer Sitte sei. Mit dieser meiner Rede erntete ich nicht geringen Beifall und war's nun an Sedenga, verlegen dazustehen, während ich triumphirend die flach gehaltenen Hände gegeneinander rieb, zum Zeichen, daß er mich mit Nichts, Nichts bewillkommt hätte. Sedenga meinte bald, er wollte am nächsten Morgen wiederkommen und damit war der Schauri für den Tag erledigt.

Herr Brasche, welcher schon seit Monaten mit Sedenga in Zwietracht lebte, die für ihn sehr fühlbar war, weil dieser seinen Unterthanen verboten hatte, irgend welche Dienste in der Station zu leisten, ersuchte mich in der Folge, das Zustandekommen eines freundschaftlicheren Verhältnisses anbahnen zu wollen, wozu ich natürlich gerne bereit war. Als Sedenga am folgenden Morgen, diesmal mit zwei feisten Ochsen im Gefolge, angerückt kam, war es daher mein Erstes, ihm den Freundschaftsbund mit Herrn Brasche als Bedingung zu stellen.

Die Mißstimmung Sedenga's war nicht gegen die Person des Herrn Brasche, sondern gegen die Gesellschaft gerichtet, weil diese ihm ein größeres Geschenk wohl zugesagt, doch niemals ausgefolgt hatte. Herr Brasche gab die Richtigkeit der Ansprüche Sedenga's zu und beeilte sich auch, dieselben in Form von Tauschwaaren und baarem Gelde zu begleichen und war damit die Angelegenheit zur allseitigen Befriedigung erledigt. Mit meinem, nun erheblich größeren Geschenke war Sedenga indeß noch immer nicht zufrieden und er zögerte mit der Annahme desselben auch noch so lange, bis ich seiner Unschlüssigkeit durch ein entschiedenes Entweder — Oder ein Ende machte.

Zu solchen und ähnlichen Unterhandlungen mit Negerhäuptlingen gehört eben so viel Geduld wie Zeit, sie würden den Reisenden auch ganz in Anspruch nehmen, wollte er sie stets selbst führen; in der Folge kümmerten wir uns gar nicht darum, wußten oft nichts davon, da wir sie stets von Dschumbe Kimemeta führen und von Dualla überwachen ließen.

Am 9. März brach ich recht befriedigt auf, denn nur zwei Leute hatten in der Zwischenzeit das Weite gesucht, obwohl sie es dazu bequemer nicht hätten haben können. Kwekonge, das letzte Waruvudorf, war bald passirt, dann führte der Marsch weiter längs des Flußufers, durch theils unbewohnte, theils nur zeitweise von nomadisirenden Masai bezogene Gebiete; zur Mittagszeit lagerten wir am Flusse.

Nun wir in unbewohnter Wildniß reisten, begann die Karawane sich auch besser zu sichern. Die vielen kleinen Zelte der Leute rückten näher aneinander, der Dornenverhau für unsere Tragthiere wurde höher und dichter angelegt, und in der Abendstille gemahnte der weithin vernehmbare Ruf des Karawanenherolds Tom Charles die Leute, fleißig die Feuer zu schüren, sowie größere Wachsamkeit zu üben, weil wir nun in der Wildniß wären. Die vielen flackernden Feuer, um welche die Leute enger als sonst aneinandergeschlossen beisammen saßen, die uns umgebende pechschwarze Nacht, die warnenden Rufe sowie die erhöhten Sicherheitsvorkehrungen, die getroffen worden waren, ohne daß ich darauf Einfluß genommen hätte, dies Alles ließ mich thatsächlich wähnen, endlich in der freien Wildniß angelangt zu sein und erfüllte mich auch mit wonnigem Behagen. Doch, wie weit waren wir noch von der wirklichen Wildniß entfernt, wie sehr ändern sich vielmehr die Anschauungen darüber!

In der Nacht wurden wir durch die Ankunft Dschumbe Kimemeta's überrascht, der mit dem Pangani-Askar Mutyni Bori und den beiden zuletzt durchgebrannten Leuten im Gefolge zu uns gestoßen war. Wie er erzählte, war er, auf die Nachricht von der Schlacht von Kwa Mgumi hin, Tag und Nacht marschirt, um weitere Verwickelungen zu verhindern und den Frieden zu vermitteln; ich glaubte zwar eher, daß seine Freiheit wieder einmal gefährdet gewesen und er einfach von Pangani durchgegangen sei, freute mich jedoch nichtsdestoweniger, daß er endlich einmal mit uns war.

Der Aufbruch am darauffolgenden Morgen erlitt eine kleine Verzögerung durch den Umstand, daß drei unserer Leute desertirt waren, wegen welcher ich Herrn Brasche einen Brief schickte, um doch wenigstens Etwas zu ihrer Verfolgung gethan zu haben. Wir verfolgten daraufhin

einen Pfad, der bald vom Flusse hinwegführte, zusehends schlechter wurde und schließlich in einem undurchdringlichen Buschdickicht endigte; dort blieb Bedue, der als mein erster Anführer der Karawane vorangegangen und offenbar vom richtigen Pfade abgeirrt war, stehen und erklärte einfach, nicht mehr weiter zu wissen. Da drängte sich ein wegen seiner ebenso kräftigen wie ebenmäßigen Gestalt mir sehr sympathischer Träger Namens Muhinna Kidiwa hervor, stellte sich mit dem Rufe: »Mir nach!« an die Spitze der Karawane und bahnte sich, unbekümmert um die Dornen, die sein Hemd zerfetzten, einen Weg zum Flusse; eine Stunde später lagerten wir abermals am Pangani. Dort angelangt, machte sich mir eine andere hünenhafte Gestalt, ebenfalls ein einfacher Träger Namens Bakari wadi Seiff, dadurch bemerkbar, daß er sich ganz unaufgefordert ans Zusammensuchen und Schichten der Traglasten machte, die, wie es kurz nach dem Anlangen stets zu sein pflegt, in wüster Unordnung über den ganzen, weitausgedehnten Lagerplatz zerstreut lagen — eine Arbeit, welche zu den täglichen Verrichtungen der Askari und Anführer gehört. Ein und eine halbe Stunde mühte sich der Mann ganz allein ab, mitunter wohl einen leisen Fluch ausstoßend, der dem übrigen faulen Pack galt, bis er mit der Arbeit zu Stande gekommen war. Solche Beobachtungen sind für den Reisenden, im Beginne wenigstens, so lange ihn die Unzuverlässigkeit seiner Leute noch fast täglich zur Verzweiflung bringt, ein wahrer Seelentrost und die betreffenden Individuen das Materiale, aus welchem er später, bei sich ergebender Nothwendigkeit seine Askari schafft.

In der folgenden Nacht weckte man mich um 11 Uhr mit der Meldung, daß drei unserer Kettensträflinge durchgegangen wären; der vierte Mann desselben Kettenganges war dabei gar nicht erwacht und wußte auch keinerlei Auskunft zu geben. Deren Entweichen war jedenfalls sehr bald entdeckt worden, ich verlor daher keine Minute, sondern schickte sofort eine Anzahl von Leuten zu ihrer Verfolgung aus; dieselben kamen erst am nächsten Mittag zurück — wie ich es nicht anders erwartet hatte, ohne auch nur einen der Ausreißer mitzubringen, denn bekanntlich hackt eine Krähe der anderen kein Auge aus. In Folge des dadurch verspäteten

Aufbruches gelangten wir an dem Tage, immer dem Rande eines schmalen Sumpfgebietes entlang wandernd, nur bis zu einem ganz abscheulichen, Buiko genannten Lagerplatz. Durch einige von Teleki's Leuten, die in der Gegend herumschwärmten, erfuhr ich noch am selben Abend, daß Mikotscheni, unser vereinbarter Sammelplatz, nur wenig über eine Stunde entfernt sei, sowie, daß Graf Teleki dort bereits seit vier Tagen auf mich warte; am frühen Morgen des 12. März sahen wir uns denn auch wieder.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Graf Teleki war am 1. März, dem Tage, an welchem er Korogwe verlassen hatte, bis Kwa Sigi gekommen, wo der Pfad vom Panganiflusse abzweigt, um weiterhin dem Fuße des Usambaraberglandes zu folgen. Während der einen Nacht, welche die Karawane daselbst verblieb, wurde sie von einem riesigen Zuge von Wanderameisen überfallen und in die Flucht geschlagen. Es ist staunenswerth, welche Verwirrung diese kleinen Dinger hervorzurufen im Stande sind, wenn sie in Masse anrücken. Entsetzt rannte Alles aus dem Lager, als der Ruf »siafu« (d. h. Ameisen) laut wurde und es dauerte lange, bis die Besonneneren zu heißer Asche und glühenden Kohlen griffen, nach deren ausgiebigem Gebrauche die unterbrochene Nachtruhe wieder aufgenommen werden konnte.

Am nächsten Tage marschirte Graf Teleki bis Makujuni, einer schönen, fruchtbaren Landschaft, die um 4 Uhr des Nachmittags erreicht wurde. Einer der Bäche, welche auf dem Wege dahin zu überschreiten waren, wimmelte geradezu von Blutegeln; so wie die Leute nur ins Wasser traten, hatten sich auch schon Dutzende dieser Blutsauger an ihre nackten Beine geheftet. Von Makujuni ging es durch sumpfiges Gebiet nach Mombo, wo im Schatten einer üppigen, hauptsächlich aus Baumeuphorbien und Fächerpalmen bestehenden Vegetation Mittagsrast gehalten wurde. Eine Menge Männer und Weiber stellten sich alsbald ein und brachten Lebensmittel zum Verkaufe. Auch Ochsen und Schafe wurden angeboten und kaufte Graf Teleki mehrere Stück Rindvieh für baares Geld; der Preis einer Kuh schwankte zwischen 13 und 18 Dollars, der einer Ziege zwischen 4 und 6 Ruppien.

Am Nachmittage wurde weitermarschirt, über eine ausgetrocknete Sumpflandschaft, an steilwandigen Berghängen vorbei, bis gegen 5 Uhr ein malerisch an einem kleinen Bache gelegener Nachtlagerplatz erreicht war. Außer zahlreichen Perlhühnern schoß Graf Teleki während dieses Marsches auch einen großen (einer Dronte nicht unähnlichen), seltsam geformten Vogel. Ungefähr eben so groß wie ein Pelikan, hatte er einen großen, schwarz gefärbten, gesägten Schnabel, rothen Kropf und kurze, schwarze Füße. Mit Ausnahme einzelner weißer, schwarz geränderter Flügelfedern war der Vogel schwarz befiedert; da er einer fleischfressenden Gattung angehört, wurde er von den Leuten verschmäht. Der Ort war augenscheinlich sehr ungesund, denn sechs Suahili und drei Somâl wurden hier von Fiebern befallen.

Am 4. März endlich wurde Masinde erreicht. Diese Capitale von Usambara besteht aus einer größeren Anzahl von Hütten und ist vollkommen umzäunt; gedeckte, feste Thoreingänge führen hinein. Die Residenz des Sultans besteht aus mehreren Hütten, die von den übrigen getrennt und auch mit einer eigenen Hecke umgeben sind, sich sonst jedoch durch Nichts von den anderen unterscheiden.

Sultan Sembodja ließ melden, daß er dem Besuche des Europäers mit Ungeduld entgegensehe, Graf Teleki machte deshalb noch im Laufe des Nachmittags seine Aufwartung. Mit den Anführern und Askari in Reihen vor sich, den Somâl hinter sich, ging es in feierlichem Zuge zur Residenz, wo man sie zu einer Hütte geleitete, die wie ein Schuppen aussah und als Barasa, als Rathssaal, diente.

Seine weiteren Erfahrungen und Erlebnisse mit Sembodja lasse ich den Grafen Teleki im Nachfolgenden selbst erzählen:

»Der Schuppen, in welchem Sembodja bereits auf mich wartete, war mit Negern vollgepfropft und es wehte mir denn auch ein ganz betäubender Gestank entgegen, als ich gebückt in denselben eintrat. Sembodja saß an einer der Stirnseiten des länglichen Baues auf einer Kitanda, dem landesüblichen Bettgestelle; ich nahm ihm gegenüber ebenfalls auf einer solchen Platz. Weitere Einrichtungsstücke hatte die Barasa nicht, dafür war

das Innere mit verschiedenen europäischen Fabrikaten geschmückt. An einer Wand hing ein ziemlich großer Spiegel in Goldrahmen und anderer Tand, mit welchem frühere Reisende den Sultan beglückt hatten; an einer anderen Wand prangte die Abbildung eines dahinbrausenden Eisenbahnzuges. Sembodja war wie ein Araber gekleidet und sah einem solchen um so mehr ähnlich, als er, wie alle Wambugu, sehr lichtfärbig ist. Sein Gespräch drehte sich zunächst um die Politik der Deutschen, welche sich, wie er sagte, durchaus bei ihm ansiedeln möchten. Diesbezüglich meinte er, daß sie es wohl thun könnten, wenn es nur auch der Wunsch Seiner Hoheit des Sultans von Sansibar wäre; dabei wies er auf eine rothe Flagge, welche über dem Hause flatterte. Dann beglückwünschte er mich zu der Schlacht von Kwa Mgumi und bot sich an, auch seinerseits Rache zu üben, wenn sich mein Zorn darüber noch nicht gelegt haben sollte. In dieser Weise ging es weiter, bis ich mich erhob und damit der Audienz ein Ende machte.

Am folgenden Nachmittage schickte mir Sembodja die Botschaft, daß ich ihn besuchen möge. Da ich ihn noch nicht beschenkt hatte, so ließ ich die für ihn bestimmten Sachen zusammenpacken und begab mich damit zum Rathsschuppen, wo er bereits meiner harrte; dort wurde der Ballen vor seinen Augen aufgemacht und seines kostbaren, in vier Djora Merikani, zwei Djora Kaniki, mehreren Lessos, zwei groben, braunen Kaftanen, zwei Kisten Gin, 15 Pfund feinem Schießpulver, einer Taschenuhr, einer Flasche Enoh's Fruchtsalz, einigen Bilderbüchern und einem blechernen Becher bestehenden Inhaltes entleert. Sembodja, welcher die Sachen Stück für Stück, so wie sie vor ihm niedergelegt wurden, aufmerksam mit seinen Blicken verfolgte, schien davon nichts weniger als befriedigt zu sein; unruhig rutschte er erst eine Weile auf seiner Kitanda hin und her, sprang dann plötzlich auf und verließ mit Dualla, den er zu sich gerufen hatte, die Hütte. Draußen sprach er zu ihm in recht unverschämtem Tone: »Sage deinem Herrn, daß ich ein großer Sultan bin, daß ich Geld, viel Geld, außerdem Jagdgewehre und Medicinen haben will und nicht jenen Plunder!« Dualla, der für alle Neger, ob hoch oder niedrig, die gleiche Geringschätzung an den Tag zu legen pflegte, scheute sich auch in diesem Falle

nicht, dem Usambarafürsten kurz und trocken zu antworten, daß sein Herr ein viel größerer Sultan sei als er, daß er überhaupt mehr als genug erhalten hätte. Daraufhin hockte sich Sembodja etwas weniger selbstbewußt zu meinen Füßen hin, begann erst zu plaudern — von den Masai und der Furcht, welche diese ihm einflößten — dann zu betteln. Ich schlug ihm jedoch Alles rundweg ab, weigerte mich ebenso, zwei graue Esel anzunehmen, die er mir durchaus schenken wollte, weil sie mir wahrscheinlich theuer zu stehen gekommen wären.

Sembodja erklärte, die für mich hergelangten Waaren nicht nach Taweta schaffen zu können, weshalb ich sie am Abend durch Dualla abholen ließ. Es zeigte sich dabei, daß mein ohnehin äußerst knapper Vorrath an Cognac und Wein in arger Weise bestohlen war, und wollte ich nach solchen Erfahrungen mit dem Manne natürlich nicht mehr viel zu thun haben. Zeitlich am nächsten Morgen — ich war eben im Begriffe aufzustehen — erschien Sembodja jedoch von selbst im Lager, diesmal mit einem Turban auf dem Kopfe, einem färbigen Tuche um die Lenden und mit einer blauen, mit den verschiedenartigsten Knöpfen besetzten Jacke bekleidet. Um den Hals trug er an einer Kette die Uhr, welche ich ihm geschenkt hatte, in einem Knopfloch steckte ein Suppenschöpflöffel wie eine Rosenknospe, und aus den Taschen seiner Jacke guckten die Hälse etlicher leerer Flaschen heraus; einer seiner Begleiter schleppte überdies einen ganzen Korb voll solcher heran.

Nachdem Sembodja mit scheinbar großem Interesse meiner Toilette zugesehen hatte, begann er mir zu erzählen, daß wir Alle — einem Traume zufolge, den er in der verflossenen Nacht gehabt — an den Pocken umkommen würden; dagegen wisse er jedoch ein Mittel und nur um es mir sofort mitzutheilen, sei er so zeitig am Morgen gekommen. »Erst mußt Du ein weißes Huhn von dreien, hernach ein schwarzes von sieben Deiner Leute aufessen lassen; dann mußt Du ein Perlhuhn schießen und dieses allen Deinen Leuten zu essen geben.« Dieses seltsame Recept brachte Sembodja mit dem größten Ernste vor, dann bettelte er wieder und zwar um Branntwein und Medicinen. Um ihn los zu werden, befahl ich schließlich, alle

seine Flaschen mit Wasser zu füllen, setzte mich dann an den Frühstückstisch, ließ das Lager abbrechen und marschirte ab.«

Dem sumpfigen Fuße des Usambaraberglandes entlang wandernd, kam Graf Teleki an diesem Tage bei Kumbaja und Kimungu vorbei bis Kumbala, dem Residenzorte Kimueri's, eines Sohnes des Sembodja. Zahlreiche Eingeborene und auch Kimueri selbst besuchten sein Lager und boten gute Gelegenheit, die bedeutenden Unterschiede in der Hautfärbung zu beobachten, welche in Usambara vorkommen; vom hellen Gelb bis zum tiefsten Braunschwarz waren da alle Schattirungen vertreten. Auch ein Masaikrieger befand sich darunter, der recht unverschämt fortwährend mit seinem Speere herum fuchtelte und die Art und Weise producirte, in welcher er die Wangwana zu tödten pflege; kleinmüthig sahen die Leute seinen von gellendem Geschrei begleiteten Sprüngen zu. Um nun dem Manne die Wirkung »unserer Speere« zu zeigen und auch dessen Uebermuth ein wenig zu dämpfen, feuerte Graf Teleki vor seinen Augen einige Schüsse nach einem abseits stehenden Baume, erzielte damit jedoch nicht den gewünschten Eindruck; denn, »eh« meinte daraufhin der selbstbewußte Krieger, die finge er alle mit seinem Schilde auf. Die kühne Behauptung verdiente wohl eine kleine Zurechtweisung, und Graf Teleki forderte darum den Masai auf, doch seinen Schild an den Baum zu lehnen; dann ließ er die Somâl so lange mit ihren Repetirgewehren darauf schießen, bis die Büffelhaut buchstäblich durchsiebt war. Stille und kleinlaut drückte sich der Masai, als er seinen unbrauchbar gewordenen Schild wiedersah, aus dem Lager.

Bei Kumbala verließ der Pfad den Usambarabergfuß und führte durch dürre, sonnverbrannte Steppe weiter; am 7. wurde der Mkomasifluß und am darauffolgenden Tage der Vereinigungspunkt Mikotscheni erreicht. Schon auf dem Marsche dahin waren Strauße, Giraffen, Tigerpferde sowie ein einzelner Büffel zu sehen gewesen, und Graf Teleki empfand auch hier trotz des mehrtägigen Stilleliegens keine Langweile, da es in der unbewohnten Umgebung des Lagerplatzes Wild genug gab, um manchen Pürschgang zu lohnen; nicht weniger als fünf Nashorne und ein Leopard kamen ihm unter, doch gelang es ihm, nur zwei Mpala-Antilopen, einen

Wasserbock, ein Warzenschwein und eine kleine Antilope mit auffallend schmalem Leibe und hohen Beinen wirklich zur Strecke zu bringen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Lagerplatz Mikotscheni, an welchem wir uns nun befanden, war in 550 Meter Meereshöhe, knapp am Ufer des Panganiflusses, unter schönen, hohen Bäumen gelegen; von den vielen Palmen, die sich darunter befanden, rührt auch sein Name »Mikotscheni«, das heißt »bei den Dompalmen« her.*) Trat man aus dem Uferdickicht heraus, dann traf der Blick das nahe Südende des steilen Paregebirges, das sich 800 bis 900 Meter hoch aus der Ebene erhebt — weiter östlich, getrennt davon, den isolirten Lasaberg und im Hintergrunde desselben den noch immer sichtbaren, wallartigen Abfall des Usambaraberglandes.

Mikotscheni wird häufig von Karawanen besucht und der Platz war auch mit alten Abfällen und Ueberresten übersäet, die natürlich die Brutstätten von allerlei Ungeziefer bilden; es wimmelte da geradezu von Skorpionen, auch gab es so unsinnige Mengen von Fliegen, daß uns jede frohe Minute verleidet war.

Hier kam ein Plan zur Reife, welcher unsere abermalige Trennung zur Folge hatte. Vom Mittellaufe des Ruvu oder Pangani war die ungefähr 70 Kilometer lange Strecke zwischen Mikotscheni und Upuni damals noch unbekannt, das heißt noch von keinem Europäer begangen worden. Graf Teleki interessirte sich sehr für dieses Gebiet, doch konnten wir es unter den damaligen Verhältnissen nicht mit der ganzen, schwer beladenen Karawane bereisen. Mit der Hauptmasse der Karawane und

*) In ähnlicher Weise benennen die Handelskarawanen die meisten ihrer Lagerplätze. So bedeutet zum Beispiel Mikwajuni »bei den Tamarinden«, Mibuyuni »bei den Baobab's«, Miwiruni »bei den Mispeln«. Andere häufige Benennungen für besuchte Lagerplätze sind: Mtoni, d. h. »beim Bache«, Massimani, d. i. »beim Wasserloche«. Einige Namen rühren von der in der Umgebung des betreffenden Platzes besonders häufigen Wildart her, wie zum Beispiel »Málago kanga«, der Perlhühnerplatz, »Málago tembo«, das Elephantenlager, und »Málago faru«, der Nashornlagerplatz; die Namen bleiben aufrecht, wenn es auch schon längst keine Elephanten oder Nashorne mehr in der Gegend gibt. Lagert man am Wege, dann heißt es »indschiani«, im Walde, »nsitoni«, in der Buschsteppe, »njikani« oder »porini« u. s. f.

den Eseln sollte ich also den gewöhnlichen Karawanenweg längs des Paregebirges marschiren und an einem, Same genannten Lagerplatze wollten wir uns wieder vereinigen. Graf Teleki behielt seine frühere, ungefähr achtzig Mann starke Karawane und marschirte mit derselben am 13. März ab, um den Flußweg zu nehmen; ich mußte noch einen Tag länger verweilen, um den Leuten Gelegenheit zu geben, sich zu verpflegen.

Diese erzwungene Muße benützte ich zur Besteigung eines der Vorhügel des Paregebirges, um endlich einmal einen Blick über die im Süden des Pangani gelegenen Gebiete thun zu können, was bisher wegen des Flußdickichts nie möglich gewesen war. Vom Hügel aus bot sich mir nun eine überraschende, nach dem Süden zu fast unbegrenzte Fernsicht über eine flachwellige Landschaft, die in ihrer Gleichförmigkeit lebhaft die Vorstellung eines erstarrten Oceans erweckte, aus welchem vereinzelte blaue Berge inselgleich herausragten; im Westen erhoben sich die Lassitiberge und erst weiterhin schlossen die Ausläufer des Paregebirges selbst die Rundschau ab.

Nach einem kurzen Marsche längs des Flusses lagerten wir am 14. März in einer ganz reizenden Biegung desselben. Rauchwolken, welche wir unweit davon aus dem Flußdickicht aufwirbeln sahen, mochten wohl das Lager des Grafen Teleki andeuten, dennoch überraschte es uns nicht wenig, als wir am folgenden Tage nach kaum anderthalbstündigem Marsche ihn und seine Mannschaft noch dort antrafen. Er war durch einige seiner Leute, die am Tage zuvor, um Lebensmittel einzukaufen, nach dem Paregebirge gegangen und von dort noch immer nicht zurückgekehrt waren, verhindert abzumarschiren; erst im Laufe des Vormittags trafen die Fehlenden ein und Graf Teleki konnte die Reise aufnehmen.

Der Platz hieß Mabirioni. Es ist dies ein häufig gebrauchter Name für Lagerplätze, der »Grenzort« bedeutet; in diesem Falle ist derselbe insoferne berechtigt, als damit angedeutet wird, daß die gewöhnliche Karawanenroute an dieser Stelle vom Flusse abzweigt, um sich dem Paregebirge zuzuwenden. In dieser Richtung bewegten auch wir uns am folgenden Morgen weiter, und zwar auf Pare Maboga (auch Massangu

genannt) zu. Je weiter wir uns vom Flusse entfernten, um so steriler wurde der Boden, bis wir an den Bergfuß gelangt waren, wo es wieder grüne Dornendickichte und auch sumpfige Wiesen gab; an einem klaren Bache, den wir schließlich erreichten, lagerten wir. Eine Herde von Pavianen, die, aufgeschreckt, mit komischen Geberden sich aus dem Staube machte, als wir den Platz betraten, lockte mich ins Dickicht und immer tiefer in dasselbe hinein, bis ich mich schließlich über und über zerkratzt und zerschunden mitten in demselben befand, ohne weiter zu können.*)

Die Paviane waren längst schon meinen Sinnen entschwunden, ebenso der mittlerweile aufgetauchte Wunsch, den weiter oben am Berge hausenden Eingeborenen einen Besuch abzustatten, als ich — endlich zur Einsicht gekommen, daß es in der Richtung nicht weiter ginge — halb

*) Eine in Ostafrika überall häufige, stockförmige Sanseviera-Art, welche dicht um das von Dornen starrende Gebüsch herum und zwischen demselben emporschießt, macht es oft ganz undurchdringlich. Die Schafte der Pflanze haben einen rundlichen Querschnitt von 3 bis 5 Centimeter Durchmesser und eine Höhe von 0·5 bis 1·5 Meter; sie sind steif, walzenförmig, außen graugrün, der Länge nach schwach gerieft und enden in einen harten Stachel, der schwer verwunden kann. In unserem Reisegebiete gab es fast überall zwei Sanseviera-Arten häufig; wir sahen sie indeß nur höchst selten blühen oder Früchte tragen. Beide Arten haben lange Fasern, welche durch Klopfen mittelst Holzknüppels und nachheriges Trocknen sehr leicht gewonnen werden können und in der That von den Karawanenleuten vielfach zum Verfertigen von Stricken, Angelschnüren u. dgl. verwendet werden.

Womöglich noch unangenehmer als dieses Gewächs sind die dünnen, oft fadengleichen Schlingpflanzen — meist sind es Smilaceen — welche die Dickichte verweben, denn auch diese tragen Dornen, die häufig sogar wie Widerhaken umgebogen sind. Versucht man es, in das stachlige Gewirre einzudringen, im Glauben, es durch die eigene Wucht durchreißen zu können, dann findet man sich von demselben im Nu wie von einem Spinngewebe an allen Seiten umstrickt und kann weder vorwärts noch zurück. Mit jeder Bewegung, die man macht, um sich daraus zu befreien, haken sich neue Dornen ein, und um loszukommen, muß man von einer zweiten Person Dorn für Dorn auslösen lassen.

In unserem Reisegebiete trägt übrigens fast Alles Dornen und Stacheln, ja selbst die Rinde vieler großer Bäume artet in diese Form aus. Mit leichten Kleidern, wie sie sonst für die Tropen am geeignetsten scheinen würden, darf man daher in solchen Ländern nicht reisen, da man bald nur mit Fetzen und zahllosen Wunden bedeckt wäre. Anzüge aus dichter, fester Leinwand eignen sich besser, als solche aus Schafwolle; Leinwand ist glatter, sie hat indeß den Nachtheil, daß sie rascher morsch wird und an den Falten bricht.

verzweifelt stille stand, um zu überlegen, was ich nun eigentlich beginnen sollte, um aus der Umarmung des schauderhaften Dornendickichts zu entkommen; denn, denselben Weg zurückgehen und alle die ausgestandenen Qualen wieder durchmachen, daran wollte ich nicht einmal denken. Das Plätschern eines Baches, der irgendwo zu meiner Linken seinen Weg in die Ebene nahm, verrieth mir schließlich einen Ausweg und bald ging es auch watend im Bachbette weiter. Nach einer Weile lichtete sich dann das Gebüsch zur Linken, und glücklich, endlich erlöst zu sein, trat ich hastig hinaus ins Freie, wo ich zu meiner Freude ganz unverhofft auf einen prächtigen Pfad stieß, der bequem bergan führte. Von einem Dorfe war nichts zu sehen, doch meinten einige meiner Leute, die zufällig des Weges kamen, daß es nun nicht mehr sehr weit sein könne; es dauerte in der That auch nicht lange und wir sahen uns von einer Anzahl Eingeborener verschiedenen Alters und Geschlechtes umringt. Wiewohl es mittlerweile zu regnen angefangen hatte, so entspann sich doch ein reger Handel um Mais in Ermanglung besserer Dinge, und ich konnte mit ein paar grünen Kolben nun auch rasch meinen gewaltigen Hunger stillen; dann erst hatte ich Aug und Sinn für Anderes.

Die Eingeborenen — Wapare — sahen schlecht genährt und armselig aus. Ihre Kleidung bestand aus gegerbten Ziegenfellen, die als Lendenschurz getragen wurden; um den Hals hatten sie etliche Schnüre weißer oder blauer Perlen, ebenso Ringe aus dickem Messing- oder Eisendraht. Ohr-, Arm- und Fußringe vervollständigten den Schmuck. Bei den Weibern sah man häufig auch den tellerförmigen Halsring aus spiralig gewundenem Eisendraht, wie ihn die Masaifrauen tragen. Alle aber, ohne Ausnahme, hatten ihre Zähne spitz, raubthierartig zugefeilt. An Waffen gab es nur Bogen und Pfeile.

Einige Zeit noch sah ich dem Marktgetriebe zu und trat dann bei strömendem Regen den Rückweg an. Im Lager angelangt, galt es vor Allem vier Kettensträflinge zu bedenken, die sich an ihren Ladungen — unserem Reisvorrathe — vergriffen hatten, dann wurde den Leuten das poscho ausgefolgt, das hier pro Mann für je vier Tage in einer »schuka« (auch upande

genannt, gleich 1·8 Meter) Merikani bestand. Es stellte sich hierbei heraus, daß ein Mann fehlte, der am Morgen mit starkem Fieber aufgebrochen war. Leute, die ich seinetwegen sofort ausschickte, fanden bei einem Sumpfe wohl seinen Stock, doch weiter nichts; er mochte im Fieberwahne wohl eine falsche Richtung eingeschlagen haben, denn auch am folgenden Morgen, vor dem Aufbruche, wurde er vergeblich gesucht.

Der Charakter der Landschaft, durch welche wir an dem Tage kamen, wird von den Suahili mit dem Worte »njika«, d. h. unbewohnte, unfruchtbare, wasserlose Buschsteppe, bezeichnet. Vom rothen Lateritboden, der stark zu Staub zerfallen und nach allen Richtungen gesprungen war, widerstrahlte eine glühende Hitze. Die dornigen Akazien standen welk und fast blattlos da, das grobe, dürre Gras bedeckte nur stellenweise in Büscheln den Boden. Alles sah verschmachtet und vertrocknet aus und gab der »njika« ein hartes, abstoßendes Gepräge; nur die verschiedenen Euphorbienarten waren prall und saftig und schienen so recht in ihrem Elemente zu sein. Da gab es Fallgruben von 3 bis 4 Meter Tiefe in großer Zahl, die zur äußersten Vorsicht zwangen, da sie oft in langen Reihen angelegt und ganz täuschend maskirt waren. Obwohl diese Fallgruben, sowie die häufigen Spuren auf größeres Wild schließen ließen, war solches doch nirgends zu sehen; dafür schwirrte es in den Gebüschen von verschiedenen, hurtig davoneilenden Hühnergattungen und ich vertauschte daher auch bald die Büchse mit einer Flinte. Bei dieser kleinen, jedoch ergiebigen Jagd ereignete sich ein Zwischenfall, der mich lebhaft daran mahnte, daß ich mich in afrikanischer Wildniß befände. Ich war einmal eben dabei, ein Perlhuhn zu suchen, das in einen Strauch gefallen war, als zu meiner nicht geringen Ueberraschung aus demselben ein prächtiger Leopard heraushuschte, um in mächtigen Sätzen das Weite zu suchen; leider bekam ich meine Büchse nicht rasch genug zur Hand und fehlte dann das Thier mit beiden Schüssen.

Erst nach langem, heißem Marsche langten wir spät Nachmittags am Makujunibache an, in dessen schattigem Dickicht wir zu nächtigen vorhatten. Wiewohl nur ein fadendünnes Wässerchen, so verursachte uns das

Ueberschreiten seines 10 bis 15 Meter tief in den Boden eingeschnittenen Bachbettes, wegen der steilen, erdigen Wände, doch ungeheure Mühe. Wir

Auf der Hühnerjagd.

folgten hierauf seinem Laufe noch eine Strecke weit aufwärts und lagerten dann an der Mündung des Thales, durch welches er aus den Parebergen

heraus in die Ebene tritt. Obzwar da kein Dorf zu sehen war, so stellten sich doch sofort Eingeborene mit Mais und Bataten zum Verkaufe ein und auch Mpesa, der Häuptling des Thales, erschien bald, mit zwei widerspenstigen Ziegen im Schlepptau, im Lager.

Einige unserer Tragthiere trafen erst spät am Abend, andere gar erst am folgenden Morgen ein; ich sah mich daher gezwungen, einen Tag an der Stelle liegen zu bleiben. Ich benützte denselben dazu, um den Bibirri, einen der hart bei unserem Lager steil aufragenden Berge, zu besteigen. Der Aufstieg war nur auf der entgegengesetzten Seite möglich und auch dort wegen der dichten Vegetation äußerst beschwerlich. Dornige Schlinggewächse, Dickichte stachlicher Euphorbien verwehrten uns mehr als einmal den Weg und nur nach vielfachem, ermüdendem Gebrauche von Axt und Messer gelang es uns, die etwas freiere Spitze zu erreichen; da sahen wir uns jedoch durch eine glänzende Fernsicht belohnt. Zu unseren Füßen lag das Dickicht des Makujuni, in welchem die aufwirbelnden Rauchwölkchen und das zeitweise zu uns heraufdringende Eselgeschrei deutlich die Stelle verriethen, an welcher unser Lager stand. Nahebei lagen die Kwa Ndudjuberge, eine dem Paregebirge im Westen vorgelagerte Hügelkette; weiterhin, durch einen Njikastreifen getrennt, waren die Lassiti- und Samboberge sichtbar, hinter welchen sich ein unabsehbares, schwach gewelltes Buschfeld erstreckte. Die schwanken, morschen Dracaenen, die uns in dichten Hainen umgaben, standen eben in Blüthe und hüllten uns in die lieblichsten Düfte ein — kurz, die Bergspitze wäre ein herrlicher Punkt gewesen, wenn es daselbst nicht auch Unmengen einer winzigen, bienenförmigen Fliegenart gegeben hätte, die uns dermaßen zur Last fiel, daß wenigstens ich entschieden zum Rückzuge gezwungen gewesen wäre, hätte ich nicht Hals und Gesicht durch einen zufällig mitgehabten Seidenschleier zu schützen vermocht.

Am Nachmittage regnete es in Strömen, doch hinderte dies die Eingeborenen nicht, uns mit ihren Besuchen lästig zu fallen; der Dorfälteste Mpesa (ein übrigens noch junger Mann), der mit einem alten, arabischen Kaftan angethan war, saß die ganze Zeit über in meinem Zelte fest. Unter Anderem brachte er auch die Bitte um Gift vor, um damit

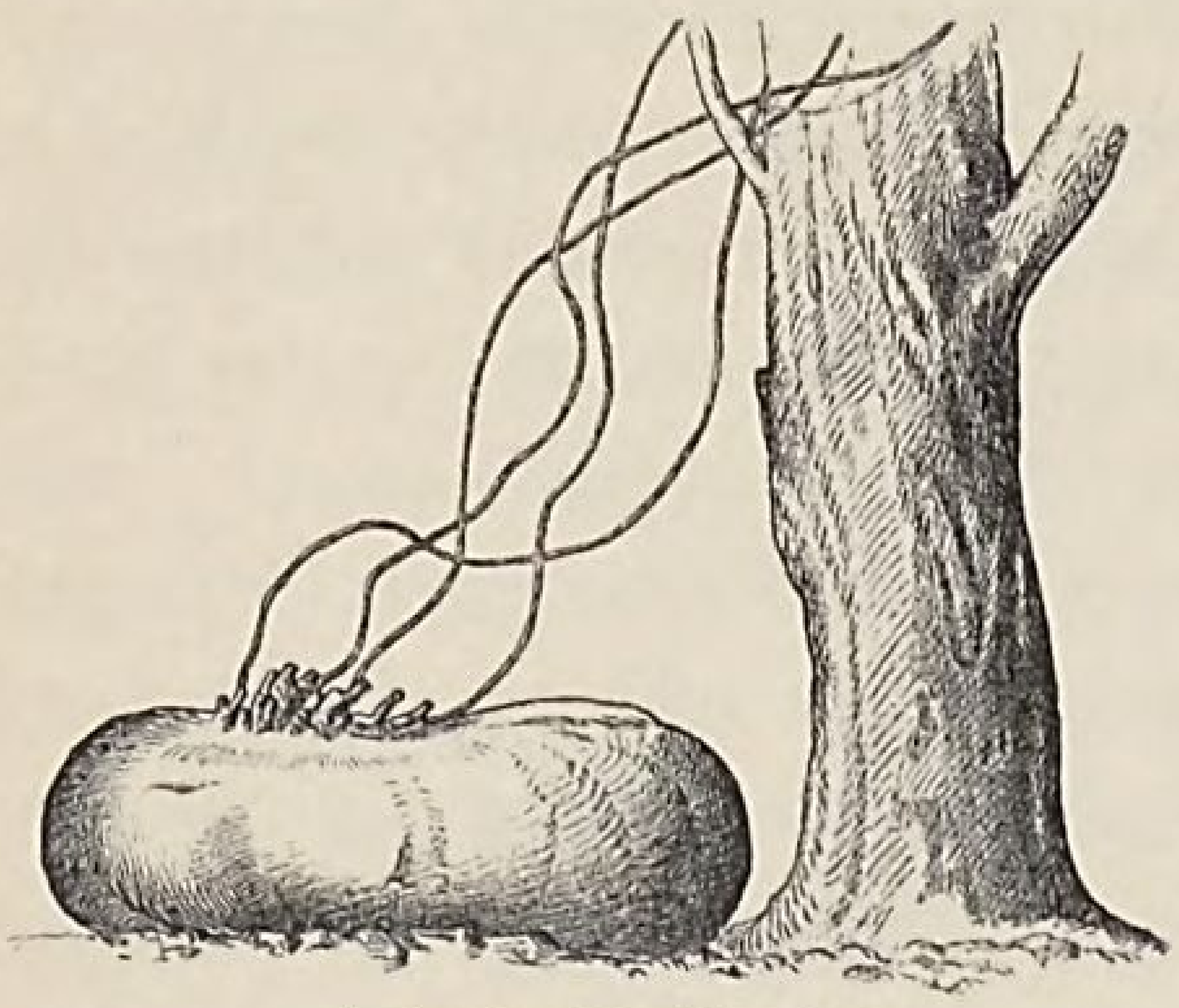
die Masai, ungebetene Gäste, die häufig zu ihm kamen, auf leichte Art ins bessere Jenseits hinüberbefördern zu können. Von diesem Gedanken brachte ich ihn jedoch bald ab, indem ich ihn ersuchte, mir zu zeigen, wie man durch Reiben zweier Hölzer Feuer bekomme. Die Schnelligkeit, mit welcher er solches bei der regenfeuchten Luft zu Stande brachte, war wirklich überraschend. Die hierzu gebrauchten Werkzeuge — sie sahen sich in unserem ganzen Reisegebiete gleich — bestanden in zwei Holzstückchen. Das eine war flach, etwa 15 Centimeter lang und 2 Centimeter breit und wies eine Reihe von Vertiefungen auf, die seitlich an einer Stelle ausgebrochen waren; das andere war ungefähr 30 Centimeter lang und hatte die Form und Dicke eines Bleistiftes. Dieses letztere wurde in eine der Vertiefungen senkrecht eingesetzt, mit den beiden gegeneinander gehaltenen Handflächen fest angedrückt und in rasche Quirlbewegung versetzt. Schon nach wenigen Secunden begann das durch die Reibung erzeugte Holzpulver, das durch die Seitenöffnung der Vertiefung herausfiel, zu rauchen, wurde durch vorsichtiges Anblasen angefacht und dann mit trockenem, feinem Grase und Leinwandfetzen genährt. Dieser Vorgang geht so rasch vor sich, daß ein Theil unserer Leute, und zwar die urwüchsigeren Wasangu, sich desselben stets bedienten, selbst bei kurzem Halte während des Marsches, um ihre Pfeifen zu entzünden. Die Händlerkarawanen dieser Gebiete führen sonderbarer Weise fast nie Zündhölzer mit sich, sondern verschaffen sich Feuer mittelst eines blinden Gewehrschusses.

Am 19. März marschirten wir ab; es ging nun nicht mehr dem Bergfuße entlang weiter, sondern durch das breite Thal hindurch, welches die Pareberge und die Kwa Ndudjuhügel bilden. Nach einer Stunde kamen wir bei dem kleinen, schmutzigen Dorfe Mpesa's vorbei, überschritten dann mehrere tief eingeschnittene Bäche und unterbrachen um 11 Uhr Vormittags, bei einigen Wassertümpeln angelangt, den Marsch, um abzukochen.*)

*) Solche, durch eine zum Abkochen bestimmte Mittagsrast unterbrochene Märsche heißen »telekesa«-Märsche; sie werden angewendet, wenn es gilt eine größere, wasserlose Strecke zu passiren, denn am Nachmittage, nachdem Hunger und Durst befriedigt sind, wird weitergewandert und Abends ohne Wasser, das erst im Laufe des folgenden Tages erreicht wird, gelagert.

Am Nachmittage wanderten wir wieder weiter und machten kurz vor Sonnenuntergang in einer lichten, baumarmen Steppe Halt; da es kein Wasser und auch nichts zu kochen gab, herrschte bei den Feuern bald tiefe Stille.

Während dieses Marsches waren wir wiederholt auf ein ganz merkwürdiges Pflanzengebilde von besonders großen Dimensionen gestoßen, das uns schon früher, bei Masi, aufgefallen war; es ist dies eine Aristolochia-Species. Von einem knollenförmigen Stamme, der wie ein rundlicher, häufig flacher, im allgemeinen unregelmäßig geformter Kuchen von $^1/_2$ bis $1^1/_2$ Meter Durchmesser und 30 bis 50 Centimeter Höhe aussieht, sprießen einige dünne, lange, ziemlich blattarme Ranken heraus, die sich meist um einen Strauch oder Baum herumschlingen. Der knollenartige Wurzelstock liegt fast ganz über der Erde, hat die Festigkeit und auch das gleichmäßige Gefüge einer holzigen Rübe und ist außen mit einer ganz dünnen, graubraunen, silbrig glänzenden Haut überzogen. Wir trafen diese sonderbaren Gewächse nicht tiefer im Inneren an, als bis zum Kilimandscharo. —



Aristolochia-Species.

Als wir uns am folgenden Morgen zum Aufbruche rüsteten, sah es grau und trübe aus und die nahen, schroffen Berge waren in dichte Wolken gehüllt. Der Marsch führte über Flachland, dann längs eines fast trockenen Bachlaufes bis in die Nähe des Dorfes Muanamata, auch Muemba genannt. Eingeborene kamen nur wenige ins Lager und auch der Dorfälteste ließ sich erst für den folgenden Tag ansagen. Als er in der That zu früher Morgenstunde mit zwei Ochsen und einer Ziege — seinem Geschenke — mit ziemlichem Pompe anrückte, sah es im Lager bereits recht bunt aus, da wir eben aufbrechen wollten; ich konnte ihm daher nur einen der Waarenballen als Sitz anbieten. Muanamata, nach welchem auch das Dorf benannt ist, war ein alter, ziemlich beschränkter Mann, aus dem ich selbst mit Hilfe Dschumbe Kimemeta's nicht herauszubringen ver-

mochte, ob die Wapare irgend welche religiöse Vorstellungen haben. Der Gegenstand war ihm gänzlich unfaßbar; meine übrigen Fragen schienen ihm gleichgiltig und lästig, weshalb ich dem Schauri auch bald ein Ende machte.

Nach fünfstündiger Wanderung durch eine Buschsteppe, die in der letzten Strecke in eine abgebrannte Heide überging, gelangten wir an dem Tage an das versumpfte Ende eines Baches, welcher aus einem Thale kommt, das die Pare Same (Nordende des Paregebirges) von den Pare Kisingobergen trennt; es war dies der verabredete Vereinigungspunkt, an welchem ich zu warten hatte, da Graf Teleki noch nicht eingetroffen war. Wir schlugen unsere Zelte hart am Rande des schmalen, schilfbewachsenen Sumpfes, im Schatten einiger schöner, hoher Bäume auf, was uns tagsüber wohl angenehme Kühle, des Nachts jedoch ganz betäubende Froschconcerte eintrug. Der Boden in unserer allernächsten Umgebung war mit unzähligen, fußtiefen Löchern — alten Elephantenspuren — weiterhin mit schwarzer Asche und versengtem Buschwerk bedeckt; stellenweise begannen wohl wieder zarte Grashalme zu sprießen, doch bot die Landschaft im Ganzen einen überaus traurigen Anblick.

Verschiedene Ausflüge, zum Zwecke topographischer Arbeiten in die Umgebung unternommen, und etliche im allgemeinen erfolglose Pürschgänge füllten die Tage aus, bis wir am 23. März, spät am Nachmittage, durch die Ankunft des Grafen Teleki erfreut wurden. Seine Leute hatten seit dem frühen Morgen keinen Tropfen Wasser über die Lippen bekommen und viele lagen deshalb auch ermattet noch weit vom Lager am Wege; diesen mußte ein Trunk gebracht und die Ladung abgenommen werden — Liebesdienste, welchen die Wangwana mit anerkennenswerther Bereitwilligkeit nachzukommen pflegen. —

Wie erinnerlich, hatte Graf Teleki wegen der verspäteten Rückkehr seiner Leute erst Mittags von Mabirioni aufbrechen können; am selben Tage wurde daher nur mehr eine kurze Wegstrecke zurückgelegt. Am folgenden Vormittage war er in nordwestlicher Richtung, in wechselnder Entfernung vom Pangani weitergewandert. Während dieses Marsches war er auf die

ersten Masai, die gefürchteten Bewohner des Landes, gestoßen; es waren vier Krieger, welche der Karawane entgegengeeilt waren, um sie in die Nähe ihrer Krale zu einem am Ruvu gelegenen Lagerplatze zu führen. Die Nachricht von der Ankunft des ersten »Weißen« lockte die Eingeborenen fast vollzählig herbei und bald trieb sich eine harmlose Menge von Männern, Weibern und Kindern im Lager herum. Da war von keiner Tributforderung die Rede; Alokomái, der angesehenste Mann der Gegend, stellte sich im Gegentheile mit einem Geschenke von zwei Ochsen ein. Graf Teleki, welcher mit Eisendraht, dem von den Masai am meisten geschätzten Tauschmittel, gar nicht versehen war, lehnte die Gabe wohl ab, sah sich indeß trotz aller Weigerung gezwungen, zwei Ziegen anzunehmen. Am folgenden Tage setzte Graf Teleki die Reise unter Führung einiger Masaikrieger fort. Zwei Tage lang ging es in 4 bis 6 Kilometer Entfernung vom Flusse, dessen Uferrand hier sumpfig war, in nördlicher Richtung weiter, bei den Lassitibergen vorbei auf den Sambo zu, über vollkommen ebenes, mit nur wenigen, vereinzelten Akazien bestandenes Land. Ochsen und Ziegen in Herden belebten am zweiten Tage die Fläche; Masaimänner und -Weiber eilten während des Marsches herbei, benahmen sich freundlich und friedfertig und geleiteten die Karawane zu einem in der Nähe eines Wasserloches gelegenen Halteplatze. Noch ein weiterer Marsch, den ein häufiges Schlinggras, in welches man sich beim Gehen fortwährend verstrickte, recht beschwerlich machte, führte nordwärts bis zum Ende des sumpfigen Ufergebietes, dann nach Westen zum Flusse, an dessen Rande gelagert wurde. Der Marsch hatte nahe am Samboberge vorbeigeführt, dessen schroffe Hänge den Eindruck großer Dürre machten und nach der Angabe der Eingeborenen von diesen mit den Herden auch nur zur Zeit der Regen aufgesucht werden. Die Landschaft, in welcher sich Graf Teleki nunmehr befand, hieß Angata Lesulenga.*) Der Fluß hatte da eine Breite von 40 bis 50 Meter und ungefähr 3 Kilometer Stromgeschwindigkeit in der Stunde. Seine Fluthen beherbergten zahlreiche Krokodile und erlegte Graf Teleki drei derselben in den ersten Minuten nach seinem Anlangen am Lagerplatz; auch eine

*) Angata bedeutet in der Masaisprache allgemein Weide oder Wiesenland.

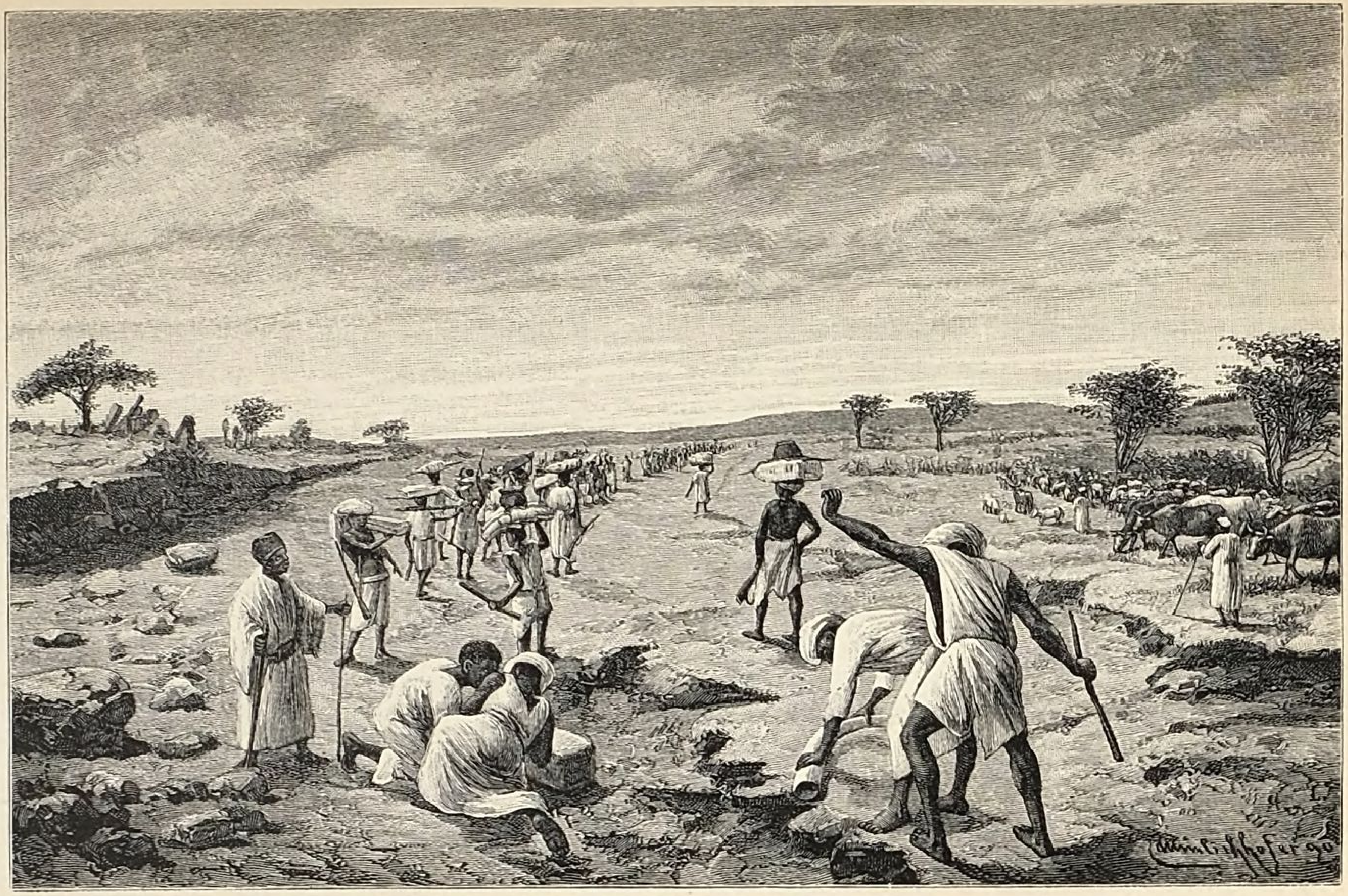
Python von $3^1/_2$ Meter Länge fiel ihm da als Beute zu. Graf Teleki hielt hier einen Rasttag und von Nah und Fern strömte das Volk in so großer Zahl herbei, daß die Karawane in der Menge beinahe verschwand. In erster Linie hatte Graf Teleki selbst darunter zu leiden, weil er nicht nur von Allen und Jedem angestaunt und auch angefühlt wurde, — den Mädchen imponirten am meisten die Schuhe, die sie für Hufe hielten — sondern auch als Wunderdoctor von Früh bis Abends fieberkranke Eingeborene und auch viele hundert Stücke von Rindern, die an Milzbrand litten, curiren sollte. Hiefür behalf er sich mit Alaun, den wir in größerer Menge mithatten. Auch zu besserem Graswuchs sollte er verhelfen; dafür erfand Teleki einen anderen Zauber, bei dem Papierschnitzel und eine nach Dunkelwerden abgefeuerte Rakete die Hauptrolle spielten.

Der folgende Marsch, welcher nur zwei Stunden währte, brachte die Karawane nach Upuni, einem bekannten Lagerplatze der Händlerkarawanen, den bereits Doctor G. Fischer im Jahre 1883 besucht hat; die Erforschung des unbekannten Panganilaufes hatte mit diesem Punkte sonach ihr Ende erreicht. In der Umgebung gab es bedeutende Mengen größeren Wildes und erlegte Graf Teleki auch ein Tigerpferd, einen Wasserbock und drei Mpala-Antilopen.

Von mehreren Masaikriegern geführt, trat dann Teleki den Marsch nach Same, unserem Vereinigungsorte, an. Eine wüste, wasserlose Landschaft war in einem einzigen Marsche zu durchmessen, eine Leistung, welcher die noch nicht genugsam trainirten Leute kaum gewachsen waren. Der Weg führte über ein deutlich in drei Stufen ansteigendes Flachland, das stellenweise verhältnißmäßig gut bewachsen war, meist jedoch völlig kahle Sandsteinflächen zeigte. Die Wasserrisse, welche überschritten wurden, erwiesen sich trotz eifrigen Suchens alle als trocken und ohne einen Wassertropfen mußte der ungewöhnlich lange und heiße Marsch vollführt werden; viele Leute waren denn auch auf der letzten Wegesstrecke ermattet liegen geblieben. —

Die Berge in der Umgebung von Same waren unbewohnt und unsere Leute daher bezüglich ihrer Verpflegung an Muanamata gewiesen, was zu

einer Verlängerung unseres Aufenthaltes um weitere zwei Tage führte. Wir nützten diese Zeit in etlichen Pürschgängen aus, hatten dabei jedoch wenig Erfolg, denn nur einmal gelang es mir, und zwar auf Elenn-Antilopen, gut zu Schuß zu kommen; die Jagd hatte ein unerwartetes Nachspiel, und will ich sie deshalb genauer erzählen. Ein altes Männchen war im Feuer gefallen, ein zweites hatte ich waidwund geschossen, doch ging es mit der Herde flüchtig ab. Eine lange Weile war ich den Thieren gefolgt, hatte die Jagd jedoch schließlich aufgeben müssen, weil sie mich zu weit vom Lager weggeführt hätte. Heimwärts ziehend, schlenderte ich eben über eine kahlgebrannte Steppe, dem Rande eines Buschdickichtes entlang, dahin, den Blick meist zurückgewendet, in der steten Hoffnung, das angeschossene Thier vielleicht doch noch fallen zu sehen — als mich ganz plötzlich ein zorniges Geschnaube hart zu meiner Linken aus meinem Sinnen aufschreckte; und im selben Augenblicke sah ich auch schon ein gewaltiges, schwarzbraunes Nashorn mit ungestümer Hast in nächster Nähe vorbeistürmen. Auf eine solche Wendung der Dinge durchaus nicht gefaßt, war meine erste Ueberraschung so groß, daß ich mich erst nach einer Weile der Büchse erinnerte, die ich in den Händen hielt und dem Thiere zwei Schüsse nachsendete — allem Anscheine nach ohne Erfolg. Damit war aber der Bann gebrochen, unter dem ich gestanden hatte, und ich machte mich nun an die Verfolgung der Fährte, die, tief eingeprägt im lockeren Boden, leicht zu erkennen war. Sie führte jedoch in ein Buschdickicht hinein, ähnlich jenem, aus welchem ich das Thier aufgescheucht hatte, und diese Wahrnehmung kühlte meinen Jagdeifer merklich ab, denn noch führte die Erfahrung, welche ich eben erst gemacht hatte, eine zu beredte Sprache. Ich erinnerte mich nun auch, daß ich ja die Natur dieser Ungeheuer noch gar nicht kannte — war es doch das erste Mal gewesen, daß ich mit einem solchen zu thun hatte — kurz, ich hielt es nach kurzem Herumstöbern im Busche für das Gerathenste, zum zweiten Male den Heimweg anzutreten, wenn ich mich recht entsinne und vollkommen aufrichtig sein soll, im geheimsten Inneren eigentlich froh, mit der Bestie nicht wieder zusammengetroffen zu sein.



Die Nachhut der Karawane.

Am 26. März konnten wir endlich aufbrechen. Ueber einen niedrigen Sattel, welcher die Haupt-Parekette mit den Pare-Kisingobergen verbindet, ging es zuerst ostwärts, dann dem Fuße der letzteren entlang nach Norden; in einem der östlichen Seitenthäler der Kisingoberge nächtigten wir. Während der letzten Marschstunde waren wir einem argen Regengusse preisgegeben gewesen, der uns in kürzester Zeit bis auf die Haut durchnäßt und auch die Ebene, durch welche es eben ging, in einen zolltiefen See verwandelt hatte.

Vor dem am folgenden Morgen stattfindenden Abmarsche mußten wir unseren Leuten Zeit geben früher abzukochen, weil wir das nächste Wasser nach der Aussage unserer Führer erst im Dschipesee schöpfen sollten, dieser aber zu weit war, als daß wir ihn noch am selben Tage hätten erreichen können; der Aufbruch der Karawane verzögerte sich daher bis 9½ Uhr Vormittags. Wir traten diesen Marsch in gehobenster Stimmung an, weil wir während desselben zum ersten Male Gelegenheit haben sollten, im Anblicke der schneeigen Gipfel des Kilimandscharo zu schwelgen; nur einige Hügel, welche das Thal zwischen den Kisingo und den Kwa-Mdimubergen im Süden ausfüllen, verschlossen noch die Fernsicht. Nachdem wir jedoch diese hinter uns hatten, gab es Raum genug für unsere suchenden Blicke. Frei lag das Thal in seiner ganzen Länge vor uns; im Westen setzten sich die schroffen Berglehnen höher werdend fort, denn an die Kisingoberge reiht sich das Ugwenogebirge. Und hart am Fuße des letzteren, in der flachen Landschaft, die sich nach Osten hin ausbreitete, kam der Dschipesee, als schmaler, hellglänzender Streifen zum Vorschein, über welchem hoch in den Lüften ein dunkler Schatten zu schweben schien, der umspielt von grauweißen Wolken, starr und unverändert blieb. Es waren die schroffen Zacken und Zinnen des Kimawensi, des niedrigeren der beiden Kilimandscharogipfel; der Kibo, der mit seinem eisgekrönten Haupte noch höher aufragt, war leider verhüllt.

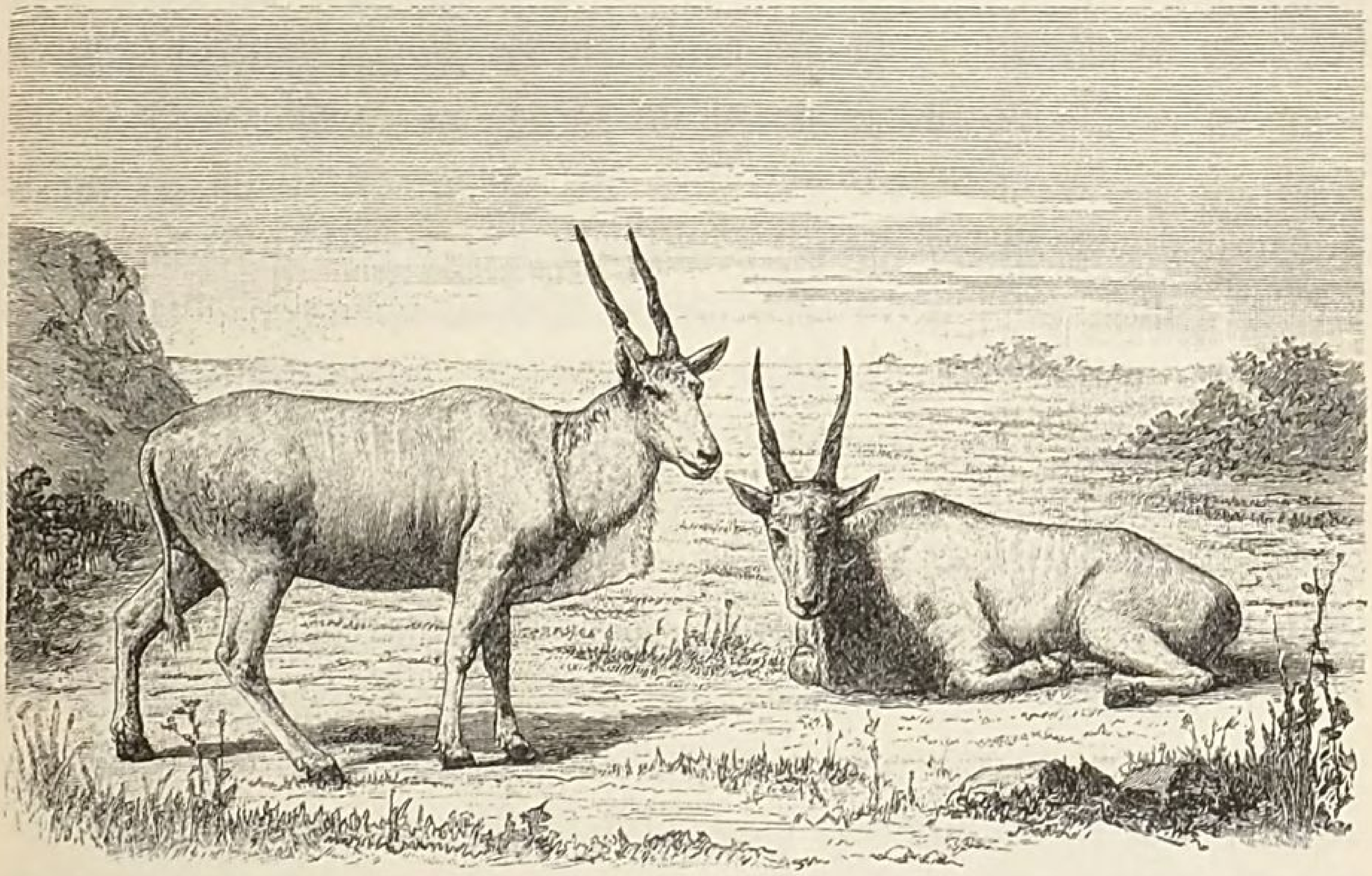
Längs des Fußes der Kwa-Mdimuberge ging es im Thale weiter, bis wir gegen 4 Uhr Nachmittags zu einem ausgiebigen Regenwassertümpel gelangten und lagerten.

Graf Teleki war an dem Tage früher als die Karawane aufgebrochen, um während des Marsches nebenbei auch jagen zu können. Außer einer schönen Gelegenheit zu einem erfolgreichen coup double auf Mpala-Antilopen hatte Graf Teleki dabei auch ein ganz interessantes Erlebniß mit einem Leoparden gehabt. Ein solcher war nämlich im hohen Grase zu sehen gewesen, jedoch zu rasch wieder verschwunden, als daß er hätte geschossen werden können. Gleichzeitig glaubte Graf Teleki ein Gekreische vernommen zu haben und da er daraufhin im Grase irgend ein Thier auf sich zukommen sah, vertauschte er, in der Ueberzeugung, einen Dachs oder dergleichen vor sich zu haben, seine Büchse mit einer Flinte; und als dann zwischen den Halmen ein gelblicher Fleck sichtbar wurde, drückte er los. Teleki hatte keine Ahnung, auf was er eigentlich geschossen hatte und war daher nicht wenig überrascht, als nach mehrmaligem Herumschlagen im Grase ein paar mächtige Katzenpfoten zum Vorschein kamen. Rasch war wieder die Büchse zur Hand und vorsichtig wurde näher getreten, doch war keine Gefahr mehr vorhanden, denn das Thier — ein halbwüchsiger Leopard — war bereits verendet.

Spät am Nachmittage kam auch der Kibo zum Vorschein und es zeigten sich beide Kilimandscharogipfel und auch die schön geschwungene Kammlinie des Sattels, welcher dieselben verbindet, unverhüllt. Die untergehende Sonne ließ noch die beiden Spitzen erglühen, dann aber hüllte sich der schroffe Kimawensi in einen dichten Wolkenmantel ein und nur der schneeige Dom des Kibo strahlte weiter in einfacher Pracht, wie ein wesenloses, duftiges Luftgebilde hoch über allem Irdischen schwebend.

Der Dschipesee war in dem Maße, als wir uns ihm genähert hatten, unseren Augen entschwunden, und als wir am folgenden Tage seinem Ostufer entlang weiter wanderten, konnten wir ihn wohl hinter einem ausgebreiteten Schilfdickicht vermuthen, jedoch nicht sehen. Die drückende Hitze, welche über der kahlen Landschaft lastete, durch welche wir da kamen, ließ uns sehnsüchtigst nach einem Dickicht frischgrüner Akazien an seinem Ufer blicken, doch sahen wir uns erst nach stundenlangem Marsche im Schatten derselben gelagert und mit dem Dschipesee auch wieder versöhnt — mit letzterem

indeß nur für so lange, bis wir dessen Wasser gekostet hatten; es war trübe, schmeckte sumpfig und wollte uns weder gekocht und filtrirt, noch als Theeaufguß zusagen, wiewohl wir es mittels unseres Bootes aus der schilffreien Mitte des Sees hatten schöpfen lassen. Ein dreistündiger Marsch längs des Seeufers brachte uns am folgenden Tage nahe an dessen Nordende. Die offene Wasserfläche bekamen wir wegen des hohen Schilfrohrs wieder nicht zu sehen; dafür war das Landschaftsbild um so überraschender,



Elenn-Antilopen.

das sich uns von einem nahen Hügel aus bot. Von dort konnten wir die stille, glatte Seefläche in ihrer ganzen Ausdehnung beherrschen und auch die unentwirrbare Waldwildniß im Norden derselben überblicken, aus der zahlreiche Rauchsäulchen als Zeichen des Bewohntseins aufstiegen.

So reizend der Anblick des Sees mit den saftig grünen Akazienhainen an seinem Ufer und den hohen, malerisch zerklüfteten Hängen des Ugwenogebirges im Hintergrunde war, so ernüchternd wirkte ein Blick nach Osten über das in schauerlicher Einförmigkeit bis an die Küste reichende Buschfeld. Es ist eine weite, wasserlose und daher unbe-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

wohnte Wildniß; was es in derselben an Löwen und Leoparden, an Giraffen, Straußen, Hyänen und anderem Wild gibt, das wandert des Nachts zum Dschipesee zur Tränke, dessen Umgebung daher auch ein wahres Paradies für den Jäger ist. Im See selbst gibt es nicht nur Welse und Barsche in Menge, sondern auch Krokodile und Flußpferde.

Nur wenige Stunden trennten uns noch von unserem ersten Ziele, dem waldversteckten Taweta. Oft war's der bloße Klang des Namens gewesen, der wie ein Zauber auf unsere Leute gewirkt und sie, wenn matt und müde, mit neuer Kraft beseelt hatte; kein Wunder, wenn dieser Gedanke nunmehr im Stande war, unsere Leute — und uns nicht minder — zu berauschen. Was aber auch der stille, verheißungsvolle Wald, in dessen Tiefen wir vom Hügel aus vergebens mit unseren Blicken einzudringen versucht hatten, Alles bieten sollte! Ruhe, Rast in kühlem Waldesschatten, am Rande murmelnder Bäche — nach schweren, heißen Märschen durch sonnverbrannte Steppen ein afrikanisches Paradies! Bis in die tiefe Nacht hinein schwelgten unsere Leute in Gedanken an die nahen Genüsse, und als der folgende Morgen graute, bot das Lager ein so lebhaftes Bild schrankenloser Fröhlichkeit, wie nie zuvor. Viele hatten ihre Feiertagskleider angezogen, andere am Tage zuvor die Gelegenheit wahrgenommen, ihre Hemden zu waschen. Die Gewehre wurden zum Bersten mit Pulver geladen, um die Einzugsfeier in üblicher Weise und würdig begehen zu können. Alles hastete und drängte, um so rasch wie möglich fertig zu werden und mit jauchzenden Rufen und strahlenden Mienen setzte sich die Karawane in Bewegung. In dem Maße, als wir uns Taweta näherten, wurde die Vegetation grüner und üppiger, der Waldbestand höher, zusammenhängender, und das Gestrüpp dichter mit Schlinggewächsen verstrickt, bis uns schließlich der dunkle, dumpffeuchte Wald ganz umfing. Die Baumkronen wölbten sich da hoch über unseren Köpfen hinweg und spendeten dichten Schatten, doch rankten auch dornige Sträucher und stachlige Lianen dazwischen. Häufig verstellten querliegende Baumstämme den tausendfältig gewundenen Pfad, immer wieder mußte man sich bücken und drehen, kriechen und wenden, um den vielen Widerhaken zu entgehen, und nur

Schritt für Schritt konnten wir uns fortbewegen. Peinlich lange Stockungen entstanden und unsere Leute begannen allgemach müde und verstimmt zu werden, doch jubelten sie um so lauter auf, als das Gewehrgeknatter schließlich anging, denn damit war das Zeichen gegeben, daß die Tête der Karawane den eigentlichen Eingang von Taweta, ein festes, aus rohen Baumstämmen gezimmertes Thor, das am Beginne der Anpflanzungen den Pfad verschließt, erreicht hatte; und nun krachten die am Morgen schwer geladenen Büchsen durch den widerhallenden Wald wie rollender Donner, bald gedämpft in weiter Ferne, bald in gefährlicher Nähe. Dazwischen kreischten die zahlreichen Vögel, die aufgeschreckt davonflogen, ebenso auch die Schaaren von Affen, die uns erst aus dreister Nähe begafft hatten, nun aber in kühnen Sprüngen über Hals und Kopf die höchsten Wipfel der Bäume zu erreichen suchten. Die Leute einer anderen Karawane, die im Walde eben lagerte, waren durch das Geknatter in ihrem süßen Nichtsthun gestört worden; sie verschwendeten nun ebenso unsinnige Mengen von Pulver, und so krachte es hüben und drüben, und der friedliche Einzug erweckte den Eindruck einer Schlacht. Nachdem wir auf allen Vieren durch die schmale Eingangspforte gekrochen waren, gelangten wir in eine etwas freiere Landschaft; der Pfad wurde lichter und wir konnten rühriger, durch kühle Bananenhaine und über zahlreiche kleine Wasseradern hinweg, weitereilen. Müßige Eingeborene standen hier und dort am Pfade, musterten uns mit vergnügten Mienen, als wir vorbeikamen, und selbst die auf den kleinen, waldumgürteten Feldern thätigen Weiber hielten in ihrer Arbeit inne, indeß die fremden Wangwana mit den noch rauchenden Büchsen herbeieilten, um uns wie alte, lang entbehrte Freunde zu begrüßen. Nach kurzem, flüchtigem Jambo, jambo sana! Sabalcheir! Uhali ghani? Habari ghani?*) u. Ae. hastete jedoch Alles weiter, auf eine baumfreie, hoch von Unkraut überwucherte Lichtung zu, denn damit waren wir im Herzen des paradiesischen Taweta angelangt.

*) Guten Tag, Grüß Gott, wie gehts, was gibt's Neues.

III. Capitel.

Aufenthalt in Taweta; Reisen am Kilimandscharo und zum Meruberge.

(30. April bis 15. Juli 1887.)

Taweta, ein Eldorado. — Zusammentreffen mit der englischen Jagdgesellschaft. — Lagerbau, Lagerleben. — Hamis, unser Affe. — Die Wataweta. — Dualla Idris. — Thierleben im Walde. — Zwei Karawanen kehren zur Küste zurück. — Aufbruch zur Merureise. — Nashornjagd. — Drei Tage am Kilimandscharo. — Längs des Kilimandscharofußes zum Meruberge. — Weitere Jagderlebnisse. — Zusammentreffen mit Masai. — Am Engilata. — Weg- und Wetterverhältnisse während der Regenzeit. — Büffeljagd. — Erste Bekanntschaft mit den Wameru. — Friedensschluß. — Bei den Wameru. — Der Balbalsee. — Sultan Matunda. — Am Darjama. — Ueber den Ronga nach Klein-Aruscha. — Kahe. -- Wieder in Taweta. — Vervollständigung unserer Vorräthe. — Ein Jagdausflug. — Aufbruch zur Besteigung des Kilimandscharo. — Aufenthalt bei Miriali. — Aufstieg auf den Kilimandscharosattel. — Eine Nacht bei —11° C. — Versuch zur Besteigung des Kibo. — Rückkehr nach Taweta. — Aufbruch nach dem Masailande.

Nicht sehr lange ist es her, daß die Voreltern der heutigen Tawetaner, durch übermächtige Nachbarn von ihren früheren Wohnsitzen verdrängt, in das schattige Waldgebiet am Lumi flüchteten, um dort Schutz zu suchen. Der vollkommene Frieden, der in den Tiefen des Waldes herrschte, der klare Bach, der reiche Boden, der jede Arbeit hundertfältig zu lohnen versprach — Alles mit einem Worte lud sie ein, sich in dieser Waldstätte eine neue Heimat zu gründen; und rührig machten sie sich über die wild wuchernde Vegetation her, schufen mit Feuer und Axt Lichtungen und begannen den Boden zu bestellen.

Abgeschieden von aller Welt, führte die Waldcolonie dann ein bescheidenes Dasein, bis Händler von der Küste sie eines Tages entdeckten und fortan aufsuchten. Der Ruf der friedfertigen Bevölkerung fand rasch

Verbreitung; in ihren kühlen, schattigen Bananenhainen ließ es sich in köstlicher Sorglosigkeit dahinleben und die Karawanen wählten den Wald daher immer häufiger als Rastplatz. Die Eingeborenen sahen die Küstenleute gerne bei sich, weil sie sich bei deren Anwesenheit sicherer fühlten, verkauften auch willig von ihrem Ueberflusse und gelangten so allmälig wieder zu Wohlstand. Die Händler hatten ebenfalls jedes Interesse, sich die Eingeborenen zu ihren Freunden zu machen, da nur dann der Wald für sie ein sicherer Hort war. Außer Stoffen und Perlen, Pulver und Gewehren führten sie auch verschiedene Feldfrüchte ein, an deren Gedeihen ja auch beiden Theilen gelegen sein mußte, und so wurde Taweta das, was es heute ist — eine reiche, schöne Niederlassung glücklicher und zufriedener Arkadier, beinahe ein zweites Heim für alle die ruhelosen Elemente, welche das Reisen im nordöstlichen Afrika zu ihrem Beruf gemacht haben; denn mit Taweta beginnt meist erst der Zug ins Innere und mit Taweta hat er wieder sein Ende erreicht.

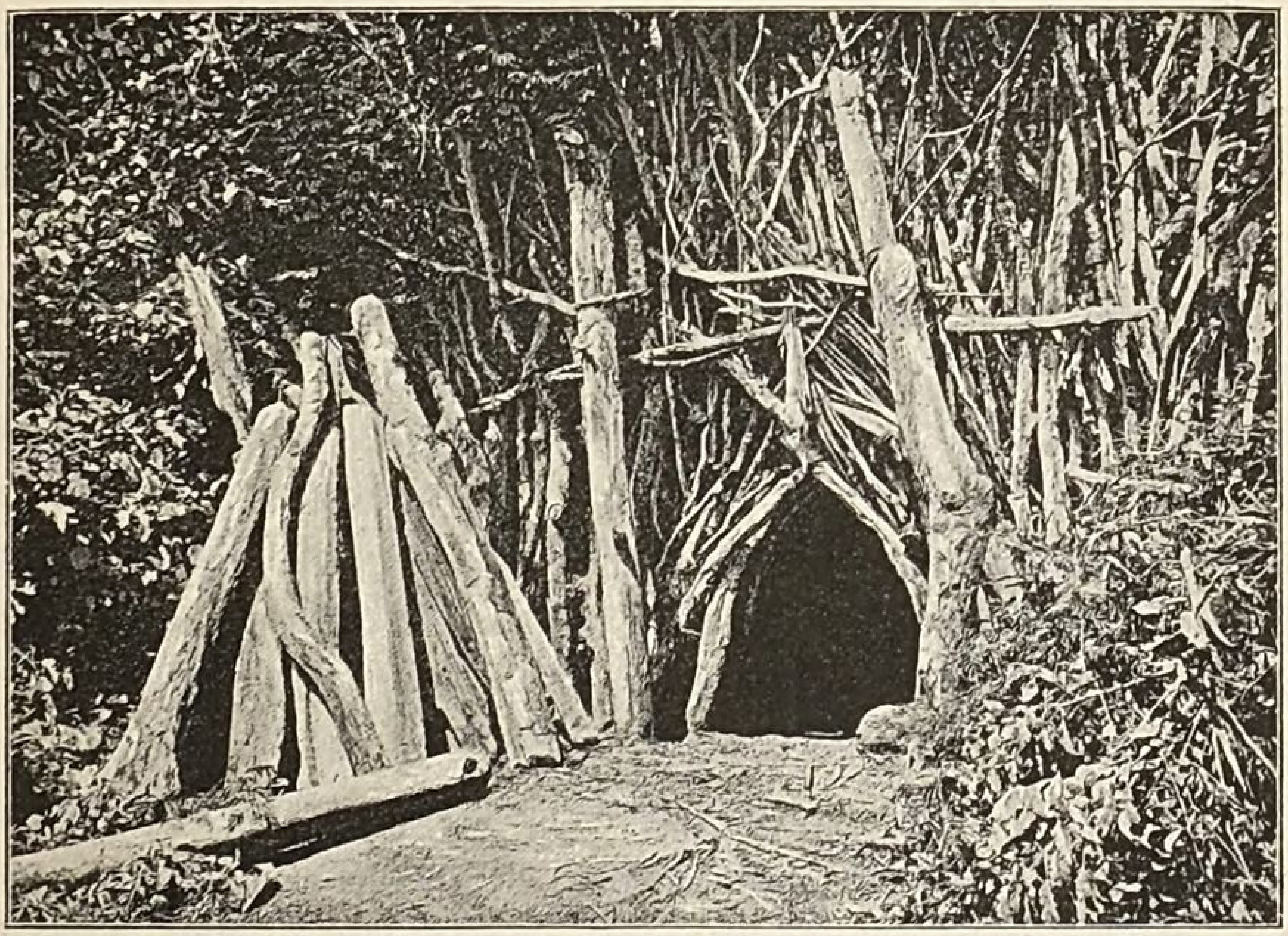
Den Wald, der ihnen zur Zeit der Bedrängniß Schutz gewährt, schonen die Tawetaner noch immer, wiewohl sie bereits Gewehre in Menge besitzen und auch wegen der beständigen Anwesenheit von Küstenleuten keine Angriffe von Seiten anderer Stämme mehr zu fürchten haben. Ihre Lichtungen haben sie hübsch in der Mitte des Waldes angelegt, so daß sie von allen Seiten ein dichter, fast undurchdringlicher Vegetationsgürtel umgibt; nur drei schmale, vielfach gewundene Pfade führen durch denselben hindurch und selbst diese werden auf das Sorgfältigste bewacht, täglich nach Menschenfährten abgesucht und überdies des Nachts abgesperrt. In Taweta lebt es sich daher wie im Schoße einer noch ganz unverfälschten Urwaldwildniß. Die Hütten der Eingeborenen sind wie die Nester der Vögel zerstreut, in schattige Laubgänge hinein verlegt, so daß man sie erst suchen muß, und ebenso versteckt sind die Mais-, Yams- und Zuckerrohrfelder. Nur die Banane, ihre hauptsächlichste Nutzpflanze, bedeckt größere Flächen und bildet dichte, schattige Haine, weil sich ihre riesigen Blattformen im Schutze der Bäume unzerzaust zu erhalten vermögen. Ein ganzes Netz künstlicher Rinnsale berieselt die Anlagen.

Die Lichtung, welche uns die Eingeborenen als Lagerplatz zuwiesen, war wenige hundert Schritte vom linken Lumiufer gelegen; an drei Seiten schlossen Waldpartien daran, die vierte war durch eine Bananenpflanzung begrenzt. Einige Waldpatriarchen mit weit ausgebreiteten Laubkronen, die stehen gelassen worden waren, boten genügenden Schatten und einer derselben ward in der Folge auch zu unserer Dorflinde, unter deren Schutz sich hauptsächlich der tägliche Markt abspielte.

Da trieb sich nun nach unserem Anlangen die Menge unserer Leute, die sich wie närrisch vor Freude geberdeten, inmitten zahlreicher Eingeborener herum und die Begrüßungen und das Gewehrgeknatter wollten kein Ende nehmen. Da war auch nicht so leicht Ordnung zu schaffen — wir überließen daher den Tag den Leuten und der Herrschaft Dualla's und machten uns selbst zum Besuche der Herren Harvey, Willoughby und Hunter auf, der Mitglieder der bereits im I. Capitel erwähnten englischen Jagdgesellschaft; deren Niederlassung befand sich nur wenige Minuten von uns entfernt, knapp am Lumi. Von den Herren, mit welchen wir bereits in Sansibar bekannt geworden waren, wurden wir freundlichst empfangen und bald nachdem wir unsere wichtigsten Neuigkeiten ausgetauscht hatten, sahen wir uns als deren Gäste bei einem prächtigen Diner zu Tische, bei welchem es Lumifische, Büffelzungen, Gazellensteaks und Perlhühnerragout gab und selbst ein wirklicher Plumpudding nicht fehlte. Das anziehendste an dem Mahle aber waren die lebendigen Schilderungen von Jagderlebnissen aller Art, die uns dabei zum Besten gegeben wurden und welchen wir mit um so gespannterer Aufmerksamkeit lauschten, als wir dabei die schönsten Erfahrungen über den Kampf mit dem großen und gefährlichen Wilde Afrikas beim harmlosen Knall der Champagnerpfropfen sammeln konnten; erst lange nach Mitternacht begaben wir uns in unser Lager zur Ruhe.

Unser Aufenthalt in Taweta sollte voraussichtlich von längerer Dauer sein, weshalb es unsere nächste Sorge sein mußte, mit dem Lagerplatze in Ordnung zu kommen. Während der folgenden Tage ging es denn auch auf unserer Lichtung so lebhaft zu, wie auf einem europäischen Bauplatze.

Ein Theil der Leute säuberte den hoch mit Unkraut überwucherten Boden, ein anderer schleppte Baumstämme und Palmblattmittelrippen, das Material für den Häuserbau, herbei; Manwa Sera und Maktubu — unsere Architekten — steckten die Baulinien ab und thaten dabei überaus wichtig. Das Tagwerk dauerte, mit kurzer Unterbrechung zur Mittagszeit, vom frühen Morgen bis Sonnenuntergang, und ohne daß wir selbst uns viel



Eingangsthor.

zu bekümmern brauchten, erstand in wenigen Tagen ein ganzes Dorf. Vor unseren Zelten, die im Schatten mächtiger Bäume aufgeschlagen waren, möglichst entfernt von den Strohhütten der Leute, stand Dualla's Zelt, in welchem unser gesammter Munitionsvorrath geborgen war. In nahezu ebenso freier Lage war ein großes Gebäude zur Unterbringung unserer Waaren errichtet worden; es war aus Holz gebaut und mit Schilf gedeckt, jedoch mit einer Umzäunung versehen worden, um die Gefahr, durch einen Lagerbrand vielleicht Alles zu verlieren, wenigstens einigermaßen zu verringern. Dem Hause gegenüber befanden sich die Ställe für unsere Maskat-

esel und Ziegen, ein großer Arbeitsschuppen und die Küche; die vielen im weiten Umkreise angelegten Hütten der Leute umrahmten den Lagerraum, in welchem sich stets eine bunte Menge Eingeborener herumtrieb. Die Ersten erschienen gewöhnlich schon am frühen Morgen und brachten Fische zum Verkaufe, schöne Barsche, welche sich des Nachts in den im Lumi ausgelegten Fischkörben gefangen hatten. So wie die Sonne höher stieg, mehrte sich die Menge und bald gab's im Lager kein schattiges Plätzchen, wo nicht geschachert und geschäkert wurde, denn mit dem Verkaufe ihrer Fruchtmengen hatten sie es, die Schönen wenigstens, gar nicht so eilig; dachten sie meist doch gar nicht daran, vor Sonnenuntergang heimzukehren. Am dichtesten war stets der freie Platz zwischen unseren Zelten und dem Waarenhause mit Weibern und Mädchen besetzt; eine zweite große Gruppe hielt sich im Schatten unserer Dorflinde auf. Da wurden nun täglich schwere Fruchttrauben von Bananen feilgeboten, und zwar verschiedenster Art, sowohl verführerisch aussehende goldgelbe, als auch noch unreife; letztere werden geschält, zu Scheiben zerschnitten und gekocht gegessen. Auch »pombe« (Bananenbier) gab's in irdenen, wenig appetitlich aussehenden Töpfen, doch unsere Sansibariten nippten daraus mit dem vollen Behagen erfahrener Feinschmecker, bald aus dem einen Topfe, bald aus dem anderen, meist so lange, bis die Verkäuferinnen endlich ungeduldig wurden und ein Zetergeschrei erhoben. In flachen Strohschüsseln wurde feines weißes Mehl, aus Mais gemacht, oder röthlicher gefärbtes, aus Bananen, Durrha oder Eleusine, gebracht, Maniok geschält und getrocknet, Yamswurzeln, Bataten, Tomaten, Tabak und Kolokasien lagen in Häufchen da, während verschiedene Bohnenarten, Mais, Durrha und Eleusine in Körnern in cylindrischen, mit einem Lederdeckel versehenen Holzgefäßen zum Verkaufe kamen; lange Stangen Zuckerrohr lehnten dazwischen an den Bäumen. Auch Honig war fast täglich auf dem Markte und hie und da erschien wohl auch ein kleiner Knirps mit einem Huhne unter dem Arme auf der Bildfläche.

Unsere Leute erhielten 1·8 Meter Zeug oder 30 Stränge Perlen für je sechs Tage, durften sich selbst verpflegen und waren auch ganz glücklich, daß sie selbst die Auswahl in den mannigfaltigen Producten treffen konnten.

Der Markt blieb den ganzen Tag über eröffnet und nahm meist ruhig seinen Fortgang, bis des Nachmittags die Ankunft einer Anzahl urwüchsiger Wakuafiweiber mit Welsen und Barschen aus dem Dschipesee unsere Leute in eine gewisse Aufregung versetzte, da sich dann Jeder beeilte, sein »Kitowéo« *) zu sichern.

Neigte sich schließlich der Tag seinem Ende zu, dann fanden sich die jungen Damen über Aufforderung der Männer gewöhnlich wohl auch zu einem Tänzchen bereit; dazu stellten sich Männlein und Weiblein in zwei Reihen einander gegenüber auf, ein Masailied ohne Worte wurde angestimmt und ein Tanz, der in einem einförmigen Hopsen auf der Stelle bestand, ging an.

Wenige Tage nach unserer Ankunft zogen die Mitglieder der benachbarten Jagdgesellschaft in verschiedenen Richtungen aus, um ihrem Sporte nachzugehen. Ihre Abwesenheit sollte nur eine zeitweilige sein und in der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen nahmen wir nur flüchtig Abschied; doch kreuzten sich zu unserem Bedauern in der Folge unsere Wege nicht wieder. Die unmittelbare Folge ihres Abmarsches war für uns, daß die Tawetaner in der Befriedigung ihrer Neugierde und sonstigen Gelüste nunmehr ganz auf uns und unseren Lagerplatz angewiesen waren. Die bedeutend größere Zahl eingeborener Besucher kam uns indeß nicht immer gelegen, weil unsere Zelte die meiste Anziehungskraft auf dieselben ausübten, und wir uns nunmehr fast den ganzen Tag über von ihnen belagert und in Anspruch genommen sahen. Die lieben Eingeborenen wollen ihre Neugierde befriedigt und sich unterhalten sehen und würden es für sehr unliebenswürdig halten, wollte man sich mit ihnen nicht abgeben. Graf Teleki, der, wie erinnerlich, schon während seiner Reise längs des Panganiflusses in die Lage gekommen war, sich in der Rolle eines Leibons, d. i. Zauberers und Medicinmannes, zu versuchen, übte seine Praxis auch hier gerne aus, da sich das Publicum als ein überaus dankbares und aufmerksames erwies. Waren wir es schließlich müde, auf alle ihre Fragen zu antworten und

*) d. i. eine kleine, pikantere Zuthat — Fleisch oder Fisch — zum Reis, Brei 2c.

uns weiter mit ihnen zu beschäftigen, dann hielten sie sich an Hamis, unseren niedlichen Affen, der gewöhnlich auf der Zeltthüre sein Unwesen trieb. Ich habe seiner bisher ganz zu erwähnen vergessen, wiewohl wir ihn damals bereits sehr lieb gewonnen hatten. Graf Teleki hatte in Sansibar einen jungen Affen, eine grüne Meerkatze, gekauft und auf die Reise mitgenommen. Hamis — so war er getauft worden — hat alle unsere Wanderzüge mitgemacht und uns selbst nach Wien zurückbegleitet. Hamis war furchtbar unverschämt und pflegte seiner Verachtung der schwarzen Rasse ganz unverhohlen Ausdruck zu geben; sein Verständniß für die Beurtheilung der gesellschaftlichen Stufenleiter ging sogar so weit, daß er in Ermanglung anderer Opfer selbst mich mit Zähnefletschen und grimmigen Blicken bedachte, wenn ihn Teleki, den er allein als seinen Herrn und Gebieter anerkannte, aus irgend einem Grunde züchtigte. Wollte ich nun aber ein solches nicht ruhig hinnehmen, dann entschädigte er sich ausnahmslos an dem nächsten Farbigen, der in die Nähe kam, indem er ihn ganz tüchtig kniff und bei den Haaren zauste. Hamis hat uns oft genug geärgert, doch konnten wir ihm selbst dann, wenn er irgend einen bedeutenderen Schaden angerichtet hatte, nicht lange gram sein, da er uns durch sein possierliches Wesen immer wieder zu versöhnen wußte.

Unser kleiner Liebling sah nie wieder so schöne Tage wie in Taweta; die Frauen und Mädchen — diese biß er nie — fütterten ihn beinahe zu Tode mit Bananen und Zuckerrohr, während ihn die Jungen mit Heuschrecken und Käfern bedachten; und Alles nahm Hamis stets mit einer so komisch hoheitsvollen Miene in Empfang, daß die Leute nicht müde wurden, ihn immer wieder zu bedienen.

Bei unserem fast unausgesetzten Verkehr mit den Tawetanern lernten wir dieselben bald näher kennen. Sie machen auf den Neuangekommenen den Eindruck großer Ursprünglichkeit, was bei ihrer fortwährenden Berührung mit Küstenleuten Wunder nimmt. Bei genauerer Betrachtung findet man jedoch, daß sie nur gleich den meisten anderen, in der Nähe der Masai wohnenden Stämmen sich darin gefallen, die letzteren mehr oder weniger in ihrem Benehmen und in sonstigen Aeußerlichkeiten nachzuahmen.

Bei den Tawetanern darf dies übrigens um so weniger überraschen, als sie vor ungefähr fünfzig Jahren einen nicht unbedeutenden Zuzug von Wakuafi, einem Zweigstamme des großen Masaivolkes, erhalten haben. Diese Wakuafi waren, wie hier nur kurz erwähnt werden soll, in einem lange und hartnäckig geführten Bruderkriege geschlagen und in alle Wind-

Wataweta.

richtungen vertrieben worden. Sie verloren dabei fast sämmtliches Vieh, mußten das Hirtenleben aufgeben und finden sich heute im ganzen Umkreise des Masailandes als ackerbautreibende Ansiedler; so auch in Taweta, wo sie sich hauptsächlich in den südlicheren, dem Dschipesee näher gelegenen Waldpartien aufhalten.

Eine vollkommene Nachäffung der Masai in Bezug auf Kleidung und Gebräuche findet in Taweta übrigens nur von Seiten der hoffnungsvollen Jugend beiderlei Geschlechtes statt. Die jungen Männer

tragen nämlich als einzige Bekleidung ein kurzes Mäntelchen aus behaarten Ziegenfellen oder braunroth gefärbtem Baumwollenzeug, das die linke Seite bedeckt und an der rechten Schulter geknotet ist; häufig kommt noch ein herzförmig zugeschnittenes Sitzleder hinzu, das hinten herabhängt. Das Haar ist meist in viele dünne, schnurförmige Zöpfchen gewunden, die vorne über die Stirne, oft bis zu den Augen herabhängen, hinten durch eingeflochtenen Bast verlängert sind und in einen kurzen, schweineschwanzartigen Zopf auslaufen. Die Ohrläppchen sind stark ausgeweitet und mit schweren Gehängen verschiedener Form aus Eisen- oder Messingdraht, Perlen oder Eisenkettchen verziert. Einige Lendenschnüre aus Perlen sowie Arm- und Fußbänder — meist mit Perlen benähte Lederstreifen oder auch Drahtgewinde — vervollständigen die Bekleidung. An der rechten Seite tragen sie den Sime, ein langes, gerades Schwert mit an der Spitze stark verbreiterter Klinge und eine zierliche Holzkeule. Wenn man damit die später folgende Schilderung eines Masaikriegers vergleicht, so wird man finden, daß ein junger Tawetaner, besonders wenn er zum Tanze geputzt, von rothgefärbter Butter trieft und nicht mit der Büchse, sondern mit Schild und Speer bewehrt ist, in seiner äußeren Erscheinung jenem auf's täuschendste ähnlich sieht.

Die Mädchen tragen einen Schurz aus gegerbten, enthaarten Ziegenfellen um die Lenden geschlungen, welcher den Unterkörper umschließt und häufig bis zu den Knöcheln reicht. Der obere Besatz, und mitunter auch die übrigen Ränder, sind recht sorgfältig und hübsch mit Perlen verziert. Ganz besonders sind sie auf einen Schmuck des Halses bedacht, der bei jungen Mädchen oft mit einem Wulst von hundert und mehr Perlensträngen bedeckt ist. In den ebenfalls, gewöhnlich jedoch weniger stark ausgeweiteten Ohrläppchen tragen sie meist ein frisches, wie eine Spule zusammengerolltes Stück Bananenblatt, oder eine runde Holzscheibe als Ohrschmuck; selbstverständlich fehlen auch die verschiedenen Arm- und Fußringe aus Messing- oder Eisendraht nicht. Die Mädchen salben ebenso wie die Männer den Kopf und den entblößten Oberkörper mit einem Gemenge von rother Erde und Fett, und vermögen dann ganz ab-

scheulich auszusehen; doch wird ein solcher millimeterhoher Fettüberzug für überaus vornehm gehalten.

Die älteren Frauen tragen außer dem Lendenschurz wohlthuender Weise noch ein zweites Fell, das den Oberkörper wenigstens theilweise bedeckt; einzelne ältere Weiber beginnen auch schon sich in Baumwollenzeug, in der Art, wie die Bibi's in Sansibar, knapp über dem Busen geschürzt, zu kleiden. Ein Zierat, den nur Verheiratete, und zwar beide Theile zu tragen pflegen, besteht in schweren Scheiben von circa 10 Centimeter Durchmesser aus spiralig gewundenem dickem Messingdraht; dieselben hängen zu beiden Seiten von den Ohrläppchen herab, wären jedoch für diese zu schwer und werden deshalb durch ein Band, das quer über den Scheitel geht, in Schwebe gehalten.

Die Zahl der Einwohner von Taweta läßt sich nur schwer schätzen, weil dieselben sehr zerstreut im Walde leben; sie dürfte indeß keinesfalls 1500 überschreiten. Wie wir gleich zu Beginn unseres Aufenthaltes bei der Vertheilung des Hongo, des unfreiwilligen Geschenkes, ersehen konnten, das man bei den meisten afrikanischen Völkern gelegentlich der Ankunft zu erlegen pflegt, bilden die Tawetaner eine patriarchalisch lebende Gemeinde, in welcher die Meinung und das Gutachten der ältesten und angesehensten Männer bei allen Verhandlungen und Entschließungen den Ausschlag geben.

Unser nicht unbedeutender Hongo — er betrug ungefähr zwei Traglasten an Baumwollzeugen und Perlen — wurde zum größten Theile zwischen diesem Rath der Alten vertheilt, doch erhielten auch die jungen Männer, die an dem Festtage ebenfalls in der Zahl von ungefähr hundert erschienen waren, ihren Theil.

Ihrer Sprache nach, welche von jener der Wapare und Wagweno kaum verschieden ist, gehören die Tawetaner zur Banturasse. Trotz der fortwährenden Berührung, in welcher sie mit den Wakuafi stehen, wird die Kenntniß der Sprache der letzteren, das Masai-Idiom, viel seltener angetroffen, als das Kisuahili.

Ganz allgemein ist bei den Wataweta die Beschneidung nach Masaiart eingeführt, welche bei beiden Geschlechtern in derselben Weise, im nämlichen

Alter und unter den gleichen sonstigen Nebenumständen wie bei den Masai vorgenommen wird.*) Die Knaben ziehen sich daraufhin für eine gewisse Zeit in die Waldeinsamkeit zurück, indeß die Mädchen während dreier Monate ihre Hütte nicht verlassen dürfen und sich überdies bei der Annäherung eines Fremden das Gesicht verhüllen müssen. Die Mütter solcher Mädchen machen sich dadurch kenntlich, daß sie während dieser Zeit, der Sitte gemäß, mit symmetrisch halb-roth und halb-weiß angestrichenem Gesichte herumgehen.

Was die Tugendhaftigkeit der Schönen von Taweta anbelangt, so bin ich selbstverständlich nicht in der Lage, aus persönlicher Erfahrung für oder wider zu sprechen; doch kann ich zur Ehre der Wahrheit nicht umhin, eines Vorfalls zu gedenken, der sich in der ersten Woche unseres Hierseins abspielte.

Eines Tages überraschten uns nämlich die Eingeborenen dadurch, daß sie unserem Lager gänzlich ferne blieben. Kein Weib, kein Mädchen ließ sich blicken, selbst die kleinen Jungen fehlten; nur in der Nähe der verschiedenen Zugänge zum Lager standen einzelne junge Männer, die uns bewachten und jeden Lagerbesuch und hauptsächlich jede Lebensmittelzufuhr verhinderten. Was war da nun los? Die jungen Ehemänner von Taweta waren ungehalten über unsere Leute, weil diese sich ihren Frauen gegenüber gewisse Freiheiten erlaubt hatten und boycotteten uns nun in aller Form; wir sollten ausgehungert werden — die gewöhnliche Repressalie aller Negerstämme, wenn ihnen irgend etwas nicht recht ist. Wir freuten uns zwar dieses einen Tages vollkommener Ruhe und auch der weiteren Folge, daß unsere Leute, die durch das Wohlleben bereits wieder übermüthig zu werden anfingen, an dem Tage Schmalhans zu Gaste hatten, nahmen jedoch die Schlichtung der Angelegenheit noch am selben Abende in die Hand. Die zehn ältesten Tawetaner wurden berufen, mit einer Kleinigkeit beschenkt und ihnen die Versicherung gegeben, daß, wenn sie nur selbst auf ihre Mädchen und Frauen besser Acht geben wollten, wir schon dafür

*) Siehe J. Thomson, Through Masailand.

sorgen würden, daß Dergleichen nicht mehr vorkomme; damit war der Friede wieder hergestellt. Am folgenden Morgen war das Lager stärker besucht als je.

Nun wollen wir aber wieder die Erzählung der fortlaufenden Begebenheiten aufnehmen.

Wir hatten bald nach unserer Ankunft unseren Trägern die Gewehre und die Munition abnehmen lassen, brauchten uns nun nicht mehr allzu sehr vor Desertionen zu fürchten und beschlossen eines schönen Tages auch unsere Sträflinge ihrer Fesseln zu entledigten. Als der Augenblick der Erlösung für diese gekommen war, versammelten sie sich vor Teleki's Zelt, und Meißel und Feilen, Zangen und Hammer wurden geholt, um die Ketten zu sprengen. Doch Schibu wadi Kombo, ein in der Karawane allgemein beliebter Volksredner, wartete nicht darauf, sondern rief: »Aber wozu, Bwana, die Fesseln würden mich nicht gehindert haben, Dir noch einmal durchzugehen, wenn ich es gewollt hätte,« zerbiß mit seinen Zähnen einen morschen Bindfaden und sprang, überglücklich, endlich vollkommen frei zu sein, davon; die Kette war schon lange entzwei gewesen.

Die Lagerarbeiten näherten sich ihrem Ende, beanspruchten wenigstens nicht mehr alle Leute, so daß wir diese zum Theile auch in anderer Weise beschäftigen konnten; und um Arbeit brauchten wir nicht verlegen zu sein. Die Ausrüstung der Expedition sollte hier gründlich gesichtet und im Sinne unserer nunmehr bereits größeren Erfahrung entsprechend vervollständigt und neu gepackt werden. Die Perlenmengen, welche in Sansibar größtentheils in losem Zustande, oder auf vielfach zerrissene, schlechte Bindfaden aufgereiht, in die Säcke gefüllt worden waren, mußten hier in gleich große Perlenstränge von ungefähr 60 Centimeter Länge aufgereiht werden; bei so großen Vorräthen, wie wir sie hatten, gab dies für Wochen zu thun, selbst wenn Hunderte von Händen zugriffen. Weiters hatten wir Naibere und Schuka, das sind Mäntel für die Masai, zu nähen. Dieses Volk ist nämlich durch die Händler daran gewöhnt worden, Stoffe, und zwar weiße Baumwollzeuge nur in bestimmter Form anzunehmen, so daß wir nun das Vergnügen hatten, einen Theil unserer Zeuge

erst dementsprechend herrichten zu müssen. Die Naibere, die Kriegsmäntel der Masaikrieger, bestehen aus einem ungefähr 2 Meter langen Stück von dem Ulayti mfupi genannten Zeug (eine schlechtere und schmälere Stoffgattung als Merikani), welches in der Längsmitte mit einem 15 bis 20 Centimeter breiten Streifen bunten, meist roth bedruckten Kalicos benäht ist; die beiden Ränder müssen 10 bis 12 Centimeter lang ausgefranst und mit einem ganz schmalen, purpurrothen Zeugstreifen besetzt sein. So und nicht anders hat das Geschenk auszusehen, das die Masaikrieger anzunehmen belieben. Für die alten, verheirateten Masaimänner werden ebenfalls 2 Meter lange Stücke Zeug aus etwas breiterem Ulayti zugeschnitten und ähnlich hergerichtet, es fehlt nur der breite Besatz in der Mitte; diese heißen Schuka. An solchen Naibere und Schuka hatten wir nach der Angabe Dschumbe Kimemeta's 1200 Stück anzufertigen. Für diese Arbeiten war ein großes Schutzdach errichtet worden, unter welchem nun täglich achtzig bis hundert unserer Leute emsig thätig waren. Um Diebstahlsgelüsten möglichst steuern zu können, wurden die Perlenmengen stets vor- und nachgewogen; dennoch zeigte sich am ersten Tage ein kleiner Abgang. Die Schuldigen wurden für's Erste nur zum Ersatze desselben durch Löhnungsabzug verhalten, jedoch auch aufmerksam gemacht, daß im Wiederholungsfalle der Stock mitreden würde; es kam indeß nicht dazu. Abgesehen von manchem Aerger, erwächst aus diesen Arbeiten auch ein bedeutender Geld- und Zeitverlust, weshalb es sich empfiehlt, sie gleich in Sansibar noch vor dem Aufbruche ausführen zu lassen.

Dualla Idris, unser unvergleichlicher Somâlchêf, fühlte sich nun schon ganz als Unterführer der Karawane und Verwalter der Ausrüstungsgüter der Expedition, weshalb wir uns um die inneren Angelegenheiten nur wenig zu kümmern brauchten. Wir lernten diesen Mann mit jedem Tage besser schätzen und setzten bald volles Vertrauen in all sein Schalten und Walten. Dualla war eine sehr sympathische Erscheinung; groß und schlank gewachsen, machte sein Körper zwar nicht den Eindruck besonderer Kraft, doch war er sehnig und zähe und außerordentlich ausdauernd. Seine Hautfarbe war dunkel mit einem Stich ins Schwärzliche. Aus seinem

Gesichte blickte ein Paar kluger, kohlschwarzer Augen, das Blitze schießen, aber auch gewinnend lächeln konnte; seine Nase war scharfgeschnitten, sein Mund, der gerne offen stand, zeigte zwei Reihen elfenbeinweißer Zähne.

Dualla war ganz hervorragend intelligent und hatte, wie dies häufig bei des Schreibens unkundigen Leuten der Fall ist, ein vorzügliches Gedächtniß; schon nach wenigen Tagen wußte er in unserer großen Medicinkiste mit ihren vielen Fläschchen und Schächtelchen vollkommen Bescheid, auch kannte er den Inhalt aller unserer Ladungen auswendig. Da er nicht wenig eitel war, ging er jederzeit äußerst nett gekleidet. Dualla war der gläubigste Mohammedaner der ganzen Karawane und ließ sich durch Nichts von der Verrichtung der vorgeschriebenen täglichen Waschungen und Gebete abhalten. Sein Einfluß, sowohl auf unsere Leute wie auf die Eingeborenen, war ein fast zauberischer und erstreckte sich selbst auf Dschumbe Kimemeta. Sein Muth und seine Verläßlichkeit waren über jeden Zweifel erhaben.

Bei den übrigen unserer Somâl fand sich meist nur eine oder die andere der vielen guten Eigenschaften Dualla's in vollem Maße vertreten; vor Allem waren sie jünger als er und hatten nicht sein Maß an Erfahrung. Allen ohne Ausnahme wohnte aber eine gleiche, ungewöhnliche Entschiedenheit inne. Vollkommen einig waren sie auch in ihrem von stolzem Selbstgefühle getragenen Benehmen gegenüber der Mannschaft der Karawane; aus diesem Grunde und auch, weil sie die Vollstrecker der ganz unentbehrlichen Prügelstrafen waren, sahen sie sich bald von den Leuten gewiß nicht weniger gefürchtet und geliebt — was bei den Negern gleichbedeutend ist — als wir selbst.

Wenn uns durch Dualla auch ein großer Theil der laufenden Arbeiten abgenommen war, so blieb für uns doch noch genug zu thun übrig. In erster Linie mußten die Chronometer-Stände und Gänge neu bestimmt werden, nachdem die Originaldaten verloren gegangen waren. Es zeigte sich dabei, daß der Boden von Taweta auffallend leicht ins Schwingen und Zittern geräth, so daß es selbst in der Entfernung von mehreren hundert Schritten vom Lager ganz unmöglich war, mit dem Quecksilberhorizonte Beobachtungen anzustellen. Zu diesem Zwecke mußten wir uns stets auf

eine abseits gelegene Lichtung begeben und jedes Passiren selbst einzelner Eingeborener durch ringsum aufgestellte Wachen verhindern lassen.

Mehrere Stunden im Tage vergingen mit dem Anlegen von Sammlungen. Da die Regenzeit herannahte, war die Insecten- und Schmetterlingswelt besonders reich vertreten; ebenso Saurier, und zwar große Eidechsen und verschiedene Chamäleonarten. Schlangen gab es viele, jedoch nur kleinerer Gattung. Eine glänzend schwarzbraune Art, von der Größe eines Regenwurmes bis zu der einer Blindschleiche, fingen wir beinahe täglich im Lager. Im Walde war die mehrere Fuß lange, hellgrün gefärbte Peitschenschlange häufig, wußte jedoch stets pfeilschnell zu entwischen.

Eine wahre Fundgrube ist der Wald von Taweta für den Ornithologen; nur ist es daselbst äußerst schwer, den Vögeln beizukommen, weil dieselben das dichte Geäste meiden, das sie in ihrem Fluge behindert, und sie sich deshalb mit Vorliebe in den höchsten Baumwipfeln aufhalten, dort jedoch für eine Schrotladung meist unerreichbar sind. Und ist man schließlich doch so glücklich, irgend einen Vogel zu erlegen, dann kann man in den meisten Fällen sicher sein, daß er hoch oben im Geäste hängen bleibt oder sonstwie ins Gebüsch fällt und nicht aufgefunden werden kann.

Auch photographirt mußte werden und natürlich ebenfalls nicht ohne Schwierigkeiten; denn sobald sich der Apparat nur von Weitem zeigte, stob auch die dichteste Menge Eingeborener auseinander. Es blieb schließlich nur der eine Weg übrig, den Apparat auf irgend einen häufig betretenen Punkt einzustellen, bereit zu machen und nun geduldig zu warten. Der Ort wurde von den Eingeborenen dann wohl längere Zeit ängstlich gemieden, doch vergaßen sie mit der Zeit darauf und konnten durch Momentaufnahmen überrascht werden. Häufig jedoch war der Apparat in der Zwischenzeit verschoben worden oder waren die Platten zu lange dem Sonnenbrande ausgesetzt gewesen und hatten dadurch gelitten; viele dieser Aufnahmen erwiesen sich daher nachträglich als unbrauchbar.

Eine vom Kilimandscharofürsten Miriali an uns geschickte Gesandtschaft, die einen Ochsen und eine Ziege zum Geschenke brachte, ein nachmittägiger Ausflug, der hauptsächlich zur Vervollständigung der Aufnahme

der Gegend um den Dschipesee unternommen wurde, der Besuch von dreißig Wangwana aus Klein-Aruscha, den Dschumbe Kimemeta erhielt, jedoch wir zu bewirthen die Ehre hatten und ein mächtiger Lagerbrand, den wir dank der eben herrschenden, günstigen Windrichtung zu bemeistern im Stande waren, ehe derselbe größere Verheerungen angerichtet hatte, brachten weitere Abwechslung in das Einerlei unseres Lebens.

Lagerbrand.

Schließlich nahm uns die Zusammenstellung verschiedener Karawanen in Anspruch. Hundert unserer Leute waren für Pangani, hundert andere für Mombas zum Abholen der Waaren zu bestimmen. Die Leute kehrten nicht ungerne zur Küste zurück und meldeten sich auch scharenweise dazu. Einige hatten in Pangani noch Angelegenheiten zu ordnen oder Einkäufe zu machen, Andere sehnten sich aus ähnlichen Gründen nach Mombas. Wir berücksichtigten scheinbar ihre Wünsche und notirten sie Alle auf, schickten

jedoch vorsichtshalber die Panganisüchtigen nach Mombas, andererseits die Mombasleute nach Pangani. Groß war natürlich die Ueberraschung, als der 10. und 11. April, die beiden Abmarschtage, kamen und sie nun merkten, wie wir ihnen mitgespielt hatten; dennoch und wiewohl wir alle fluchtverdächtigen Leute überhaupt zurückbehalten hatten, durften wir uns keineswegs der Hoffnung hingeben, sie vollzählig wieder zurückkehren zu sehen.

Mit dem Reste der gesunden Leute endlich wollten wir selbst einen vierwöchentlichen Ausflug zum Besuche des Kilimandscharofürsten Miriali und des Meruberges unternehmen. Wir verfolgten damit außer der Forschung noch verschiedene andere Zwecke. In erster Linie mußten wir uns mit Miriali in Verbindung setzen, weil von seinem Lande aus der für später geplante Versuch, den Kibo zu besteigen, ausgeführt werden sollte; auch wollten wir ihm unsere sämmtlichen Esel und unser Rindvieh zur Aufbewahrung übergeben, da sich der Wald von Taweta für diese als äußerst schädlich erwies. Zum Besuche des Meruberges bewog uns hauptsächlich die Möglichkeit, in Groß-Aruscha, einer an dessen Fuße gelegenen Wakuafiansiedlung, Tragthiere kaufen zu können.

Die Karawane, mit welcher wir am 12. April Taweta verließen, zählte sechsundsechzig Träger und Diener, und zur Bewachung des Lagers und unserer Vorräthe blieben nur Dualla und ein Dutzend kranker Leute zurück. Dschumbe Kimemeta, der, obwohl schwer krank, von einem Zurückbleiben nichts wissen wollte, mußte in einer Hängematte mitgetragen werden.

An unserer, in größter Eile betriebenen Zurüstung hatte es noch in den letzten Augenblicken gar Manches zu richten gegeben, was unseren Aufbruch dermaßen verzögerte, daß die Letzten erst nach 10 Uhr Vormittags das Lager verlassen und zu dem am Waldsaume gelegenen Sammelplatze abgehen konnten. Unsere Leute hatten sich einzeln, so wie jeder eben bereit war, dahin aufgemacht; da sich jedoch Keiner von ihnen im Walde gut auskannte, waren sie bald Alle verirrt. Tausend Meter betrug in gerader Linie die Entfernung vom Lager bis zum Waldsaume, doch wurde es 2 Uhr 20 Minuten Nachmittags, ehe wir uns vollzählig beisammen sahen. Ver-

drossen über das lange Warten brachen wir dann auf und wanderten in nordwestlicher Richtung über eine kaum merkbar ansteigende Ebene kilimandscharowärts, dem Nordende eines höheren Hügels zu. Saftig grüne Akazien standen vereinzelt oder in Gruppen beisammen, hoben sich scharf von der gelben Steppe ab und verliehen der Landschaft in auffallender Weise den Charakter eines Parkes; hier und da gab es einen knorrigen, fahl und grau aussehenden Ebenholzbaum, jedoch nirgends Palmen. Man kann sich nichts Schöneres vorstellen als einen solchen Naturpark, besonders, wenn derselbe von zahllosem Wilde belebt ist, wie dies hier der Fall war.

Scheue Strauße huschten bei unserer Annäherung über die Ebene, die Schwingen hoch erhoben, um ihren ohnehin flüchtigen Schritt noch mehr zu beschleunigen, indeß Gazellen und auch größere Antilopen sich ganz traulich um uns herumtummelten, so daß man sie beinahe vom Pfade aus hätte schießen können. Einer solchen Lockung ist schwer zu widerstehen. Ich ließ auch bald die Karawane weiter ziehen und machte mich hinter das viele Wild her, so wenig sich eigentlich die mit der Routenaufnahme verknüpften Arbeiten und die Jagd mit einander vereinen lassen. Lange konnte es ja nicht währen und ein oder das andere Stück mußte mir gehören. Doch merkwürdig! So wie ich den Pfad verließ, war es vorbei mit der Zutraulichkeit der Thiere. Sie waren wohl schon oft gewitzigt worden und trotz aller aufgewendeten Vorsicht wichen sie immer weiter zurück und wußten sich genau außer Schußbereich zu halten. Auch war es mir bei aller vorhandenen guten Deckung nie möglich, mich ungesehen der ganzen Herde zu nähern, denn immer wieder schlug ein oder das andere Thier Alarm; und so ging es weiter, bis schließlich das gesammte Wild endgiltig die Flucht ergriff. An die Stelle der Antilopen traten dann prächtige Tigerpferde, die grasend langsam daher kamen. Die Pürsche hob von Neuem an, endete jedoch mit derselben Enttäuschung; in eine Staubwolke gehüllt, ging die Herde ab. Ein besonders neugieriges Hartebeest, das sich ganz vereinzelt in der Gesellschaft befunden hatte, war jedoch stehen geblieben, somit noch Hoffnung auf ein Stück Wildpret vorhanden. Und mit jener Geduld und

Vorsicht, wie sie nur die einmal entfachte Jagdleidenschaft kennt, pürschte ich mich nun an dasselbe heran, im hohen Grase auf allen Vieren weiter kriechend, auf eine schöne Schirmakazie zu, die letzte Deckung, welche ich zu gewinnen suchen mußte. Das Hartebeest hielt ruhig Stand. Nur wenige Schritte galt es noch und schon glaubte ich meiner Beute sicher sein zu können — als eine Schar kleiner Vögel, die laut kreischend aufflogen, mich verrieth. Natürlich sprang ich nun sofort auf die Beine, um meinem flüchtig gewordenen Opfer doch noch eine Kugel nachzusenden. Da bannte mich aber eine Entdeckung, auf die ich ganz und gar nicht gefaßt war. Ich gewahrte nämlich erst jetzt, daß ich ahnungslos auf dem besten Wege gewesen war, einem riesigen Nashorn auf den Leib zu gerathen, das im Schatten der Akazie, kaum vier Schritte von mir entfernt, im hohen Steppengrase schlief. Ein hastig geflüstertes »faru!« (Nashorn) belehrte meinen schwarzen Begleiter — Muallim Harûn — über unsere Lage, dann ließ ich mich, seinem Beispiele folgend, wie eine Schlange im Grase verschwinden, und ebenso vorsichtig wie wir uns herangepürscht hatten, machten wir uns nun in der Richtung eines anderen Baumes davon. Dort angelangt, fühlten wir uns wohl in Sicherheit, konnten jedoch des hohen Grases wegen vom Nashorn nur ein Ohr und die Spitze seines Hornes sehen. Um es nun auf die Beine zu bringen, ließen wir mit vereinten Kräften ein wiederholtes »Halloh, Halloh« erschallen, doch es verhallte wirkungslos in der Steppe. Das Nashorn brauchte mehr, um aus seinen Träumen gerissen zu werden, und ich wollte schon mit einem Schrotschuß zu ihm sprechen, als ein Dutzend Tigerpferde im Gänsemarsche langsam des Weges einhergezogen kam. Selbstverständlich richtete ich die Läufe meiner Büchse nun diesen entgegen — konnte ich doch hoffen, mit einem glücklichen Schusse zweierlei Zwecken zu genügen! So kam's denn auch. Der Schuß krachte. Wieder wirbelte eine Staubwolke auf, doch wälzte sich diesmal eines der reizenden Thiere am Boden, während gleichzeitig das Nashorn aufgesprungen war und nun in seiner mächtigen Größe dastand. Wie unmuthig über die Störung bewegte es den Kopf ruckweise auf und ab und windete und äugte scharf zu uns herüber, rührte sich jedoch nicht

von der Stelle und war daher wieder nicht zu schießen. Das Schauspiel war mir neu und spannend genug, um einige Zeit dabei zu verweilen, doch hätte es, weiß Gott, wie lange dauern können, wenn uns nicht ein tüchtiger Regenguß zu Hilfe gekommen wäre. Das Nashorn verlor die Witterung, spürte mit der Zeit nach einer anderen Richtung hin und zeigte dann voll und breit seine Seite. Ich verstand damals zwar nicht viel von der Jagd auf Nashorne, nahm jedoch an, daß ein guter Blattschuß auch bei einem solchen Wilde nicht schaden könne, legte den 500 Expreß an und drückte nach vorsichtigem Zielen los. Das Nashorn zuckte zusammen, blieb jedoch wie angewurzelt stehen. Erst ein zweiter Schuß streckte es nieder, und wir fanden es an derselben Stelle, auf welcher es geschlafen hatte, in die Knie gesunken, verendet. Die Karawane war mittlerweile längst unseren Augen entschwunden; wir mußten eilen, ließen unsere Beute einfach liegen und machten uns auf den Weg.

Bei bereits vollkommener Dunkelheit erreichten ich und mein Begleiter den Lagerplatz, den Graf Teleki wegen des schweren Gewitterregens früher als es geplant gewesen war, am Nordende des Hügels bezogen hatte. Am folgenden Tage geleitete Dschumbe Kimemeta die Karawane zu dem nur zwei Wegstunden entfernten Saganabache weiter; wir selbst blieben zurück, um in der Gegend zu jagen, hatten indeß kein Glück und trafen, wohl über alle Maßen müde und hungrig, jedoch mit leeren Händen erst spät am Nachmittage im Lager ein.

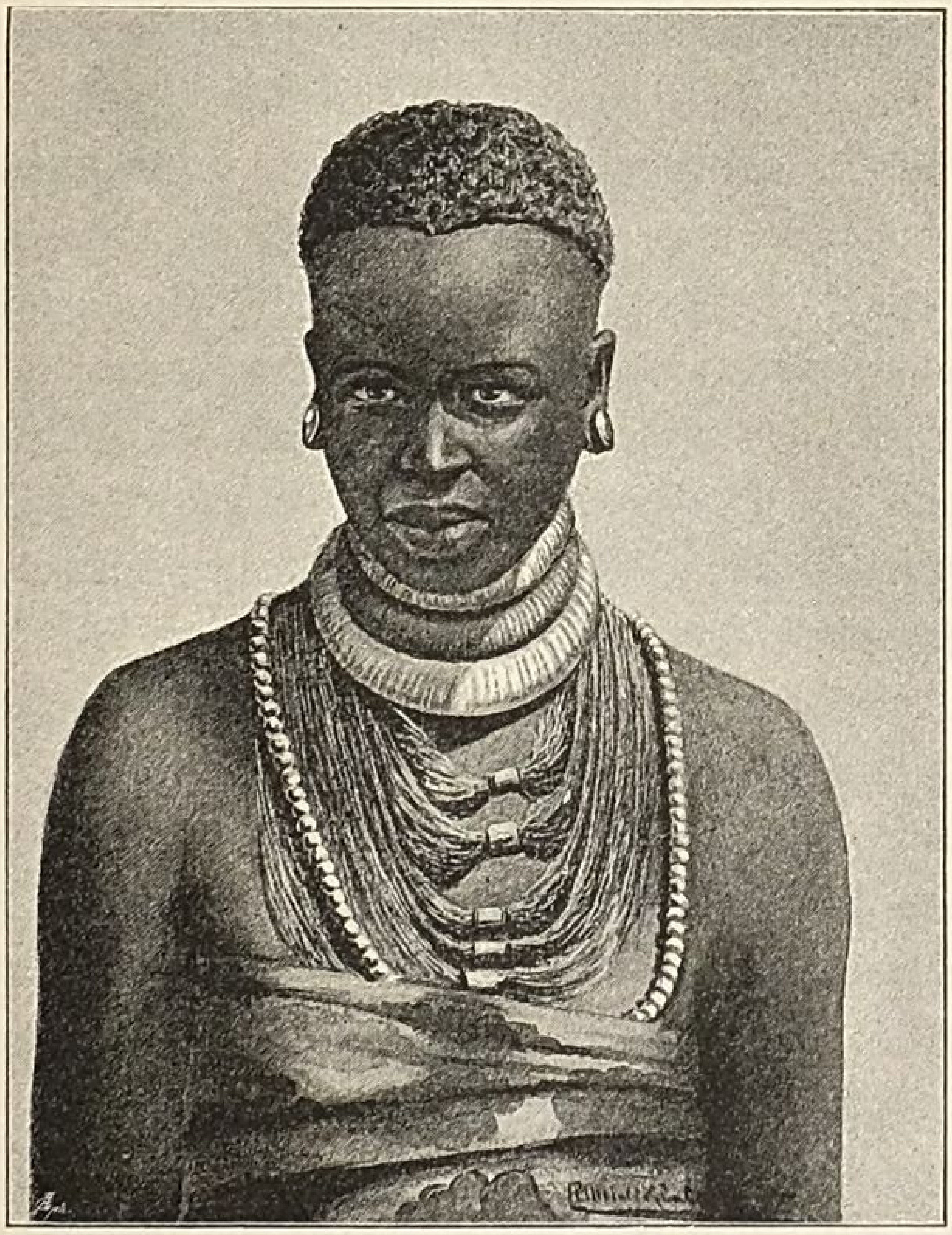
Vom Sagana an führte der Weg gerade den Berg hinan. An Stelle der harten, gelben Steppengräser und stachligen Akazienarten trat nunmehr eine mannigfaltigere Flora, welche mit jedem Schritte, den wir aufwärts thaten, mehr an unsere heimische erinnerte. Bald nachdem wir den Hunabach, ein in tiefem Bette dahinrauschendes Wasser, überschritten hatten, stießen wir auf die ersten Eingeborenen. Unter deren Geleite ging es dann im Schatten üppig wuchernder Hecken, welche Bananenpflanzungen umzäunten, auf schlüpfrigen Pfaden weiter, bis wir bei Miriali's Wohnsitz angelangt waren. Die Menge Eingeborener, welche von dort aus unser Näherkommen beobachtet hatte, wich auseinander, um Platz zu machen,

dann erschien der Fürst des Ländchens Marangu, Sultan Miriali, in eine hochrothe, wallende Toga gekleidet, und streckte uns mit einem »Jambo Bwana« seine Rechte hin. In fließendem Kisuahili, jedoch nicht ganz ohne Befangenheit, fragte er zunächst, ob er uns den Lagerplatz zeigen dürfe und ging auch gleich dahin voran, gefolgt von der ganzen Menge. Bei einer kleinen Wiese machten wir Halt. Bananenpflanzungen umgaben sie von allen Seiten, ein fußbreites Bächlein mit klarem, kaltem Wasser durchrieselte den mit saftig grünem Rasen bedeckten Boden; da ließ es sich prächtig lagern. Miriali sah, mit welchem Vergnügen uns der einladende Platz erfüllte und höflich wie ein Spanier, beeilte er sich, denselben dem Grafen Teleki zum Geschenke anzubieten. Er selbst, der den Eindruck eines von nervöser Hast erfüllten jungen Mannes machte, verließ uns dann; nicht so seine Unterthanen, welche unseren Lagerplatz nun erst recht zu überfluthen begannen. Auch dauerte es gar nicht lange, bis die barfüßige Mutter des Landesfürsten uns mit ihrem Besuche beehrte. Außer durch den Purpur unterschied sie sich noch durch reicheren Schmuck an Perlen und Kupferkettchen von den anderen älteren Frauen. Das war also die würdige Matrone, deren durchdringender Blick Johnston seinerzeit beinahe blinzeln gemacht hätte! Obwohl wir sie in Gedanken an diese denkwürdige Scene mit wirklichem Vergnügen empfingen, so hielt unsere Höflichkeit dem alten, fortwährend um kilengele (Perlen) bettelnden Weibe gegenüber doch nicht lange aus, und als gar die Frühstückszeit kam, wurde sie von unseren Somâl mit einem ebenso kurzen »tonga mbuya« (schau, daß Du weiter kommst, Freundin!) wie die anderen gewöhnlichen Sterblichen aus dem Zelte hinausbecomplimentirt.

Miriali kam am Nachmittage wieder. Wir boten ihm Kaffee und Cigaretten an, er ließ sich beides schmecken und begann bald unbefangener zu werden. Sein zahlreicher Hofstaat, der ihm auf Schritt und Tritt folgte, hockte im engsten Umkreise um uns herum und nahm lebhaften Antheil an unserer Unterhaltung.

Miriali, der damals 24 bis 25 Jahre zählen mochte (uns sagte er, er wäre 100 Jahre alt!), war eine aufgeweckte, intelligente Erscheinung,

mit sehr sympathischen, wenig negerhaften Gesichtszügen. Als Schmuck trug er nach Landessitte in den durchbohrten, oberen Ohrrändern jederseits ein ungefähr 12 Centimeter langes, rundes Holzstäbchen von Bleistiftdicke, im linken, ganz ausnahmsweise stark ausgeweiteten Ohrläppchen einen ver-



Kilimandscharo-Schöne.

zierten Holzring von 10 Centimeter Durchmesser, um den Hals nur eine Schnur blauer Perlen. Er erschien im allgemeinen einfacher angethan, als seine Unterthanen. Miriali sprach, wie schon gesagt, vorzüglich das Kisuahili, und konnten wir uns daher mit ihm ohne Dolmetsch unterhalten, was wir gerne und häufig thaten, da er sehr bald vertraut wurde. Erzählten oder erklärten wir ihm irgend Etwas, dann pflegte er es gewöhnlich seinem Gefolge ins Kidschagga zu übersetzen. Miriali plauderte gerne und an-

scheinend mit Witz, denn häufig riefen seine lebhaft vorgebrachten Ausführungen allgemeine Heiterkeit hervor.

So viel wir beobachten konnten, waren die Eingeborenen von Marangu ihrem jungen Mangi (Fürst) sehr zugethan; seine wirkliche Macht dürfte indeß mit dem guten Willen des kriegstüchtigen Theiles der Bevölkerung in innigem Zusammenhange stehen und daher mit seiner Freigebigkeit fallen und steigen.

Am Nachmittage forderte uns Miriali zu einem Besuche seiner Höfe und Hütten auf und führte uns auch dahin, diesmal auf einem anderen Wege als auf dem, welchen wir gekommen waren. Durch eine enge, niedrige Bretterthüre kamen wir zuerst in ein Bananenwäldchen, dann durch eine zweite Thoröffnung in einen von hochaufgeschossenen Dracaenen gebildeten Laubgang. Derselbe führte zu einigen Hütten, die von einer festen Palissadenwand aus schön zubehauenen Brettern umgeben waren. Da kam uns mit der größten Unbefangenheit sein Harem entgegen, drei Frauen und drei Mädchen. Eine der ersteren, eine Tochter seines berüchtigten Nachbarn Mandara, hatte er, wie er uns sofort sagte, aus Politik für 300 Kühe gekauft. Einen besseren Geschmack hatte Miriali bei der Wahl seiner Mädchen verrathen, die auch nach europäischen Anschauungen recht nette Geschöpfe genannt werden konnten. Sie waren ganz reizend zutraulich, schmiegten sich wie Katzen an uns an, streiften uns die Hemdärmeln auf, bewunderten die weiße Haut und thaten überaus lieb. Eine derselben war angelegentlich bemüht, uns einen ziemlich großen Spiegel immer wieder vor's Gesicht zu halten. Das Liebesgezwitscher Aller hatte indeß den ständigen Refrain: »kilengele«, d. h. Perlen! Die Frauen waren in den langen Purpurmantel gehüllt, die Mädchen trugen die allgemein am Kilimandscharo übliche, wie aus dem Bilde ersichtlich, recht luftige Tracht der Unverheirateten. Wir hätten uns sehr gerne noch länger bewundern lassen, doch Miriali drängte in seiner Ungeduld sehr bald zum Weitergehen, um uns sein Palais zeigen zu können, auf welches er nicht wenig stolz zu sein schien. Es ähnelte den Negerhütten auf Sansibar, und Küstenleute, die als Schmarotzer am Hofe der meisten Kilimandscharo-Potentaten stets anzutreffen sind, hatten es auch

gebaut. Ebenso wie die wackeren Schildbürger bei ihrem Rathhause, hatten die Baumeister auch hier auf die Fenster vergessen, im Hause war es daher ganz dunkel; Miriali hatte jedoch ein paar gute, echte Apollokerzen mitgebracht und so thaten wir ihm denn den Gefallen und krochen durch alle Räume hindurch. Das Schönste an dem Hause war die Lage, da man von der Thüre aus eine herrliche Fernsicht über die im Süden des Kilimandscharo gelegene Landschaft genoß. Da ließen wir uns nun auch nieder und verbrachten, im Anblicke der uns umgebenden Natur versunken, einige idyllische Stunden.

Zu unseren Füßen kauerten die Frauen und Mädchen Miriali's; sie rückten hie und da wohl auch näher heran und flüsterten uns ein leises »kilengele« ins Ohr. Der Fürst selbst trank Pombe, ein gegohrenes, schwach säuerliches Getränke aus Eleusine und Bananen, das uns wenig zusagte. Allmälich wurde er gesprächiger und kramte, durch unsere Fragen noch mehr angeregt, seine geographischen Kenntnisse aus: Der graublaue Wald, über welchem Rauchwölkchen lagerten, war der Wald von Taweta, die glitzernde Fläche, der Dschipesee, jener hohe Berg zu unserer Linken das Teitagebirge. Und so benannte er der Reihe nach die hervorragendsten Einzelnheiten des herrlichen Landschaftsbildes, bis das letzte Erglühen des schneeigen Kibo uns an die Heimkehr mahnte.

Später am Abend kam Miriali ins Lager und brachte einen Ochsen, einen prachtvollen Speer, ein Schwert und drei Colobusfelle. Graf Teleki erwiederte das Geschenk sofort mit einem guten, schönen Revolver; das eigentliche Gegengeschenk, welches aus einer bedeutenden Menge von Stoffen, Perlen, Drahtrollen, Schießpulver und Anderem bestand, wurde ihm der Sitte gemäß spät Abends in aller Stille übergeben.

Während der Nacht regnete es in Strömen. Am folgenden Morgen, der grau und trübe anbrach, hatten wir Gelegenheit, die Verwandlung geflügelter Termiten in kriechende zu beobachten. Auf dem Wege zum Kilimandscharo waren wir häufig an Termitenbauen vorbeigekommen, hatten jedoch nie die Bewohner derselben sehen können. An dem Morgen schwirrten Myriaden geflügelter Termiten in der nebelgrauen Luft, die wie mit

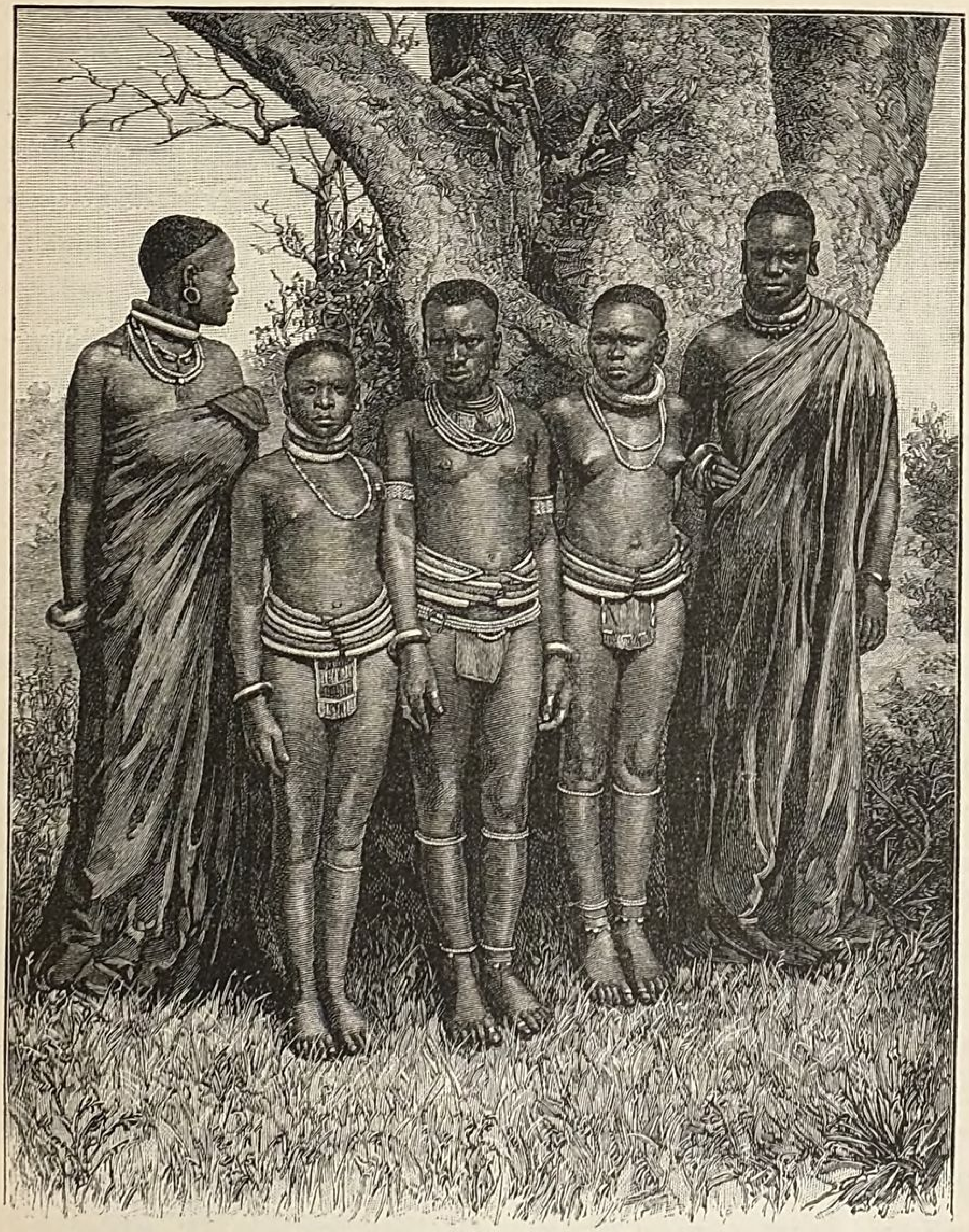
Schneeflocken erfüllt schien. Trotz ihrer unverhältnißmäßig großen Flügel und verzweifelten Anstrengungen kamen sie nur sehr langsam von der Stelle. Nach einer Weile senkten sie sich zu Boden, und auf den Gräsern, Blättern und Zelten sich niederlassend, bewegten sie ihre Flügel so wie früher weiter, augenscheinlich bemüht, sich dieser lästigen Anhängsel zu entledigen. Die Beweglichkeit der Flügel schien mit der Zeit nachzulassen, hierauf streifte das Insect mit den Hinterbeinen und dem aufwärts gekrümmten Unterleib zuerst die Hinterflügel, dann die Vorderflügel ab; häufig bissen sie sich gegenseitig die Flügel ab. Die ganze Erscheinung dauerte ungefähr eine Stunde. Die zahllosen Flügel, welche Alles bedeckten, erinnerten schließlich allein noch daran, denn das zur kriechenden Termite gewordene Insect war bald verschwunden.

Noch im Laufe des Vormittags heiterte es sich auf; die Sonne kam heraus und mit ihr Miriali und die übrigen Kleinen und Großen seines Reiches. Auch die Mutter des Fürsten und eine seiner Schwestern (böse Zungen sagten von Letzterer, daß sie sehr gefallsüchtig sei) kamen und belagerten unsere Zelte; doch trug dies Alles zu unserer Annehmlichkeit nicht nur Nichts bei, sondern ließ uns vielmehr den Zeitpunkt des Abmarsches herbeisehnen, da wir nun tagsüber über keine freie Minute mehr verfügen konnten.

Am 16. Früh wollten wir aufbrechen, es regnete jedoch derart, daß wir unsere Abreise um mehrere Stunden verschieben mußten. Miriali, scheinbar ganz unglücklich, nicht auch Wind und Wetter unseren Wünschen entsprechend gestalten zu können, brachte allen Ernstes die Entschuldigung vor, er habe am Abend vorher seinem mganga (Medicinmann) aufgetragen, den Regen aufhören zu machen. Dann verabschiedete er sich und ging, wahrscheinlich um seinen Unmuth darüber zu ertränken, nach Hause, denn als wir zwei Stunden später bei seinem Hofe vorbeimarschirten, fanden wir ihn, wie er auf einem Haufen trockener Bananenblätter sitzend, Pombe trank.

Wollten wir keinen ganz schlechten Pfad gehen, so mußten wir auf demselben Wege, den wir hergekommen waren, nahezu bis zu unserem

früheren Lager am Saganabache zurückkehren und uns dann erst westwärts wenden. An einer scharfen Biegung des Hunaflusses, unter schönen,



Miriali's Frauen und Mädchen.

hohen Bäumen lagerten wir. Eine Anzahl gut erhaltener Strohhütten, etliche Flaschenkorke, herumliegende Thierknochen und andere Wahrzeichen, welche

wir vorfanden, sagten uns, daß der Lagerplatz kürzlich von der englischen Jagdgesellschaft bezogen gewesen war. Diese Reste hatten zahlreiche, prächtig grün und roth schillernde Schmetterlinge angelockt, und unsere Sammlung erfuhr da eine schöne Bereicherung. Spät am Abend, nach bereits vollkommen eingebrochener Dunkelheit, stellten sich einige von Mandara, dem Häuptlinge von Motschi, geschickte Leute mit einem Ochsen für Dschumbe Kimemeta im Lager ein. Das Geschenk sollte wohl unseren ersten Karawanenführer veranlassen, uns zu einem Besuche von Motschi geneigt zu stimmen. Dschumbe Kimemeta wußte jedoch zu gut, daß Graf Teleki mit Mandara keine Beziehungen anzuknüpfen wünsche und wies deshalb das Geschenk zurück, auf die Gefahr hin Mandara's Eigenliebe und Stolz ein wenig zu verletzen.

Während der folgenden Tage wanderten wir durch eine waldige Ebene dem Fuße des Kilimandscharo entlang westwärts. Am 17. überschritten wir mehrere Wasserrisse und lagerten dann am Kiruabache. Von da an ließen wir den begangenen Pfad zu unserer Rechten und irrten in allgemein westlicher Richtung auf Thierpfaden weiter, da Niemand in der Karawane den Weg kannte. Regen fiel nunmehr täglich, glücklicherweise hauptsächlich des Nachts; doch waren die Pfade schlüpfrig, die Wiesen versumpft, die Bäche zu reißenden Wässern geworden, während das Gras und die Büsche von Feuchtigkeit troffen, so daß wir aus den nassen Kleidern gar nicht herauskamen. Die Vegetation bestand zum großen Theile aus Baobabbäumen, was der Landschaft ein abenteuerliches Aussehen gab. Viele Bäume waren mit den landesüblichen, aus einem ausgehöhlten Stammstück gefertigten Bienenkörben behangen. Gewitzigt durch unsere Erfahrungen, drückten wir uns immer äußerst behutsam an solchen vorüber, dennoch machte der Nachtrab einmal nähere Bekanntschaft mit den Bienen und stob dann auch nach allen Windrichtungen davon; erst nach mehreren Stunden fanden wir uns am Ufer des Kirerema wieder vollzählig beisammen. Dieser Fluß ist ziemlich reißend, 6 bis 10 Meter breit und wohl nur 50 bis 70 Centimeter tief, das Bett jedoch tief in den Boden eingeschnitten. Wir lagerten der vorgerückten Stunde halber an

seinem Ufer, wiewohl es da kaum ein trockenes Plätzchen gab, freuten uns am folgenden Morgen jedoch sehr, den Pfuhl verlassen zu können. Nach 3½ stündigem Marsche durch dichten Buschwald gelangten wir an dem Tage bis zu einem ungefähr 20 Meter breiten, zwar wenig tiefen, doch ungemein reißenden Flusse, den wir ohne ein Tau zu spannen nicht hätten überschreiten können. Unser bisheriger Weg hatte zu nahe an den dichtbewachsenen Bergfuß geführt und wendeten wir uns daher, um wieder in die freiere Landschaft zu gelangen, am folgenden Morgen zuerst nach Süden. Wir überschritten hintereinander zwei kleine Bäche und erreichten sodann ein 15 Meter breites Bergwasser, das unserem Weitermarsche für den Tag ein Ende machte. Mächtige Felsblöcke füllten das Flußbett, machten die Fluthen schäumen und ließen an eine Verwendung unseres Leinwandbootes gar nicht denken. Wir spannten nun abermals ein starkes Tau hoch über die Ufer hinweg und ließen unsere Lasten, die wir mit gleitenden Schlingen versahen, hinüberschießen, was zu unserer Aller Freude anstandslos und blitzschnell ging, da das linke Flußufer viel höher als das rechte war. Auch Dschumbe Kimemeta wurde, in seiner Hängematte liegend, auf diese Weise hinüberbefördert. Das jenseitige Flußufer war so dicht bewachsen, daß wir erst Platz für unsere Zelte schaffen mußten; um so mehr Schutz bot es unseren Leuten, die recht übel daran waren, da es regelmäßig während der ganzen Nacht und meistens auch Vormittags regnete. Graf Teleki machte da einem gefährlichen Gaste, nämlich einer Puffotter mit 4 Centimeter langen Giftzähnen, den Garaus.

Am 20. April erreichten wir den Weruweru, den größten der vom Kilimandscharo herabkommenden Nebenflüsse des Pangani; derselbe ist etwa 20 Meter breit, ziemlich tief und fließt mit bedeutender Strömung südwärts. Den Uebergang bewerkstelligten wir vermittelst unseres Leinwandbootes, das wir als fliegende Fähre benützten. Einige Leute mußten zu dem Zwecke zuerst schwimmend ein Tau hinüberbringen, eine wenig angenehme Sache, da es in all' den Flüssen zahlreiche Krokodile gibt. In tiefem Wasser läuft man keine allzugroße Gefahr, weil diese Thiere sich mittels

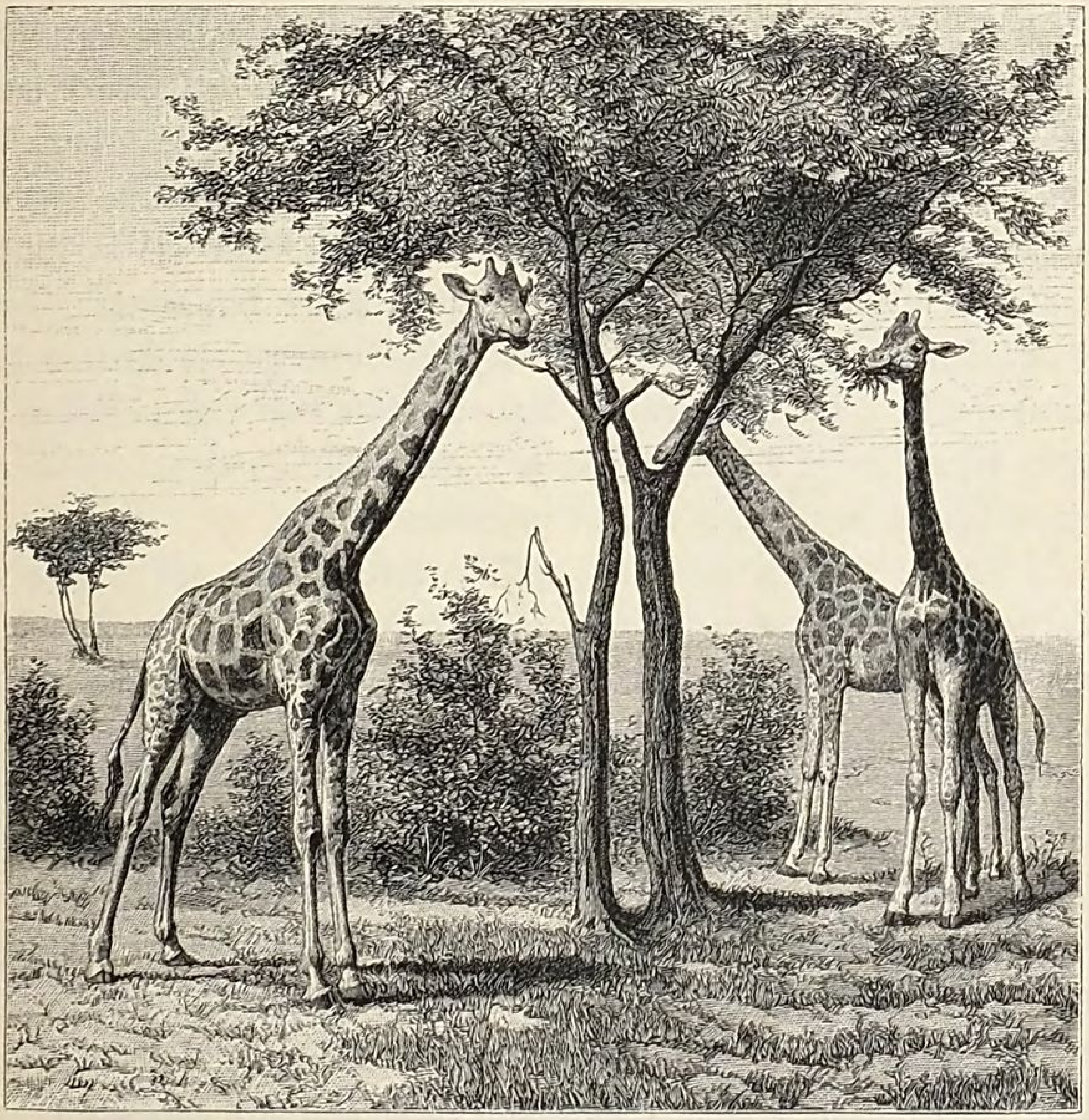
des Schwanzes am Grunde aufstützen müssen, wenn sie im Stande sein sollen, größere Gewalt auszuüben. Gefahr besteht hauptsächlich beim Erreichen und Betreten des Uferwassers und wir pflegten auch gewöhnlich einige Gewehrsalven dahin abzugeben, bevor wir die Leute ins Wasser schickten.

Wir hatten bei diesem Ausfluge nur eine Bootshälfte mit. Mit derselben konnten wir vier Menschen oder sechs Ladungen auf einmal hinüber befördern und beanspruchte die Ueberfuhr der ganzen Karawane sammt Ausrüstung über den Weruweru $2^1/_2$ Stunden. Rindvieh — wir führten sieben Stück Ochsen und Kühe mit — und Esel wurden einfach durchs Wasser getrieben. Ersteres stürzte sich stets muthig in die Fluth und schwamm mit Sicherheit selbst durch die reißendsten Wässer. Die Esel benahmen sich viel feiger, obwohl auch sie ganz gut schwimmen; im tiefen Wasser angelangt, verloren sie häufig den Kopf, ließen sich stromabwärts treiben und liefen dann leicht Gefahr, verloren zu gehen. Schafe und Ziegen müssen selbst über ganz seichte Bäche hinübergetragen werden.

Nachdem wir den Weruweru überschritten hatten, setzten wir unseren westlich gerichteten Weitermarsch fort und lagerten um 1 Uhr Nachmittags an einem kleinen, Kikafo genannten Bächlein. Die Landschaft war freier und offener geworden und fast ausschließlich mit Affenbrotfruchtbäumen bestanden; dazwischen wucherten niedrige Büsche und Sansevieradickichte.

In dem dichtbewachsenen Gebiete, durch welches wir während der vorangegangenen Tage gezogen waren, hatten wir wenig und immer ohne Erfolg gejagt, da sich fast alles afrikanische Wild mit Vorliebe in der freieren Steppe aufhält; nur Spuren von Elephanten hatten wir häufiger angetroffen. Deren Losung, welche oft mehr als Kopfgröße erreicht, kam uns während der Regenzeit sehr zu statten, da sie im Innern vollkommen trocken bleibt und das einzige zum Feuermachen geeignete Materiale ist, das man zu finden vermag. Obwohl unser in der Wildniß ergrauter Koch geradezu ein Künstler im Feuermachen war, wurde unsere Geduld in dieser Zeit doch häufig auf die härteste Probe gestellt, weil zu dem Zwecke gewöhnlich erst ein eigenes Schutzdach errichtet werden mußte.

Die Lebensmittelvorräthe, welche wir für unsere Karawane mitgeführt hatten, waren nahezu aufgebraucht und wollten wir unser Rindvieh schonen, so mußten wir unsere Mannschaftstöpfe durch die Jagd zu versorgen suchen. Nach Mittag zogen wir daher aus, Graf Teleki in südöst-



Giraffen.

licher Richtung, ich nach Westen über den Bach, um die jenseits desselben gelegenen Gebiete zu durchstreifen; die übrige Mannschaft versuchte an den Fischen im Bache ihr Glück.

Im Westen des Kikafo fand ich eine ziemlich freie Steppe, welche erst weiterhin mehr Bewachsung aufwies. Der erste Ueberblick war wenig

versprechend; es zeigte sich gar kein Wild, und erst nach längerem, sorgfältigen Absuchen der Landschaft mittels Fernrohres entdeckte ich eine kleine Giraffenherde, die weit ab unterm Winde äste. Giraffen sind ungemein schwer anzupürschen, weil sie mit ihren langen Hälsen über die Büsche hinweg sehen können und dabei stets scharfen Auslug zu halten pflegen. Wenig entzückt von der mehr als zweifelhaften Aussicht auf Erfolg, machte ich mich indeß an die Jagd dieser scheuen Thiere. Des schlechten Windes wegen mußte ich sie in weitem Bogen umgehen, hatte jedoch kaum die Steppe hinter mir und das lichte Gebüsch, das dieselbe begrenzte, erreicht, als ich ganz unerwartet auf ein Nashorn stieß. Eine Kugel aus der Büchse Kaliber 8 machte es zuerst ein paar Mal im Kreise herumdrehen, dann pfauchend und pustend mit einer Behendigkeit davonrasen, die Niemand dem plumpen Thiere zumuthen würde. Nach ungefähr 200 Schritten stand es stille, wankte einige Male hin und her, ein starker Blutstrahl quoll aus seinem Maule, dann brach es todt zusammen.

Wenige Minuten später traf ich ein Nashornpaar, das sorglos am Rande eines Buschdickichtes stand; eines der Thiere war vom anhaftenden Schlamm rostbraun, das andere schwarz gefärbt. Diesmal feuerte ich mit dem 500 Expreß aus etwa 70 Schritte Entfernung aufs Blatt des größeren der beiden Nashorne. Das getroffene Thier stürmte quiekend davon, das andere blieb einen Augenblick unschlüssig stehen und folgte dann seinem Gefährten nach; unweit im Busche fand ich sie beide, das eine verendet, das unverwundete daneben. Zum drittenmale krachte die Büchse und wieder stürzte ein Nashorn tödtlich getroffen nieder. Alle meine Kugeln hatten hinter dem Blatte eingeschlagen und beide Lungenflügel durchbohrt. Drei Nashorne nach kaum einstündiger Jagd genügten mir vollauf, ich ließ daher meine Gewehrträger bei der Beute und kehrte selbst zum Lager zurück, um Leute zum Abholen der Fleischmengen zu entsenden.

Graf Teleki war an dem Tage vom Glücke weniger begünstigt gewesen, indem seine Jagdbeute nur aus zwei stattlichen Wasserböcken bestand; anderes Wild hatte er gar nicht angetroffen. Man mag den Wasserbock wohl zu den schönsten Vertretern des Antilopengeschlechtes zählen. Abgesehen

vom Gehörne sieht er in Gestalt, Färbung und Benehmen dem Edelhirsche täuschend ähnlich. Bekanntlich hat diese Antilope den Namen, wegen ihrer Gewohnheit, sich nur in nächster Nähe fließender Wässer aufzuhalten.

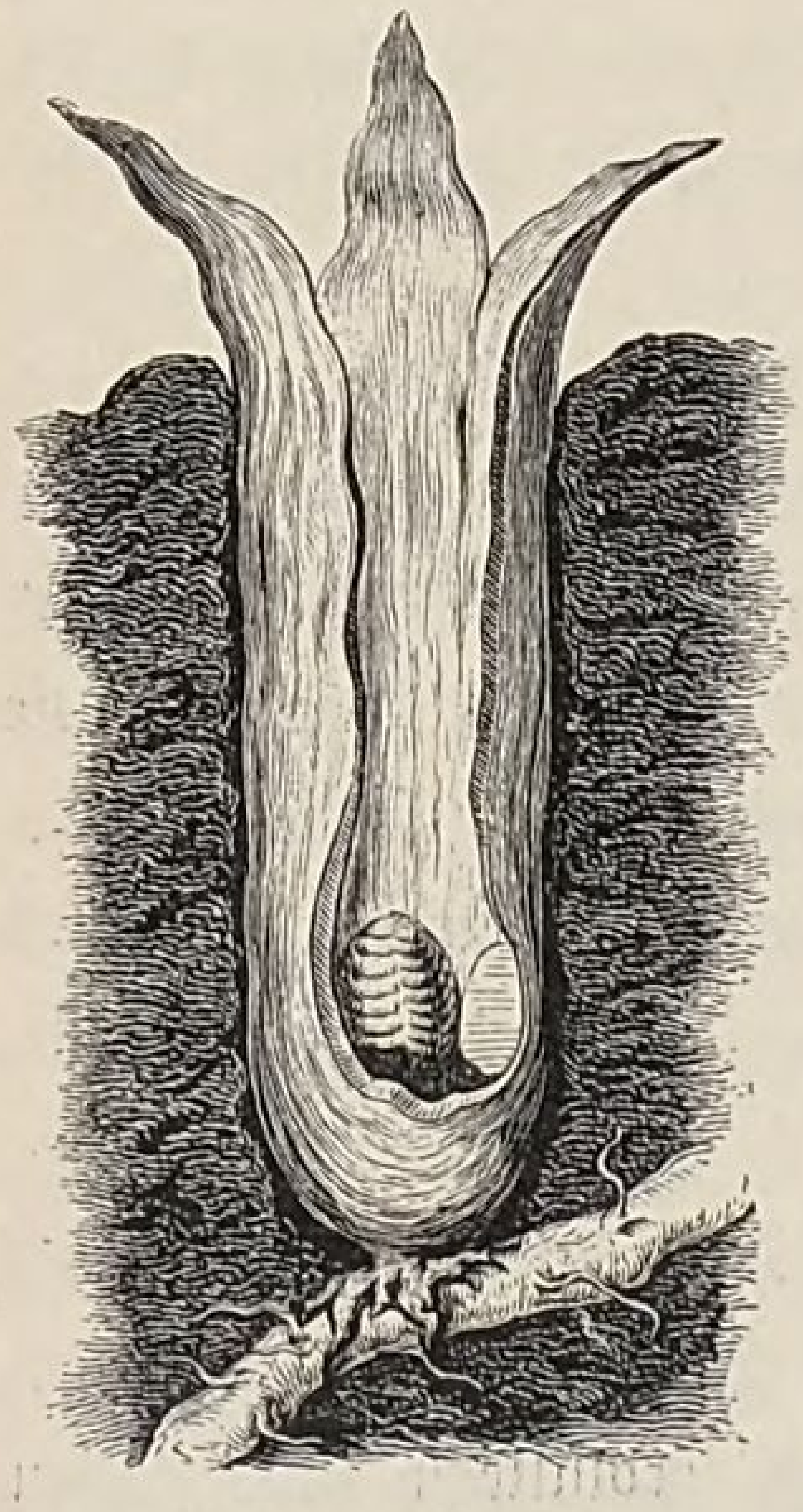
Nachdem unsere Leute reichlich mit Fleisch versorgt waren, beschloß Graf Teleki einen Rasttag zu halten, um sich dem Jagdvergnügen weiter hingeben zu können. Nach einer regnerischen Nacht brach ein entzückend klarer Morgen an und voll hochgespannter Erwartungen zogen wir diesmal Beide zusammen aus; wir sahen uns indeß arg getäuscht, denn der Vormittag verrann, ohne daß wir auch nur ein Stück größeren Wildes gesehen hätten.

Hatten wir einerseits nun auch entschiedenes Mißgeschick, so entschädigte uns hiefür, theilweise wenigstens, das genußvolle Wandern durch die eben voll erwachte, in ihr frischestes Grün gekleidete Natur. Alle die Gräser und Pflänzchen grünten, die Büsche blühten und selbst die Baobabs, die eben noch kahl und grau dagestanden, ließen saftige Triebe sprießen. Ein herrlicher, schier berauschender Duft durchwehte die Steppe, fröhliches Vogelgezwitscher erfüllte die Luft und bald sahen auch wir uns zu heller Freude angeregt durch Alles, was uns umgab.

Ganz eigenthümlich sieht ein an Altersschwäche abgestorbener Baobab aus — wenn ich mich so ausdrücken darf. Er bricht in sich zusammen. Die silbergraue Rinde, das weiße, morsche Holz zerblättern und bilden einen Trümmerhaufen, der von Regen und Sonne gebleicht, aus der Ferne betrachtet, einer verfallenen Hütte so täuschend ähnlich sieht, daß wir sie Anfangs für solche hielten, bis wir einen derselben genauer besehen hatten und darnach der Täuschung inne geworden waren. Von den blühenden Pflanzen fiel uns besonders ein höchst merkwürdiges Schmarotzergewächs auf, das aus einzelnen, fußlangen, roth gefärbten Blüthen besteht, welche mit ihrer Röhre in die Erde versenkt sind. Wir fanden sie längs der Ufer des Kikafo, sonst nirgends wieder. Unsere Somâl, welche sie von ihrer Heimat her kannten, nannten sie »Likke« und aßen sie roh. Ihr Geschmack ist schwach herbe, wässerig; die Blüthen

verbreiten, besonders wenn sie welk sind, einen ganz abscheulichen Kadavergeruch.*)

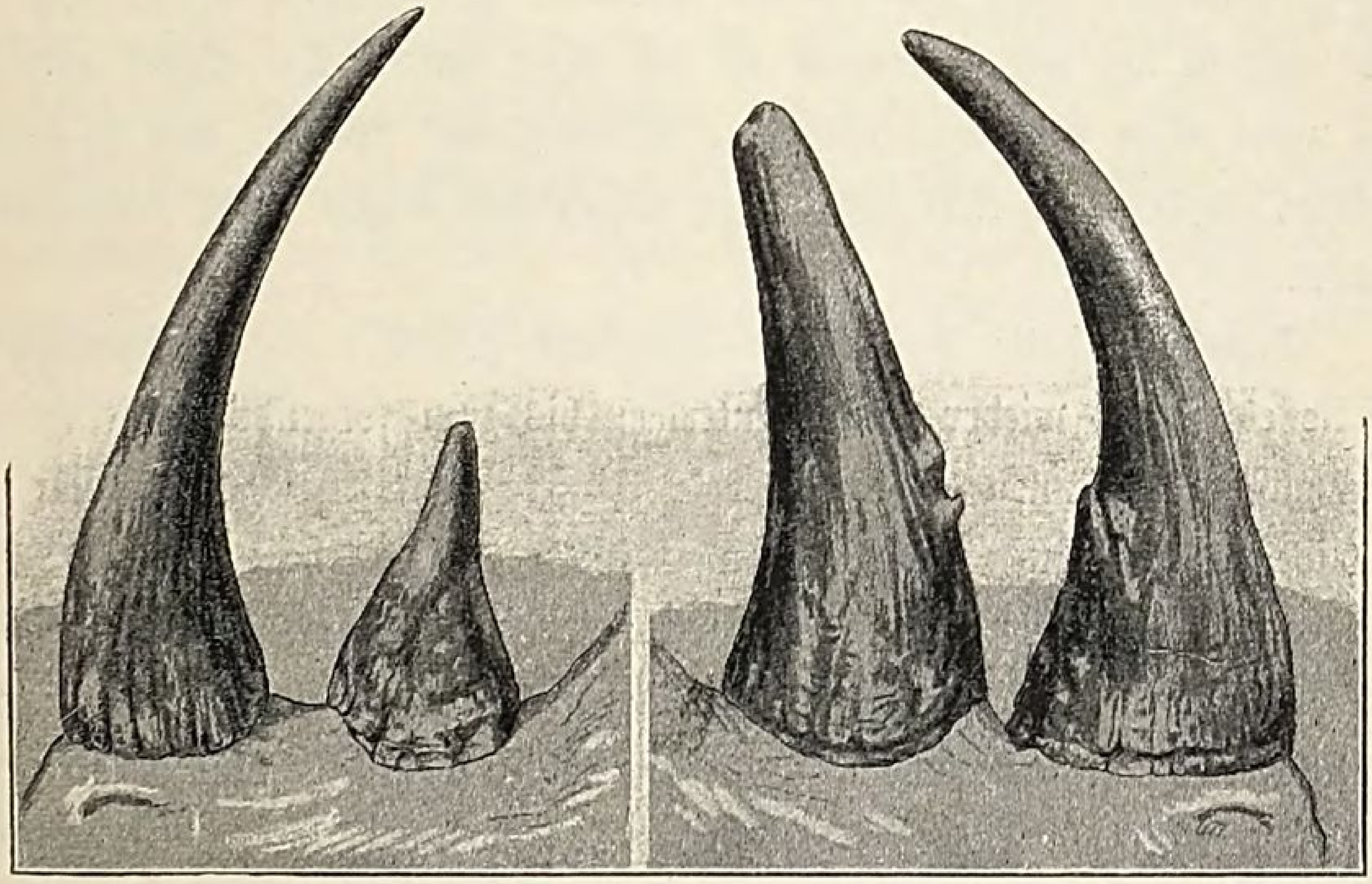
Die heißen Mittagsstunden verträumten wir hingestreckt auf dem grünen Rasen, im Angesichte des Kibo, der sich nach langer Zeit wieder einmal zeigte; dann nahmen wir den Spaziergang wieder auf. Aasgeier und Marabutstörche, die in großer Zahl eine bestimmte Stelle umkreisten, führten uns zunächst zu den Resten meiner gestrigen Beute, dann schlenderten wir in südwestlicher Richtung weiter. Ein Wasserbock, der in seiner Siesta gestört, plötzlich vor uns aufsprang, war das einzige Wild, das uns vor's Rohr kam. Wir hatten ihn augenscheinlich Beide gefehlt, doch nahm ich seine Fährte auf, indeß Graf Teleki die ursprüngliche Marschrichtung beibehielt; so kamen wir unbeabsichtigter Weise auseinander. Mit zwei Gewehrträgern, die mir nachgefolgt waren, setzte ich hierauf den Pürschgang allein fort. Wir geriethen bald in eine recht einsam und wild aussehende Gegend. Die Affenbrotfruchtbäume und Gebüsche standen da dichter beisammen und große vulcanische Felsblöcke bedeckten, halbverborgen im hochaufgeschossenen Grase, den Boden. Da gab es indeß auch Nichts zu jagen und ich verlegte mich deshalb, mit sorglos geschulterter Büchse heimwärts schlendernd, auf's Botanisiren, bis zahlreiche, frische Büffelspuren wieder zu größerer Vorsicht mahnten. Solche Thiere waren an der Stelle offenbar kurz vorher gewesen, da selbst der charakte-



Hydnora-Species.

*) Die Pflanze wird zur Familie der Rafflesiaceen gerechnet und führt den botanischen Namen Hydnora africana, wobei ich es dahingestellt lassen muß, ob obenerwähnte Art wirklich die »africana« und nicht eine neue ist. Die fleischigen Blüthen hatten eine Länge von 30 bis 40 Centimeter, ein einfaches Perigon mit vierlappigem Saum; sehr eigenthümlich sahen die Staubbeutel aus, welche zu einem vierlappigen Ringe verwachsen waren.

ristische Moschusduft nicht fehlte, den sie zurücklassen. Wir bekamen sie aber nicht zu sehen, obwohl wir ihrer Spur aufmerksam folgten, erfuhren dabei jedoch von Seiten eines Nashorns einen Angriff, der uns beinahe verhängnißvoll geworden wäre. Ein eigenthümliches Grunzen im dichten Gebüsch, hart zu unserer Rechten, hatte uns kaum auf die Gefahr aufmerksam gemacht, als die Aeste auch schon krachten und ein schwarzbrauner Koloß mit so furchtbarem Ungestüm herausgefahren kam, daß ich eben



Gehörne vom Rhinoceros bicornis.

noch Zeit hatte, mich rücklings in den Busch zu werfen, um so dem Anpralle zu entgehen. Haarknapp raste das Thier, das ich nun erst als ein Nashorn erkannte, an mir vorbei. Einen Augenblick lang sah ich einen der beiden Gewehrträger unmittelbar vor dem gesenkten Horne des Ungeheuers für sein Leben rennen, das Schnauben und Pfauchen entfernte sich, dann war's stille. Besorgt rief ich nun nach meinen Leuten, und zu meiner freudigen Ueberraschung antworteten Beide. Simba hatte mit viel Geistesgegenwart einen verzweifelten Seitensprung in ein Gebüsch hinein gethan, war zerkratzt und zerschunden, jedoch gerettet. Der andere Mann war gar nicht in Gefahr gekommen, hatte aber auf der Flucht

dennoch die Büchse Kaliber 8 von sich geschleudert, und wir fanden sie auch, beide Läufe mit Erde verstopft. Die plötzliche Ueberraschung hatte uns nicht wenig aufgeregt und vorsichtiger noch als früher setzten wir unseren Weg lagerwärts durchs Dickicht fort, nun natürlich hinter jedem Busch irgend ein lauerndes Ungethüm vermuthend, bis wir wieder die freiere Steppe erreicht hatten. Mittlerweile war die Abenddämmerung schon eingebrochen, doch wußten wir uns da in verhältnißmäßiger Sicherheit und waren auch wieder gefaßter, was ein zweites Nashorn zu erfahren hatte, das sich uns noch in der letzten Minute in den Weg stellte. Die Kugel traf gut und unter allen Anzeichen tödtlicher Verwundung flüchtete das Thier ins Dickicht, wohin wir ihm jedoch der Dunkelheit wegen nicht mehr folgen konnten.

Tagsüber hatte der Regen ausgesetzt gehabt, von Mitternacht an rieselte es jedoch wieder ohne Unterlaß bis zum folgenden Mittag vom gleichmäßig bleigrauen Himmel herab. Unsere Leute hatten darunter sehr zu leiden, da es ihnen unmöglich war, die Feuer zu erhalten. Nach durchwachter Nacht machten sie am folgenden Morgen auch jammervolle Gesichter und sahen eben so trübe drein, wie die uns umgebende Landschaft; und die Blicke, die sie uns dabei zuwarfen, sagten deutlich, daß es von uns einfach verrückt sei, gerade die Zeit der Regen zur Reise zu wählen. Uns konnten damals all' die Unbilden nicht verdrießen. Uns lachte das Grün der Büsche nur um so frischer und freundlicher, wenn wir dabei auch stets bis zu den Knöcheln im Wasser zu waten hatten und unsere Kleider beinahe am Leibe verfaulten.

An dem Tage jedoch hatten auch wir nach dreistündiger, zielloser Wanderung genug und lagerten, wo wir uns eben befanden. Das Thermometer zeigte + 20° C., doch wir umstanden alle fröstelnd unseren Koch, dessen Bemühungen, Feuer zu machen, diesmal volle anderthalb Stunden währten. Der Marsch hatte längs des linken Kikafoufers über jene zwei kleinen Bäche mit milchig getrübtem Wasser geführt, welche bereits Baron van der Decken in seinem Reisewerke erwähnt. Noch bevor wir dieselben erreicht hatten, waren wir abermals bei einem Lagerplatze der eng=

lischen Jagdgesellschaft vorbeigekommen. Dieselbe war wenige Wochen früher ausgezogen, um die noch jungfräulichen Jagdgebiete im Süden des Meruberges zu besuchen. Am Kikafo angelangt und auf die Nachricht hin, daß sich eine größere Menge von Masai in der Gegend herumtreibe, hatte jedoch ihr Reisemarschall so entschieden von einem weiteren Vordringen abgerathen, daß sie sich, wie Sir John C. Willoughby in seinem Reisewerke*) freimüthig erzählt, zur Umkehr entschloß.

Die Jagd in den mit hohem Grase bestandenen, nun triefenden und halbversumpften Buschwäldern war ein mit viel Beschwerden und Unannehmlichkeiten verbundenes Vergnügen. Dennoch machte sich Graf Teleki am Nachmittage zu einem Pürschgange auf, von welchem er nach eingebrochener Dunkelheit, wenn auch ohne Beute, so doch durchaus befriedigt heimkam, indem eine ganz unverhoffte Menge großen Wildes dabei aufgestöbert worden war. Er war — seiner Erzählung gemäß — noch gar nicht lange unterwegs gewesen, als sich ihm schon der seltene Anblick von vier Nashornen bot, die unterm Winde dicht beisammen standen. Auf weitem Umwege ging es an dieselben heran. Graf Teleki war indeß noch nicht in Schußdistanz angelangt, als ein fünftes Nashorn im hohen Grase auftauchte und in geradem Laufe auf ihn zukam. Das war nun wohl, was Graf Teleki suchte und wollte, doch kam's ihm gerade in dem Augenblicke furchtbar ungelegen, da er eben im Begriffe war, sich einen langen Shawl, den er der kühlen Witterung wegen trug und der losgegangen war, fester um den Leib zu wickeln. Es vergingen einige peinliche Augenblicke, ehe er damit zu Ende kam und das Nashorn war bereits in bedenklicher Nähe, als er endlich zur Erleichterung seiner Begleiter und wohl auch seiner

*) »East Africa and its big game,« by Capt. Sir John C. Willoughby, Bart. Ich möchte zu Obigem noch hinzufügen, daß der Reisende oft solche Mengen beunruhigender Nachrichten zu hören bekommt, daß sie im Stande wären, auch den Zuversichtlichsten zu beeinflussen, wenn er denselben auch nur den geringsten Glauben schenken würde. In diesen Gebieten sind es hauptsächlich Masaigerüchte. Sie entspringen meist der aufgeregten Phantasie der Karawanenleute selbst, werden von diesen oft jedoch auch kalten Blutes erfunden, um den Unternehmungsgeist des Reisenden zu zügeln.

selbst, zur Büchse greifen konnte. Auf seinen Schuß hin zeichnete das Nashorn gut; es drehte sich einmal im Kreise herum, flüchtete dann ins Dickicht und war verschwunden. Eine lange Weile folgte Graf Teleki der Spur, ließ später jedoch davon ab, weil mittlerweile eine aus 22 Stücken bestehende Giraffenherde in Sicht gekommen war. Die Landschaft, in welcher sich diese bewegte, war jedoch zu offen, um so scheuen Thieren gegenüber an einen Erfolg denken zu können und Graf Teleki kehrte deshalb nach kurzen, vergeblichen Bemühungen wieder zur verlassenen Nashornspur zurück, um sie weiter zu verfolgen. Ein Wasserbock, der dabei zufällig zu Schuß kam, jedoch schwer verwundet flüchtig wurde, brachte den Grafen Teleki noch einmal von seinem Vorsatze ab. Er folgte diesem Thiere, da es reichlich schweißte, immer tiefer in den dichten Buschwald hinein, konnte es wohl nicht auffinden, hatte aber dafür ein Zusammentreffen mit drei Nashornen, die schnaubend durch die Büsche brachen und nur Gelegenheit zu einem flüchtigen Schuß gaben. Mittlerweile war es dunkel geworden und Graf Teleki gezwungen, die Jagd abzubrechen.

Nach den Erzählungen unserer Leute war in Folge des gesunden Schlafes, dessen wir uns Beide erfreuten, uns schon öfter der Genuß eines Löwenconcertes entgangen; um so aufmerksamer lauschten wir einem solchen an diesem Abende, und zwar zum ersten Male. Einer der Löwen kam ziemlich nahe zum Lager, doch umgab uns schwarze Nacht, so daß wir ihn nicht sehen und nur aus der wechselnden Richtung, aus welcher die tiefen, gezogenen Baßtöne zu uns drangen, entnehmen konnten, daß derselbe unser Lager umschlich. Obwohl wir keine Dornenhecke errichtet hatten, mußte es sich der König der Thiere doch gefallen lassen, daß unsere Leute ihn durch spöttische Zurufe höhnten und aufforderten, doch näher heranzukommen.

Am folgenden Tage, den 24. April, überschritten wir den Kikafo und traten dann, westwärts wandernd, in die flache Landschaft hinaus, die sich zwischen dem Kilimandscharo und dem Meruberge erstreckt. Sie bildet den am dichtesten bevölkerten Masaibezirk Sigirari und wir konnten auch bald die oft Tausende von Stücken zählenden Rinderherden der Ein=

Aasvögel beim Schmause.

geborenen wahrnehmen. Nebst diesen belebte aber auch eine so außerordentlich große Wildmenge, wie man sie nur selten beisammen finden wird, die offene, gleichmäßig grüne Steppe, durch welche der mit dunklen Uferbäumen besetzte Engilatafluß seinen wenig gewundenen Lauf nimmt. Strauße, Zebra, Antilopen, Gazellen und Giraffen tummelten sich da in ganzen Herden und in solcher Nähe der zahmen Rinder der Masai herum, daß es aussah, als ob sie dazugehörten. Nashorne gab's ebenfalls und eines, das kaum 300 Schritte abseits vom Pfade stand, wurde vom Grafen Teleki mit einem glücklichen Schuß auch niedergestreckt. Unsere Leute, welche dem interessanten Schauspiele aus großer Nähe zugesehen hatten, stürzten sich sofort mit wildem Geheule auf die Beute und zerwühlten sie mit ihren Messern unter lautem, widerlichem Gezänke, ein Jeder bemüht, sich einen möglichst großen Antheil vom Bauchfett und Magen — ihren Leckerbissen — zu erobern.

Wenige Augenblicke später konnten wir schon das Erscheinen der ersten Aasgeier beobachten. So hoch in den Lüften schwebend, daß sie selbst für bewaffnete Augen unsichtbar sind, setzt ihr scharfes Sehvermögen sie in Stand, ein weites Gebiet zu beherrschen und auch die geringfügigsten Vorgänge auf demselben zu erspähen. Immer häufiger erscheinen sie, Anfangs als dunkle Punkte, die sich vom wolkigen Himmel loslösen, langsam größer werden und Kreise ziehend sich zur Erde senken. Bald hat sich eine Schar solcher Geier in unserer Umgebung niedergelassen und wartet geduldig, bis wir ihnen die Reste überlassen. Sie wagen sich so nahe, daß wir sie mit Steinwürfen vertreiben könnten, doch zeigen sie nicht die geringste Scheu, weil Niemand sie verfolgt. Erst nach den Aasgeiern kommen die Marabutstörche. Sofort nachdem wir der Stätte den Rücken gekehrt haben, stürzt sich das ekle Gezücht auf die Ueberreste und die neidischen Zankscenen, die sich nun hauptsächlich der Eingeweide wegen entspinnen, beginnen von Neuem. Mitten dazwischen stolziren die Marabutstörche ungemein gravitätisch herum und suchen Gelegenheit, den Aasgeiern die mühsam eroberten Fleischfetzen wegzustibitzen, da sie selbst nicht im Stande sind, mit ihren langen Schnäbeln das Fleisch von den Knochen loszulösen. Wir haben nie beobachtet, daß

die Geier sich dagegen aufgelehnt hätten, obwohl sie an Größe und Kraft den Marabutstörchen kaum nachstehen.

Wir hatten an dem Tage noch einen weiten Weg vor uns, ließen daher die Geier bei ihrem Schmause und zogen weiter, durch die vollkommen buschfreie Steppe im Westen des Kikafo. Den zwischen diesem und dem Engilataflusse gelegenen Theil derselben fanden wir mit zahllosen kleinen Hügelchen von 5 bis 10 Meter Höhe, wie mit riesigen grünen Maulwurfshaufen dicht besäet. Diese ganz eigenartig aussehende Formation war uns schon aus der Ferne aufgefallen und wir hatten gehofft, ihre Entstehungsweise bei näherer Betrachtung ergründen zu können. Wir waren indeß in unseren Untersuchungen noch zu keinem Ergebniß gelangt, als unsere Aufmerksamkeit durch das Erscheinen der Landesbewohner, die, als sie uns entdeckt hatten, ebenso wie die Aasgeier von allen Seiten herbeigeeilt kamen, vollkommen in Anspruch genommen wurde. Wir sahen die schlanken Gestalten mit großem Interesse herannahen und erwarteten sie der Landessitte gemäß, um beiden Theilen Gelegenheit zum Neuigkeitenaustausch zu geben. Die selbstbewußte und unbefangene Art und Weise, mit welcher sie uns begrüßten und Allen der Reihe nach die Hände reichten, stand sehr im Gegensatze zu dem scheuen Benehmen, das wir bei den anderen wilden Negerstämmen beobachtet hatten; die schwatzten und lachten, daß es eine wahre Freude war. Während des kurzen Halts wuchs die Zahl der Eingeborenen auf 50 bis 60 an und da wir »Weiße« natürlich den Hauptanziehungspunkt bildeten, hielt sich die Menge dicht um uns geschart. Recht interessant war es, die Eindrücke zu beobachten, welche unsere Erscheinung auf die Leute hervorrief, denn gar Mancher dieser Steppensöhne hatte noch kein Bleichgesicht gesehen. Meist betrachteten sie uns erst eine Weile mit überraschten Mienen, die ebenso Ernst wie Mißtrauen und Verlegenheit verriethen, bis ein frisch gewagtes »Leibón sobaj!« *), das wir natürlich, so wie es sich gehört, mit »ébaj, morán!« **) beantworteten, den Zauber löste. Sichtlich

*) Etwa »Grüß Gott, Leibón!« (Medicinmann).

**) Ebenfalls »Grüß Gott, Morán!« (Krieger).

erleichtert brachen solche Neulinge dann meist in ein freudiges, herzliches Lachen aus, in das stets auch alle Uebrigen in der Runde mit einstimmten. Ganz besonders ergötzte uns ein Morán, der offenbar nicht ahnend, um was es sich handelte, auf's höchste erschrak und auch ganz entsetzt zurückprallte, als er nach Durchbrechung des Menschenknäuels, in dessen Mitte wir standen, sich uns plötzlich gegenüber sah. Nachdem die gegenseitige Neugierde befriedigt war, nahmen wir den Marsch wieder auf. Escortirt von der ganzen, großen Menge Eingeborener gelangten wir an zweien ihrer Krale vorbei zu einer Furth des Engilataflusses und lagerten jenseits desselben.

Wir befanden uns da mit einer schwachen Karawane beinahe im Herzen des am dichtesten bevölkerten Masaibezirkes, hatten uns jedoch in keiner Weise über das Benehmen der Eingeborenen zu beklagen. Im Gegentheile; so lange unser Lager nicht in Ordnung war, hielten sie sich — einige ältere, scheinbar einflußreichere Männer ausgenommen — abseits und ließen uns vollkommen in Ruhe. Erst nachdem unsere Zelte aufgestellt und die Ladungen verstaut waren, erinnerten sie uns an den »Hongo«. Die Morúo, die verheirateten Männer, versammelten sich zu diesem Behufe einfach außerhalb des Lagers, während die Morán, die Krieger, zuvor noch den Hongotanz aufführten. Nach ihren Kralen in zwei Gruppen getheilt, zogen sie gemessenen Schrittes in der Nähe des Lagers umher und stimmten dazu die Gesänge an, mit welchen sie die anlangenden Karawanen zu begrüßen pflegen; dann hockten sie sich hinter ihren großen ovalen Schildern ins Gras, pflanzten die blitzenden Speere neben sich in die Erde und warteten ebenso wie die Alten geduldig auf das Geschenk. Dschumbe Kimemeta, obwohl noch sehr leidend, begab sich nun, begleitet von einigen Askari, in deren Nähe und unternahm es, sich mit ihnen über die Größe des Hongo zu verständigen.

Josef Thomson bietet in seinem Reisewerke*) eine sehr zutreffende Schilderung des Masaistammes. Dieselben Gewährsmänner haben ihn und

*) Through Masailand by Joseph Thomson F. R. G. S.

uns in die Geschichte, das Leben und die Verhältnisse dieses interessanten Volkes eingeweiht, weshalb diejenigen Leser, welche Thomson's Werk kennen, in diesem Buche nur wenig Neues über die Masai finden werden.

Mit den Scenen, die sich nun zum ersten Male vor uns abspielten, waren wir sonach bereits vollkommen vertraut und es kam uns auch so vor, als ob wir der Aufführung eines Schauspieles beiwohnten, dessen Textbuch wir kürzlich gelesen; durch die formelle Art und Weise, in welcher die Masai solche und ähnliche Verhandlungen abzuwickeln pflegen, wird dieser Eindruck noch mehr verstärkt.

Würdevoll und gemessen bewegten sich unser Abgesandter und seine Begleiter zur Kriegergruppe hin, wo man sie mit ernstem Schweigen empfing; dann begannen die Verhandlungen, die ihrerseits vom Leigwoanan, dem Sprecher der Krieger, unsererseits von Dschumbe Kimemeta geführt wurden.

Reden hören und Reden halten, scheint für die Masai nächst dem Viehraub das höchste Vergnügen zu sein, das sie kennen; darin aber sind sie in der That geborene Meister. Sie verstehen es mit vollendeter Dialektik ihre Angelegenheiten zu vertheidigen, wenn auch ihre Logik auf ganz eigenartigen, meist einseitigen Voraussetzungen fußt. In ihren Ausführungen pflegen sie äußerst weitschweifig zu sein, weshalb auch die Gabe, viele Worte machen zu können, das Hauptersorderniß für einen Masaidemosthenes ist. Das parlamentarische Ceremoniell schreibt den Kriegern vor, bei solchen Gelegenheiten möglichst trotzig dreinzuschauen. Keine Miene darf Neugierde oder etwa die Gefühle verrathen, welche sie beherrschen, ob es sich nun um die Sühne für einen Mord oder nur um wenige Perlenstränge handelt. Die Reden müssen stehend gehalten und dürfen von Niemanden, weder durch Zurufe noch sonstwie unterbrochen werden. In der Rechten führt Derjenige, welcher eben spricht, stets eine zierliche Holzkeule, um den Worten damit Nachdruck verleihen zu können.

Unser Hongo betrug 30 Kilogramm Eisendraht, 10 Naibere und eine gewisse Menge von Perlen; derselbe wurde den Morúos übergeben, die einen Theil für sich behielten und den Rest den Morán überbrachten.

Nach Thomson hätte sich nun zwischen den Letzteren ein blutiger Streit darüber entspinnen sollen und wir warteten auch mit Spannung darauf; doch sie ließen die Komödie bleiben, als ob sie ahnten, daß ihr furchtverbreitender Nimbus für uns niemals bestanden hatte.*)

Als die Tributangelegenheit geordnet war, strömten die Eingeborenen ins Lager und bewegten sich hier mit einer Lebhaftigkeit durcheinander, die deutlich besagte, wie froh sie waren, dem Zwange entronnen zu sein, welchen die Landessitte ihnen bis dahin auferlegt. Die Weiber und Kinder brachten Feuerholz, die älteren Männer hockten, mit unseren Leuten plaudernd, bei den Feuern, während wir uns hauptsächlich von der keckeren

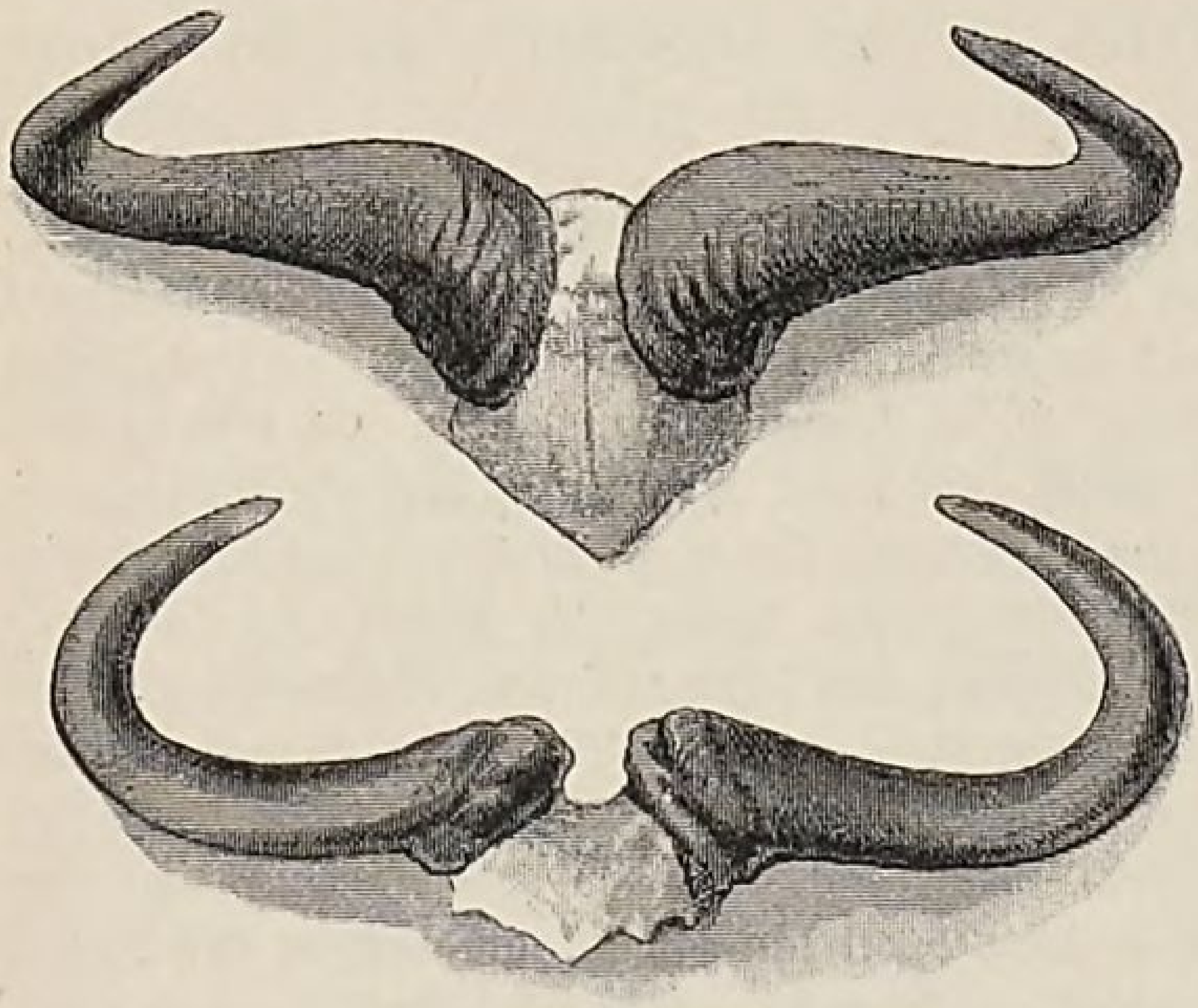
---

*) Ohne weitere Begründung könnte dieser Ausspruch leicht mißdeutet werden, weshalb ich gezwungen bin, näher auszuführen, welche Umstände uns zu einem solchen Urtheile über das, seinem Rufe nach ungewöhnlich tapfere, dabei raub- und mordlustige Volk der Masai führten, noch bevor wir es kennen gelernt hatten. Es war zu dem Zwecke nicht nothwendig, in das ältere, auf dieses Volk Bezug habende Nachrichtenmateriale einzugehen, es genügten uns die Berichte Dr. G. Fischer's und Jos. Thomson's, der beiden ersten Europäer, welche Gelegenheit hatten, die Masai aus eigener Anschauung zu schildern. Vor diesen Beiden hatten schon zahlreiche eingeborene Händler das Masailand bereist, um es nach Elfenbein auszubeuten. Ihre Berichte strotzen wohl von den Schilderungen der Gefahren, mit welchen der Aufenthalt unter den Masai angeblich verknüpft sei, doch mußte sich einem so gründlichen Kenner der Sansibarleute, wie Dr. G. Fischer es war, dabei der Gedanke aufdrängen, daß Reisen, welche diese, nicht gerade heldenmüthigen Naturen alljährlich auszuführen wagten, doch auch einem Europäer gelingen müßten. Wir sehen ihn auch als Ersten die Schwelle des gefürchteten Masailandes überschreiten. Sein Bericht ist wenig ausführlich, genügt jedoch, um die blutigen Farben, mit welchen die Masai bis dahin gezeichnet waren, in blasseren Tönen erscheinen zu lassen. Ganz besonders aufklärend ist eine Stelle seines Berichtes, der zufolge die Masai selbst nach blutigem Streite und obwohl in der Uebermacht, mit Fischer's Karawane in Freundschaft blieben und sich für den Todtschlag eines der Ihrigen mit Draht, Stoffen und Perlen als Sühne begnügten.

Thomson schildert die Masai wohl wieder in der Weise der Elfenbeinhändler, doch berechtigen ihn hiezu keine selbsterlebten Vorfälle. Wir erfahren auch durch ihn blos nacherzählte Schaudergeschichten oder aber eingebildete, nur in der lebhaft erregten Phantasie bestehende Befürchtungen. Weitere, gelegentliche Unterhaltungen mit eingeborenen Masai-Reisenden ließen uns die Ansicht, daß das Reisen im Masailande durchaus nicht mit besonderer Gefahr verbunden sein könne, bald über jeden Zweifel erhaben erscheinen, und in diesem Bewußtsein hielten wir auch weder den Marsch durch das Masailand am Pangani, den Graf Teleki ohne Führer und ohne Dolmetsche ausführte, noch unseren Ausflug zum Meruberge für Wagnisse.

Jugend, den Morán und ihren Geliebten, den Doje oder Ditto, umlagert sahen. Jedermann wollte Händedrücke mit uns wechseln und Alles wurde begafft, berührt und bewundert, bis die untergehende Sonne schließlich dem Treiben ein Ende machte.

Dschumbe Kimemeta brachte in Erfahrung, daß wir am folgenden Tage den Besuch von 400 bis 500 Morán zu gewärtigen haben würden und rieth in Anbetracht unseres knappen Warenvorrathes, am nächsten Morgen zeitlich aufzubrechen und auf diese Weise dem in Aussicht stehenden großen Hongo zu entgehen. Die Herren Morán sind nämlich Langschläfer und pflegen auch der Morgenfrische wegen ihre Hütten nur selten vor Sonnenaufgang zu verlassen.



Gnuantilopen-Gehörne.

Am folgenden Morgen regnete es jedoch und wir brauchten uns daher mit dem Aufbruche gar nicht zu beeilen. Der Marsch führte in südwestlicher Richtung vom Engilataflusse weg über eine spärlich mit Gras bewachsene Ebene, die stellenweise sogar ganz kahle Flächen aufwies. Eingeborenen begegneten wir lange nicht und auch Viehherden waren nur weit im Süden in der Nähe des Darjamaflusses zu sehen, von dessen dunklem Uferdickicht sie sich als bunte, scheckige Streifen abzeichneten; dafür belebten um so größere Wildmengen, hauptsächlich Gnuantilopen und Tigerpferde, die Steppe. Erstere sind große, grauschwarz gefärbte Thiere, deren Körper in der Form mehr einem Rinde als einer Antilope gleicht, die man, wenn sie ruhig grasen oder stille stehen, leicht für Büffel hält, welchen sie auch in Bezug auf ihre Hörner entfernt ähnlich sehen. Doch man wird

die Täuschung gleich gewahr, sobald sie wie Füllen mit übermüthigen Sprüngen davoneilen. Ebenso reizend sind die Tigerpferde, besonders wenn sie Gefahr wittern und unruhig und unentschlossen hin und her eilen, mit den Vorderfüßen den Boden stampfen und dazu unmuthig wie Hündchen kläffen. Außerdem sahen wir Strauße und Gazellen in Massen, darunter zum ersten Male die reizende Gazella Thomsoni. In der kahlen Steppe war an eine regelrechte Jagd nicht zu denken, weil jegliche Deckung fehlte, doch es gelang dem Grafen Teleki durch mehrere glückliche Fernschüsse auf 300 bis 400 Schritte drei Gnuantilopen, ein Zebra und eine Gazella Thomsoni zu erlegen; die Strauße verstanden es wunderbar, sich genau außerhalb der äußersten Treffwahrscheinlichkeit zu halten.

Gegen 11 Uhr holten uns acht ältere Masai-Morúo ein. Sie gaben uns den ehrlichen Rath, unsere Marschrichtung zu ändern, weil wir am besten Wege wären, ebenso vielen Morán in die Arme zu laufen, wie wir durch unseren zeitigen Aufbruch entgangen wären. Unter ihrer Führung bogen wir daraufhin nach Nordwesten ab. Wir passirten eine kahle, mit einer zu Tage liegenden Schichte fester Lava bedeckte Ebene, in welcher das Regenwasser klare, seichte Lachen bildete, und lagerten bei einer solchen auch zur Mittagszeit, als eben ein schwerer Regen niederging.

Wir waren nun bereits an den Fuß des nach Dr. O. Kersten's trigonometrischer Berechnung 4462 Meter hohen Meruberges gelangt, konnten von seinen Umrissen jedoch noch immer nicht, auch nur die geringste Spur sehen; Nebel, Wolken und Regen hielten ihn unausgesetzt in einen dichten grauen Mantel eingehüllt. Während Graf Teleki und ich uns unter diesen Verhältnissen fortwährend der besten Gesundheit erfreuten, machten sich die Folgen der Regenzeit und vielleicht auch des ausschließlichen Fleischgenusses bei unseren Leuten durch beinahe allgemein auftretende Darmerkrankungen schon bemerkbar; am übelsten befanden sich die fünf Somâl in unserer Begleitung, die fast alle fortwährend an Fieber mit heftigen Brechanfällen und gleichzeitigen Dysenterie-Erscheinungen litten, wodurch wir mit unserem geringen medicinischen Wissen in ziemliche Verlegenheit und Besorgniß versetzt wurden. Unsere Masaifreunde hatten uns

wohl die Richtung gezeigt, welche wir einhalten müßten, um zu den Wohnplätzen der Wameru, der Eingeborenen des Meruberges, zu gelangen, doch hatte keiner unserer Leute auch nur eine Ahnung vom einzuschlagenden Wege; wir folgten daher auf gut Glück den Pfaden, die sich uns boten. So lange wir uns noch in der verhältnißmäßig offenen Steppe bewegten, ging dies an; als wir jedoch an den hügeligen Bergfuß gelangt waren, irrten wir, verschiedenen Thierpfaden folgend, in höchst unentschiedener Weise weiter. Dichte Nebelmassen hielten Alles in ein undurchdringliches gleichmäßiges Grau gehüllt und benahmen jede Möglichkeit, uns zu orientiren, während gleichzeitig ein feiner Regen herabrieselte und unsere Lage recht ungemüthlich gestaltete. Wir stiegen an dem Tage um 200 Meter an und lagerten bald nach Mittag am Rande eines ziemlich schnell fließenden Baches. Am Nachmittage klärte es sich auf, und da im Süden die Ssogonoj-Kette und mehrere höhere, dahinterliegende Berge sichtbar wurden, begab ich mich zur Vervollständigung unseres Kartenmateriales auf einen nahen, niedrigen Hügel, während Graf Teleki die Büchse schulterte, um sein Glück auf der Jagd zu versuchen, zumal nun schon wieder einer unserer Ochsen in Gefahr schwebte, geschlachtet zu werden. Ich hatte mein Instrument kaum aufgestellt und mich zur Arbeit gesetzt, als ich eine große Büffelherde bemerkte, die sich aus einem nahen Dickicht davon machte; nur einen Augenblick lang war eine wogende Menge brauner Thierrücken zu sehen gewesen. Dadurch jedoch aufmerksam gemacht, beobachtete ich nun genauer meine Umgebung und entdeckte auch bald drei weitere Büffel, die grasend langsam herankamen. Am Fuße des Hügels, auf welchem ich mich befand, blieben sie stehen, windeten eine Weile vorsichtig, begaben sich jedoch schließlich beruhigt in den Schatten einiger Büsche zur Ruhe; nur ab und zu erhob sich eines der Thiere, schnüffelte mit erhobener Schnauze herum und legte sich dann wieder nieder. Die Richtung, in welcher sich unser Lager befand, erregte indeß immer mehr ihren Argwohn, wiewohl sie dasselbe bei dem herrschenden Luftzuge unmöglich spüren konnten. Lange wußte ich mir ihre Unruhe nicht zu erklären, bis ich endlich die Gestalt des Grafen Teleki erkannte, der ahnungslos daher kam. Ich hatte den Grafen durch Zeichen

bald verständigt, um was es sich handelte und er pürschte sich daraufhin auf anderen Wegen vorsichtig heran. Dann vergnügten wir uns lange noch mit dem Belauschen der interessanten Thiere, bis Graf Teleki schließlich dem Zauber ein Ende machte. Von meinem Standorte aus konnte ich nun das spannende Schauspiel des Verlaufes einer Büffeljagd aus nächster Nähe und dennoch in vollkommener Sicherheit genießen. Wir hatten Wunderdinge von der Lebenszähigkeit der Büffel erzählen gehört, Graf Teleki machte sich daher ganz nahe an dieselben heran. Auch sah ich ihn lange und vorsichtig zielen, ehe sein Schuß durch die regenfeuchte Luft krachte. Schwergetroffen brach eines der Thiere dann zusammen, während die Uebrigen in furchtbaren Sätzen das Weite suchten. Wir eilten zur Beute, waren indeß bei derselben noch nicht angelangt, als ein Tosen wie brausender Sturmwind, das rasch näher kam, an unser Ohr schlug. Noch überrascht und im Zweifel, was es zu bedeuten habe, sahen wir schon eine vielhundertköpfige Schar mächtig gehörnter Büffel, Leib an Leib dicht gedrängt, mit der Gewalt eines Wirbelwindes in beängstigender Nähe vorbeistürmen; rasch wie ein Phantom waren sie im nächsten Augenblicke wieder verschwunden und nur der Erdboden zitterte noch unter ihren schweren Tritten. Wir hatten Schuß auf Schuß, so schnell es nur gegangen war, in die dahinjagende Masse schwarzbrauner Leiber hineingefeuert, keine der Kugeln konnte fehlgegangen sein, doch war keines der Thiere gefallen. —

Nachts regnete es nunmehr stets in Strömen und gegen Morgen erst pflegte der Regen an Heftigkeit nachzulassen und als feiner, dichter Niederschlag, der Alles in Nebel einhüllte, herabzurieseln; nicht hundert Schritte weit konnte man sehen. Zwischen 9 und 10 Uhr Vormittags besserte sich regelmäßig das Wetter, der Regen hörte ganz auf, doch blieb der Himmel gleichmäßig grau. Unter solchen Verhältnissen sieht die schönste Landschaft trübe aus und trübe war mit der Zeit auch unsere Stimmung geworden, aber mehr noch die unserer Leute. In nordwestlicher Richtung marschirten wir am 27. April weiter, stiegen langsam bergan, ohne Weg, ohne Steg, durch hohes nasses Gras oder sumpfige Mulden, zeitweise gar in den Betten kleiner Bäche; der letztere Weg dünkte uns noch der

weitaus angenehmste. Mittags lagerten wir am Rande eines wasserreichen Baches. Von Eingeborenen oder Anzeichen, daß es solche irgendwo in der Nähe gab, fand sich nicht die geringste Spur in unserer Umgebung, dennoch erhielten unsere Leute am Nachmittage die Ration in Perlen und Stoffen ausbezahlt und wurden angewiesen, die Wameru aufzusuchen und Lebensmittel einzukaufen. Es schien uns einfacher, auf diesem Wege zu erfahren, wo die Bergbewohner eigentlich hausten, als unter den geschilderten Verhältnissen mit der ganzen Karawane herum zu irren. Die Ungeduld, mit welcher wir auf die Rückkehr der Leute warteten — ungefähr die Hälfte war bergauf gezogen — versuchten wir durch einen Pürschgang zu ersticken, doch machte das Wetter demselben bald ein Ende. Schwere Regenmengen gingen an dem Tage nieder und Stunde auf Stunde verrann; und da keiner der Leute zurückkam, begann deren langes Fernebleiben allmälig in uns Besorgnisse wachzurufen. Hatte uns vor den Wameru doch erst kürzlich eine starke Karawane gewarnt, welche vor den räuberischen Bergbewohnern bei Nacht und Nebel und mit Verlust der sämmtlichen Güter hatte fliehen müssen! Der Abend kam, die Nacht brach an, wir glaubten bereits, nicht mehr zweifeln zu dürfen, daß unsere Sendung ein verhängnißvolles Schicksal betroffen, als endlich einige dumpfe Gewehrschüsse zu uns drangen. Einzeln und paarweise, naß bis auf die Knochen, herabgekommen vor Hunger, Kälte und Ermüdung, rückten unsere Leute im Laufe der Nacht ein. Kein Einziger hatte Lebensmittel mitgebracht und ihre Nachrichten lauteten schlimm. Nach mehrstündigem Wandern hatten sie die Anpflanzungen erreicht und dort auch Eingeborene angetroffen. Anfänglich waren diese freundschaftlich gestimmt und zu einem Tauschhandel geneigt gewesen. Als ihrer jedoch Viele beisammen waren, stürzten sie sich auf unsere Leute, nahmen ihnen alle ihre Habe und jagten sie beraubt und geprügelt davon; dabei waren zwei unserer Werndlcarabiner abhanden gekommen. Unsere Leute hatten nicht den geringsten Widerstand zu leisten versucht, auch war kein einziger Schuß gefallen, obwohl sie alle ihre Gewehre mithatten. Das war der Hauptsache nach der Inhalt der verschiedenen Meldungen, welche uns die Leute machten, so wie sie im Laufe

der Nacht einrückten. Das gab uns natürlich nicht wenig zu denken. Gleich am Beginn unserer Reise eine solche Behandlung von Seiten der Eingeborenen ruhig hinnehmen, hieß das Schicksal der Expedition überhaupt besiegeln, denn wie wollten wir hoffen, unsere weitausgreifenden Pläne durchführen zu können, wenn wir uns noch in Sicht des Kilimandscharo, beinahe im Bereiche der Küste, schon eine solche Schlappe holten! Den Leuten mußte Vertrauen zu sich selbst und zu ihren Führern eingeflößt werden, auch war uns damals schon klar, daß in Afrika ein guter Ruf vonnöthen sei, sobald man sich an Großes und Schwieriges wagen will; und so wurde ohne Besinnen die Züchtigung der Eingeborenen beschlossen, wofern diese nicht gutwillig die gestohlenen Gewehre ausliefern würden.

Das trübe Wetter, das am darauffolgenden Morgen noch herrschte, wäre zwar ganz geeignet gewesen, unsere erregten Gemüther milder zu stimmen, doch war der Rachezug schon geplant. Die Leute wurden daher mit unserer Absicht bekannt gemacht, mit Gewehrmunition betheilt, schließlich vor feigem Benehmen gewarnt, dann brachen wir auf. Enger aneinandergeschlossen als gewöhnlich und ziemlich schweigsam stiegen wir, dem Bachlaufe folgend, langsam bergan. An einer seichten Stelle überschritten wir zuerst diesen, dann noch einen Bach und gelangten dann, nach im Ganzen dreistündigem Marsche, zu einer ziemlich buschfreien, von einem dichten Hochwalde fast ganz umrahmten Lichtung. Hier deutete zwar noch nichts auf die Nähe von Anpflanzungen oder Eingeborenen hin, doch erklärten unsere Leute, daß wir höchstens eine Stunde davon entfernt sein könnten und beschloß Graf Teleki daselbst zu halten, wiewohl der Platz 10 bis 15 Centimeter hoch mit Wasser bedeckt war. Sein Plan war, an dieser Stelle die Ladungen unter dem Schutze von 20 Leuten zurückzulassen, um das voraussichtlich schwierige Unternehmen gegen das Bergvolk nicht mit Sack und Pack ausführen zu müssen; die angreifende Partie wollte Graf Teleki selbst führen, mir hingegen den Schutz unserer Ladungen überlassen.

Zunächst machten wir uns daran, das Lager zu verschanzen. Der Ernst unseres Vorhabens beherrschte Alle und kein überflüssiger Laut, nur

die schallenden Axtschläge waren zu hören. Rührig griffen alle Hände zu — 10 Repetirgewehre bewachten schußfertig den Waldsaum — und die Arbeit ging rasch von statten. Wir waren damit indeß noch lange nicht fertig, als sich schon die ersten braunen Gestalten zeigten, die im Waldesdunkel das Lager vorsichtig umschlichen. Wir kümmerten uns nicht weiter um sie, arbeiteten aber, wenn möglich, noch emsiger als zuvor an der Verschanzung des Lagers. Die ruhige Entschlossenheit, welche aus unserem ganzen Treiben sprach, war den scharf beobachtenden Eingeborenen offenbar nicht entgangen; sie mochten ahnen, was für einen Plan wir im Schilde führten, denn nach einer kurzen Weile schon fiel ein Gewehrschuß und Rufe erschollen aus dem Walde. Die Eingeborenen wollten Frieden und baten um eine Besprechung. Dschumbe Kimemeta, obwohl von einem äußerst schmerzhaften Leiden gequält, trat darauf hin, von zwei Askari begleitet, auf die Lichtung hinaus, dem Waldsaume zu; er hatte jede weitere Schutzmannschaft abgelehnt, um bei den Eingeborenen durch eine solche nicht Mißtrauen zu erregen. Bald wurden Worte gewechselt, doch wagten sich die Eingeborenen noch immer nicht aus dem Walde heraus und erst nachdem Dschumbe Kimemeta ihnen erklärt hatte, nur ein in aller Form durchgeführtes Schauri gewähren zu wollen, konnten wir sehen, wie sie im Walde von Stamm zu Stamm huschten, sich in vorsichtiger Weise dem Orte näherten, wo unser Dschumbe stand, und dann erst zaghaft, mit Blätterbüscheln in der Hand, in die Lichtung hinaustraten.

Nach $1\frac{1}{2}$stündiger Besprechung kehrte Dschumbe Kimemeta zum Lager zurück. In seiner Begleitung befanden sich zwei angeblich angesehene Männer, welche gekommen waren, um im Namen der Gemeinde ihr Bedauern über den Vorfall auszusprechen. Es seien nicht Wameru gewesen, welche unseren Leuten so übel mitgespielt hätten, sondern Krieger von Groß-Aruscha (einer am Südfuße des Meruberges gelegenen Wakuafi-Ansiedlung); die hätten es im trunkenen Zustande gethan. Sie betheuerten auch, nun erst erfahren zu haben, daß unseren Leuten bei der Gelegenheit auch Gewehre abhanden gekommen seien und versicherten, Alles aufbieten zu wollen, um dieselben wieder zur Stelle zu schaffen. Ihre Erklärungen er-

schienen dem Grafen Teleki befriedigend und er stand daraufhin um so lieber von einem offensiven Vorgehen ab, als wir selbst uns durchaus nicht verhehlten, daß dasselbe unter Umständen auch einen unglücklichen Ausgang hätte nehmen können; jedenfalls wäre uns dann die weitere Erforschung des Meruberges unmöglich gewesen.

Die beiden Abgesandten wurden sodann beschenkt und mit der Aufforderung entlassen, bald die Gewehre zu bringen, sowie auch für die Veranstaltung eines Lebensmittelmarktes Sorge zu tragen. Sichtlich erleichtert zogen sie hernach von dannen, ebenso eine Gruppe Krieger — 50 bis 60 an der Zahl — welche sich während der ganzen Zeit in der Nähe unseres Lagers aufgehalten hatte, wohl um für den Nothfall bereit zu sein. So war der Streitfall zu beiderseitiger Befriedigung in gütlicher Weise beigelegt.

Am Nachmittage erschien plötzlich eine Schar Eingeborener im Lager. Wie sich bald herausstellte, waren es Krieger von Groß-Aruscha, welche angeblich von dort blos gekommen waren, um uns zu begrüßen. Sie boten uns etwas Mais, Pombe und einige Bananen zum Geschenke an, betheuerten alles mögliche Schöne, waren jedoch betrunken und benahmen sich recht unangenehm und unverschämt, so daß wir froh waren, als sie schließlich, natürlich auch nicht ohne ein Perlengeschenk, abzogen. Während der Nacht und am folgenden Vormittage regnete es fast ununterbrochen, so daß unser enger Lagerraum zu einem wahren Pfuhl wurde. Eingeborene, und zwar Wameru, stellten sich erst Nachmittags ein. Sie brachten Mais, zwei Gattungen Bohnen, reife und unreife, frische und getrocknete Bananen, Eleusinemehl, Tabak und Honig zum Verkaufe. Die ersten näherten sich vorsichtig und zagend dem Lager, sahen sich auch mehrmals um, wohl um sich zu vergewissern, ob sie von ihren im Walde versteckten Kameraden nicht im Stiche gelassen würden. Sie benahmen sich jedoch bald um so zuversichtlicher, als ihre Zahl sich rasch vergrößerte; schon nach kurzer Zeit sahen wir uns in unserem Lager von ihnen beinahe erdrückt. Da nur Männer gekommen waren, zudem sich eine 40 bis 50 Mann starke Kriegerschar abseits vom Lager offenbar in Bereitschaft hielt und endlich die Gewehrangelegenheit noch nicht geordnet war, schien etwas mehr Vor-

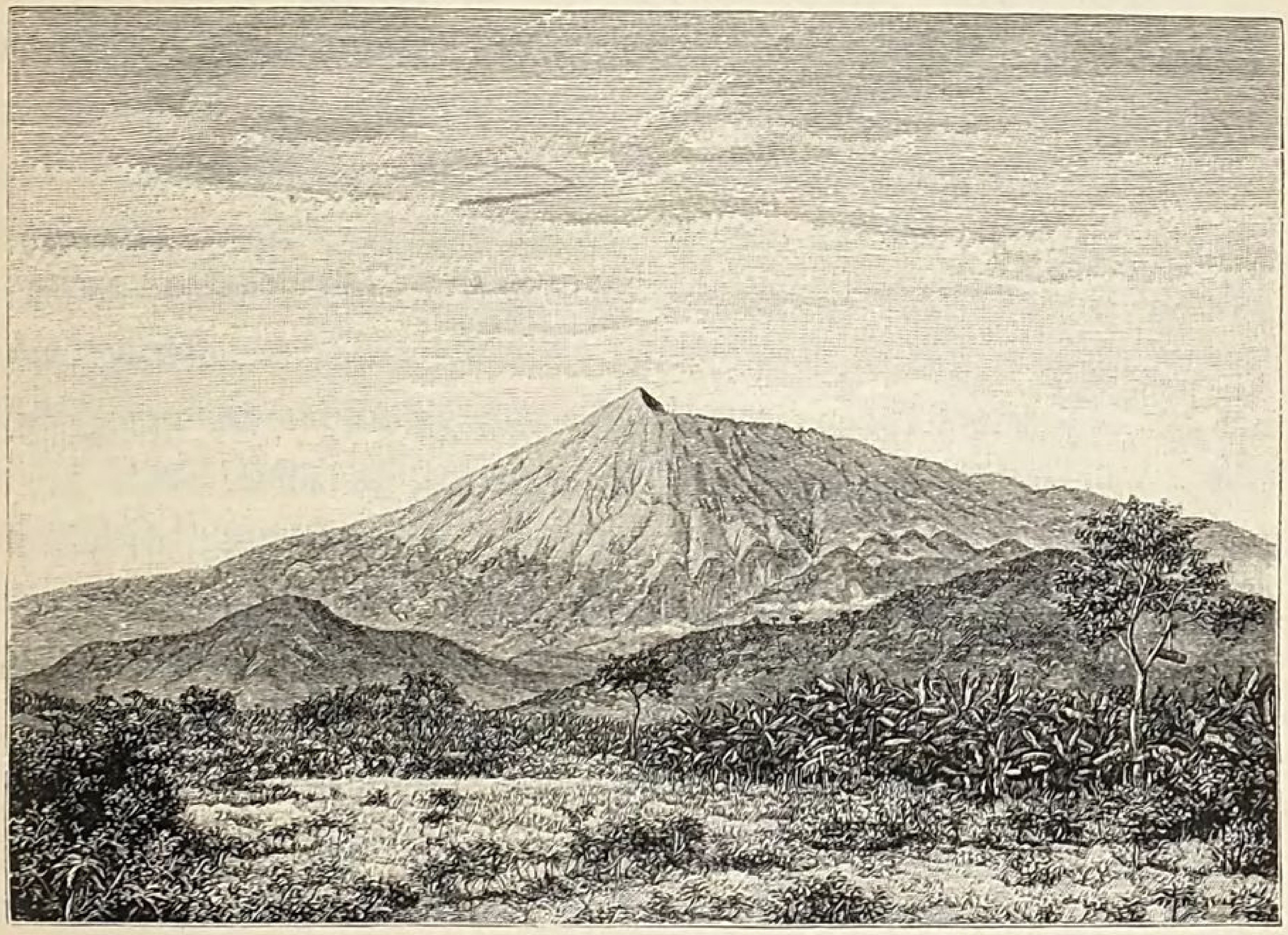
sicht für angezeigt und wir griffen daher zu den Waffen. Der Befehl hiezu war zwar in aller Stille ertheilt und in ganz verstohlener Weise befolgt worden, dennoch fiel es den Eingeborenen bald auf, daß nunmehr Alles mit dem Gewehr auf der Schulter oder in der Hand schacherte und sie machten sich darnach auch bald ebenso unauffällig davon. Die Kriegergruppe, welche sich bis dahin ruhig verhalten hatte, ließ nun Dschumbe Kimemeta rufen. Sie hatten die geraubten Gewehre gebracht, doch dauerte es volle 1½ Stunden, bevor es zur faktischen Uebergabe derselben kam; dabei wurden Reden über Reden gehalten, bald von der einen Seite, bald von der andern, bis der bekannte Vorfall in allen seinen Einzelheiten erörtert war. Natürlich versuchten sie es, sich rein zu waschen und die ganze Schuld auf ihre Gäste aus Groß-Aruscha zu wälzen. Darnach kamen sie ins Lager, um ihr Geschenk in Empfang zu nehmen; sie erhielten insgesammt 7 Doti*) Merikani, 4 Stränge Murtinarokperlen, 20 Ringe Messingdraht, 20 Ringe Kettchen (Mikufu), 20 Stück Mboroperlen und einige Schüsse Pulver.

Das Geschenk war nicht klein. Nachdem wir ihnen früher entgegengetreten waren, wollten wir ihnen nun beweisen, daß wir auch großmüthig sein könnten, wollten überhaupt gute Stimmung machen, um unseren Forschungszwecken in ihrem Lande besser nachgehen zu können. Die allgemeine Freude über das Geschenk war jedenfalls groß und erreichte später einen noch höheren Grad, als wir verschiedene Schießkünste producirten, Zündhölzchen an ihren Speerklingen oder Schilden entzündeten und andere ähnliche Scherze aufführten.

Am folgenden Tage herrschte das gewöhnliche Regenwetter. Dennoch stellten sich schon zeitig am Morgen Eingeborene mit Lebensmitteln ein, und etwas später sogar der Meruhäuptling Matunda mit großem Gefolge. In seinem Aeußeren unterschied er sich in gar Nichts von den übrigen Merumännern, auffallend war jedoch sein ernstes, schweigsames Wesen. Matunda leistete uns mehrere Stunden lang Gesellschaft, es drehte sich das Gespräch indeß nur um die Höhe des Geschenkes, welches er zu er-

*) 1 Doti = 2 Schuka; 1 Schuka = 4 Mikono (Unterarmslänge, vom Ellbogen bis zu den Fingerspitzen gemessen).

halten hätte. Er selbst schien wenig habsüchtig zu sein und würde sich gewiß auch mit der Hälfte begnügt haben; doch war es hier, gerade wie seinerzeit beim Sultan Sedenga, seine Begleitung, die ihn immer wieder auf neue Gedanken brachte. Schließlich waren alle seine Wünsche befriedigt und er sparte dann wenigstens nicht mit Freundschaftsversicherungen. Wir könnten am Berge thun, was wir wollten, so viele Elephanten jagen, wie



Der Meruberg.

uns beliebte und auch die Spitze des Berges untersuchen, sofern dies unsere Absicht wäre; nur sollten wir näher bei ihm lagern, damit er besser unseren Wünschen nachkommen könne. Graf Teleki versprach, noch am Nachmittage seiner Einladung Folge zu leisten und Matunda ließ, als er sich auf den Heimweg machte, zwei von seinen Leuten im Lager zurück, die uns führen sollten.

Wir wollten nur mit ganz leichtem Gepäck reisen und waren die hiezu nöthigen Maßnahmen daher bald getroffen. 30 Leute sollten uns begleiten, der Rest aber, darunter auch alle Somâl, da diese noch immer

an Brechdurchfällen litten, unter dem Befehle Dschumbe Kimemeta's zurückbleiben. An Tauschwaren nahmen wir gar nichts mit, da wir nur zwei bis drei Tage auszubleiben beabsichtigten, unsere Leute aber für solange verpflegt waren.

Um $1\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags marschirten wir ab. Wir überschritten den Bach, in dessen Nähe unser Lager stand und gelangten dann zu dem Urwaldstreifen, welchen die Wameru in ähnlicher Weise wie die Wataweta zu ihrem Schutze unberührt stehen gelassen haben. Inmitten einer üppig wuchernden Vegetation — viele prächtige Farnkräuter waren darunter — stiegen wir langsam bergan, bis wir nach kaum einstündiger Wanderung von einer 15 bis 20 Mann zählenden Kriegerschar aufgehalten wurden. Was dieselbe von uns eigentlich haben wollte, konnten wir nicht genau erfahren, weil Mhoke, unser Dolmetsch, das Kidschagga*) nur sehr mangelhaft sprach; doch lärmten und gestikulirten sie in lebhafter Weise und wollten uns entschieden nicht weiterziehen lassen. Graf Teleki verlor schließlich die Geduld, schob mit einem kräftigen Rucke den Keckstem der Bande auf die Seite und weiter gings. Bald darnach verstellte man uns jedoch zum zweiten Male den Weg; jetzt wurde uns aber auch klar, was diese Ueberfälle zu bedeuten hatten: Wir waren in der Nähe der Anpflanzungen angelangt und hatten dem Ortsleibon ein Stück Zeug zu opfern, weil unsere Ankunft dem Lande sonst Unglück bringen würde. Da wir jedoch keinerlei Tauschwaren mit uns führten, mußte für den Zweck einer unserer Leute seinen Turban, der in einer Schuka Merikani bestand, zur Verfügung stellen. Damit waren sie wohl auch nicht zufrieden, das Zeug sollte an zwei Seiten ausgefranst und mit rothen Besätzen versehen sein;**) doch sie merkten, daß es mit unserer Geduld nun schon zu Ende ging und widersetzten sich denn auch nicht länger unserem Weitermarsche. Ein umgehauener Baum auf dem Pfade, durch dessen Astkrone man sich wie eine Schlange hindurchwinden mußte und ein festes Thor, welches den in Taweta üblichen glich, bildete den Eingang zu den

*) Die Sprache am Kilimandscharo und Meruberge.

**) Eine Naibere wollten sie haben.

Anpflanzungen. Bald standen wir davor. Gebückt kroch Einer nach dem Anderen hindurch, über das Stück Zeug hinweg, welches auf dem Pfad ausgebreitet lag, hierauf sahen wir uns vom Leibon in Empfang genommen und auf Hals und Stirne mit Honig betupft; dann erst konnten wir unbehelligt weiter ziehen.

Wir waren zunächst auf eine Lichtung gelangt, von welcher wir einen ziemlich umfassenden Blick auf ein herrliches Culturland werfen konnten. Anpflanzungen, und zwar hauptsächlich solche von Bananen, bedeckten allerwärts die Berghänge und frischestes Grün in allen Schattirungen ergötzte das Auge, wohin man es auch immer wenden mochte. Freudig bewegt eilten wir weiter durch die lachenden Gefilde, vertieften uns zeitweilig in Bananenhaine, in welchen Waldesdunkel herrschte, gelangten über weichen Rasen und saftige Kleematten an Maisfeldern vorbei und durchwateten Bäche, in deren Betten eiskaltes, krystallklares Wasser rauschte.

Immer begleiten uns dabei Eingeborene. Wohin man uns führte, wir wußten es nicht und fragten auch nicht darnach. Um 5 Uhr machten wir auf einer recht abschüssigen Wiese, am Rande eines schäumenden Wildbaches für die Nacht Halt. Wir waren kaum unter Dach, als strömender Regen niederging, der jedoch das eine Gute hatte, daß er uns von den zudringlichen Eingeborenen erlöste.

Wir befanden uns nun in 1480 Meter Meereshöhe und es war da in Folge der fortwährenden Regen empfindlich kalt.

Als wir am Morgen erwachten, fiel der Regen noch immer in derselben gleichmäßigen Stärke, wie er am Abende eingesetzt hatte und eine dichte, trübe Atmosphäre lagerte über der Landschaft. Erst gegen 9 Uhr heiterte es sich auf und wir konnten aufbrechen. Zuerst überschritten wir das Bett des tosenden Bergbaches, bei dem wir genächtigt hatten, dann führte der Weg durch Bananenhaine und über Wiesen weiter in westlicher Richtung, ohne dabei anzusteigen. Wir gelangten hierauf zu einem zweiten, ungemein reißenden Bache, zu dem ein schlüpfriger Pfad steil hinabführte. Bei demselben versuchten es die Eingeborenen abermals und diesmal in ziemlich entschiedener Weise, unserem Weitermarsche entgegen-

zutreten. Auf der anderen Bachseite führte der Weg zwischen Felsen weiter und dort war die 40 bis 50 Mann zählende Kriegerschar versammelt, welche uns ein gebieterisches Halt zugerufen hatte. Wir mußten uns sagen, daß dieselbe keinen günstigeren Punkt dazu hätte wählen können. Ihr Anführer stand aufrecht in ihrer Mitte und hielt lebhaft gestikulirend eine Rede, die zweifellos uns betraf, weil er dabei mit seiner zierlichen Holzkeule häufig und drohend nach uns wies; mit finsterem Ernste hörte die Schar ihn an, uns nur zeitweilig mit trotzigen Blicken bedenkend.

Dem ersten Redner folgte ein zweiter und ein dritter. Dann sprangen die drei Wortführer wie Gemsen behende von Fels zu Fels zu uns herüber, riefen unseren Dolmetsch und theilten ihm mit gemessenem Ernste den Beschluß der Versammlung mit: 5 Doti Merikani und 5 Stränge Ukutaperlen müßten sie haben! Unser Dolmetsch Mhoke, welcher als einfacher Träger aufgenommen, jedoch bald zum Askar gemacht worden war, hatte sich bisher immer als recht tapferer Bursche gezeigt; diesmal jedoch schien sein Herz ihn im Stiche gelassen zu haben. Matta kitu! Matta kitu! (wir haben Nichts!) rief er ein ums andere Mal in den überzeugendsten Tonarten aus und biß zur Bekräftigung seiner Betheuerung immer wieder einen Grasbüschel entzwei. Dann zurück! lautete unerbittlich die Antwort des Anführers. Mhoke fand schließlich bei einem unserer Träger eine Schuka weißen Zeugs, bot dieselbe den Kriegern an, doch sie wurde höhnisch zurückgewiesen. Nun nahmen wir selbst die Schlichtung der Angelegenheit in die Hand, was sehr rasch ging. Die Eingeborenen wurden noch einmal gefragt, ob das Stück Zeug genügend wäre oder nicht, und um deutlicher zu sein, klopfte Graf Teleki dabei mit seiner Hand auf das schußbereite Gewehr. Es genügte nun in der That und der Weg wurde freigegeben.

Von hier marschirten wir noch $^3/_4$ Stunden weit bis zu einer Wiese, welche man uns als Lagerplatz anwies. Dieselbe war hart am Rande einer 30 bis 40 Meter tiefen, walderfüllten Schlucht gelegen, aus welcher das Tosen eines Wildbaches, er heißt Magsuru, zu uns heraufdrang. So weit wir unsere Umgebung überblicken konnten, war sie ausschließlich mit Bananenpflanzungen bedeckt. Dazwischen konnten wir zwanzig bis dreißig

Kriegsschauri am Bache.

Hütten zählen; sie waren alle vereinzelt und ganz malerisch auf den Lehnen und Rücken der uns umgebenden Höhen angelegt. Die Lage des Platzes war reizend, doch durften wir uns derselben vorderhand noch nicht erfreuen, denn einige Vorgänge, die sich in unserer nächsten Nähe abspielten, nahmen unsere Aufmerksamkeit sehr bald ganz in Anspruch.

Es war uns gleich beim Anlangen aufgefallen, daß sich die Krieger entfernt von uns zusammengerottet hielten, sowie auch, daß weder Weiber noch Kinder zu sehen waren. Nun sammelten sich die Krieger gar in der Nähe unseres Lagerplatzes und hielten lebhafte Schauris. Was planten die nun wieder? Jedenfalls war da Vorsicht am Platze und die Lagereinrichtung wurde daher verlangsamt. Unser Zelt wurde zum Scheine aufgestellt, jedoch keine der übrigen Ladungen losgebunden und im flüsternden Tone der Befehl, die Gewehre bereit zu halten, von Mann zu Mann weitergegeben; so weit kampfbereit, verfolgten wir mit gespannter Aufmerksamkeit die weiteren Vorgänge.

Von allen Seiten kamen einzelne Leute herbeigelaufen und die Zahl der Krieger mehrte sich rasch, bis es schließlich 250 mit Schild und Speer und Schwert bewaffnete Männer — nur einzelne hatten Gewehre — in unserer nächsten Nähe gab. Je länger wir dem Gange der aufgeregten Verhandlung zusahen, während welcher auch der Meruhäuptling mehrere Male die Rednerkeule ergriff, um so gewisser schien es uns, daß wir in eine Falle gegangen waren. Unsere Lage war schlimm genug. Auf der einen Seite eine steil abstürzende, tiefe Schlucht, auf der anderen, freien 250 kampfbereite Krieger, deren Speere und weiß-roth-schwarz nach Masaiart bemalte Schilde in der eben durch die Wolken brechenden Sonne funkelten. Hie und da ging auch eines ihrer Gewehre wie zufällig los. Wir zweifelten nicht, daß sie plötzlich Alle aufspringen und auf uns losstürzen würden und warteten mit dem Revolver im Schoße und der gespannten Büchse im Arme auch ängstlich auf den Ansturm. Nach einer langen Weile kam Matunda, von mehreren älteren Männern begleitet, bedächtig einhergeschritten, um uns mitzutheilen, daß wir den Kriegern 15 Doti Merikani und 15 Mikufubündel als Hongo zu zahlen hätten. Graf Teleki

erklärte dem Manne, daß wir gar keine Tauschartikel mitgenommen hätten, weil wir unseren Tributpflichten bereits nachgekommen wären, daß dies das erste Mal sei, daß Eingeborene von ihm zweimal Hongo verlangten; auch sei er überhaupt sehr erstaunt, nach ihrer so dringenden Einladung, einen so wenig freundlichen Empfang zu finden. Wie Matunda jedoch sehe, seien wir für alle Fälle gerüstet und das möge er auch den Kriegern sagen. Matunda gestand, daß er keinen Einfluß auf die Krieger auszuüben vermöge und wir sahen ihm auch an, wie peinlich ihm diese ganze Angelegenheit war. Er versicherte uns noch, daß die Krieger auf ihrer Forderung bestehen würden, doch wolle er es versuchen, sie umzustimmen.

Ich unterlasse es, alle Einzelheiten des weiteren langwierigen Verlaufes der Unterhandlungen anzuführen, da die Erzählung derselben ermüden würde, und erwähne nur, daß wir von $10\frac{1}{2}$ Uhr Vormittags bis 1 Uhr Nachmittags zu verhandeln und eine ziemliche Nervenprobe durchzumachen hatten, weil sich die Verhältnisse mehrmals scharf zuspitzten. Die zweite Forderung der Krieger hatte der ersten gleichgelautet; die folgende begnügte sich mit 5 Doti Stoff und 5 Mikufu. Wir hatten natürlich auch das nicht, versprachen jedoch als letzte friedliche Antwort, diese Menge aus unserem unteren Lager holen und dann erlegen zu wollen. Damit waren sie endlich einverstanden und die Versammlung löste sich auf. Matunda schenkte uns gleich nach dem Friedensschlusse eine Ziege, auch wurde unser Verhältniß zu den Wameru zusehends freundschaftlicher, besonders, nachdem wir die von allen Eingeborenen stets mit dem größten Wohlgefallen aufgenommenen Schießproductionen aufgeführt hatten. Da die erste Anleihe, welche wir in Afrika gemacht hatten, so gut gelungen war, so versuchten wir es noch am selben Tage mit einer zweiten und es war uns wirklich möglich, für unsere Leute einen Ochsen auf Borg zu erhalten. Der Anleiheact war indeß ein so langwieriger, daß wir es bei diesem einen bewenden ließen. Obwohl nur Einer der Besitzer des Ochsen war, so mischte sich doch beinahe die halbe Bevölkerung in unsere Angelegenheit, es mangelte daher nicht an Zeugen. Interessant war die Art und Weise, wie die Eingeborenen die Menge von Tauschartikeln notirten,

aus welcher sich die Kaufsumme zusammensetzte. Dazu wurden abgekörnte Maiskolben verwendet. Eine Form solcher stellte den Stoff, und zwar 1 Doti Merikani vor, eine zweite den Draht u. s. f. Nun wurde lustig darauf losgeschachert und dabei durch die unterschiedlichen Häufchen von Maiskolben die Zahl der Stoffdotis, Senenges, Mikufus und Perlenstränge dargestellt. Mindestens hundert Male setzte die Eingeborenenrunde den Preis fest, so daß es darüber schließlich wirklich keinen Zweifel mehr geben konnte; dann erst packte der glückliche Verkäufer die verschiedenen Kolbenbündel zusammen und trug sie mit sich fort. Am zweitfolgenden Tage, als es zur Auszahlung kam, gab es aber dennoch arge Meinungsverschiedenheiten, und der Verkäufer verlangte mindestens das Doppelte, was von uns jedoch nicht zugestanden wurde.

Die Absicht, die Besteigung des Merugipfels zu versuchen, gaben wir in Anbetracht der anhaltend schlechten Witterung bald auf, doch wollten wir den mit so vielen Unannehmlichkeiten erkauften Zutritt zum Berge insoweit ausnützen, als dies eben möglich war. Hiezu aber waren Tauschmittel nothwendig, die mußten wir daher aus dem unteren Lager kommen lassen. Wie erinnerlich, war der Hauptzweck, welcher uns zu dieser Reise zum Meruberge bewogen hatte, in Groß-Aruscha Tragthiere zu kaufen. Von unserem gegenwärtigen Lager aus sollte diese, am Südfuße des Berges gelegene Wakuafi-Ansiedelung nur eine Tagesreise entfernt sein, es schien daher wohl das Vernünftigste zu sein, unsere ganze Karawane hier zu vereinigen. Diesem Plane standen jedoch gewisse Bedenken gegenüber. Dschumbe Kimemeta hatte sich nämlich in Taweta irgendwie verrechnet und unseren Warenvorrath von Hause aus viel zu knapp bemessen. Ein längerer Aufenthalt bei den habgierigen Bergbewohnern konnte daher unseren Warenschatz möglicher Weise so sehr erschöpfen, daß unser Hauptzweck dadurch in Frage kam. Solche Ueberlegungen beschäftigten uns an diesem Abende, nachdem die Eingeborenen sich zurückgezogen hatten, und reifte daraus schließlich der Plan, daß ich am folgenden Morgen nach unserem anderen Merulager zurückkehren, meinen Entschluß jedoch vom Urtheile Dschumbe Kimemeta's abhängig machen sollte. Erlaubte

unser Warenvorrath ein längeres Verweilen am Berge, ohne unsere sonstigen Absichten dadurch zu schädigen, dann hatte ich die ganze Karawane mitzubringen, sonst aber nur die zur Begleichung unserer Schulden nöthigen Tauschartikel.

Am folgenden Tage, um 10 Uhr Vormittags, brach ich mit 14 Leuten in Begleitung auf; ein besonders heftiger Regen, der nicht enden wollte, hatte mich verhindert zeitig Früh abzumarschiren. Raschen Schrittes, so daß ich meine Begleiter bald aus den Augen verlor, eilte ich den Berghang hinab und betrat nach nur 2½stündiger Wanderung den unteren Lagerplatz, wo mein plötzliches Erscheinen ohne Begleitung, und über und über vom Straßenschmutz bespritzt, augenscheinlich allerlei schlimme Befürchtungen wachgerufen hatte, da ich es den Leuten ansehen konnte, wie sehr sie sich durch das fröhliche »Jambo« erleichtert fühlten, das ich ihnen zum Gruße zurief.

Nach den Auskünften Dschumbe Kimemeta's über unsere Warenverhältnisse gab's keinen Zweifel darüber, was ich zu thun hatte. Es stellte sich nämlich sehr bald heraus, daß wir überhaupt nicht mehr daran denken konnten, nach Groß-Aruscha zu gehen, wo stets ein sehr starker Hongo zu bezahlen ist; dermaßen war unser Warenvorrath bereits zusammengeschmolzen. Ich ordnete daher sofort den Aufbruch an, konnte jedoch trotz allen Drängens erst um ½3 Uhr abgehen.

Nunmehr bereits mit dem Meru-Ceremoniell vertraut, hatten wir keine Einlaßschwierigkeiten mehr zu bestehen, obwohl die Eingeborenen für die Rinder, welche wir mitführten, einen eigenen Eingang eröffnen mußten. Beim Thore traf ich Mhoke mit der brieflichen Nachricht Teleki's an, ich möge nicht vergessen, auch Raketen mitzubringen; Graf Teleki konnte nämlich nicht wissen, ob ich mit der ganzen Karawane abmarschirt war oder nur die gewünschten Tauschwaren brachte. Zu dieser brieflichen Mittheilung, die mich etwas stutzig machte, kam noch der mündliche Zusatz, daß ich mich mit der Rückkehr thunlichst beeilen möge, weil Gefahr im Verzuge sei. Man kann sich denken, daß ich daraufhin unsere Schritte zu beschleunigen suchte. Um 4 Uhr setzte jedoch wieder strömender Regen ein, welcher die

lehmigen Pfade schlüpfrig machte, die schwerbeladenen Träger zu sehr vorsichtigem Gehen zwang und uns in unserem Fortkommen ungemein aufhielt. Auch wurde es sehr bald so finster, daß man kaum seinen Vordermann in der Reihe ausnehmen konnte. Erst um 8 Uhr Abends erreichte ich das Lager, wo ich indeß zu meiner Freude und Erleichterung Alles wohlauf fand.

Die Eingeborenen hatten es wirklich versucht, die günstige Gelegenheit zu benützen, um vom Grafen Teleki einen hohen Tribut zu erpressen, doch war der mündlich überbrachte Nachsatz, daß höchste Eile vonnöthen sei, nur der Bangigkeit Mhoke's entsprungen. Bald nach meiner Abreise war der Häuptling Matunda mit seinem Weibe zu Teleki zum Besuche gekommen. Sie war ein ganz reizendes Geschöpf, mit schönen regelmäßigen Zügen und blitzenden Augen, dabei nicht wenig gefallsüchtig — eine Eigenschaft, welche man bei den eingeborenen Frauen verhältnißmäßig selten antrifft. Teleki unterhielt seine Gäste mit allerlei Scherzen, so gut es ging, und damit vollkommen zufriedengestellt, hatten diese zum Schlusse auch nur noch die eine Bitte, die mächtige »Daua« (Medicin) sehen zu dürfen, von welcher sie von unseren Leuten gehört hätten. Graf Teleki versprach, die Daua — in diesem Falle waren Raketen gemeint — kommen zu lassen und beauftragte, wie wir bereits wissen, Mhoke, sie zu holen. Der strömende Regen hatte die große Menge Eingeborener bis dahin vom Lager ferne gehalten; im Laufe des Nachmittags mehrte sich jedoch die Zahl der Krieger in bedenklicher Weise. Eine ungefähr 200 Mann zählende Kriegerschar hatte sich in der nächsten Nähe des Lagerplatzes niedergelassen, ein zweite, ungefähr halb so stark, hielt sich getrennt davon bei einem nahen Bananenwäldchen auf. Aus ihrem Gebaren war unschwer zu ersehen, daß diese wieder Etwas im Schilde führten und Graf Teleki ließ daher auch seine Handvoll Leute — 14 Mann waren ihm geblieben — in unauffälliger Weise zu den Waffen greifen. Nach langem, erregtem Schauri traten die Anführer der großen Kriegergruppe aus dem Kreise heraus und verfügten sich zu Teleki, um auf Beschluß der Versammlung von ihm einen nicht unbedeutenden Hongo zu fordern. Da Teleki in der That über keine Waren

verfügte, konnte er den beiden Rädelsführern nur eine abschlägige Antwort geben. Diese kehrten damit zur Versammlung zurück. Ein kurzer stürmischer Schauri erfolgte, dann überbrachten sie Teleki das Ultimatum: »Sie wären es müde, immer nur mit Versprechungen hingehalten zu werden; Teleki möge den Kriegern, gemäß der Sitte, den Tribut gewähren oder aber von dannen ziehen.« Ihr fester Ton, ihr ganzes Auftreten schien diesmal Ernst zu verrathen. Um Zeit zu gewinnen, antwortete Teleki, daß er sich darüber erst mit dem Häuptling besprechen müsse. Es stellte sich nun heraus, daß die Schar drohender Krieger Eingeborene von Groß-Arusch und nicht vom Meruberge waren. »Der Sultan Matunda hätte ihnen gar Nichts zu befehlen, hier wären sie die Herren,« sagten sie noch zum Schlusse.

Es war nun weder möglich, die Leute weiter hinzuhalten noch zu befriedigen. Graf Teleki mußte sich indeß auch sagen, daß die Eingeborenen ihn gewiß nicht unbehelligt fortziehen lassen würden, daß für ihn daher bei einem Kampfe an Ort und Stelle weit mehr Aussichten auf Erfolg vorhanden wären, als bei einem solchen in dem an Schluchten reichen Terrain, durch welches der Rückzug geführt hätte. Nach dieser Ueberlegung gab er den Abgesandten daher folgende Antwort: »Theilt der Versammlung mit, daß mir nur der Abmarsch übrig bleibt, weil ich keine Geschenke besitze und euere Forderungen somit nicht befriedigen kann; sagt eueren Leuten aber auch, daß ich früher noch auf sie schießen werde.« Dann befahl er seiner Mannschaft mit weithin vernehmbarer Stimme, das Lager zu räumen und zu den Waffen zu greifen. Das war nun ganz gegen die Erwartung der Anführer gewesen, die angesichts des Ernstes, mit welchem die Vorbereitungen sowohl zum Abbrechen des Lagers als auch zum Gefechte betrieben wurden, nun auch von ihren Forderungen abließen und ihrerseits Teleki baten, er möge doch bleiben, da sie es in Groß-Arusch nicht verantworten könnten, wenn er ihretwegen weiterzöge. Teleki versprach daraufhin aus freien Stücken, ihnen ein Geschenk gewähren zu wollen, sobald seine Waren gekommen wären, und so endete auch dieser Tag in friedlicher Weise.

Wie bereits erwähnt, mußten wir unserer knappen Warenvorräthe wegen unsere Absicht, auch Groß-Aruscha zu besuchen, aufgeben. Es lag uns nicht viel daran, weil auch am Meruberge Tragesel zu haben waren; einzelne besaßen die Wameru selbst, andere brachten die Eingeborenen von Aruscha zum Verkaufe. Dafür verlängerten wir unseren Halt am Meruberge, welcher sich, anstatt nur weniger Tage, über die ganze erste Maiwoche erstreckte. Obwohl wir, nunmehr vereinigt und daher doppelt so stark wie früher, die Eingeborenen nicht mehr zu fürchten brauchten, verließen wir den Lagerplatz doch nur ungerne auf längere Zeit, da es bei deren herausforderndem Benehmen während unserer Abwesenheit sehr leicht zu Zusammenstößen kommen konnte. Es geschah auch noch öfter, daß die Eingeborenen eine drohende Haltung annahmen, doch waren wir nunmehr schon darauf eingeschult, wiesen ihnen stets sofort die Zähne und verleideten ihnen auf diese Weise regelmäßig ihre habgierigen Gelüste. Immer waren es Eingeborene von Aruscha, welche die Krieger vom Meruberge zu feindseligem Auftreten aufwiegelten und Erpressungen auszuführen versuchten. Die Küstenleute hatten uns häufig gesagt, es gäbe nur zwei böse Stämme im östlichen äquatorialen Afrika, nämlich die Wakikuju und die Wakuafi von Aruscha a dschu (Groß-Aruscha) und schon nach unseren bisherigen Erfahrungen hatten wir alle Ursache, derselben Meinung in Bezug auf diese letzteren zu sein. Der Charakter der Wameru ist übrigens auch nicht ganz harmlos. Sie sind Wadschagga und wie diese und die meisten Bergbewohner überhaupt ein reges, selbstbewußtes und verhältnißmäßig tapferes Volk. Bisher hatten sie es immer nur mit unterwürfigen Elfenbein- oder Sclavenhändlern zu thun gehabt und daher geglaubt, auch uns in gewohnter Weise mit Drohungen einschüchtern zu können. Wir lernten hier in der That ganz ähnliche Verhältnisse kennen, wie sie Freiherr von der Decken vor nun 25 Jahren am Kilimandscharo angetroffen hat. Die Einwohnerschaft vom Meruberge, deren Zahl sich auf ungefähr 1000 belaufen dürfte, bildet ein selbständiges Gemeinwesen, welches jedoch in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse zur Wakuaficolonie Groß-Aruscha steht. Ihre Anpflanzungen sind am Südabhange des Berges in 1400 bis 1700 Meter

Höhe gelegen. Die Bäche des Meruberges sind im allgemeinen tiefer eingebettet, als jene am Kilimandscharo und liegen die Verhältnisse für künstliche Bewässerungsanlagen daher ungünstiger; der Boden muß dafür ungleich fruchtbarer sein, weil wir nirgends ähnlich üppige Bananen-Anpflanzungen gesehen haben. Die Banane bildet in hervorragender Weise die Hauptnutzpflanze, doch werden daneben auch Bohnen, Mais, Eleusine und in geringer Menge Bataten und rosablüthiger Tabak gebaut. Zudem züchten die Bergbewohner Rindvieh, Ziegen und Schafe und betreiben ebenso die Bienenzucht, welche hier den feinsten Honig einträgt, den wir in Ostafrika angetroffen haben.

Die Wameru leben in zerstreut liegenden Hütten. Meist sind es heuschoberartige Strohbaue, doch gibt es auch solche, welche in ihrer Form den Masaihütten vollkommen gleichsehen, nur größer und nicht mit Erde und Kuhmist, sondern mit den weißlich glänzenden Bananenschaftblättern gedeckt sind. Anklänge an die Masai trifft man bei ihrer steten Berührung mit den Wakuafi von Groß-Aruscha natürlich häufig, sowohl was Sitten und Gebräuche, als die herrschende Mode anbelangt; ebenso hat sich neben dem Kidschagga die Masaisprache stark eingebürgert.

Das Oberhaupt der Wameru, der bereits genannte Matunda, erfreut sich nur geringer persönlicher Macht. In allen inneren Angelegenheiten hat er sich dem Wunsche der Soldateska und in den äußeren dem der Groß-Aruschaner zu fügen. Wir bekamen ihn im Ganzen wenig zu sehen und gar nie, wenn Feindseligkeiten auszubrechen drohten. Wir fragten ihn deshalb auch mehrmals, und er entschuldigte sich stets mit Trunkenheit, die er offen eingestand.

An Männern, Weibern und Kindern fehlte es an unserem Lagerplatze hingegen nie, obwohl es während unseres Hierseins fast täglich und ausgiebig regnete. Vom frühen Morgen bis nach Sonnenuntergang machten eine Menge Eingeborener, in der wir selbst völlig verschwanden, die Lagerrunde unsicher. Unsere Leute hatten ihre Lebensmittel einzutauschen, wir brauchten Esel, kauften auch verschiedene ethnographische Gegenstände ein, es ging bei uns daher wie auf einem Jahrmarkte zu. Für uns Europäer

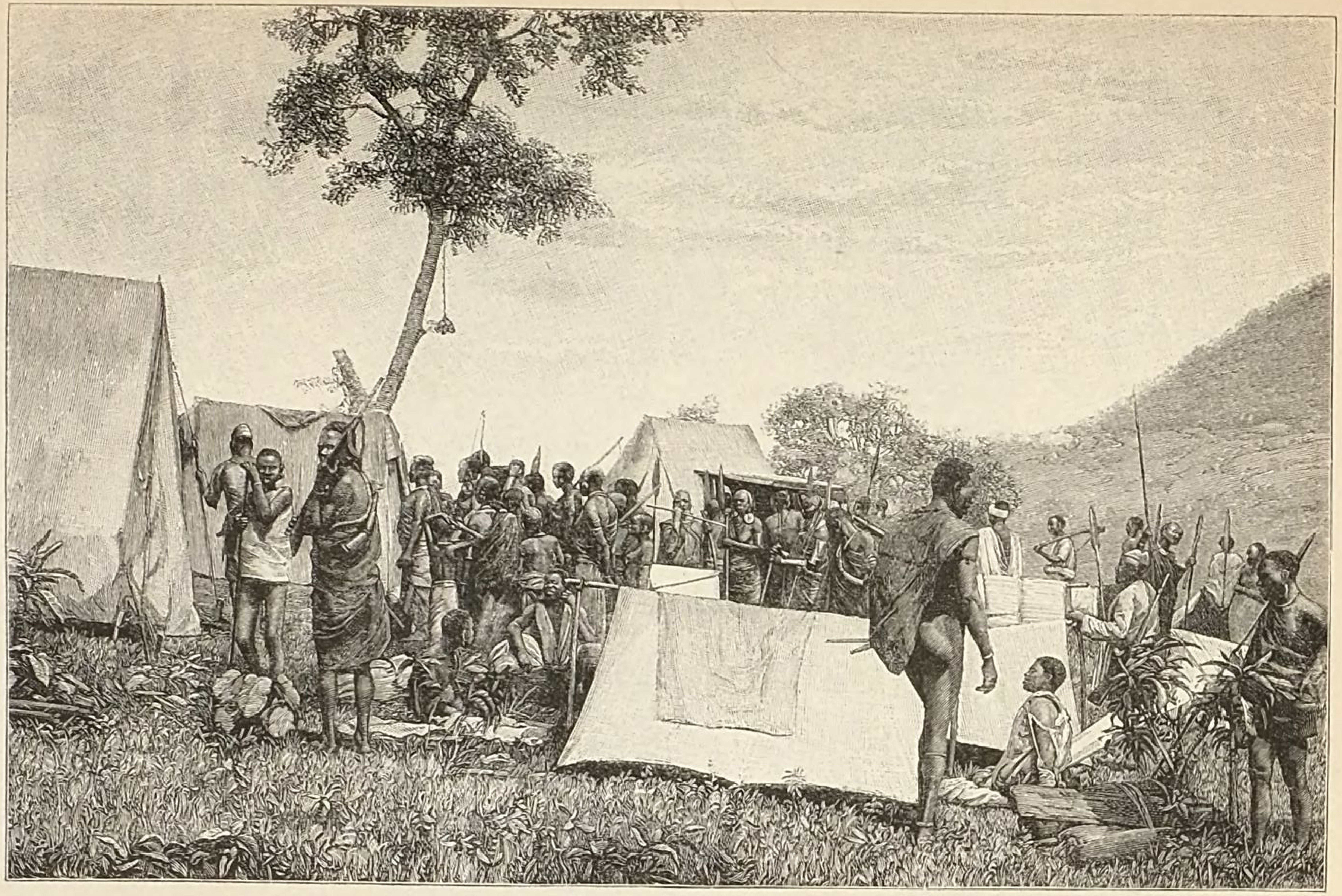
hat es in Afrika entschieden nichts gegeben, was uns so sehr in Harnisch bringen konnte, wie der Tauschverkehr mit den Eingeborenen und nirgends mehr, als gerade hier. Ein solcher ist stets ein umständliches und mit viel Aerger verbundenes Geschäft, da man nicht glauben darf, es mit einfältigen Wilden zu thun zu haben; es ist im Gegentheile überraschend, wie viel schlauen Geschäftssinn selbst ganz unreife Kinder schon entwickeln. Einige Andeutungen mögen genügen. Während des ganzen ersten Tages unseres Aufenthaltes war Dschumbe Kimemeta, ein alter, erfahrener Händler, nur im Stande, einen einzigen Esel zu erstehen. Viermal mußte der Preis desselben festgesetzt werden, denn ebenso oft machte der Eigenthümer des Esels den Verkauf nachträglich rückgängig. Man kann rechnen, daß in zehn Fällen der oder die betreffende Eingeborene fünf Mal die Perlen, oder was es sonst ist, zurück bringt, und die langwierigen Bemühungen sind vergeblich gewesen. Bei einem solchen Handel betheiligt sich fast immer ein ganzer Kreis von Leuten, entweder aus bloßer Neugierde oder um ihre Spitzfindigkeit dabei zu üben; und das macht die Verhandlungen stets so endlos lang, denn wenn auch der Verkäufer selbst schon zufrieden gestellt ist, so sind es doch seine Freunde nicht. Dem Einen gefällt die Stofffarbe nicht, dem Andern ist es überhaupt zu wenig, was der Betreffende dafür erhalten soll.

Unter den Eingeborenen gibt es auch Einzelne, welche das Zustandekommen von Handelsabschlüssen beinahe geschäftsmäßig hintertreiben; solche versuchen die Händler durch ein kleines heimlich zugestecktes Geschenk auf ihre Seite zu bringen. Die Folge davon ist häufig jedoch nur die, daß viele Verkäufe zum Scheine wohl abgeschlossen, sofort aber wieder rückgängig gemacht werden, sobald der Vermittler sein Bachschisch erhalten hat; der Händler ist einfach darum geprellt worden, weil sein guter Freund sich sobald nicht wieder blicken läßt. Wir selbst haben in diesem Lager mit unendlicher Geduld Stoffe, Schießpulver, Draht und dergl. vergeblich abgemessen, haben Stunden und Stunden damit vergeudet, und uns wurde dadurch der Tauschverkehr mit Eingeborenen so gründlich verleidet, daß wir uns in der Folge nur mehr ganz ausnahmsweise damit befaßten.

In Folge der schlechten Wetterverhältnisse beschränkten sich unsere Ausflüge auf die nächste Umgebung. Erst am letzten Tage unseres einwöchentlichen Aufenthaltes bei den Wameru verzog sich das schwere Gewölke, welches die Berglandschaft bis dahin verhüllt gehalten hatte, und bot sich uns Gelegenheit, die höheren Partien und den Gipfel des Meru wenigstens mit dem Fernglase näher zu erforschen. Seine pyramidale Form verräth ihn in unverkennbarer Weise als erloschenen Vulkan, dessen Westnordwest- und Ostsüdost-Seiten gelegentlich eines gewaltigen Ausbruchs zerborsten sind; dabei ist auch die Ringform des Kraters zerstört worden und erscheint nun der Südwestrand desselben als 4462 Meter*) hoher Hauptgipfel, ein an Nordrande stehen gebliebener Rest als 3700 Meter*) hohe Nebenspitze. Ebenso wie am Kilimandscharo fließen auch am Meruberge nur über dessen Südseite verschiedene Bäche hinab, kein einziger jedoch über den Nordabhang; derselbe soll daher auch unbewohnt sein.

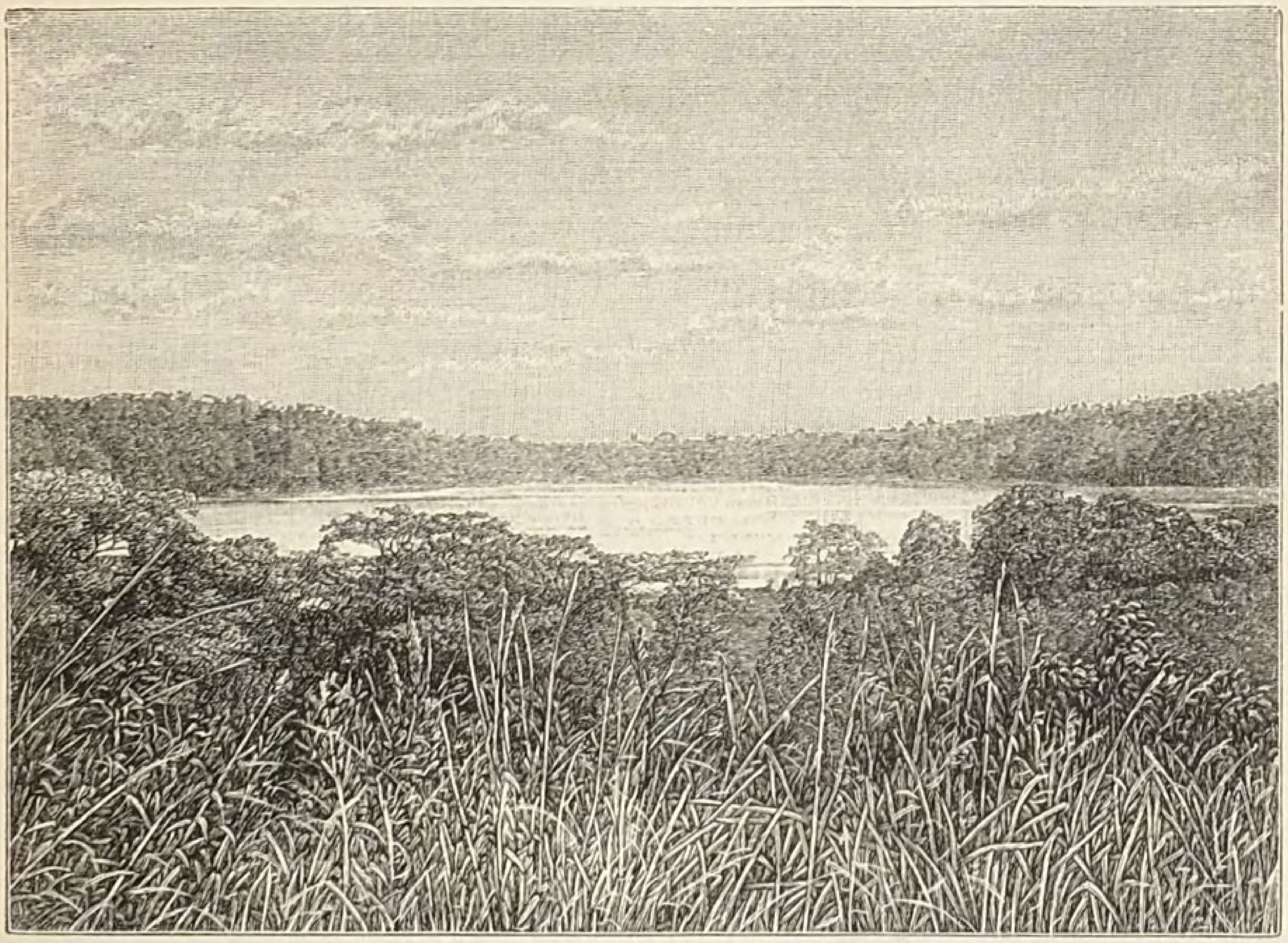
Am Meruberge soll es ständig Elephanten geben und da diese große Verheerungen in den Anpflanzungen anrichten, so meldeten es uns die Eingeborenen stets sofort, sobald sich solche Thiere gezeigt hatten. Wir bekamen indeß nur ein einziges Exemplar zu sehen, welches sich in einem höchst ungünstigen, mit über mannshohem, schilfigem Grase bedeckten Terrain aufhielt, wo eine Jagd ganz unmöglich war. Wir hörten das Thier oft in allernächster Nähe durch's Gras rauschen, mußten jedoch auf Bäume klettern, wenn wir es sehen wollten, und gaben nach langen, vergeblichen Bemühungen die Jagd schließlich auf. Die Eingeborenen, welche uns dabei begleiteten, entwickelten ungemein viel Spürsinn, verdarben jedoch durch ihre Aengstlichkeit, welche sie bei der geringsten Gefahr auf Bäume flüchten ließ, jede Jagd. Gelegentlich dieser Pürschgänge entdeckten wir am Südfuße des Berges einen reizenden, kleinen, von den Eingeborenen Balbal genannten Kratersee. Derselbe hat die Form eines stark abgerundeten, gleichschenkeligen Dreiecks; die Länge zweier Seiten beträgt ungefähr je 800 Meter, die der dritten 500 Meter. Auf dieser letzteren Seite ist das Ufer flach,

*) Nach Dr. O. Kersten's trigonometrischen Aufnahmen.



Bei den Wameru.

sandig, zugänglich; die übrigen Ränder sind 10 bis 30 Meter hoch und fallen senkrecht zur Wasserfläche ab. Die felsigen Wände sind mit einer üppigen, herrlich grünen Vegetation bekleidet. Der See hat weder einen sichtbaren Zu- noch Abfluß; sein Wasser ist klar, durchsichtig, die Farbe ist dunkelblau, die Tiefe des Sees selbst in der Nähe des flachen Ufers groß. Seine Oberfläche ist mit zahllosen Lotosblüthen bedeckt und von



Der Balbalsee.

Scharen verschiedener Wasservögel, hauptsächlich Entenarten, belebt. Die Abhänge des flachkegelförmigen Hügels, welcher den Balbal birgt, sind mit kurzem Steppengrase bewachsen und fallen hauptsächlich nach Süden zu mit sehr geringer Neigung ab.

Während unseres Aufenthaltes am Berge beehrten uns die unternehmenden Eingeborenen Groß-Aruscha's häufig mit ihrem Besuche, selbst deren Leibon war angeblich darunter; er erinnerte sich noch sehr gut des deutschen Reisenden Dr. Gustav Fischer, erzählte uns auch Vieles von ihm

und betheuerte, sein bester Freund gewesen zu sein. Obwohl er mindestens ein Dutzend Mal wiederholte, daß er ein Sultan, und zwar ein großer Sultan sei, trauten wir seinem Galgengesichte doch nicht und behandelten ihn deshalb auch nicht zuvorkommender. Das Rind, welches er uns zum Geschenke machte, glich einem wandelnden Skelette und war offenbar auch dem Leopard, der uns in der folgenden Nacht besuchte, zu mager, da dieser ihm nur den Schwanz abbiß.

Am Morgen des 7. Mai verließen wir den Meruberg, um über Klein-Aruscha und Kahe nach Taweta zurückzukehren. Unsere Karawane hatte einen Zuwachs von zehn grauen Eseln erhalten, mehr hatte man nicht gebracht. Dafür ließ »Msungu«, der eine unserer beiden Maskatesel, seine silberhaarige Haut allda zurück. Ein geschwollenes Maul, sichtliche Athemnoth und heftige innerliche Leibschmerzen waren die hauptsächlichsten Krankheitserscheinungen gewesen; er war binnen 20 Stunden den giftigen Stichen irgend einer Fliegenart erlegen. Wir hatten unsere Reitthiere bisher zwar niemals benützt gehabt, doch schmerzte uns dieser Verlust, da wir nicht wissen konnten, ob wir das brave Thier später nicht schwer vermissen würden.

Wir beabsichtigten frühzeitig abzumarschiren, um von den Eingeborenen nicht allzusehr belästigt zu werden, doch erlitt unser Aufbruch durch einen unserer Leute, der in Folge von Fiebern so herabgekommen war, daß wir ihn zurücklassen mußten, eine arge Verzögerung. Wir übergaben ihn der Obhut eines angesehenen und Vertrauen erweckenden Merumannes und sorgten natürlich auch für seine Verpflegung und das weitere Fortkommen.

Unser Weg führte eine Weile dem Magsurufluſſe entlang, dann überschritten wir diesen und zogen im Osten des Balbalsee, knapp an demselben vorbei, weiter. Ein heiterer Himmel wölbte sich über der Landschaft und uns schien die ungewohnte Sonnengluth schier unerträglich, als wir aus den kühlen Bergregionen heraus und wieder in die dürre, baumlose Steppe hinabgelangt waren. Mittags lagerten wir am Akatiflusse; derselbe entspringt auf dem Meruberge, bekommt später durch den Magsuru alle weiteren südlichen Abflüsse dieses Berges zugeführt und mündet in den

Darjamafluß. Spät am Nachmittage erfreuten wir uns eines herrlichen Anblicks. Hart zu unserer Linken ragte die dunkle, fast schwarze Pyramide des Meru aus der gelben Steppe auf, weiterhin aber in duftigen Farben der Kilimandscharo, dessen schneeige Gipfel in den Strahlen der untergehenden Sonne glitzerten — ein Bild erhabenster Majestät. Neuer Schnee, welcher am Kilimandscharo gefallen war, bedeckte den ganzen Sattel und reichte, wie es schien, nahezu bis zur oberen Urwaldgrenze hinab. Wir beobachteten an dem Tage auch den dritten, am Nordwesthange aufsitzenden Kilimandscharogipfel; da er bedeutend niedriger ist und nicht über die Wolkenbank emporragt, welche die mittleren Bergregionen des Kilimandscharo so häufig verhüllt, hat man nur selten Gelegenheit, denselben zu sehen.

Am 8. marschirten wir längs des Akati weiter, nahe bis zu seiner Vereinigung mit dem Magsuru, an dessen linkem Ufer wir unter einigen uralten Sykomoren nächtigten.

Während dieser beiden Märsche waren wir nur vereinzelten Masai begegnet, welche, im Späherdienste begriffen, eben Rundgänge durch dieses Grenzgebiet zwischen dem Masailande und dem Gebiete Groß-Aruscha's ausführten; erst am Darjamaflusse sollten wir größere Mengen antreffen, was uns mit Rücksicht auf unseren geschwundenen Warenvorrath nicht gerade erwünscht war. Um denselben zu entgehen, wurde für den folgenden Tag ein Doppelmarsch beschlossen, da uns ein solcher über das Masaigebiet hinausbrachte. Wir brachen früher auf und bewegten uns auch rascher als gewöhnlich dem in der Ferne auftauchenden Vegetationssaume des Darjama zu. Dieser Fluß entspringt als Schamburáj wahrscheinlich auf der Südwestseite des Meruberges. Im östlich gerichteten Mittellaufe heißt er Darjama, im Unterlaufe Ronga. Der Schamburáj-Ronga vereinigt alle südlichen Abflüsse des Meruberges und führt sie dem Ruvu oder Panganiflusse zu; dieser letztere entwässert somit das gesammte Kilimandscharo- und Merugebiet.

Nach vierstündigem Marsche standen wir am Darjama. Der Fluß hatte eine Breite von 18 Meter, war über eine Mannshöhe tief und führte

nicht geringe Wassermengen; die Farbe des Wassers war schmutzig und trübe. Ein quer über denselben gestürzter Baumriese ermöglichte einen raschen, wenn auch schwierigen Uebergang, worauf wir uns in dem drüberen, durch armdicke Schlinggewächse dichtverwebten Uferdickicht niederließen, um eine längere Mittagsrast zu halten.

Um $1^1/_2$ Uhr Nachmittags setzten wir unseren Marsch fort und bezogen erst bei untergehender Sonne einen von den Händlern Mikindumi genannten Lagerplatz am Darjama; der Pfad hatte längs des Fußes der flachrückigen Tschatschameberge, in 500 bis 1000 Meter Entfernung vom Flußdickichte weitergeführt. Diese Landschaft machte auf uns einen eigenartig einsamen, dabei fremdartigen Eindruck. Die Berge hatten andere Formen, die Flora war weit mannigfaltiger und bestand aus auffallend vielen, uns neuen Arten. Einen Augenblick überraschten uns diese Beobachtungen, doch sahen wir bald, daß diese auffallende Verschiedenheit mit dem Wechsel in der Bodengesteinsart im Zusammenhange stand. Wir hatten das Vulkangebiet verlassen und wandelten vom Mittag an auf metamorphischem Boden. Weißer Kalkstein lag in Form von Gerölle sowohl, als auch in großen Felsblöcken häufig herum; hier und da traten jedoch noch Lavaschichten zu Tage. Während des Marsches waren weiter in den Bergen liegende Felsabbrüche zu sehen, die wie schneeiger Marmor glänzten.

Wild, hauptsächlich Antilopen, gab es da in Mengen, doch wir hatten einen weiten Marsch vor uns und mußten unsere Jagdgelüste zügeln. Graf Teleki schoß daher auch nur eine Gnuantilope. Auch jener eigenartige Hornvogel, den Graf Teleki schon früher während seines Marsches nach Masinde angetroffen hatte, fand sich häufig vor; er bewegte sich in kleinen, 3 bis 5 Stück zählenden Gesellschaften im Grase herum, flog schlecht und nur ungerne. Ich erlegte ein Exemplar, um es näher zu besehen; es war schlecht befiedert und wies viele nackte Hautstellen auf.

Der Mikindumi-Lagerplatz befindet sich in einer scharfen Biegung, welche der Flußlauf nach Norden macht; dazu zwingen diesen die Mikinduniberge, eine wenig bedeutende Hügelkette, welche der Nordseite der

Ssogonojkette vorgelagert ist. Unser nächster Marsch bewegte sich zwischen diesen Vorbergen und der Ssogonojkette hindurch und blieb der Fluß deshalb auch die ganze Zeit über unseren Blicken entzogen. Zu Beginn des Marsches stieg der Weg nicht wenig (170 Meter) an, fiel jedoch später wieder ab. Obwohl der Boden steinig oder sandig war, mangelte es nicht an guter Bewachsung und es umgab uns zeitweise sogar eine herrliche Vegetation, die eben im schönsten Blüthenschmucke prangte; Baobabs und Akazien machten den Waldbestand aus. Während des ganzen Marsches fand sich nur ein einziger Wassertümpel vor und schmeckte auch dessen trübgrüner Inhalt untrinkbar salzig. Dabei herrschte eine wahre Glühhitze, weil der blendend weiße Boden die erbarmungslos sengenden Sonnenstrahlen voll und ganz zurückwarf. Unter solchen Verhältnissen war es kein Wunder, wenn dies Alles Kidschuma w. Muynura, einem unserer Wanyamwezitträger, schließlich zu viel wurde und in seinem rebellischen Gehirne der Gedanke zur Reife kam, durch ein schlaues Kunststück wenigstens seiner niederträchtigen Last loszuwerden. Es war zur heißesten Mittagsstunde, als ich mitten auf dem Pfade einen Mann fand, der sich am Boden wand und mit Händen und Füßen um sich schlug, wie wenn er im Sterben läge; dazu stieß er entsetzliche Schmerzensschreie aus. »Kidschuma, um Gotteswillen, was ist's mit dir,« fragte ich überrascht, und »Herr — ich — sterbe« war seine schwer und in Absätzen hervorgebrachte Antwort. Der Mann schlug weiter um sich, beruhigte sich wohl zeitweise und sein Stöhnen ward dann schwächer; für Momente lag er wie leblos da. Andere Leute, Träger und Askari kamen heran und bildeten einen theilnahmsvoll gestimmten Kreis um ihn herum. Mehrere Male glaubten wir Alle, er hätte ausgelitten, doch entrangen sich noch schwache stöhnende Laute seiner Brust; ich wußte da weder Rath noch Hilfe und begnügte mich auch, ihn mitleidsvoll zu beobachten. Mit der Zeit beschlichen mich jedoch gewisse Zweifel, Anfangs leise, doch bald stärker. Und je länger ich seinen Bewegungen folgte, um so fester drängte sich mir die Ueberzeugung auf, daß hier nur das Mittel am Platze sei, welches den Märchen und Erzählungen zufolge zum Austreiben des bösen Geistes angewendet wurde. Und siehe da! Ich hatte

Charscho kaum befohlen, die Karbatsche zu ergreifen und den Mann vom Teufel zu befreien, und schon konnte sich der arme Besessene erheben und uns versichern, daß ihm bereits wohler sei.

Málago tembo, ein bereits vom Baron van der Decken und von Dr. G. Fischer besuchter Lagerplatz, hätte an dem Tage unser Ziel sein sollen, wir waren jedoch schon weit darüber hinausgekommen, als Dschumbe Kimemeta, dem der Marsch, obwohl er getragen wurde, viel zu lange dauerte, uns erst darauf aufmerksam machte. Málago tembo ist eine ganz gleichgiltige Stelle im Uferdickicht des Rongaflusses und so gut oder schlecht, wie irgend eine andere an diesem Flusse. Wir bogen daher einfach im rechten Winkel vom Wege ab und steuerten durch Dick und Dünn auf dem kürzesten Wege dem Rongaflusse zu, dessen Auen wir auch sehr bald erblickten. Ein alter einsamer Büffelstier, der sich denselben schattigen Ort, nach welchem sich die Karawane eben hinbegeben wollte, zum Mittagsruheplätzchen gewählt hatte, erwachte zum Glücke zur rechten Zeit. Mit einem raschen Satze war er aus dem Dickichte heraus auf die Lichtung gekommen und stand nun Angesichts der ganzen dichtgedrängten Karawane da, mit trotzig erhobenem Kopfe. Graf Teleki befand sich kaum 30 Schritte weit vom Büffel und war auch schußbereit, durfte jedoch nur losdrücken, wenn das Thier Miene machte, anzugreifen, weil anders das Leben zu vieler Leute in Gefahr gekommen wäre. Der alte Einsiedler sah sich die festgebannte Karawane jedoch nur eine Weile an, brummte ärgerlich und machte sich dann davon.

Am darauffolgenden Morgen marschirten wir in 500 bis 800 Meter Entfernung vom Flusse nach Süden, durch eine von zahlreichem Wild belebte Landschaft. Aus verschiedenen Anzeichen war zu ersehen, daß die Gegend häufiger von Menschen begangen wurde, und es überraschte uns demnach auch nicht, einzelnen Masai zu begegnen; diese brachten uns nach $2\frac{1}{2}$stündigem Marsche zur Uebergangsstelle an den Rongafluß.

Ein Blick auf die Karte muß zur Frage führen, warum wir wohl auf einem solchen Umwege nach Klein-Aruscha gegangen seien. Wir waren mit einem Boote ausgerüstet und hätten daher den Rongafluß an jeder

beliebigen Stelle überschreiten können. Daran hatten unsere Führer wohl nicht gedacht, als sie uns zu jener Rongaflußstelle führten, an welcher sie selbst ihn zu überschreiten pflegen; und da uns keine Möglichkeit geboten war, uns über die relative Lage der fraglichen Orte zu orientiren, konnten wir auf ihre Absichten auch keinen Einfluß üben.

Der Rongafluß war an der Furth 30 Meter breit, in der Mitte 2 bis $2^1/_2$ Meter tief und floß mit ziemlich starker Strömung; der Uebergang mußte daher mittelst Boot bewerkstelligt werden. Eine fliegende Fähre

Hinüberschaffen der Esel.

hatten wir bald eingerichtet, und Ladungen und Leute waren damit auch um so rascher hinübergeschafft, als ein schwerer, andauernder Landregen uns zu beschleunigter Thätigkeit anregte. Zum Schlusse kamen unsere Rinder und Esel. Unter der Führung einer alten Kuh, welche die Wechselfälle des Wanderlebens zur Genüge kannte, da wir sie schon seit Masinde mit uns führten, stürzten sich die Ersteren muthig in die Fluth, kämpften wacker und besonnen gegen die Strömung an und erreichten auch mit Leichtigkeit das andere Ufer. Nicht so die Grauen. Diese waren natürlich früher abgesattelt worden, hatten auch Gelegenheit gehabt, im saftigen Grase zu schwelgen, und mußten, als sie schließlich an die Reihe kamen, erst langsam zum Stromufer hingelockt, dann aber von unseren Leuten umringt und mit fürchter-

lichem Geschrei und sausenden Stockhieben übers Ufer getrieben werden. Mit dem Kopfe hoch über Wasser schwammen sie hinüber, Anfangs ganz tapfer, jedoch nicht weiter, als bis über die Mitte des Flusses. Dort angelangt stutzten sie, gaben mit einem Male ihre Bemühungen auf und ließen sich, eine Beute des Stromes, willenlos flußabwärts treiben. Wir alle hatten ihrem Uebergange mit gespannter Aufmerksamkeit zugesehen und stürzten nun in den verschiedensten Richtungen davon, um von den Grauen zu retten, was noch zu retten war. Nun erst entdeckten wir, daß wir uns auf einer Insel befanden. Flußarme umgaben uns auf allen Seiten und verhinderten uns zu den Thieren zu gelangen, die in ermattetem Zustande weiter flußabwärts in einem Gewirre von Canälen auf seichten Stellen gestrandet waren. Und nirgends konnte man der senkrechten erdigen Ufer, hauptsächlich aber der überhängenden Büsche wegen, zum Wasser gelangen. Es dauerte eine geraume Weile, bevor wir uns orientirt hatten, dann aber wurde das Rettungswerk in entschiedener Weise angepackt. Zugänge zum Wasser wurden ausgehauen, Uferböschungen abgegraben und die Thiere schließlich mittelst Tauen ans Land geholt. Nach sechsstündiger, schwerer Arbeit hatten wir die Genugthuung, unsere ganze Eselherde wieder beisammen und im Trockenen zu sehen.

Wir hatten damit den Hauptfluß überschritten und es lagen noch zwei Nebenarme desselben vor uns. Der erste war nur 4 Meter breit, doch tief und reißend; auch säumten ihn steile, erdige Ufer ein. Ein quer darüber gestürzter Baum vermittelte den Uebergang und unsere Leute konnten hurtig darüber hinwegeilen; um so größere Schwierigkeiten bot das Hinüberschaffen der Thiere. Der Baumstamm ragte zur Hälfte ins Wasser hinein; daran brach sich das Wasser mit bedeutender Gewalt und schäumte wie ein gestauter Mühlbach. Zwei unserer Ochsen waren da unbeaufsichtigt hineingesprungen, jedoch nicht im Stande gewesen, die Ufer zu erklimmen, denn die Strömung hielt die dem Ertrinken nahen Thiere fest an den Baumstamm gepreßt. Da war höchste Eile vonnöthen und weil es nicht anders ging, tauchten wir sie mit kräftigen Tritten noch tiefer hinein, so daß das Wasser sie unter dem Baumstamm hindurch fortführen konnte; weiter

flußabwärts kamen sie wieder an die Oberfläche und kämpften nun schon mit den letzten Kräften gegen den Strom an. Dem einen der beiden Thiere gelang es, irgendwo das Ufer zu erreichen, das andere sahen wir eine Strecke weiter flußabwärts einem Krokodile zum Opfer fallen. Unsere kaum geretteten Esel zogen wir mittels Tauen hinüber, um sie nicht wieder Gefahren auszusetzen. Sie geriethen dabei stets tief unter Wasser und erreichten das Ufer in halberstícktem Zustande, doch gab's keinen anderen Weg; ebenso verfuhren wir beim zweiten Nebenarme.

Diese schweren Arbeiten mußten von einem kleinen Häuflein von Leuten ausgeführt werden, die zurückgeblieben waren, indeß die übrige Karawane ihren Weg nach Klein-Aruscha aufgenommen hatte. Trotz des fortwährend strömenden Regens und nüchternen Magens arbeiteten wir unverdrossen, bis der letzte Esel hinübergeschafft war, was bis 8½ Uhr Abends währte. Manwa Sera, unser alter Anführer, that sich dabei ganz besonders durch Geschick und Thatkraft vor den Andern hervor und tilgte so mit einem Male das ganze Sündenregister, das er bei uns stehen hatte. Unsere armen Grauen, welche durch diesen dreimaligen Flußübergang schwer hergenommen waren, standen nun am Uferrande mehr todt als lebendig beisammen und rührten sich nicht von der Stelle; erst nachdem sie eine Strecke weit buchstäblich fortgeschoben und gezogen worden waren, setzten sie sich in Bewegung. Ein einstündiger Marsch zu später Abendstunde über die 10 bis 20 Centimeter hoch mit Wasser bedeckte Steppe nach Klein-Aruscha beschloß das harte Tageswerk.

Unsere Zelte waren mitten im Lager einer 170 Mann starken Handelskarawane aufgeschlagen worden, weil dies der einzige trockene Platz war, den es gab. Diese Karawane war in Leikipia gewesen und wartete bereits seit zwei Monaten auf eine andere, welche nach Ngabóto, einer im Norden des Baringosees gelegenen Landschaft, gegangen war. Sie hatte große Elfenbeinvorräthe gesammelt, und wie sie sich ausdrückten, eine »biàschera kú«, ein gutes Geschäft, gemacht. Ihren Schatz hielten sie der Feuersgefahr wegen in der Erde vergraben. Die Führer der Karawane, mit Mpujui, dem besten Kenner der Masaisprache und Freunde Dschumbe Kimemeta's an der

Spitze, waren dem Grafen Teleki bei seiner Ankunft in freundlichster Weise entgegengekommen und hatten sich auch sofort mit ihrer aus schönem, weißem Maismehl bestehenden Liebesgabe eingestellt.

Klein-Aruscha oder Unteres Aruscha (Aruscha a tschini), wie es im Lande eigentlich heißt, ist eine Ansiedlung von Wakuafi, die in physischer Beziehung ähnliche Verhältnisse wie Taweta aufweist. Auf allen Seiten von Flüssen umgeben, konnten die Eingeborenen den Waldschutz leichter entbehren; ein solcher ist auch in viel geringerem Maße vorhanden. Dieser Platz wird von den Handelskarawanen ebenso häufig wie Taweta als Vereinigungsort vor dem Antritt einer Reise oder nach Vollendung einer solchen benützt; die Wahl des Ortes, ob Taweta oder Aruscha, hängt von der Richtung des Reisezieles ab. Vier Wege führen von der Küste nach dem Masailande. Der östlichste geht durch Ukambani nach Ngongo Bagáß. Der zweite führt hart um den Ostfuß des Kilimandscharo herum nach Norden; ein weiterer geht zwischen dem Kilimandscharo und dem Meruberge hindurch. Der westlichste schließlich berührt Groß-Aruscha und wendet sich im Westen des Meru nach Norden. Des großen Hongo wegen, den die räuberischen Eingeborenen von Groß-Aruscha begehren, wird die westlichste Route meist nur bei der Rückkehr aus dem Masailande gewählt. Von heimkehrenden Karawanen pflegen nämlich die Eingeborenen des Masaigebietes nur einen mäßigen Tribut zu verlangen, von der ganz richtigen Voraussetzung ausgehend, daß diese ihre sämmtlichen Waren in Elfenbein umgesetzt haben. Den von Groß-Aruscha dennoch gestellten Anforderungen pflegen die rückkehrenden Karawanen mit ihren nunmehr überflüssig gewordenen Gewehren Genüge zu leisten, weshalb man dort bereits eine große Zahl solcher findet. Die Handelskarawanen dieser Gebiete umfassen immer eine Vereinigung einer größeren Zahl von sogenannten »tádschiri«, d. h. Reichen; die meisten, eigentlich alle, sind indeß ganz arme Schlucker, weil der Elfenbeinhandel den Leuten sehr häufig nichts oder nur wenig einträgt. Die Gewinnenden dabei sind einzig und allein deren Gläubiger, die ruhig an der Küste lebenden Indier. Um den sonst unabwendbaren Wettbewerb beim Einkaufe des Elfenbeins im Inneren zu vermeiden, hat sich ein »schirka«

genanntes System eingebürgert, nach welchem alle Händler einer Karawane am Gewinne oder Verluste nach Maßgabe ihres Warenbesitzes betheiligt sind; es werden mit anderen Worten Compagniegeschäfte betrieben. Um die schließliche Theilung vornehmen zu können, vereinigen sich die Karawanen noch vor dem Erreichen der Küste entweder in Taweta oder in Klein-Aruscha, weshalb man an diesen Orten so häufig Karawanen-Abtheilungen findet, welche auf andere, die noch ausständig sind, warten. Die Theilung des gewonnenen Ertrages der Reise könnte einfacher und auch gerechter nach dem Verkaufe des Elfenbeins in Geldeswerth stattfinden, doch geschieht dies nicht, weil die Gläubiger aller dieser Leute auf der Bezahlung in Elfenbein bestehen. Für die Heimkehr zur Küste bereiten sich die Masai-Handelskarawanen immer in besonderer Weise vor. Noch während der Reise fertigen sie allerlei groteske Phantasiecostüme an, um damit angethan in ihrer Heimat die verschiedenen Tänze und Gesänge vorzuführen, welche sie den Eingeborenen abgelauscht haben. Ein solches Schauspiel führte man am folgenden Tage uns zu Ehren auf, und wir genossen dabei

Eingeborener von Klein-Aruscha.

den fremdartigen Eindruck eines von Negern aufgeführten Fastnachtscherzes. Selbstverständlich erhielten sie für ihre Aufmerksamkeit ein entsprechendes Bachschisch, um welches ihnen ja zu thun gewesen war.

Nach diesen Spielen brachten die Händler einen ihrer Leute, welcher gelegentlich eines Ueberganges über den Ronga von einem Krokodile erfaßt worden war. Sein Arm war in schauderhafter Weise zugerichtet, dabei die Wunde bereits mehrere Wochen alt und sehr vernachlässigt, doch machte sich Graf Teleki daran, schnitt herabhängendes Fleisch und Hautfetzen mit Messer und Schere weg und docterte über eine Stunde lang daran herum, ohne indeß den Leuten viel Hoffnung zu machen, daß der Mann seinen Arm jemals wieder werde gebrauchen können. Wie wir später erfuhren, genas derselbe vollständig.

Am 13. Mai marschirten wir wieder, doch nur wenig über eine Stunde weit, bis zum Mailedscha, einem Seitenarme des Ronga; derselbe zweigt bei Deckens Málago-tembo-Lager ab und bildet die Nordgrenze von Klein-Aruscha. Der Weg hatte zeitweise zwischen den Anpflanzungen der Eingeborenen hindurchgeführt; dieselben bestanden hauptsächlich aus Bohnen- und Maisfeldern, in der Nähe des Flusses ausschließlich aus Bananen. Wir überschritten den Fluß an einer Stelle, wo massenhaft abgelagerte Holzstücke eine theilweise Verbindung der beiden Ufer herstellten; einige tiefere Stellen füllten wir selbst noch aus und konnten wir danach denselben beinahe trockenen Fußes passiren. An der Furth war der Fluß ungefähr 20 Meter breit, seicht, doch ziemlich reißend. Um $1^1/_2$ Uhr war der Uebergang bewerkstelligt und wir lagerten daraufhin im dichten Ufergebüsch. Hier verloren wir »Sim« (der Blitz), unseren dritten und letzten Reitesel, ebenfalls in Folge giftiger Fliegenstiche, binnen weniger Stunden.

Nach einem sechsstündigen ausgiebigen Marsche, den wir am folgenden Tage ausführten, sahen wir uns am Rande des Waldes von Kahe angelangt. Der Weg führte im Verlaufe der ersten zwei Stunden dem Rande eines während der Regenzeit sumpfigen Buschwaldes entlang; dann kamen wir durch eine nackte Sandsteppe, die sich bis in die Nähe des Waldes von Kahe erstreckt. Der Wald von Kahe ist lichter und der Marsch durch

denselben daher nicht mit solchen Unannehmlichkeiten verbunden, wie sie der Wald von Taweta bietet; diese Entdeckung war uns, besonders nach dem überstandenen, beschwerlichen Marsche, doppelt angenehm. Hoch oben, in den Wipfeln der schattigsten Bäume des Waldes sahen wir zahlreiche Exemplare der ausgezeichnet schönen, südlichen Colobus Guereza-Art ihr Wesen treiben, auf die wir auch sofort Jagd machten. Diese Colobus-Varietät zeichnet sich vor der abessinischen durch den langen, weißen und seidenweichen Behang des Schwanzes aus; sieben Stück fielen unseren Kugeln zum Opfer.

Nachdem wir den Waldsaum passirt hatten, gelangten wir zu dem hier 10 Meter breiten und 2 Meter tiefen Unterlauf des Kirerema. Ein schlüpfriger Baumstamm, den unsere Leute mit einiger Vorsicht benützen konnten, führte hinüber, doch blieb der Uebergang für unsere Thiere der erdigen Ufer wegen mit Schwierigkeiten verbunden. Eingeborene kamen uns da entgegen und beklagten sich, daß wir mit den Affen des Waldes so schonungslos verfahren seien, ließen jedoch den Gegenstand fallen, als sie merkten, daß es uns ganz gleichgiltig war, was sie thaten oder sprachen, und wurden rasch unsere Freunde. Die Felle dieser Affenart, welche nur im Walde von Kahe häufiger ist, sonst aber selten angetroffen wird, sind nämlich sowohl bei den Masai, wie bei den übrigen Eingeborenen des Kilimandscharogebietes sehr geschätzt, weil sie als Kriegszierrath Verwendung finden. Die Eingeborenen brachten uns dann die schönsten Bananen, die wir je gesehen, zum Geschenke und geleiteten uns zu einer im Walde gelegenen Wiese, einem so reizenden Platze, wie es in ganz Taweta keinen gab, wo wir lagerten. Da wurde man vom Walde, der nur an einer Seite unseren Lagerplatz begrenzte, nicht erdrückt und konnte sich sogar des vollen Anblicks des Kilimandscharo erfreuen, wenn der Himmel günstig gestimmt war. Hier gefiel es uns und hier blieben wir deshalb auch noch einen weiteren Tag. Die Eingeborenen waren weder zudringlich, noch bettelten sie. Sie brachten Bananen, Bohnen, Mais, Bataten, Tschoroko und den hellsten Honig zum Verkaufe, den man sich denken kann; selbst an Ziegen fehlte es nicht, doch waren diese theuer. Von unseren Tausch-

mitteln war Merikani am meisten begehrt, doch begnügte man sich gerne mit Pulver, dickem Kupferdraht, Sambáj und den kleinen Dschaggaperlen als Gegenwerthen; nach den schönen Mboro- und Ukutaperlen hingegen war keine Nachfrage. Die Eingeborenen sind mit den Wataweta stammesverwandt; sie leben unter denselben Verhältnissen, sehen diesen in ihrer äußeren Erscheinung nahezu gleich und sprechen auch dieselbe Bantu-Mundart.

Am Nachmittage ging Graf Teleki auf Affenjagd aus und kehrte mit fünf Fellen zurück, so daß wir an solchen jetzt ein ganzes Dutzend besaßen, die nun alle sorgfältigst haltbar gemacht werden mußten.

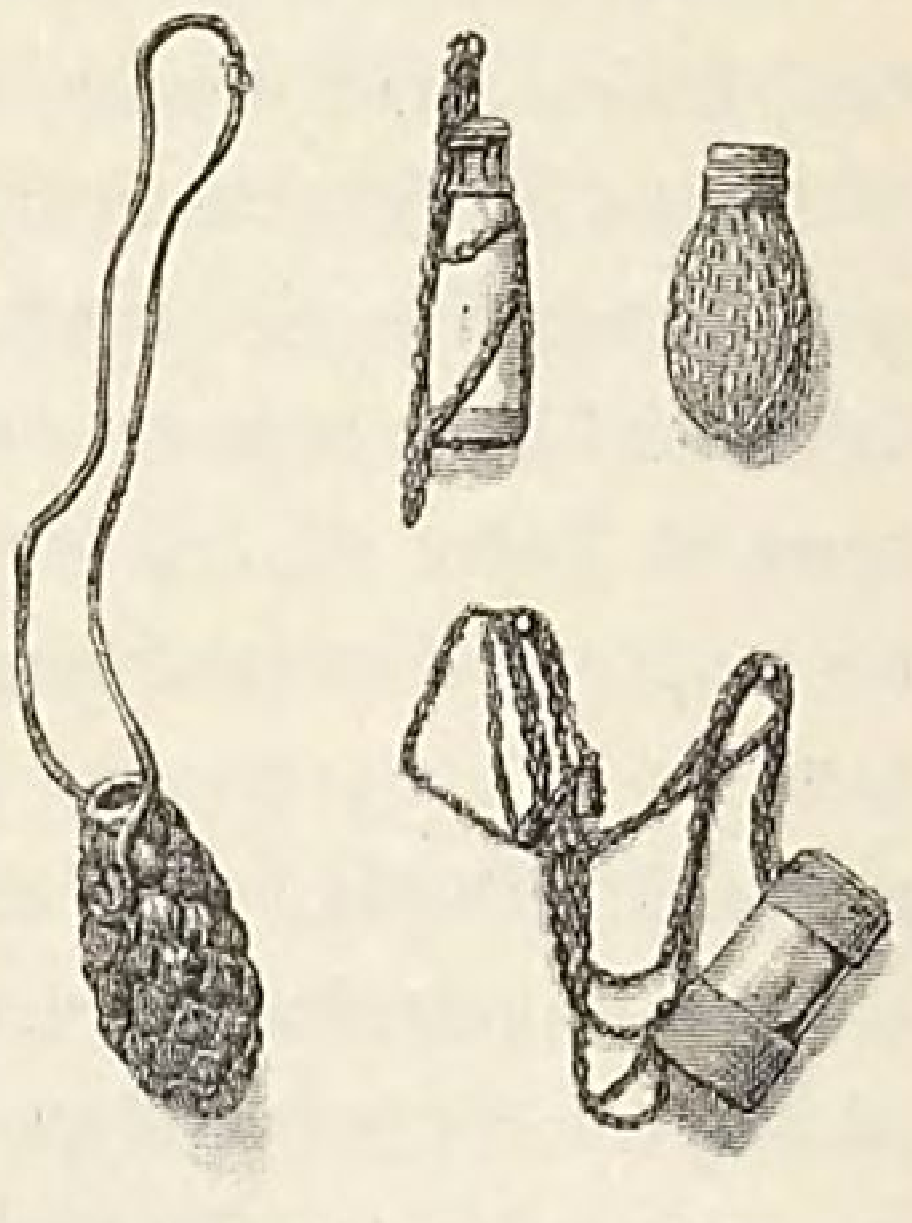
Wir würden uns von Kahe schwer getrennt haben, wenn die Witterungsverhältnisse es erlaubt hätten, uns auch der schönen Landschaft zu erfreuen; so aber regnete es häufig, und zwar nicht in der andauernden, gleichmäßigen Weise wie früher, sondern in Form von Gewittern — ein sicheres Zeichen, daß die Regenzeit zu Ende ging.

In der Umgebung unseres Lagerplatzes hatte es wohl Bananenpflanzungen, jedoch keine Hütten gegeben. Den bewohnten Theil von Kahe passirten wir erst am folgenden Marschtage. Die Wakahe haben sich hauptsächlich am rechten Ufer des Mualeniflusses niedergelassen, und das von ihnen eingenommene Gebiet ist langgestreckt und schmal. Wir hätten es auf unserem östlich gerichteten Marsche auch bald hinter uns gehabt, wenn die Ufer und die Strömungsverhältnisse des Mualeni nicht abermals die langwierige Arbeit des Hinüberziehens unseres Vieh's mittels Tauen erfordert hätten; selbst die so geschickten Rinder mußten wir da auf diese Weise hinüberschaffen. Mit diesem Flusse hörte die im Kilimandscharogebiete gewöhnliche Buschvegetation fast plötzlich auf und trat weiterhin die verzweigte Dompalme alleinherrschend auf; erst beim Himoflusse fanden sich wieder Laubbäume, zumeist Akazienarten und Baobabs. An der Uebergangsstelle war der Himo 15 Meter breit und 1 Meter tief; glücklicher Weise vermittelte ein kolossaler, vollkommen gerader und astloser Baumstamm den Uebergang, und wir lagerten bald an seinem jenseitigen Ufer.

Am nächsten Tage, dem 17. Mai, sollte unsere Rundreise zum Kilimandscharo und zum Meru ihr Ende erreichen. Nicht nur für unsere

Begleitung, auch für uns hatte der Gedanke daran viel Erfreuliches, weil der Reiz des Reisens durch die fortwährenden Regen sehr abgeschwächt worden war. Der folgende Morgen brach zwar klar und heiter an und der Himmel sah in seinem fleckenlosen, blauen Gewande so unschuldig drein, als ob er gar nicht zu regnen vermöchte, doch erinnerten uns die feuchten Kleider am Leibe zu deutlich an die vergangenen Tage.

Wir hatten die Wahl zwischen zwei Wegen. Da der südliche nach den erhaltenen Auskünften fast fortwährend durch dichten Wald führen sollte, entschieden wir uns für den anderen Weg und schlugen eine Richtung ein, die genau auf das Südende der Hügelreihe zuführte, an deren Nordende wir 36 Tage zuvor die erste Nacht nach unserem Aufbruche von Taweta verbracht hatten. Die Landschaft war Anfangs eben und begann erst in der unmittelbaren Nähe der Hügel zerrissener und der Pfad schlechter zu werden. In dem unebenen, steinigen Terrain hatte Graf Teleki, der wie gewöhnlich an der Spitze der Karawane marschirte, das Glück, eine kleine Straußenherde zu überraschen, die sich eben dem süßen Nichtsthun hingab. Mit dem ersten Schusse streckte er eine Henne nieder, mit dem zweiten verwundete er einen Hahn, welcher leider entkam. Das Straußenweibchen war ungemein fett und unsere Leute jauchzten beim Anblicke der dicken, schöngelben Fettschichte auch helllaut auf. Der Vogel war jedoch in der Mauser begriffen und sein Balg daher werthlos.



Schnupftabaksdosen aus dem Kilimandscharo-Gebiete.

Vom niedrigen Hügelrücken aus bot sich uns ein herrliches Landschaftsbild. Der stille Wald von Taweta lag vor uns, vom warmen Sonnenschein übergossen, ein Bild der Ruhe und des Friedens. Blaßblaue Rauchsäulen kräuselten daraus zum Himmel empor und führten eine Sprache, zu beredt, um nicht verstanden zu werden, zu verführerisch, um

nicht die Herzen unserer Neger in Aufruhr zu versetzen. Mit vor Freude leuchtenden Augen blickten auch unsere Leute auf ihren geliebten Wald herab und brachen in einen Jubel aus, wie wenn sie ihr Himmelreich erschaut hätten. Taweta! Taweta! Am ergriffensten schien Gezilah, ein kohlschwarzer Halbaraber, gewesen zu sein, welcher mit erhobenen Händen und mit vor Inbrunst bebender Stimme nun gar seinen Herrn zu preisen anhob: »Allâh akbâr! Lâ illâh îla el Allâh wa muhammed rasul Allâh!«

Mit dem üblichen, diesmal jedoch in Ermanglung blinder Munition mit scharfen Schüssen ausgeführten Gewehrgeknatter zogen wir gegen 2 Uhr in Taweta ein. Der Empfang, welcher unser von Seiten der Zurückgebliebenen wartete, war rührend. Einer nach dem Andern kam uns entgegen, um uns die Hände zu küssen, dann aber eilten sie sofort auf ihre Kameraden zu, nahmen ihnen die Lasten ab und trugen diese jubelnd nach dem Lager. Wir fanden den Lagerplatz bedeutend vergrößert und ungemein sauber gehalten; Dualla hatte sich prächtig bewährt und eben so viel Umsicht wie Erfahrung bewiesen. Die Hütten der Leute, welche früher in zu gefährlicher Nähe des Vorrathshauses gestanden hatten, waren weggeräumt, andererseits Ställe für unsere Ziegen und Hühner errichtet worden; in der Mitte des Lagerraumes lagen eben die geöffneten Stoffballen zum Trocknen ausgesetzt, da es auch in Taweta stark geregnet hatte. Maktubu war am Tage zuvor eingerückt, Schaongwe jedoch noch ausständig. Ersterer hatte mehrere Tage gebraucht, um in Mombas alle erhaltenen Aufträge auszuführen. Dabei war wohl Nichts vergessen worden, aber achtzehn unserer Leute waren entflohen, vierzehn unter Mitnahme der Gewehre. Beim Marsch zur Küste war seine Karawane von Leuten angegriffen worden, die ein gewisser Mbaruk ihr entgegengeschickt hatte. Dieser, ein Nachkomme des tapferen Mbaruk bin Achmet vom Herrschergeschlechte der Msara, hatte so wie seine Ahnen, die vom Sultan Said Said ihrer Herrschaft beraubt wurden, den Kampf gegen den Sultan von Sansibar lange Zeit mit allen verfügbaren Mitteln fortgesetzt, war jedoch stets unterlegen und lebte seitdem in großer Bedrängniß mit einem ganz kleinen Häuflein Getreuer wie ein Heimatloser

in den unzugänglichsten Theilen seines ehemaligen Reiches, im Hinterlande von Mombas. Fast aller Mittel bar, konnte er seinen Widerstand gegen die Sultansherrschaft in der letzten Zeit nur noch durch gelegentliche Ueberfälle kundgeben, die er auf schwächere, von Arabern geführte Karawanen ausführte. Im Glauben, auch in unserer Karawane eine solche vor sich zu haben, hatte er dieselbe angegriffen, aber später, als er den Irrthum gewahr wurde, bedauert und sich erboten, als Entschädigung einen unserer Leute, Johar mit Namen, der dabei schwer verwundet worden war, so lange bei sich zu behalten, bis derselbe vollkommen genesen sein würde.

Eine angenehmere Ueberraschung bereiteten uns die Briefpackete aus der Heimat, welche uns durch gütige Vermittlung unseres Consuls O'Swald zugekommen waren. Natürlich machten wir uns, alles Andere beiseite lassend, sofort an das Lesen derselben und beantworteten nunmehr nur ungeduldig und zerstreut die vielen Jambo und Sabalcheir-Grüße, welche uns noch immer die von allen Seiten herbeieilenden Eingeborenen und Küstenleute zuriefen.

Die große Regenzeit (massika) war nun wohl zu Ende. Sie hatte am 13. April begonnen und bis zum 16. Mai gedauert, doch waren nur an 21 Tagen ausgiebige und andauernde Regen gefallen. Die regenlosen Tage fielen in den Anfang und in das Ende dieses Zeitraumes, und waren diese Momente durch schwere, gewitterartige Regengüsse gekennzeichnet. In der Zwischenzeit rieselte der Regen als verhältnißmäßig schwacher Landregen vom gleichmäßig grauen Himmel herab, doch fanden ziemlich regelmäßige Unterbrechungen in der Zeit von 6 oder 7 Uhr Morgens bis 9 oder 10 Uhr Vormittags statt.

Am Kilimandscharo regnete es jedoch beinahe noch täglich, wie wir durch Miriali erfuhren, und daß es in den höheren Regionen noch lustig schneite, konnten wir zeitweise aus der unteren Schneegrenze ersehen, die häufig wechselte und jetzt wohl bis zur ungefähren Höhe von 3100 Meter herabreichte. Wir mußten daher bis zur Verwirklichung unserer Kilimandscharopläne mindestens noch einige Wochen verstreichen lassen, die wir mit den vorbereitenden Arbeiten zu unserer Weiterreise ausfüllen wollten

Wir nahmen unseren Trägern sofort nach unserer Ankunft die Gewehre ab, um ihnen das Davonlaufen zu erschweren, hierauf wurden ihnen zwei freie Tage gegeben, während welcher sie sich Hütten bauen sollten, dann hieß es jedoch wieder an die Arbeit, denn an solcher fehlte es nicht. Gelegentlich der Beschreibung unserer Ausrüstung in Sansibar wurde bereits erwähnt, daß den Grafen Teleki bei der Berechnung der anzuschaffenden Menge von Tauschwaren der Gedanke geleitet hatte, die Expedition von Taweta aus mit vollergänzten Vorräthen weiter fortzuführen; deshalb waren die überschüssigen Mengen in Mombas und Mauia aufgestapelt worden. Mittlerweile waren jedoch Umstände eingetreten, welche die damals zu Grunde gelegten Factoren als nicht ganz richtig erscheinen ließen. Die Zahl der Träger war in Folge des häufigen Ausreißens eine geringere, auch waren unsere Vorräthe nicht in der berechneten Weise angegriffen worden; wir hatten von Manchem Ueberfluß, von Anderem zu wenig. Um nun ein klares Bild von der Menge der thatsächlich vorhandenen Ausrüstungsgegenstände zu bekommen, scheuten wir die Mühe nicht, alle Kisten und Ballen zu öffnen und deren Inhalt im Vorrathshause geordnet unterzubringen, um so mehr als sich die Nothwendigkeit herausgestellt hatte, die Ladungen bedeutend schwerer zu machen und deren Verpackung den afrikanischen Reiseverhältnissen entsprechender zu gestalten. Gleichzeitig mit dieser Arbeit, welche die Anführer und Askari unter der Aufsicht Dualla's ausführten, wurde das Aufreihen der Perlen und Nähen der Masaikleider wieder aufgenommen. Maktubu hatte zu dem Zwecke mehrere 1000 Stück feiner Nähnadeln gebracht, Mengen der außerordentlich festen Blattfiber der Hyphaena thebaica, auf welcher die Perlen aufgereiht werden (pombó), waren bereits vorbereitet, und so konnte diese Arbeit nunmehr im großen Style vorgenommen werden; dies geschah im Schatten eines großen Daches, das eigens für diesen Zweck errichtet worden war.

Unsere Esel und Rinder, welche durch die Unmengen verschiedener Fliegen, die es hier gab, furchtbar gepeinigt wurden, sandten wir unter einer Bedeckung von acht Leuten zu Miriali; gleichzeitig wurde ihm auch eine gewisse Menge von dickem Kupferdraht mit der Bitte übermittelt,

aus demselben die im Masailande sehr begehrten Kupferkettchen machen zu lassen. Eine zweite Abtheilung von Leuten, welche ebenfalls in den ersten Tagen nach unserer Rückkunft entsendet wurde, hatte die Aufgabe, bei den am Darjama nomadisirenden Masai 70 Stück enthaarte, halbgegerbte Ochsenhäute einzutauschen, die wir zur Anfertigung von Eselsätteln benöthigten. Schließlich wurden noch einige Leute unter der Führung eines gewissen Dschuma Mussa haddim Balosi nach Useri geschickt, um Ziegen zu kaufen. Wir hatten diesen Mann erst vor Kurzem in Taweta von James Martin, der sich noch hier befand, für 13 Dollars monatlich übernommen. Dschuma Mussa war aus Tanga gebürtig und stand eben im besten Mannesalter; er hatte bereits viele Masaireisen hinter sich und mußte daher große Erfahrung und Sprachenkenntnisse besitzen. Seiner Ansicht nach war der Dschaggastaat Useri der richtige Marktplatz für Ziegen und Schafe und er sollte uns davon jetzt den Beweis liefern, brachte indeß auch von dort nur vier Ziegen und zwei Schafe. Es gibt eben im ganzen Kilimandscharogebiete nur wenig Kleinvieh.

Am Morgen des 21. Mai rückte Schaongwe mit seiner Karawane ein. Er war mit den Leuten bis Tarawanda, einer auf halbem Wege zwischen Masinde und Maului, am Fuße der Usambaraberge gelegenen Ortschaft, marschirt, wo er die der Expedition gehörigen 100 Ladungen fand; von Mauia bis dahin waren sie durch Dschumbe Kimemeta's Vermittlung geschafft worden. Schon auf seinem Hinwege brannten dem Schaongwe zwei seiner Askari durch, unter Mitnahme der Tauschwaren, welche dieser für die Verpflegung der Karawane mitbekommen hatte. In Tarawanda angelangt, erklärten 20 Träger und sein zweiter Anführer Nassib wadi Ferhan ganz offen, nach Pangani gehen zu wollen und waren von ihrem Vorhaben auch nicht abzuhalten gewesen. Schaongwe fand fast alle Ladungen eröffnet, viele mehr oder weniger bestohlen und erfuhr auch, daß Sultan Sembodja sich bei dem Diebstahle am meisten betheiligt hatte. Nachdem Schaongwe längere Zeit auf die Rückkehr der Leute von Pangani vergeblich gewartet hatte, marschirte er ab, mußte jedoch 23 Lasten aus Trägermangel zurücklassen. Für Schaongwe gab es daher noch keine

Rast und zwei Tage später sah er sich mit 30 Leuten abermals auf dem Wege nach Tarawanda.

Zu jener Zeit stand die in Motschi am Kilimandscharo errichtete Station der Church-Mission Society in regelmäßiger, einmonatlicher Postverbindung mit Mombas. Den Boten durften nur kleine Lasten, ich glaube im Gewichte von 10 bis 12 Kilogramm zur Beförderung übergeben werden, dafür legten sie diese ganze Wegesstrecke in der unglaublich kurzen Frist von nur fünf Tagen zurück. Da sie regelmäßig auch Taweta berührten, konnten wir diese Gelegenheit benützen, um verschiedene, noch nothwendige Waren nachzubestellen.

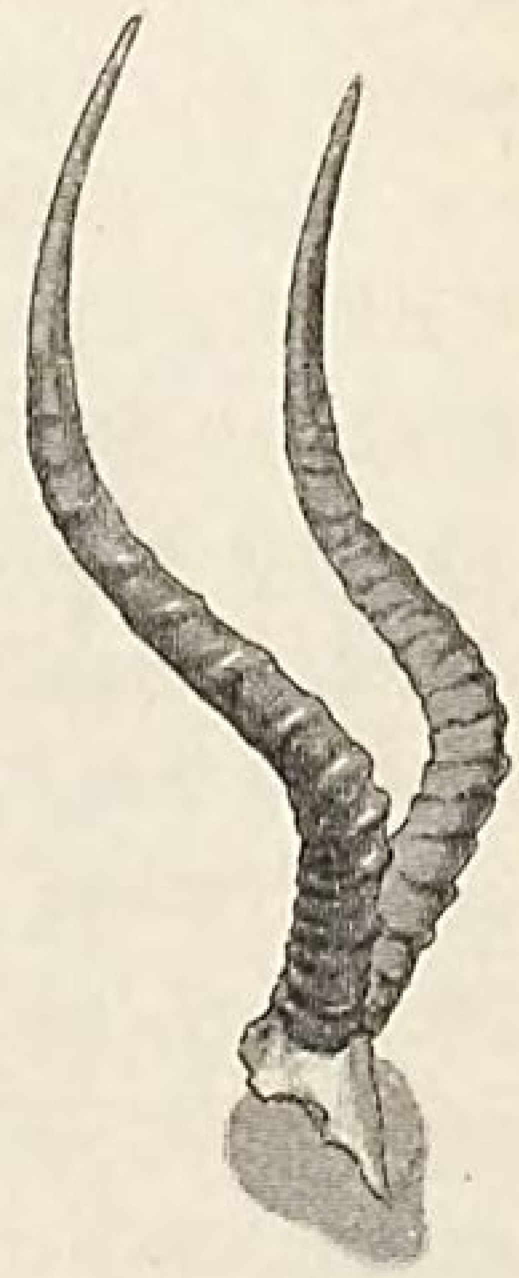
Die Abfertigung der Karawanen und die Vertheilung der Arbeiten nahm uns während der ersten Woche wohl ganz in Anspruch, doch fand sich, nachdem die letzteren einmal im Gange waren, wieder Muße für andere Beschäftigung. Graf Teleki nützte diese zu einem fünftägigen Jagdausflug in die Dschipesee-Gegend aus, hinsichtlich dessen Verlaufes sein Tagebuch nachstehende Einzelheiten enthält:

»27. Mai. Ich brach mit 30 Leuten in der Richtung unseres seinerzeit letzten Seelagers auf. Wir hatten den Wald von Taweta kaum hinter uns, als ich Gelegenheit fand, auf große Entfernung zwei gute Schüsse zu thun, mit welchen ich zwei Mpala-Antilopen erlegte. Um 4 Uhr Nachmittags erreichten wir den Lagerplatz am See.

28. Mai. Wir marschirten nahezu bis zum Südende des Sees und lagerten. Auf dem Wege fanden wir die Reste eines kürzlich erlegten, kolossalen Elephanten, den die Jäger, Wandorobbo oder Wakamba, bereits seiner Stoßzähne beraubt hatten. Meine Beute an diesem Tage bestand in sechs Perlhühnern und einem afrikanischen Repphuhn. Nach den vergangenen Regen herrschte jetzt prächtiges Wetter; die Luft war klar, der Himmel wolkenlos, die Sonne wohl drückend heiß, doch die Nächte kühl.

29. Mai. Mit Maktubu, Bedue, den Somâl Ali Mohammed und Charscho, welche meine ständige Jagdbegleitung ausmachen, durchstreifte ich das wüste Buschland im Osten des Sees. Das Wild war ungemein scheu und erst nach vielfachen, fruchtlosen Bemühungen gelang es mir, eine

Mpala-Antilope zu erlegen. Dann erspähte der luchsäugige Bedue ein Nashorn, das in 800 Schritte Entfernung im Schatten eines ganz vereinzelten Busches stand. Vorsichtig ging es näher, bis wir auf ungefähr 40 Schritte von demselben angelangt waren. Wir standen da wohl in guter Deckung, doch konnte ich das Nashorn nur schlecht sehen, jedenfalls nicht schießen; dazu mußte ich mich der geschützten Stellung begeben und auf die Lichtung hinaustreten. Das Nashorn, welches wahrscheinlich schon lange die Gefahr witterte, hatte mich kaum erblickt, als es auch schon im vollen Angriff auf mich losgestürzt kam. Mein Schuß, mit dem 577 Expreß nach der Schulter gezielt, krachte, zeigte jedoch nicht die geringste Wirkung, und mit unverändertem Ungestüm drang das grimmige Thier weiter vor. Nun war ich einen Augenblick der Gejagte; das Nashorn folgte meinen Zickzackwendungen mit furchtbarem Geschick, schoß jedoch schließlich hart an mir vorbei und weiter. Ein zweiter Schuß, zu dem sich nun Gelegenheit bot, ging zu tief, doch lief das Nashorn damit nur 200 Schritte weit und blieb dann stehen. Bedue, der mir schon beim zweiten Schusse hinderlich im Wege gestanden hatte, lief nun in seiner freudigen Aufregung auf dasselbe zu; was er eigentlich wollte, weiß ich nicht, doch vertrieb er das Nashorn, welches damit auch verloren war. Wir folgten nämlich eine Weile der Schweißspur, ließen jedoch, als sich ganz frische Elephantenfährten zeigten, davon ab und kehrten schließlich heim, ohne diese Thiere gesehen oder das Nashorn gefunden zu haben. In unserer Nachtruhe wurden wir fortwährend durch das Schnaufen und Grunzen von Flußpferden gestört, die sich in unserer nächsten Nähe im See herumtummelten.


Mpala-Antilopengehörne.

30. Mai. Ich machte einen schönen Doppelschuß auf zwei Wasserböcke, die beide im Feuer fielen. Zur Bewachung derselben ließ ich zwei Leute zurück und zog weiter. Nach kurzer Zeit kamen uns die beiden Männer athemlos nachgerannt und brachten die Nachricht, daß sie drei Löwen

gesehen hätten. Spuren solcher waren im Sande deutlich ausgeprägt, doch führten sie zu einem Dornendickicht, in welches man ihnen unmöglich folgen konnte. Auf dem Heimwege schoß ich ein Wildschwein und sechs Perlhühner.

31. Mai. Ich ließ die Zelte abbrechen und zog mit meiner Karawane jagend zum oberen Seelager zurück. Die in diesen Tagen erzielten Jagdergebnisse waren nur gering und entsprachen auch nicht der aufgewendeten Mühe. Giraffen hielten mich während dieses Marsches lange in Athem, doch kam ich zu keinem Schusse. In einer Zwerggazelle, die nicht größer als ein Hase war, bestand heute der ganze Ertrag meiner Jagd.« —

Am 1. Juni trafen sowohl Graf Teleki als auch die von Tom Charles geführte Karawane in Taweta ein. Tom Charles hatte zu seinem Glücke die Mission gut durchgeführt. Der Mann hatte sich unsere Gunst in Folge eines Vorfalles verscherzt, den wir wohl unrichtig beurtheilt hatten. Tom Charles war nicht sehr groß, aber stark wie ein Hercules und aus dem Grunde einmal zur Vollziehung einer Prügelstrafe befohlen worden. Dieser Riese, dessen Gesicht mit zahlreichen Narben von Wunden bedeckt war, die er sich im trunkenen Zustande bei verschiedenen Schlägereien geholt hatte, weigerte sich damals den Stock zu schwingen, indem er betheuerte, daß er es nicht über's Herz bringen könne, einen Menschen zu schlagen. Seine Behauptung schien widersinnig, doch war damals die Disciplin in unserer Karawane noch nicht so gesichert, daß man gegen einen Anführer mit dem Stocke hätte auftreten dürfen. Wir hätten dem Burschen übrigens Unrecht gethan, denn eine gewisse Herzensgüte, die in der geäußerten Weise zum Ausdrucke kam, war wirklich eine seiner Eigenthümlichkeiten, wovon wir in der Folge genügend Gelegenheit hatten, uns zu überzeugen.

Wir machten uns nun an die Ausführung einer zweiten Reihe von astronomischen Beobachtungen, die wir zur Bestimmung des Standes und Ganges unserer Chronometer benöthigten, dann dachten wir ernstlich an die Vorbereitungen zur Besteigung des Kilimandscharo. Hiezu gehörte unter Anderem auch, daß wir zwei Tage vor unserem Aufbruche Dschuma

Mussa mit einem zweiten Manne in Begleitung zu Miriali schickten, um diesem unsere nahe bevorstehende Ankunft anzuzeigen. Die Beiden gingen zeitig des Morgens ab, trafen jedoch zu unserer Ueberraschung schon wenige Stunden später wieder im Lager ein, und Mussa erzählte nun im lebhaftesten Tanga-Suahili, daß sie mit genauer Noth einer 30 bis 40 Mann starken Bande von Masaikriegern entronnen wären. Wir hatten keine Ursache, an der Wahrheit der Erzählung zu zweifeln, denn Masaikrieger mochten häufig in der Umgebung von Taweta herumschwärmen, und nahmen daher die Erzählung einfach zur Kenntniß.

Eine Stunde später trafen jedoch drei Eingeborene von Muika, zwei Männer und ein Weib, im Lager ein, und wir fragten dieselben natürlich, ob auch sie den Kriegern begegnet wären. »Masaikriegern nicht,« meinten sie, »wohl aber sahen wir zwei Wangwana, die, als wir ihnen auf mehrere hundert Schritte nahe gekommen waren, zuerst stehen blieben, dann aber plötzlich das Weite suchten, so rasch sie ihre Beine nur bewegen konnten.« Es war kein Zweifel, daß diese Beiden unsere Leute waren, und daß der Geschichte von der Masai-Kriegerschar nur diese drei Muikaleute zu Grunde lagen. Unsere Helden wurden nun natürlich gerufen. Dschuma Mussa war sprachlos vor Erstaunen, da er nicht begreifen konnte, wie die Wahrheit so rasch an das Licht der Sonne hatte kommen können, blieb jedoch bei seiner früheren Erzählung. Ulaya, sein Begleiter, ein kleiner aufgeweckter Unyamwezibursche, schämte sich hingegen gar nicht und erzählte offen und aufrichtig, daß sie nur die drei Muikaleute gesehen hätten. »Ja,« meinte er, »ich hab' ihm auch gesagt, Dschuma Mussa, gehen wir doch, das sind keine Masai.« —

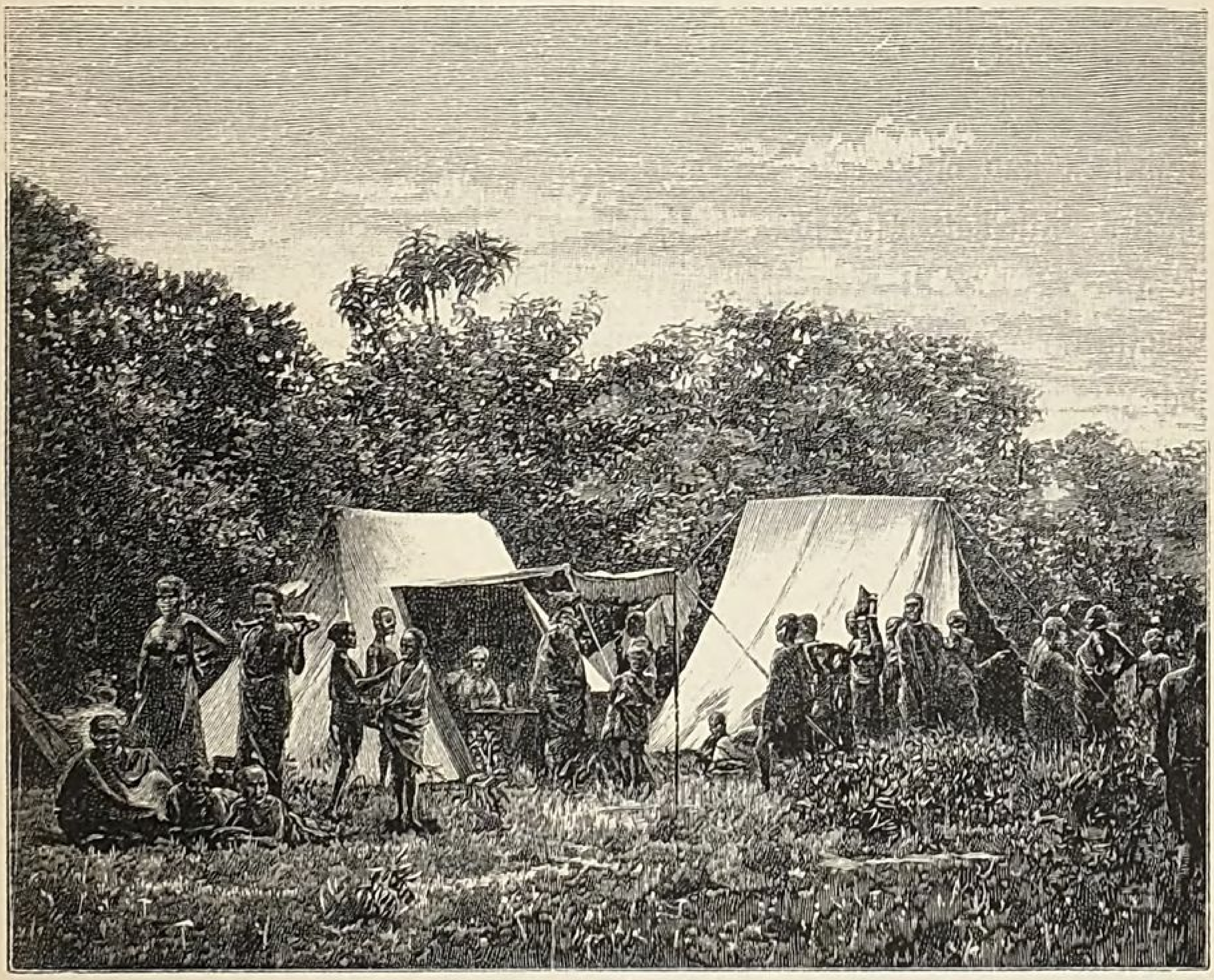
Unsere Vorbereitungen für die Bergbesteigung waren am 8. Juni beendet. Alles was zur Erreichung unseres Zweckes nothwendig geschienen, war besorgt und darnach der Abmarsch für den folgenden Tag festgesetzt worden. Noch am Abend zuvor, wir saßen eben beim Mahle, wurden wir durch einen größeren Lagerbrand in Aufregung versetzt. Das Feuer brach zu unserem Glücke an einer entfernten Ecke des Lagers aus, auch herrschte fast vollkommene Windstille, dennoch stand im Nu ein Dutzend

Hütten unserer Leute in Flammen. Das dürre Schilfrohr, mit welchem diese gedeckt waren, prasselte, die Funken stoben, die Flammen schlugen hoch auf und das Feuer griff mit beängstigender Geschwindigkeit um sich. Die große Hitze, der erstickende Rauch und die Patronen, welche in der Eile in den Hütten vergessen worden waren und nun losgingen, erschwerten ungemein die Löscharbeiten; da und dort entfuhr auch ein scharfer Schuß einem glühend gewordenen Gewehrlaufe, oder es explodirte ein Pulverhorn, was dann stets von einem Funkenregen begleitet war. Was in Flammen stand, und noch einen guten Theil dazu, ließen wir in Flammen aufgehen, und richteten unsere Bemühungen vom Anfange an dahin, den Brand durch Niederreißen und Wegschaffen der anstehenden Gebäude zu beschränken; dann erst wurden die glimmenden Reste mit Wasser gelöscht.

Mit 62 Trägern brachen wir am Morgen des 9. Juni auf. Ein wolkenloser Himmel blaute über uns, und der Kibo, das Ziel, welches uns vorschwebte, stand während des ganzen ersten Marschtages klar und rein vor unseren Augen — ein Anblick, durch den selbst das prosaische Karawanenvolk zu stiller, bewundernder Betrachtung gestimmt wird. Wir hielten für die Nacht am Saganabache und feierten am folgenden Vormittage mit einem von beiden Seiten gut unterhaltenen Gewehrgeknatter unseren Einzug in Marangu; selbst Pöllerschüsse erdröhnten dazwischen. Miriali empfing uns wie seinerzeit in wallender, rother Toga. Seine scharfen Augen hatten sofort das achtzehnschüssige Repetirgewehr entdeckt, welches Graf Teleki ihm zu bringen versprochen hatte, und leuchteten auch glückselig, als er uns zur alten Wiese geleitete; dort fanden wir bereits zwei fette Kühe — sein Willkommengeschenk — angebunden. Miriali bat sofort um das Gewehr; die anderen schönen Dinge, welche wir, wie er wußte, für ihn mitgebracht hatten, konnten warten.

Am folgenden Tage war der Himmel schwer bewölkt. Jeden Augenblick konnte es regnen, doch verhinderte dies die Bevölkerung nicht, es sich auf unserer Lichtung heimisch zu machen; da gab es ja immer Neues zu sehen, auch kauften wir außer dem gewöhnlichen Lebensmittelbedarfe große Vorräthe an frischer Butter und Eisenkettchen (Mikufu) auf. Wir

machten am Vormittage Siedepunktbestimmungen, wobei Miriali aufmerksam danebensaß. Graf Teleki erklärte ihm das geheimnißvolle Treiben und er verdolmetschte das, was er davon verstanden hatte, sofort seiner zahlreichen Begleitung. Als wir damit fertig waren, führte er uns zu seiner Schmiede, wo eben Speerklingen angefertigt wurden; er selbst setzte sich



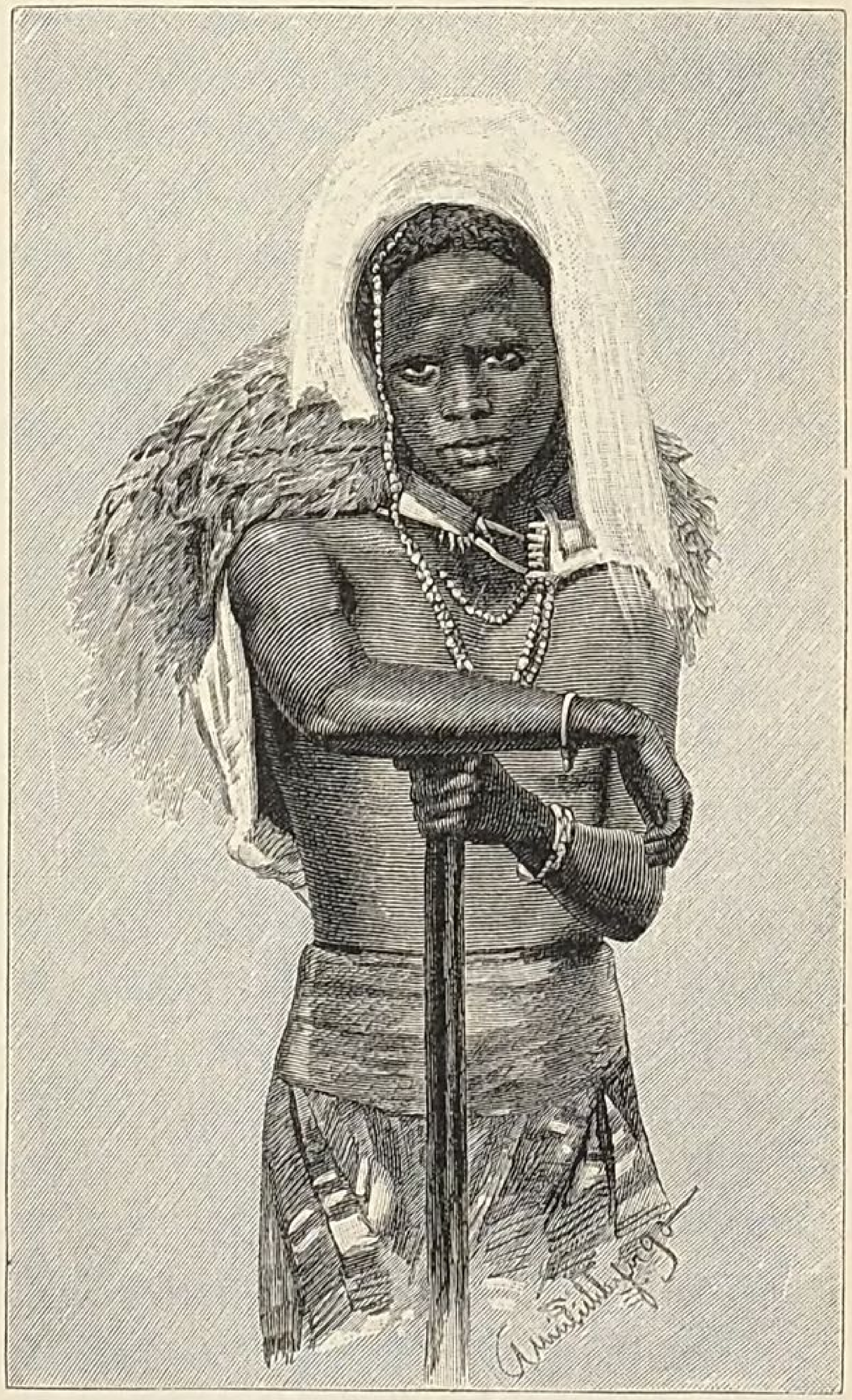
Unser Lager bei Miriali.

zum doppelten Blasebalg und freute sich über alle Maßen, als die Funken zu sprühen begannen. Dann besahen wir uns das Drahtziehen und die Erzeugung der Kupfer- und Eisenkettchen. Am Nachmittage bekamen Miriali und seine Frauen einen Theil der für sie bestimmten Geschenke, unter welchen sich ein schön vergoldeter Dragonerhelm und ein ebenso verführerisch aussehender Säbel befanden. Wir hatten gehofft, Miriali mit diesen beiden Dingen ganz besonders glücklich zu machen, sahen uns jedoch getäuscht. Bilderbücher, welche wir seinen Frauen und Mädchen

gaben, wurden von diesen lange Zeit nicht verstanden; am ehesten noch Thierbilder.

Unserer Ungeduld, weiter zu kommen, mußten wir Zügel anlegen. Miriali hatte beschlossen, uns durch Kriegstänze und Spiele zu ehren, hatte deshalb auch schon alle wehrfähigen Männer und Jünglinge einberufen, und solange diese dauerten, fanden wir für unsere Anliegen nur zerstreute Ohren. Wohl 300 Leute trafen wir am Nachmittage des 12. vor Miriali's Haus versammelt. Viele waren mit Federkrägen auf den Schultern und mit Masaikriegsmasken oder Affenfellen auf dem Kopfe erschienen, Alle hatten sich so abenteuerlich wie möglich herausgeputzt; ungefähr die Hälfte war mit Gewehren, der Rest mit Speer, Schild und Schwert bewaffnet. Die Kriegsmäntel waren von der Form der Masai-Naibere, doch aus rothem oder anders gefärbtem Zeug gemacht. Bald gings ans Tanzen. Hiezu stellte sich die bunt zusammengewürfelte Menge in einem großen Kreise auf und stimmte dann einen recht melodischen Chor an, wobei alle mit der Keule auf den Gewehren oder Speeren den Tact schlugen. Der Chor wurde leise und mit tief aus der Brust geholter, vibrirender Stimme gesungen. Der Kreis von Tänzern drehte sich langsam herum, einzelne, meist sechs, hüpften in die Mitte und führten, die Gewehre oder Speere schwingend, tactmäßige Sprünge auf. Nachdem wir eine Stunde lang dem Spiele zugesehen hatten, rief uns Miriali beiseite, um in unserer Gegenwart sein Galakleid anzulegen. Seine Toilette war gar nicht einfach. Erst kam ein langes, scharlachrothes, arabisches Hemd, das über und über mit Goldflimmer benäht war; darüber zog er einen ebenfalls rothen, reich vergoldeten Generalsrock an, der irgendwie seinen Weg von Amerika nach Marangu gefunden hatte. Unterhalb beider Kniee befestigte er den aus Colobusfell bestehenden Masaiknieschmuck, auf die Schultern kam ein reicher, schöner Kragen aus Geierfedern, auf den Kopf ein mit hochrother Bendera überzogener, breitkrämpiger Strohhut, den zwei weiße, wallende Straußfedern zierten, und um den Leib ein 10 Meter langes Stück rother Bendera, das man ihm ein Dutzend Male herumwickelte. Wie alle Großen, so hatte auch Miriali seine Schmeichler und war die

Ceremonie des Ankleidens unter den unausgesetzten Rufen des Erstaunens und Entzückens der Höflinge über die niegesehene Pracht vor sich gegangen. Am drolligsten benahm sich ein alter Mann, der erst hinzukam, als Miriali bereits vollständig angethan und mit Sime, Schild und Speer bewehrt stolz und selbstbewußt dastand. »Ha!« rief er erst ein ums andere Mal aus, »ein Löwe! ein Löwe!« Dann, »doch nicht! Das ist ja unser Mangi! (Fürst). Oh, Mangi, du bist wie ein Löwe!« Dabei sprang er um seinen Mangi im Kreise herum. Mit dem Rufe »der Löwe kommt! der Löwe kommt!« eilte er hierauf Miriali voran, nach der Lichtung, wo sich indessen wohl die ganze Bevölkerung von Marangu versammelt hatte. Der schon beschriebene Tanz wurde da wiederholt, nur



Krieger vom Kilimandscharo.

krachten jetzt die zum Bersten mit Pulver geladenen Gewehre dazwischen. Beim Schusse hielten sie die Gewehre mit zu Boden gerichteter Mündung weit von sich gestreckt, machten einen Luftsprung und feuerten los. Daraufhin traten die Betreffenden wieder in den Kreis zurück, und jeder nahm dabei,

der Heftigkeit der Detonation entsprechend, eine mehr oder weniger heldenmüthige Miene an. Dann führte man uns das Benehmen auf dem Kriegspfade, sowie Kämpfe gegen einen angenommenen Feind vor. Dazu lösten sie sich ebenso zu einer Plänklerkette auf, wie sie auch die europäische Kriegstaktik kennt, nur sprang zeitweise einer der Plänkler aus der Reihe heraus, lief mit furchtbarem Geschrei auf den Feind zu, um diesen zu reizen oder zu erschrecken, feuerte sein Gewehr ab und zog sich dann wieder so schnell wie möglich zurück. Die Spiele dauerten so lange, bis der letzte Schuß Pulver verpufft war.

Auf Miriali's Ersuchen photographirten wir hernach ihn und seine um ihn herumgruppirten Reichsgroßen, dann begleiteten wir ihn zu seinem Hause, wo seine drei Frauen, in neue, grellrothe Tücher gehüllt, und seine Mädchen in einer Reihe aufgestellt, mit dem Mahle bereits warteten; dasselbe bestand in gut gar gekochtem Ochsenfleische, das in großen Stücken, auf Holzstäbe gespießt, gebracht wurde. Miriali befahl seinen Weibern zu essen, indeß er sich zurückzog, um sein Paradekleid abzulegen. Die Frauen und Mädchen hockten sich nieder, eine derselben spielte die Hausfrau, schnitt Fleischstücke ab und theilte sie nach rechts und links ihren Genossinnen aus. Nachdem Miriali als einfacher »Schwarzer« wieder erschienen war, wurden die einzelnen Bissen, mindere Abfälle ausgenommen, ausschließlich ihm gereicht; die knorpelige Speiseröhre des Ochsen fiel als besonderer Leckerbissen ihm ganz allein zu. Graf Teleki und ich gingen bei diesem Mahle anfänglich leer aus; dies fiel Miriali erst zum Schlusse auf, und nun wurden die Bissen, nachdem sie durch mehrere Hände gegangen waren, auch uns, und zwar vom Fürsten selbst, in den Mund gesteckt.

Wie wir durch Miriali wußten, war Mandara, der Häuptling von Motschi, in Folge der Vernachlässigung, welche er unsererseits erfahren hatte, äußerst mißgelaunt. Gewöhnt, von allen Europäern, die in das Kilimandscharogebiet kamen, als Erster aufgesucht und mit übertriebener Höflichkeit behandelt zu werden, konnte er diese Zurücksetzung nicht verwinden. Er hatte deshalb Miriali bereits mehrfach gedroht, und dieser schien um seine Zukunft und auch um uns besorgt zu sein, wenigstens für

die Zeit, welche wir höher oben auf dem Berge zu verbringen vorhatten. Graf Teleki tröstete den jungen Häuptling, so gut es ging, lächelte über seine Befürchtungen und gab ihm das Recht, Mandara sagen zu lassen, daß wir Miriali's Alliirte wären, er möge nur kommen. Graf Teleki hatte es sich wohl zur Regel gemacht, sich niemals in die Angelegenheiten der Eingeborenen zu mischen, glaubte jedoch in diesem Falle eine Ausnahme machen zu dürfen. Es war eben unsere feste Absicht, den bestehenden Mißverhältnissen ein Ende zu machen, sobald Mandara durch die geringste Herausforderung Grund dazu geben würde, weil dies dem ganzen Kilimandscharogebiete zum Segen gereicht hätte.*)

Der folgende Vormittag verging mit Unterhandlungen bezüglich der Bergführer. Wir konnten mit diesen lange zu keinem Einverständnisse kommen, obwohl Miriali selbst dabei war. Allmälig ging indeß nicht nur uns, sondern auch Miriali die Geduld aus, was ihn zu einer erregten Ansprache an Alle eben Anwesenden bewog, in welcher er diesen empfahl, sich uns gegenüber, als seinen Freunden, gefügiger zu benehmen, weil man in Europa Alles ganz genau erführe, was am Kilimandscharo geschehe; Miriali hatte nämlich eine Ahnung von Büchern. Dann ergriff er die zu je $2^1/_2$ Doti Merikani und $1^1/_4$ Doti Bendera festgesetzten Löhne der Führer, warf sie diesen an den Kopf und damit war den Unterhandlungen ein Ende gemacht. Unsere vier Führer waren dieselben Leute, welche den Engländer H. H. Johnston im Jahre 1884 den Berg hinauf geleitet haben.

Am Nachmittage fand eine Wiederholung der Kriegsspiele statt. Auf Miriali's Bitten betheiligte sich an denselben nun auch unsere Mannschaft und kämpften die beiden verbündeten Heere mit großer Tapferkeit gegen den angenommenen Feind. Am Abend besprachen wir dann noch unseren für den nächsten Tag festgesetzten Aufbruch. Zehn unserer Leute sollten bei

*) Bald nach unserer Rückkehr nach Europa erfuhren wir, daß Mandara an Miriali Rache geübt, diesen von Haus und Hof vertrieben und sein Land verwüstet habe. Wir wundern uns, daß man diesen Verhältnissen, welche jeden Fortschrit am Kilimandscharo hemmen, nicht nur nicht gesteuert, sondern im Gegentheile diesem Landräuber noch mehr Mittel und Macht in die Hände gegeben hat.

Miriali bleiben, ebensoviele mußten Dschumbe Kimemeta nach Taweta bringen, der Rest hatte uns bergauf zu folgen.

Wir waren am 14. Juni schon frühzeitig auf, obwohl es bitterkalt war, doch wurde es in Folge vieler kleiner Arbeiten 8 Uhr, bevor wir aufbrechen konnten. Miriali wollte uns eine Strecke weit geleiten, und unter seiner Führung ging es in der bereits warmen Sonne Hügel auf, Hügel ab, zwischen den schattigen Hecken, welche die Pflanzungen einsäumen, weiter, langsam bergan; viele kleine Wässerchen, auch zwei rauschende Bäche, die kleine Wasserfälle bilden, wurden dabei überschritten. Ungefähr nach einer Stunde hielt Miriali die Karawane in der Nähe einiger Hütten an. Eingeborene schleppten schwere, mit Pombe gefüllte Holzkübel herbei, stellten sie vor Miriali hin und ein Gelage begann. Ernst und gemessen wurden Anfangs die Becher voll säuerlichen Getränks geleert, und aufmerksam lauschte dabei das Gefolge den Reden ihres Mangi. Miriali entwickelte eine gewinnende Heiterkeit und sprach lebhaft und viel; und immer häufiger folgte schallendes Gelächter seinen Ausführungen. Das viele Pombe war rasch verschwunden. Dann brachen wir wieder auf, marschirten indeß nur eine halbe Stunde lang bis zu einer schönen, freien Bergwiese. Die Karawane zog weiter zum nahen Lagerplatz, wir aber blieben zurück, denn Vorbereitungen zu einem Festessen, das Miriali uns zu Ehren gab, wurden nun getroffen; er wollte uns nicht hungrig scheiden lassen, wie er meinte. Die Ziegen, welche Miriali hiezu nöthig hatte, kamen lange nicht zum Vorschein, weil die Eingeborenen sie selbst ihrem Mangi nur ungern opferten. Dann aber dauerte es bis zur Fertigstellung der Mahlzeit nur mehr wenige Minuten. Die Thiere tödtete man durch einen Stich ins Herz, und wurde dabei sehr genau darauf geachtet, daß kein Tropfen Bluts verloren gehe. Durch einen beim Vorderfuße gemachten Einschnitt wurden Herz, Leber und das Blut, das sich im Inneren angesammelt hatte, entfernt; letzteres tranken sie, ebenso wurden einzelne Gedärme und die Mägen roh, wie sie waren, verschlungen. Der abgehäutete Körper wurde dann zerwirkt, auf Holzstäbe gespießt und bei offenem Feuer gebraten oder vielmehr blos angeräuchert. Die besten Stücke wurden Miriali

gereicht. Dieser schnitt saftige Bissen ab und schob sie uns mit zärtlichen Blicken aufrichtigen Wohlwollens in den Mund. Um uns herum saß die Menge Eingeborener, die Blicke wie eine Meute von Hunden unverwandt auf das Fleischstück in der Hand Miriali's gerichtet, weil dieses ihnen zugeworfen wurde, sobald die besten Bissen davon abgeschnitten waren; und regelmäßig erfolgte daraufhin ein Gezänke darum. Der Braten war zart, schmeckte gar nicht schlecht, obwohl ungesalzen und noch blutig, und wir griffen auch wacker zu, bis die schön gerösteten Gedärme an die Reihe kamen; für diese dankten wir Miriali mit der Versicherung, übersatt zu sein.

Wir haben es häufig beobachtet, daß reichlicher Fleischgenuß bei Eingeborenen, welche hauptsächlich an Pflanzenkost gewöhnt sind, eine ähnliche Wirkung hervorruft, wie geistige Getränke sie zur Folge haben; wohl nicht ganz in dem Maße, doch immerhin deutlich erkennbar. So gab sich auch nach diesem ländlichen Mahle bald ausgelassene Heiterkeit kund.

Nach beendigtem Mahle genossen wir noch eine Weile den Anblick der herrlichen Landschaft, welche zu unseren Füßen lag. Mamba, Samanga, Marangu, Kilema, Kirua, Motschi und Tela — sieben Königreiche konnten wir von da aus überschauen — dann empfahlen wir uns von Miriali und schritten auf unser Lager zu. Dieses war in 1670 Meter Höhe, auf einer grasigen Lehne, am Rande eines in tiefem Bette rauschenden Baches gelegen. Jenseits desselben gab es Bananenpflanzungen und auch einige Hütten, Eingeborene fanden sich daher bald bei uns ein und blieben auch bis zum späten Abend, trotz des Regens, der sich später einstellte. Aus verschiedenen Anzeichen und besonders aus der Bekleidung der Eingeborenen konnte man entnehmen, daß wir schon weiter abseits von der betretenen Karawanenstraße angelangt waren. Stoffe waren selten, und selbst ganz erwachsene Mädchen erschienen im Gewande der Unschuld, nur mit einer schmalen Perlenfranse um die Hüften angethan. Daß wir nun an der Grenze des kleinen Reiches und ferne vom Sitze der Gerechtigkeit weilten, lehrte uns übrigens auch ein Vorfall, der sich am selben Tage zutrug. Der Landesfürst selbst hatte uns das Geleite gegeben, doch hatte dieser Umstand die

Dorfbewohner nicht abzuhalten vermocht, eines unserer Hinterladgewehre zu entwenden; der Diebstahl gelang, wurde jedoch bald entdeckt. Wir regten uns deshalb wenig auf und ließen den Leuten nur sagen, daß wir Miriali noch in derselben Nacht davon benachrichtigen würden, wenn das Gewehr nicht bald zum Vorschein käme. Um 9 Uhr Abends trafen das Gewehr und ein fetter Ziegenbock im Lager ein, die Sühne nämlich, welche der Dorfälteste dem Diebe aus eigenem Antriebe auferlegt hatte.

Zum Aerger der Eingeborenen, welche bereits in aller Frühe im Lager erschienen waren, marschirten wir am folgenden Morgen ab. Sie hatten große Mengen von Bananen, Bohnen und Mais gebracht und gehofft, dieselben verkaufen zu können. Früh Morgens zeigte das Thermometer +12° C. an, dabei regnete es und uns sagte diese Temperatur wenig zu. Die Mädchen, welche alle in derselben luftigen Tracht wie am Tage zuvor erschienen waren, zitterten auch am ganzen Leibe und hielten sich fest umschlungen, um sich auf diese Weise warm zu halten. Wir setzten zuerst über den Bach und gelangten hierauf an einem Bananenhaine vorbei zu einem festgebauten Thore, durch welches wir hindurchkriechen mußten. Damit waren wir an der oberen Landesgrenze angelangt, welche nur wenig höher als 1670 Meter gelegen sein kann, weil wir vom Lagerplatze bis dahin nur 10 Minuten gebraucht hatten. Die Anpflanzungen hörten damit auf, doch führte ein guter und scheinbar viel begangener Pfad noch weiter hinan. Verschiedene Salbeiarten, die 3 Meter hohe Stauden bildeten, brombeerartiges Gesträuch mit wallnußgroßen, rothen Früchten, Farnkräuter und Ericaceen — letztere bekamen weiter oben das Uebergewicht — traten hier vorzüglich auf. Diese, vorherrschend krautige und strauchförmige Flora erstreckte sich bis 1926 Meter, in welcher Höhe sie fast ohne Uebergang dem Urwalde wich. Es ist dies ein altersschwacher Wald, der im stetigen Kampfe mit der fabelhaft üppig wuchernden Schmarotzerflora unterliegt. Knorrige Waldpatriarchen, die, verhältnißmäßig niedrig und gedrückt, ihre stämmigen Aeste weit ausbreiten, stehen da dicht beisammen. Gewaltige Schlinggewächse umklammern die Stämme, verstricken die Aeste und fesseln so die Riesen, um sie

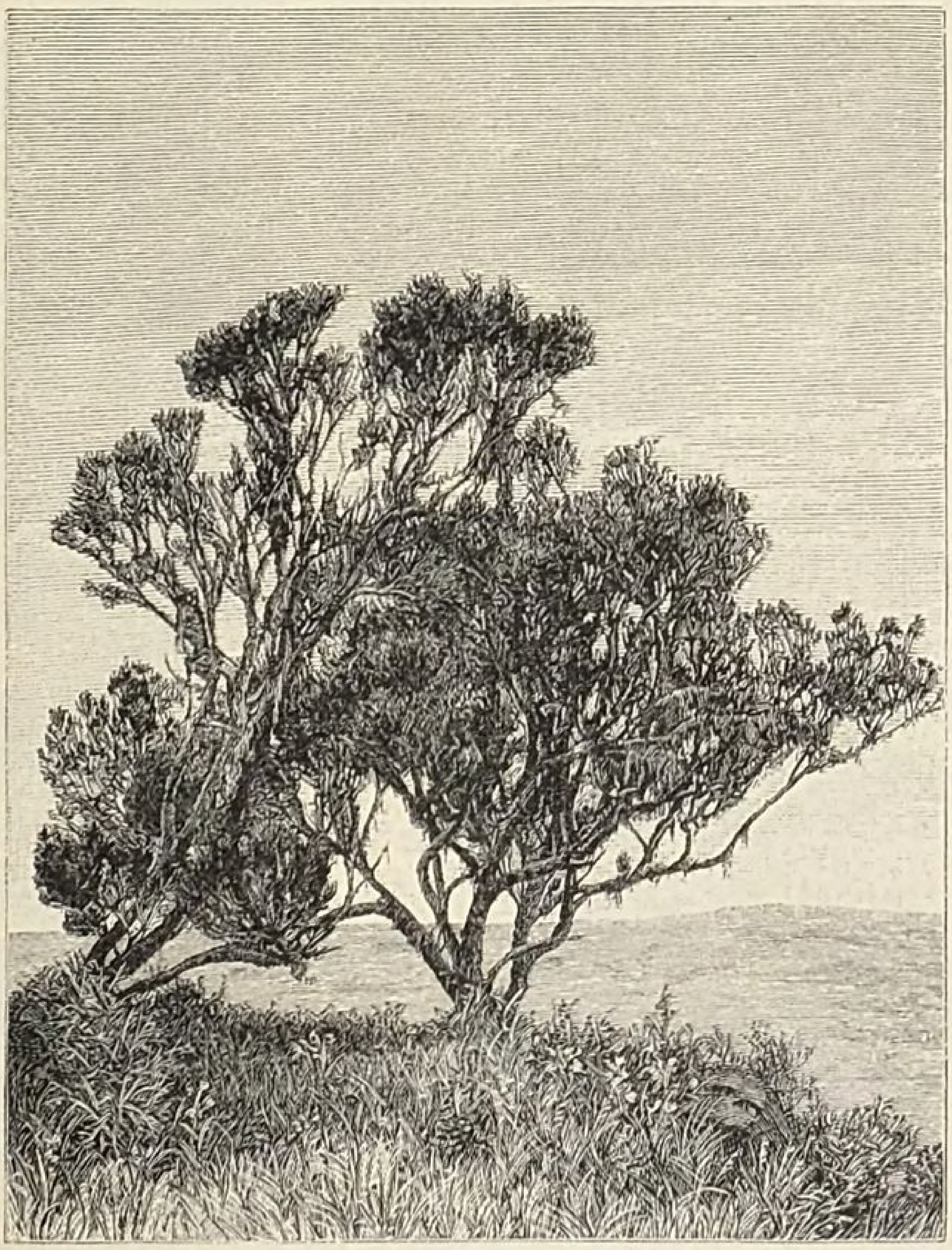
der kleinen Welt von Moosen, Flechten und Farnkräutern zu überliefern; die herrscht da und erstickt und erdrückt Alles, was Leben verräth. Stämme, Aeste und Schlinggewächse tragen gleichmäßig ihre schwere Last von Moos und Farn, während die Flechten 1 bis 2 Meter lang in Festons und Guirlanden herabhängen, oder aber als dichte Schleier nieder-

Urwaldpartie.

wallen. Eine verwirrend üppige krautartige Flora, mit Blüthen in leuchtenden Farben, Orchideen und heimischen Veilchen dazwischen, hauptsächlich aber Lycopodiaceen und schwertförmige Farnkräuter bedecken den Boden, wo die allerwärts herumliegenden, morschen Baumtrümmer Raum gelassen haben. In diesem altehrwürdigen Walde herrscht selbst zur hellsten Mittagszeit nur ein düsteres, grünliches Dämmerlicht, und kein Thierlaut, kein Vogelschrei oder Insectengesumme unterbricht die Stille. Durch einen solchen Wald vermag kein Mensch sich einen Weg zu bahnen, wir wanden

uns selbst auf Pfaden, welche von Elephanten gebrochen und getreten waren, nur mühsam hindurch. Nachdem wir ungefähr eine Stunde lang so vorgedrungen waren, gelangten wir zu einer grasigen Lichtung, auf welcher es viele prächtige Gewächse, feuerfarbene Irideen und Amaryllideen, gelbe und rothe Strohblumen gab, dann vertieften wir uns wieder in den einsamen Wald. Mit jedem Schritte, den wir aufwärts thaten, erinnerten uns Veilchen, Glockenblumen und Ranunkeln immer häufiger an unsere nordische Flora. Abermals eine Stunde lang wanderten wir durch Urwald, diesmal bei fast völligem Dunkel, denn dichte Nebel hatten sich mittlerweile gesenkt, dann führte der Pfad über eine ziemlich steile, grasbewachsene Berglehne hinan zum Lagerplatz. Der Marsch hatte bis 3 Uhr Nachmittags gedauert. Der Lagerplatz war in 2700 Meter Höhe, am Waldrande versteckt, bei einer sumpfigen Quelle gelegen. In Folge der feuchten Nebel und der nassen Kälte waren unsere Leute an dem Tage recht niedergeschlagen, doch hatten die mächtigen, prasselnden Feuer, um welche sie sich herumdrängten, sie mit ihrem Schicksale bald wieder versöhnt. Wir lasen am folgenden Morgen als Nachtminimum der Lufttemperatur $+1^{\circ}$ C. ab. Dichte Nebel hüllten uns noch immer ein, doch war Aussicht auf einen klaren Tag vorhanden. Bisher hatte der Pfad immer bergan, fast genau auf den Kimawensi zu, geführt; nun drangen wir in nordwestlicher Richtung weiter durch die Waldpartie, an deren Rand wir genächtigt hatten. Dieselbe bestand hauptsächlich aus Baum-Erikaceen und verschiedenen Coniferenarten; einige der letzteren sahen unseren Cypressen ähnlich, andere hatten eine weidenblätterige Belaubung. Die Bäume standen weniger dicht beisammen, um so kräftiger und höher aufgeschossen waren die dazwischen wuchernden Kräuter. Ungefähr nach einer halben Stunde waren wir am Rande des Waldes bei einem Bache angelangt. Die Nebel hatten sich mittlerweile zertheilt und ein überraschend schönes Landschaftsbild enthüllt. Der zusammenhängende Wald war zu Ende. Nur in den Schluchten und tieferen Mulden zog er sich weiter den Berg hinauf, wobei sich dessen dunkles, fast schwarzes Grün scharf von der gelben, steppigen Umgebung abhob. Hoch darüber, jedoch nicht als unmittelbare Fortsetzungen der

Berglehnen, erschienen der Kibo und der Kimawensi. Wir blieben lange in den Anblick der beiden, mit sonnigem Glanze überschütteten Kilimandscharogipfel versunken und zogen dann in westnordwestlicher Richtung über mehrere grasbewachsene Gehänge und tiefe Schluchten weiter, in welchen kleine Wässerchen abwärts rauschten.



Baum-Erika.

Um 10 Uhr Vormittags erreichten wir eine am Rande eines Baches gelegene Stelle, welche die Führer als H. H. Johnston's Hauptlagerplatz bezeichneten. Darüber konnte kein Zweifel sein, denn noch standen die Hütten seiner Leute beinahe unversehrt, ebenso die innere Umzäunung, die im Falle eines Angriffes als letzter Zufluchtsort dienen sollte, und selbst auch

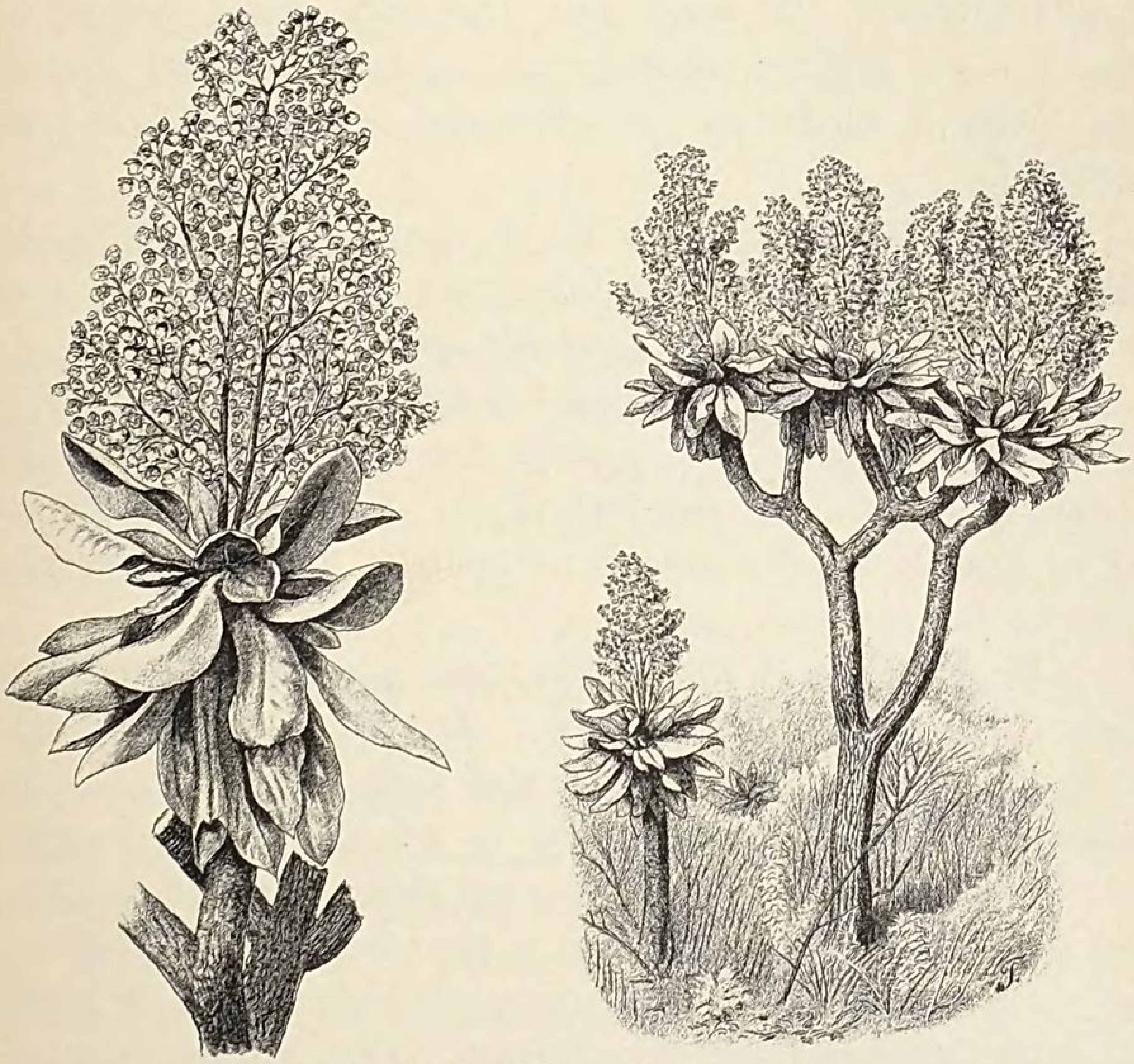
die in übergroßer Vorsicht angelegte äußere Lagerhecke, genau so wie Johnston es beschreibt.*) Unsere Leute erhielten die Weisung, sich sorgfältig gedeckte Hütten zu bauen; gleichzeitig wurden sie ermahnt, sich durch die eben warm scheinende Sonne nicht täuschen zu lassen, indem sicherlich kältere Tage, hauptsächlich aber Nächte nachkommen würden. Ihre Hütten mußten sie geräumig gestalten, damit sie im Innern derselben die Feuer unterhalten konnten. Der Platz wurde vorerst gesäubert und die verschiedenen Zäune und Hecken als überflüssig fortgeschafft, denn in dieser frostigen Höhe gibt es weder lauernde Feinde noch gefährliche Thiere; nur Nebelgestalten steigen da geisterhaft auf und nieder.

Der Lagerplatz befand sich in 2870 Meter Höhe, auf einer mit Steppengras bewachsenen Lehne; mächtige, 20 Meter hohe Erikabäume beschatteten ihn. Außer Strohblumen und verschiedenen Irideen und Amaryllideen gab es zahlreiche 1 bis 3 Meter hohe Lobeliaceen**); wir fanden sie häufig, doch immer nur vertrocknet und verblüht oder im ganz jungen Zustande, als stengellose, flach am Boden sitzende Blattrosetten. Im Bachbette daneben, inmitten einer üppig wuchernden, niedrigen Strauchvegetation, gab es mehrere baumförmige Senecio Johnstonii-Exemplare, die eben in voller Blüthe standen. Das größte erreichte eine Höhe von ungefähr 5 Meter; die prächtigen, orangegelben Blüthendolden maßen 1 bis $1^1/_4$ Meter. Der ziemlich gleichmäßig, 12 bis 15 Centimeter dicke, runde Stamm ist außen mit einer rauhen, rissigen Rinde, den Narben der abgefallenen Blätter, bedeckt, im Innern hohl und scheinbar schwach, doch versuchte ich es vergebens, einen solchen umzureißen. Der Stamm der großen Senecio-Exemplare gabelte dreimal; dazwischen gab es einige niedrige, mit einfachem, geradem Stamme, die auch eben blühten. In sehr geringem Maße war die Fauna vertreten, obwohl die Lufttemperatur zur Mittagszeit bei dichtem Nebel $+10{\cdot}5^0$ C. betrug. Zwei Raben mit einem weißen Halsfleck, die raschen Fluges vorbeizogen, und ein unscheinbarer,

*) Der Kilimandscharo, Forschungsreise im östlichen Aequatorial-Afrika von H. H. Johnston. 1886.

**) Lobelia Deckeni.

einzelner Singvogel war Alles, was wir von der luftigen Vogelwelt zu sehen bekamen. Und was wir sonst noch sammeln konnten, war ebenfalls wenig: eine graue Maus, ein kleines Chamäleon, drei kleine Eidechsen, zwei kurzflügelige, lebhaft gefärbte Heuschrecken, eine 4 Centimeter lange,



Senecio Johnstonii Oliv.

graugelbe Stabheuschrecke, mehrere kleine Bläulinge und ein schönes, großes Nachtpfauenauge.

Am Nachmittage machte sich Graf Teleki auf, um sich über die weitere Anstiegsrichtung zu orientiren, wurde aber durch die immer dichter fallenden Nebel bald zur Umkehr gezwungen. Nach einer Nacht, deren Temperatur-Minimum +4·7° C. betrug, brach ein trüber Tag an. Wir verbrachten diesen vom Morgen bis zum Abend bei einem prasselnden Feuer, weil ein

dichter Nebel und ein feiner, Alles durchdringender Rieselregen uns verhinderten, irgend etwas zu unternehmen. Die sieben Ziegen, welche wir für unseren Bedarf heraufgebracht hatten, froren da oben jämmerlich und drängten sich auch immer so nahe zum Feuer heran, daß mehrere sich die Klauen verbrannten. Es waren zarte, empfindliche Thiere, die gewohnt waren, in den Hütten der Eingeborenen, mit diesen zusammen zu leben; hier suchten sie mit Vorliebe unsere Gesellschaft und für die Nacht unsere Zelte auf.

In gleicher Weise verging der 18. Juni. Für den Aufstieg war Alles vorbereitet, und wir hatten daher nichts Anderes zu thun, als mit gekreuzten Armen den nächsten klaren Morgen abzuwarten.

Die Kühle der folgenden Nacht ließ uns bei geschlossenen Zeltthüren vermuthen, daß ein klarer Morgen anbrechen würde, und mit dem ersten Tagesgrauen streiften wir auch unsere Decken ab und sprangen aus den Zelten heraus, um unsere Leute aufzurütteln; der Kibo war in der That klar und rein zu sehen.

Die Besteigung der Kilimandscharogipfel geht natürlich vom Sattelplateau aus, welches dieselben verbindet. Der Rücken, auf welchem unser Lager stand, war auf beiden Seiten durch Bäche begrenzt, die in tiefen, stellenweise schluchtartigen Betten flossen. So weit wir diesen Rücken hatten übersehen können, führte er unmittelbar und scheinbar ohne Schwierigkeiten auf die Mitte des Sattels, wir konnten daher den Weg dahin nicht verfehlen, wenn auch wieder Nebelwetter eintreten sollte. Mit 15 Suahili, die unsere Instrumente, zwei kleine Bergzelte, Decken und Proviant trugen, brachen wir auf. Nebel begannen mehrere Male aufzusteigen, doch wurden sie immer von der Sonne besiegt und zerstreut. Um 9 Uhr — wir waren in 3328 Meter Höhe angelangt — zeigten unsere Träger bereits Zeichen der Ermüdung, obwohl das Gewicht keiner der Lasten 20 Kilogramm überschritt, wir hielten daher eine kurze Rast. Der Rücken stieg auch weiterhin immer gleichmäßig an, wurde jedoch rasch schmal. In 3500 Meter Höhe maß seine Breite nur mehr 100 Meter; in 3850 Meter Höhe hörte die rechtsseitige Mulde auf und wir standen an der Quelle des Lagerbaches. Die

nächste Umgebung derselben war mit üppig-grünem, dichtem Rasen bedeckt, obwohl sich an den Quellrändern bereits hartes, krystallklares Eis angesetzt hatte. Dort standen einige recht seltsam aussehende Exemplare von Senecio, die aus der Ferne Blumentischchen aufs Haar ähnlich sahen; es waren die letzten Senecio, welche wir antrafen. Um 11 Uhr 45 Minuten erreichten wir die 4040 Meter betragende Quellhöhe des Baches zu unserer Linken. Das Wasser rieselte unter einer mehrere Decimeter hohen, elastischen Rasenschicht hervor, die so massig fest war, so daß man darauf stehen konnte. In dem dichten Gewebe hatten Ratten ihre Wohnsitze; wir sahen sie in den Hohlgängen munter herumhuschen, konnten jedoch keine bekommen. Auch bei dieser Quelle fand sich hartes Eis in Menge, obwohl die Wassertemperatur $+7^0$ C. betrug. Ueber eine etwas steilere Rundung des Rückens führte der Weg bei einigen niedrigen Felswänden vorbei rasch auf den Sattel hinauf; oben angelangt schlugen wir eine mehr westliche Richtung ein, um dem Kibo näher zu kommen. Obwohl der Marsch nun über vollkommen ebenen Boden führte, mußten wir denselben unserer schwarzen Begleiter wegen, die bereits Zeichen großer Erschöpfung zeigten, um 2 Uhr Nachmittags beenden. Wir ließen sie nur noch unsere beiden kleinen Bergzelte aufschlagen, auch einiges Reisig zusammensuchen, dann sandten wir sie ins untere Lager zurück, mit dem Befehle, sich am folgenden Tage zur selben Stunde hier wieder einzufinden.

Dieses unser oberstes Kilimandscharolager befand sich in ungefähr gleicher Entfernung sowohl vom Kibo, als auch vom Kimawensi, nicht ganz am Grat des Sattelplateaus, sondern etwas tiefer, auf der südlichen Lehne desselben. Das Sattelplateau machte vollkommen den Eindruck einer ebenen Fläche; gegen Norden zu stieg es in kaum bemerkbarer Weise an und auch in der Richtung der beiden Kilimandscharogipfel mit nur sehr geringer Neigung. Unseren Nordhorizont begrenzten drei rothe Aschenhügel von ungefähr 150 Meter relative Höhe, welche sich von der Nordostseite des Kibo zur Südwestseite des Kimawensi hinziehen. Größere und kleinere, scharfkantige Felsblöcke besäeten in unangenehmer Weise den Plateauboden. Zwischen diesem Gerölle fand sich häufig ein gelbbraunes, ver-

trocknetes Gewächs, das in dürftiger Weise als Brennmaterial dienen konnte; es verbrannte jedoch wie Stroh. Sehr vereinzelt gab es gelbe und rothe Immortellen und eine Distelart, welche ihre stachlichen und dicht behaarten Blätter gegen die Mitte zu eingerollt hatte, so daß die ganze Pflanze eine Kugelform annahm; Ericaceen trafen wir hier nicht mehr an.

Nachdem wir uns durch einen Imbiß, aus conservirtem Schinken, Cacao und Schiffszwieback bestehend, und durch einen Schluck Wein gestärkt hatten, stellten wir Siedepunktbeobachtungen an. Das Wasser kochte bereits bei $+86{\cdot}71^{0}$ C., was bei der herrschenden Lufttemperatur von $+3{\cdot}6^{0}$ C. einer Meereshöhe von 4220 Meter entsprach. Dann brach Graf Teleki mit dem Bergstock bewaffnet in der Richtung des Kibo auf, um die zum Aufstieg günstige Wegrichtung auszuforschen, während ich mich aufs Photographiren verlegte. Dazu waren indessen ungünstige Verhältnisse eingetreten, und es gelang mir auch nur ein Bild vom Kimawensi zu bekommen. Nebel, die stets aus der Tiefe kamen, stiegen immer häufiger auf und jagten wie von einem Sturmwind getrieben um die beiden Gipfel herum; und doch herrschte dabei eine ganz geisterhafte Stille, die nur durch das Knirschen der eigenen Tritte unterbrochen wurde. Eine nähere Untersuchung der Umgebung nach anderen lebenden Wesen, welche diese Einsamkeit theilten, förderte nur eine kleine schwarze Spinne*) zu Tage. Fährten von größeren Antilopen und von Tigerpferden waren häufig im Sande abgedrückt; sie führten stets quer über den Sattel. Spuren von Büffeln und Elephanten, wie sie andere Reisende da oben gesehen haben, trafen wir nicht. Um $5^{1}/_{2}$ Uhr Nachmittags hatte Graf Teleki seine Recognoscirung beendet. Seiner Ansicht nach wäre die Besteigung des Kibo ohne Schwierigkeit bis zu den senkrechten Eiswänden auszuführen, welche den obersten Kraterrand im Osten umgürten; doch würde es uns nicht möglich sein, auch nur bis dahin zu gelangen, weil wir zu entfernt vom Kibofuße lagerten. Obwohl dieser zum Greifen nahe schien, waren es doch noch mehrere Wegstunden bis zu demselben. Daran war jedoch nichts mehr zu

*) Tylophora bicolor sp. nov. Eug. Sim.

ändern, und wir bereiteten uns nun für die Nacht vor. Wir versicherten unsere kleinen Bergzelte, deren Seitenwände und Boden aus einem Stück Leinwand erzeugt waren, so gut es ging gegen Kälte, indem wir um dieselben herum Sand häuften, dann ließen wir ein Strohfeuer auflodern, an dem wir uns wärmen und eine Schale Cacao kochen konnten. Die Lufttemperatur sank rasch; um 6 Uhr Nachmittags zeigte das Thermometer noch —0·5° C., um 7 Uhr 45 Minuten Nachmittags aber schon —7·6° C. Bei allen vorzunehmenden Arbeiten spürte ich bereits die Luftdünne, indem ich häufiger als sonst Athem schöpfen mußte. Mit einbrechender Nacht wichen die Nebel, ein herrlich gestirnter, mondheller Himmel wölbte sich in unendlicher Klarheit über uns, und wir konnten nun das Eis des Kibo so scharf und rein wie am hellen Tage sehen. Der Reisigvorrath, den wir gesammelt hatten, war nahezu verbrannt, und nun trieb uns die Kälte in die Zelte. Wir hatten wohl dicke Schafwoll-Unterkleider an, schwere Lodenanzüge darüber und auch warme Decken, um uns einzuhüllen, doch war an Schlaf nicht zu denken. Nach einer schauerlich frostigen Nacht, die wir vor Kälte zitternd durchwachten, sprangen wir wenig erquickt am frühen Morgen aus den Zelten. Die Geräthe, welche wir im Freien gelassen hatten, waren mit einer dicken Eiskruste bedeckt. Das Thermometer sagte uns, daß es während der Nacht —11° C. gegeben hatte; wir glaubten es gerne. Dann gingen wir daran, unsere erstarrten Glieder bei einem Strohfeuer wieder aufleben zu machen. Die leichte, dünne Aschenschichte, welche vom Abend zuvor zurückgeblieben war, wies jetzt, nach neun Stunden, noch glühende Reste auf. Wir hatten nur neues Reisig aufzulegen, um die Flammen wieder auflodern zu machen; so langsam war der Verbrennungproceß der Luftdünne wegen vor sich gegangen. Das Wasser in unseren Flaschen war steinhart gefroren und mußte zum Aufthauen gebracht werden, wollten wir zu einer Schale Cacao gelangen. Dann bepackten wir uns mit einem Rucksack, welcher verschiedene Aneroide, ein Hypsometer, ein Gletscherseil, Schneebrillen, eine Flasche Cognac und verschiedene Kleinigkeiten enthielt, nahmen Steigeisen, Eispickel und Bergstöcke zur Hand und brachen auf. Mittlerweile war es 6 Uhr geworden,

und so munter als man es nach einer durchwachten Nacht nur sein kann, wanderten wir dem Kibo zu, der in klaren, scharfen Umrissen vor unseren Augen stand. Im Südosten reichten die Schneefelder, welche die oberste Region des Kibo bedecken, viel weiter hinab als im Osten; die Eiskappe ist auf dieser Seite abgerutscht und hat eine nahezu gerade verlaufende Abbruchstelle hinterlassen; da krönt nur ein ganz schmaler Saum funkelnden Eises den obersten Kraterrand. Dazwischen war ein schwarzer Spalt zu sehen, durch welchen man, so wie es schien, auf den oberen Kraterrand gelangen konnte, ohne auch nur einen Schritt über Schnee oder Eis zurücklegen zu müssen, und dieser war auch das Ziel, welchem Graf Teleki und ich an dem Morgen zuschritten. Der Anstieg ging während der ersten zwei Stunden nur ganz unmerklich vor sich; wir ließen unsere Beine auch tüchtig ausgreifen, schon um warm zu werden, da die Lufttemperatur als wir abmarschirten, nur —4·6° C. betragen hatte. An einer Stelle lagen Lavaschichten zu Tage; sie waren nach verschiedenen Richtungen gesprungen, wie dies beim raschen Erstarren von flüssiger Glasmasse zu geschehen pflegt. Es war zweifellos die Formation, welche H. H. Johnston mit ungeheuren Schildkrötenschalen vergleicht. Erst nachdem wir das Plateau überschritten hatten und in die Nähe des Kibofußes gelangt waren, wurde der Boden ein wenig unebener. Vor uns lag der Auslauf einer Thalfurche, die nur ganz allmälig anstieg. Wir ließen sie zur Seite und setzten unseren Marsch über einen Felsrücken fort, welcher die rechtsseitige Lehne des Thales bildete; es war dies ein Lavarücken, der beim Erstarren in zahllose, große Felsblöcke zerspalten war, die nun trotz ihrer unregelmäßigen Form dennoch eine gewisse Gesetzmäßigkeit im Bruche verriethen. Auch dieser Rücken stieg nur wenig an, doch war der Marsch über denselben recht beschwerlich, da man mit Hilfe des Bergstockes fortwährend auf und ab, zeitweise von Block zu Block springen mußte. Diese Art des Weitergelangens erschöpfte mich in hohem Maße, und bald fand ich auch die herrschende Lufttemperatur von +10·5° C. drückend heiß. Die Kleinigkeiten, welche ich zu tragen hatte, schienen mir Centnerlasten, die dicken Kleider fielen lästig und dazu kam ein sich fortwährend steigerndes, schließlich ganz unerträg-

liches Durstgefühl. Immer häufiger mußte ich halten, um auszuruhen, hauptsächlich aber um meine Lungen mit der dünnen Luft vollzupumpen, während Graf Teleki noch hurtig von Fels zu Fels sprang. Ein Gefühl völliger Gleichgiltigkeit gesellte sich dann dazu, und wenn ich mich schließlich dennoch weiter mühte, so war nicht das Erreichen des Kibogipfels mein Ziel, sondern ein Schneefleck, der in der Ferne winkte, an dem ich meinen

Der Kimawensi vom Sattelplateau aus.

brennenden Durst löschen wollte. Um 10 Uhr 35 Minuten waren wir in der Nähe desselben angelangt. Ich war mittlerweile zur Einsicht gekommen, daß ich im allerbesten Falle nur ein paar Hundert Meter höher gelangen könnte, daß meine Bemühungen daher zwecklos wären; überdies behinderte ich durch meine Müdigkeit den Grafen Teleki im Vorwärtskommen. Ich erklärte daher, an dieser Stelle bleiben und seine Rückkehr abwarten zu wollen. Während Graf Teleki nun seinen Weg allein fortsetzte, verschlang ich gierig eine Menge des steinharten, gekörnten Eises, entnahm hierauf

dem Aneroid, daß ich mich in einer Höhe von 4960 Meter befände und überließ mich, vollkommen zufrieden mit dem erzielten Ergebnisse, dem süßen Schlafgefühle, das mich mit ganz unwiderstehlicher Gewalt überkam.

Aus einem kurzen, kräftigenden Schlafe weckten mich ein scharfer Wind und die grellen Strahlen der Mittagssonne. Der Himmel war noch vollkommen heiter, doch war die tiefer gelegene Umgebung durch Wolken verdeckt, auch wallten bereits Nebel um den Kibo. Graf Teleki war noch nicht zurückgekehrt und auch nicht mit freiem Auge zu erspähen, ich suchte daher Zerstreuung in meiner näheren Umgebung. Pflanzenwuchs war da nur höchst spärlich vorhanden, so daß es mich sehr überraschte, an einer Stelle eine vereinzelte Composite zu finden, die eben gelb blühte;*) die schon erwähnte schwarze Spinne war auch vorhanden, hier als einzige, sichtbare Vertreterin des Thierreichs. Schließlich kündigte sich Graf Teleki durch das Klirren des Bergstockes an, lange bevor ich ihn trotz meiner guten Augen im Gestein entdecken konnte, und um 12 Uhr 50 Minuten war er wieder zur Stelle.

Graf Teleki war ohne die geringsten Beschwerden zu fühlen eine Stunde lang tüchtig angestiegen; erst dann sah er sich durch ein gewisses Spannen der Trommelfelle belästigt, das mit einem Rauschen in den Ohren verbunden war, doch setzte er seinen Marsch fort. Während er ein Aschenthal nach links überquerte, um zum Schnee zu gelangen, der dort den Kibohang bereits in einer ununterbrochenen Fläche bedeckte, fiel es ihm auf, daß seine Lippen heftig zu bluten anfingen. Sie waren wohl in Folge des scharfen Luftzuges gesprungen, und Graf Teleki setzte sich nieder, um die Blutung zu stillen und auszuruhen. Mittlerweile hatte sich jedoch auch bei ihm Schlafbedürfniß eingestellt, und da er sich sogar beim Einnicken ertappte, eilte er, um munter zu bleiben, weiter bis zum Schnee. Dort angelangt, fühlte Graf Teleki, daß er der immer mehr sich steigernden Schlafsucht nicht werde widerstehen können, und da es bedenklich gewesen wäre,

---

*) Erigeron Telekii Schwfth. n. sp.

sich derselben zu überlassen, beschloß er umzukehren. Sein Aneroid zeigte 411·3 Millimeter, er hatte somit eine Höhe von 5310 Meter erreicht.

Nach kurzer Rast ging es dann im Sturmschritte wieder zu unseren Zelten zurück. Rauch, den wir schon von Weitem in der Richtung derselben aufsteigen sahen, ließ sie uns auf dem geradesten Wege wieder finden und schon nach einer Stunde und vierzig Minuten erreichen. Unsere Leute waren bereits eingetroffen. Sie hatten die Asche noch glühend gefunden und, um sich zu wärmen, ein großes Reisigfeuer gemacht. Während der wenigen Minuten, die das Abbrechen der Zelte bedurfte, stärkten wir uns mit Zwieback und Wein, dann eilten wir weiter, da es uns gar nicht darnach gelüstete, noch eine zweite Nacht da oben zu verbringen. Der Weg nach dem unteren Lager war uns nun schon bekannt und wir eilten den Berghang auch trotz des Nebels, welcher uns einhüllte, mit vollster Sicherheit hinab. Um 5 Uhr 40 Minuten Nachmittags erreichten wir das Lager, hungrig, durstig und, ich wenigstens, in recht müdem Zustande.

Unsere geschwundenen Lebensmittelvorräthe zwangen uns zur schleunigen Rückkehr nach Marangu, ohne einen zweiten Versuch zur Besteigung des Kibo zu unternehmen. Wir beschlossen jedoch nach Vollendung des weiteren Reiseplanes dem Kilimandscharo abermals einen Besuch abzustatten und eine nochmalige, mit größerer Umsicht ausgeführte Besteigung des Kibo zu versuchen. Um ein Gelingen erhoffen zu können, muß man in mindestens 5000 Meter Höhe und mit Brennmateriale wohl versehen übernachten. Am folgenden Morgen, dem 21. Juni, traten wir den Rückmarsch an und erreichten unser Lager bei Miriali auf demselben Wege, den wir gekommen waren, noch früh am Nachmittage.

Wir lohnten hier unsere Führer mit weiteren je 10 Mikono Gamti ab, so daß diese sich in einer ganz kurzen Zeit ein kleines Vermögen erworben hatten. Sonst dürfte in ihnen die in 2870 Meter Höhe verbrachte Zeit weniger rosige Erinnerungen hinterlassen haben. Sie hatten aus irgend einem Grunde die vielen Ellen Stoff, welche sie vor dem Abmarsche hauptsächlich der in Aussicht stehenden Kälte wegen als Führerlohn beansprucht und auch erhalten hatten, nicht mit hinaufgenommen und in

ihrem adamitischen Costüme daher fürchterlich gefroren. Nicht genug damit, hatten sie für ihre eigene Verpflegung nicht gesorgt. Mit nur einer Flasche geronnener Milch waren sie abmarschirt, hungerten aber auch schon, als wir in obige Höhe gelangt waren. Zwei Tage ließen wir sie zur Strafe jammern, dann gaben wir ihnen je eine Handvoll Bohnen, mehr hatten wir selbst nicht. Darin hatte ihre Nahrung während fünf voller Tage bestanden!

Während der folgenden Tage sahen wir dem Schmieden von Speeren und Schwertern sowie dem Drahtziehen zu, ergänzten unseren Vorrath an Butter und Mikufu, plauderten mit den Eingeborenen und verbrachten somit die Zeit der Hauptsache nach mit Nichtsthun. Am zweiten Tage langten Botschafter von Motschi mit zwei Briefen an. Der eine war von Mandara dictirt, in arabischer Schrift und Sprache abgefaßt und enthielt Grüße, Freundschaftsversicherungen und die dringende Aufforderung, doch sein Land zu besuchen; der andere, welcher von dem dort stationirten Missionär Rev. Fitch auf Wunsch Mandara's geschrieben worden war, enthielt außer einer Einladung nach Motschi zu kommen, auch verschiedene Localnachrichten. Unter Anderem erzählte Rev. Fitch, daß die Eingeborenen von Motschi eben mit fieberhaften Vorbereitungen zu einer Sclaven- und Rinderrazzia beschäftigt seien; der Raubzug gelte Muanamata und Mpesa, den beiden Parehäuptlingen, welche wir seinerzeit kennen gelernt haben. Wie uns Miriali erzählte, hatte er bereits vor mehreren Tagen von Mandara die Aufforderung erhalten, sich dabei zu betheiligen; doch hätte er ihm eine abschlägige Antwort zukommen lassen, weil in solchen Fällen mit Mandara nicht gut von einer Theilung der Beute zu sprechen wäre. Mandara unternimmt seine Raubzüge häufig im Vereine mit den Eingeborenen von Groß-Aruscha und auf Rechnung dieser kommen wohl die meisten im Küstengebiete, angeblich von den Masai, verübten Missethaten. Die Kilimandscharofürsten, und Mandara voran, befriedigen ihre Raubgelüste häufig genug am Berge selbst, hauptsächlich an den Dschaggastaaten Rombo und Useri, da diese noch nicht über Gewehre verfügen. Der Zweck solcher Raubzüge ist der Fang von Rindern und Sclaven. Letztere

brauchen die Fürsten für sich sowohl, als auch um damit Handel zu treiben. Die vielen kleinen Mombas-Karawanen, welche fast allmonatlich die Dschaggastaaten aufsuchen, haben den Elfenbeinkauf nur als Nebenzweck im Auge. Bei ihren Raubzügen fangen die Eingeborenen nur Kinder; die Erwachsenen werden erschlagen.

Mandara, der sich durch Spione genau unterrichten ließ, was Miriali von uns jeweilig an Geschenken erhielt, war fürchterlich erbost und hatte diesem bereits mehrmals mit Krieg gedroht. Er hatte Miriali sagen lassen, daß sowohl das Repetirgewehr als auch der Revolver und der Helm Geschenke wären, welche Sultan Sayid Bargasch für ihn — Mandara nämlich — bestimmt hatte. Doch sei es Miriali gelungen, uns, die Ueberbringer, zu sich zu locken, was sehr leicht sei — weil Europäer auf fette Ochsen ebenso erpicht wären, wie die Hyänen — (wasungu kana wanaona ngombe a mafuta, saua saua kama mafissi!). Seinem Aerger machte Mandara auch noch durch andere Aeußerungen Luft. So nannte er Miriali, weil er unsere Tragthiere in Obhut hatte, den Eseltreiber der Europäer (mtschunga a punda a wasungu); dieser mußte selbst lachen, als er es uns erzählte, obwohl ihm in Folge der vielen Drohungen seines Schwiegervaters ziemlich bange zu Muthe war.

In diese Zeit fiel das Ende des Ramadhan, des mohammedanischen Fastenmonates, dessen Anfang unsere Leute in Taweta mit viel Geschrei und Gewehrgeknatter gefeiert hatten. Unsere Träger waren nur zeitweise, wenn es ihnen gerade paßte, Mohammedaner, im Uebrigen waren sie, ebenso wie die urwüchsigsten Wilden, nur Diener des Gottes Bauch. Obwohl es ihnen nie eingefallen war, während des Ramadhan an den Korân auch nur zu denken, so war das Ende desselben für sie doch ein großer Feiertag, ein siku kú, und sie beanspruchten daher einen Ochsen. Ein solcher wurde ihnen auch bewilligt, dann aber, als sie ihre Unverschämtheit noch weiter trieben, indem sie behaupteten, daß ein solcher für 60 Mägen nicht genüge, hielten wir es für gerathen, dem Anwachsen ihrer religiösen Gefühle durch eine Anzahl von Stockhieben Einhalt zu thun. In Taweta hätten sie, nachdem ihnen der Freitag als mohammedanischer Feiertag

zugestanden worden war, sich gerne auch noch den Sonntag als solchen ausbedungen!

Eines Nachmittags führte uns Miriali zu einem schönen Wasserfall des Monjabaches, dessen Rauschen wir zeitweise vom Lager aus hören konnten. Der wasserreiche, klare Bach stürzt ungefähr 12 Meter in die Tiefe. Es soll dies der oberste von drei Wasserfällen sein, welche den Lauf des Monja unterbrechen; späterhin soll er vereinigt mit dem Uona einen vierten, und zwar den weitaus höchsten bilden.

Am Abende vor unserem Abmarsche bat Miriali um ein Schriftstück, worin wir unserer Zufriedenheit Ausdruck geben sollten. Wir konnten seinen Wunsch mit Vergnügen und mit gutem Gewissen erfüllen. Miriali hatte niemals gebettelt und die vielen Geschenke, welche Graf Teleki ihm aus freien Stücken machte, mit zahlreichen Gegengaben von Ochsen, Ziegen, Speeren, Schwertern u. a. erwiedert. Unser Aufbruch am 26. Juni fand spät statt, weil es bis zum anbrechenden Morgen geregnet hatte. Unter den üblichen Gewehrsalven verließen wir Marangu, begleitet von Miriali, der sich erst nach $^3/_4$ Stunden verabschiedete. Wir begegneten einer 50 bis 60 Mann starken Schar von Miriali's Leuten, die eben von einem Raubzuge heimkehrten, den sie im Gebiete der Wagwenos ausgeführt hatten. Ihre Beute bestand in zwei Kühen und zwei Ziegen; außerdem brachten sie von dort Quarzstücke mit, die sie in Ermanglung von Feilen zum Bearbeiten ihrer Schmiedestücke benöthigen. Am folgenden Mittag erreichten wir Taweta. Gleichzeitig mit uns sahen wir die Träger einer zweiten, von Mombas ausgegangenen Karawane durch den Wald ziehen und hatten auch bald nachher das Vergnügen, zwei Europäer begrüßen zu können. Die Karawane gehörte dem Deutschen Dr. Hans Meyer aus Leipzig, welcher zum Beschlusse einer großen Reise, die ihn zur See beinahe um ganz Afrika und zu Land durch Südafrika geführt hatte, den Werth der deutschen Erwerbungen in Ostafrika aus eigener Anschauung kennen lernen wollte. Sein Gefährte, Premierlieutenant Freiherr v. Eberstein, ein Beamter der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, war ausgeschickt worden, um im Vereine mit anderen Genossen, welche sich noch auf dem Wege

befanden, eine Station in Klein-Aruscha zu gründen. Die Zwischenzeit benützte Freiherr v. Eberstein, um an der auf eine Besteigung des Kibo gerichteten Unternehmung des Dr. H. Meyer theilzunehmen. Die beiden Herren hatten auch ihr Liedchen von der Untreue der Leute zu singen; so war dem Dr. Meyer wenige Tagesreisen von Mombas fast sein ganzer Vorrath an Kleidern, Bargeld, Büchern und Landkarten gestohlen worden.

Mittlerweile waren Schaongwe und Nassib w. Ferhan eingerückt. Ersterer hatte den Rest unserer Waren von Tarawanda und einen der früheren Flüchtlinge mitgebracht; dafür waren zwei seiner Leute entflohen. Nassib wadi Ferhan, welcher seinen Ausflug bis nach Sansibar ausgedehnt hatte, brachte wohl elf jener Leute zurück, mit welchen er seinerzeit Schaongwe durchgegangen war, doch hatte er dafür manch' andere Sünde auf dem Gewissen. Er hatte unsere Warenladungen in Tarawanda bestohlen, überdies drei Ausreißer, welche ihm in Sansibar von unserem Consul O'Swald in Ketten mitgegeben worden waren, entlaufen lassen. Nach unserer Rückkehr vom Kilimandscharo trafen wir sowohl in unserem Lager wie an noch mehreren anderen Orten im Tawetaner Walde hohe Flaggenmaste, an deren Topp die rothe Sultansflagge lustig im Winde flatterte. Wir erfuhren, daß General Mathews in Mombas gewesen sei und Martin, der eben auf dem Kilimandscharo thätig war, sowie eine Abordnung von Tawetanern zu sich berufen habe. Die Leute waren mit Gewehren und noch anderen Dingen beschenkt und dann entlassen worden. Sie kehrten mit Martin nach Taweta zurück und die Folge war das Aufhissen der rothen Flagge: die Eingeborenen hatten sich in den Schutz des Sultans von Sansibar begeben. An den Flaggenmast, der inmitten unseres Lagerraumes stand, wurde noch am ersten Abend Nassib wadi Ferhan gebunden, nachdem wir zuvor über ihn zu Gericht gesessen hatten. Das Urtheil hatte auf Degradirung zum Träger, 30 Stockprügel unter der Sultansflagge und schließlich Rückbeförderung in Ketten nach Sansibar gelautet; wir wollten den Mann nicht mehr haben. Eine andere Nachricht, die wir in diesen Tagen erhielten, befriedigte uns außerordentlich. Unsere Leute hatten sich ohne unser Vorwissen vor Wochen brieflich an den

Sultan nach Sansibar mit der Anfrage gewendet, ob sie, so wie es in den letzten Jahren Sitte gewesen war, die Europäer im Stiche lassen sollten oder ihnen weiter zu folgen hätten. Sultan Sayid Bargasch hatte nun mit der Drohung geantwortet, daß jeder Flüchtling bis zur schließlichen Rückkehr der Expedition an jedem Freitag 25 Stockprügel zu gewärtigen hätte. Der Brief an den Sultan war von Manwa Sera und Maktubu ausgegangen, doch muß ich zur Erklärung dieser Geschichte um mehrere Wochen zurückgreifen. Nach unserer Rückkehr vom Meruberge geberdete sich Maktubu auffallend unverschämt, und zwar hauptsächlich Dualla gegenüber. Mit diesem hatte er täglich Zänkereien, bis diese Dualla schließlich zu arg wurden und er sich bei Teleki darüber beklagen kam. Maktubu war Dualla zankend gefolgt und hörte selbst vor Teleki trotz mehrfacher Ermahnungen nicht auf, zu schreien und zu lärmen. Maktubu sah wie ein wilder Stier aus, als er mit geballten Fäusten dastand; aus seinen weit hervortretenden Augen schossen giftige Blicke und schäumend brachte er eine uns ganz unverständliche Menge von Beschwerden gegen Dualla hervor. Graf Teleki verbat sich mehrere Male dieses freche Auftreten, doch Maktubu fuhr fort, ohne seine Sprache im mindesten zu mäßigen. Im nächsten Augenblicke lag er jedoch auf der Erde. Graf Teleki war die Geduld ausgegangen, er hatte ihn bei den krausen Haaren gepackt und zu Boden geschleudert. Maktubu, nicht wenig überrascht über diesen unerwarteten Ausgang seines gewagten hohen Spiels, durch welches wohl entschieden zu werden hatte, ob nicht er in der Folge der Herr der Karawane sein würde, sprang nun kochend vor Wuth auf die Füße, jedoch nur um abermals mit seinem harten Schädel in die Erde zu fahren. Knirschend vor Zorn und Scham — die ganze Menge unserer Leute hatte sprachlos dem Schauspiele zugesehen — ging Maktubu dann ab. Maktubu und Manwa Sera, die beiden Rangsältesten unter unseren berufsmäßigen Anführern, blieben daraufhin während mehrerer Wochen unsichtbar; grollend verbrachten sie die Tage sowie die Nächte in ihren Hütten, leisteten keine Arbeit, kamen aber auch nicht um ihre Rationen. Zu jener Zeit war das Schreiben an den Sultan von Sansibar abgeschickt

worden, und erst als dieser ihnen mit seiner Antwort die Köpfe zurechtgesetzt hatte, kamen beide wieder ans Tageslicht.

Die Anwesenheit der beiden deutschen Reisenden in Taweta hatte einige Abwechslung in unser gewöhnliches Leben und manchen vergnügten Abend mit sich gebracht; wir vermißten sie deshalb sehr, als sie am Morgen des 2. Juli den Wald verließen. Dr. H. Meyer hatte sich bereden lassen und lenkte seine Schritte, entgegen dem ursprünglichen Plane, Mandara zu besuchen, nach Marangu, was er in der Folge nicht bereut haben dürfte.

Zu Beginn des Julimonats traf die längst erwartete Elfenbein-Karawane von Ngabóto in Taweta ein; sie brachte an 300 Frassilah*) Elfenbein, meist große Stoßzähne mit. Ihre Anwesenheit hatte außer mancher Belästigung wohl auch eine Vertheuerung der spärlicher werdenden Lebensmittel zur Folge, dennoch freuten wir uns über ihre Ankunft, da uns die Möglichkeit geboten wurde, unseren Stand an Tragthieren zu vermehren. Wir erstanden von ihnen acht gute, starke Esel um den Preis von 240 Dollars; für diese Summe stellten wir ihnen Bons aus, welche sie dem Handelshause Wm. O'Swald & Co. in Sansibar vorzuweisen hatten. In der Folge langten noch mehrere kleinere Abtheilungen von Leuten ein, die theils Dschumbe Kimemeta gehörten, theils anderen Händlern, welche sich uns anzuschließen wünschten, so daß Taweta zu jener Zeit über 600 Fremde beherbergte. Am 5. Juli trafen die Waren ein, welche wir vor unserem Abgange zum Kilimandscharo bei dem Indier Ademji in Mombas in Bestellung gebracht hatten; sie bestanden in Kaurimuscheln, kleinen, als Tauschware gangbaren Aexten, in guten festen Reissäcken, welche wir zum Verpacken der Stoffladungen benöthigten, und noch anderen Kleinigkeiten. Wir hatten nun unseren gesammten Warenvorrath beisammen und folgten Tage fieberhafter Thätigkeit und vielen Kopfzerbrechens, wie wir die Riesenmenge eigentlich weiterschaffen sollten. Nach langer Ueberlegung entschloß sich Graf Teleki, das große, eiserne Boot, welches wir

*) 1 Frassilah = 35 Pfund engl.

bei einer Reise nach dem Norden des Baringosees entbehren zu können glaubten, in Taweta zurückzulassen. Dadurch wurden 24 Träger gewonnen, eine weitere Menge von Tauschwaren aber durch Schwerermachen der Ladungen und Zurücklassen aller Dinge, welche uns entbehrlich schienen, untergebracht.

In unseren Berechnungen über die Warenmenge, welche wir im Stande wären mitzuführen, erfuhren wir gerade in den letzten Tagen manche Enttäuschung. Ein Mann starb an Dysenterie, ein zweiter an Fieber. Acht Leute waren so herabgekommen, daß wir sie entlassen mußten. Wir hinterließen für Dr. Meyer einen Brief, in welchem wir an ihn die Bitte richteten, die Kranken zur Küste zu bringen. Vier Askari, und zwar durchwegs Leute, auf welche wir große Stücke hielten, und drei Träger flüchteten noch zu guter Letzt unter Mitnahme ihrer Gewehre. Daraufhin ließen wir jedoch die äußeren Eingänge von Taweta in unauffälliger Weise Tag und Nacht bewachen, wozu wir unsere treuen Somâl verwendeten. Wir hatten weder Warnungen noch Drohungen laut werden lassen, doch mochten unsere Leute die ergriffenen Maßregeln ahnen, denn es kam kein weiterer Fluchtversuch vor. Während eine Hälfte der Karawane beschäftigt war, die Stoffladungen und Perlen in Reissäcke zu nähen und die Drahtrollen in Häute zu binden, hielt Graf Teleki mit dem Reste regelmäßig scharfe Scheibenschießübungen ab, um unseren übergroßen Munitionsvorrath in nutzbringender Weise zu verwerthen. Solcherart verflossen die Tage in emsigster Thätigkeit und unser Aufenthalt in Taweta näherte sich seinem Ende, sehr zu unserer Zufriedenheit, weniger zu der unserer Leute. Bisher hatten sie in Saus und Braus in den Tag hineingelebt, ohne viel zu denken; nun aber die Abreise augenscheinlich vor der Thüre war, fragten sie sich, wohin es denn eigentlich ginge. Es gab daher viel »Wasumgumsu« (Geplauder) — über die beabsichtigte Route, über die Masai, hauptsächlich aber die Wakikuju, durch deren Land wir ja marschiren sollten. Des Abends ging es uns dann viel zu stille im Lager zu, und wir hätten das laute Geschrei, die Gesänge und Tänze, mit welchen sie früher die Zeit auszufüllen pflegten, viel lieber gesehen, als die jetzigen, ernsten Unterhaltungen bei den Feuern.

Am 13. Juli brachte Dualla unsere Rinder und Esel vom Kilimandscharo. Die Zahl der letzteren betrug anstatt 35, wie wir angenommen hatten, nur 23; die übrigen waren inzwischen dem Klima erlegen. Noch im letzten Augenblicke mußten wir nun die Ladungen der übriggebliebenen vergrößern. Wir machten sie 50 Kilogramm schwer, jeder Graue hatte daher über 100 Kilogramm zu tragen, da wir in jeder Satteltasche auch noch eine große Axt aufzubewahren pflegten.

Am 14. Juli, am Vortage unseres Aufbruches nach dem Norden, berief das Barghum, nachdem es lange Zeit geschwiegen hätte, wieder alle Leute zur Musterung. Die vielen Stoffladungen, Perlensäcke, Drahtrollen und Kisten waren in langen Reihen in der Mitte des Lagerraumes aufgeschichtet; sie wogen nunmehr 38 bis 45 Kilogramm und waren sachgemäß in feste Sackleinwand oder in Häute verpackt. An der Hand der ursprünglichen Namensliste wurden die Leute nun verlesen und jeder Einzelne mit Waffen, Munition und Ladung betheilt. Wilde Schreie, das seemännische »Hip, hip, hip, Hurrah!« und ein oftmals wiederholter, dem untergelegten Sinne nach für uns unverständlicher Schlachtruf — »Safari a pálepale!« — beschlossen die Musterung, worauf sie sich auf drei bereitstehende fette Ochsen stürzten, welche zur Sadaka — zur Abschiedsfeier, welche jeder Reise vorangeht — geschlachtet wurden. Abends schienen sie Alle von der richtigen Stimmung beseelt zu sein, denn Alle tanzten mit Dschumbe Kimemeta an der Spitze, der indessen genesen war. Die verschiedenen Stämme, welche in der Karawane vertreten waren, führten Nationaltänze auf und in unserem Lager herrschte bald ein richtiges, nur ungemein wild aussehendes Carnevalsgetriebe. Hiezu waren im Geheimen große Vorbereitungen getroffen worden, und Guitarren, Clarinette, Querpfeifen, Trommeln und Costüme abenteuerlichster Form kamen zu unserer Ueberraschung nun zum Vorschein. Zudem durften sie ihre schwergeladenen Büchsen nach Herzenslust krachen lassen, ja wir selbst trugen zeitweise durch donnerähnliche Schüsse der schweren Jagdbüchsen zur Feier bei; panem et circenses! Der Abmarsch von Taweta ist ein gefährlicher Augenblick im Laufe einer Masaireise, wir ließen die Ausgänge des Waldes daher

um so schärfer bewachen. Fünf Ladungen von Tauschwaren übergaben wir einem angesehenen Eingeborenen von Taweta Namens Mkamba; er hatte sie bis zu unserer Rückkehr aufzubewahren. Neun Ladungen mußten wir zurücklassen, weil wir sie nicht tragen konnten. Diese sollten in Etapen nach Kimangelia geschafft werden, wo wir hoffen durften, mit den Masai in Berührung treten und Esel kaufen zu können. Eine weitere Vorsichtsmaßregel, die wir ganz im Geheimen in Anwendung brachten, war, daß wir ein Picket von zehn verläßlichen Leuten unter der Führung Schaongwe's in Taweta beließen. Dieselben sollten bis Kimangelia eine Tagesreise weit hinter der Hauptkarawane bleiben und hatten die Aufgabe, etwaige Flüchtlinge, wenn sie ahnungslos des Weges kamen, aufzufangen. So weit war Ordnung in die Sache gekommen und im frohen Bewußtsein, mit einer eben so schlagfertigen wie sorgfältig ausgerüsteten Karawane endlich marschbereit zu sein, begaben wir uns zum letzten Male in Taweta zur Nachtruhe.

Musterung der Karawane am Vortage des Aufbruchs von Taweta.

IV. Capitel.

Durch Masai-Land zur Kikuju-Grenze.

(15. Juli bis 27. August 1887.)

Abmarsch. — Längs der Ostseite des Kilimandscharo. — Der Tschala-Kratersee. — Ein mißlungener Fluchtversuch. — Jagdabenteuer. — Kimangelia. — Teleki's Vormarsch. — Seine Erlebnisse. — Málago Kanga. — Unter den Masai. — Am Ndschirisee. — Auf der Büffeljagd. — Die Seuche der Masai-Rinder. — Die Steppe im Norden des Kilimandscharo. — Das Volk der Masai. — Am Fuße des Doenje Erók la Matumbato. — Jagden. — Am Ngare Kidongói. — Wandorobbo. — Elfenbeinhandel. — Die Wasserlöcher von Seki. — Spitzbübereien der Masai. — Weitere Nashornjagden. — Am Besilbache. — Nach Turuka. — Abenteuer mit Elephanten. — Löwenjagd. — Schmale Zeiten. — Ueber den Doenje Erók la Kapotei. — Der Morio-Giftbaum. — Ngongo Bagáß.

Der Aufbruch einer großen Karawane nach einem langen Halte hat immer viel Unerquickliches im Geleite. Die Kobolde der Unruhe und der Sorge, welche bis dahin in ihrem Schmollwinkel geschlummert, treten dann wieder ihre Herrschaft an. Und uns graute vor diesem Aufbruche ganz besonders, denn Menschen und Thiere waren weit über das übliche Maß belastet; auch trauten wir der scheinbar guten Stimmung unserer Leute nicht und glaubten vielmehr, daß das »dicke Ende« schon noch nachkommen würde.

Schon vor Tagesanbruch hatten die schier vergessenen Töne des Barghum die Schläfer aus ihren Träumen geweckt, doch nur langsam entleerte sich an diesem Tage das Lager. Hundert Dinge waren noch im letzten Augenblicke zu richten, Klagen und Beschwerden mußten hingenommen und geschlichtet werden, und nur einzeln oder paarweise gingen unsere Leute ab. Erst um $^1/_2$10 Uhr hatte der letzte Mann das Lager verlassen.

Der Ausmarsch führte uns durch einen anderen Theil des Waldes von Taweta. Die Bäume standen da weniger dicht beisammen, ihre geraden, schlanken Stämme strebten astlos auf und wölbten sich meist erst in größerer Höhe zu einer schattigen Laubkrone. Der weitere Pfad lief dem wenig ansteigenden, flachwelligen Ostfuße des Kilimandscharo entlang, zumeist über einen Boden, den Gerölle und rothe oder graue, sandige vulkanische Asche, zeitweise frei zu Tage liegende Lavaschichten bedeckten. Der Baumwuchs bestand aus vereinzelten Akazien und Baobabs; letztere waren blattlos, die spärlich vorhandenen Grashalme gelb und dürr. Ein dichter Vegetationssaum, welcher während der ganzen Zeit in 200 bis 400 Meter Entfernung zu unserer Rechten blieb, kennzeichnete den Lauf des Lumi.

Einem langen Halte folgt gewöhnlich nur ein kurzer Marsch, da sich erst während desselben die verschiedenen Mängel in der Karawane zeigen, welchen abgeholfen werden muß, bevor es ernstlich weiter gehen kann; doch ging diesmal Alles glatter von statten, als wir erwartet hatten. Nur ein Esel erwies sich während des Marsches als ganz unbrauchbar; ein zweiter stürzte und mußte abgeladen werden.

Am Lumi nächtigten wir. Dieser Bach fließt hier in einem schmalen, ungefähr 7 Meter tiefen Bette, das er sich durch grauen Tuff gegraben hat. Wenige hundert Schritte oberhalb unseres Lagerplatzes stießen wir auf ein ganz kurzes, schluchtartiges Bachbett, das zu jener Zeit jedoch vollkommen trocken stand; ein ungefähr 12 Meter hoher steiler Felsabsturz schließt dasselbe plötzlich ab. Dieser trockene Bachlauf mündet augenscheinlich in den Lumi, und da die üppige Vegetation jede Uebersicht behindert, erklärt es sich, wie verschiedene Reisende die Behauptung aufstellen konnten, daß der Lumi am Fuße dieser Felswand entspringe. Dies ist jedoch nicht der Fall, indem der Lumi der südliche Abfluß des Rombobaches ist, wie ein Blick auf die Karte lehrt.

In unserer Nähe erhob sich ein niedriger, gefurchter, dem Lumi paralleler Höhenrücken. Ich vermuthete dahinter den bekannten Kratersee Tschala und brach daher am folgenden Morgen etwas früher als die

Karawane auf, um denselben zu besuchen. Nach viertelstündigem Marsche sah ich mich auf dem Kamme des Rückens, reich belohnt für die geringe Mühe, denn zu meinen Füßen lag die dunkelblaue Fläche des Kratersees. Steile, jedoch dichtbewachsene Felswände umgeben den See auf allen Seiten, der einen Umfang von 5 bis 6 Kilometer und die Form eines gleichschenkeligen Dreiecks mit abgerundeten Ecken hat; sein Niveau scheint etwas tiefer zu stehen als die umliegende Ebene.

Auf der dunklen Seefläche spiegelte sich der Kilimandscharo ab, der sich unverhüllt im Hintergrunde erhob, und der Anblick wäre wohl eines längeren Verweilens werth gewesen; doch hatte die Karawane ihren nordwärts gerichteten Marsch längst angetreten, ich mußte mich daher beeilen, meinen Platz in der Nachhut derselben einzunehmen.

Nach kurzer Zeit traf ich auf eine Anzahl unserer Anführer und Somâl, welche um einen im Grase liegenden Gegenstand herumstanden. Ein Stoffballen war's, der da herrenlos am Boden lag und uns deutlich genug sagte, daß einer unserer Träger entsprungen sei. Da Niemand den Mann hatte fliehen sehen, mußte sein Name mit Hilfe der Karawanenliste ermittelt werden, welche für diesen Zweck stets zur Hand war; es war Kidschuma Muynura, derselbe Mann, welcher sich auf dem Marsche zum Rongaflusse auf Verstellungskünste verlegt hatte, wie dem Leser vielleicht noch erinnerlich ist. Ich war ihm am Tage zuvor begegnet, als er eben am Wege rastete, und hatte im Vorbeigehen seine Drohung, er werde durchgehen, wenn man ihm keine leichtere Last zuweisen würde, wohl vernommen, jedoch nicht geglaubt, daß er sie wahrmachen würde. Jetzt erinnerte ich mich seines gestrigen frechen Benehmens, das ich ruhig hatte hingehen lassen, weil die Verhältnisse noch immer eine nachsichtige Behandlung der Träger erheischten, und da ich gleichzeitig befürchten mußte, daß dieser Fluchtversuch, wenn er gelang, das Signal für manchen Anderen werden könnte, beschloß ich mit allem Nachdrucke vorzugehen, um des Mannes wieder habhaft zu werden. Seine Spur war nur wenige hundert Schritte weit zu verfolgen und hörte weiterhin des steinigen Bodens wegen ganz auf. Wir zerstreuten uns daher nach allen Richtungen und eine

regelrechte Treibjagd begann. Anderthalb Stunden später rief uns ein Alarmschuß wieder zusammen. Charscho hatte den Mann gefangen und wie aus mehrfachen Anzeichen zu entnehmen war, auch bereits gehörig durchgeprügelt.

Zufrieden mit unserem Erfolge setzten wir daraufhin den Marsch fort, der über eine baumlose, dürre Steppe führte, welche nur wenig anstieg. Nach drei Stunden umfing uns der kühle Schatten hoher Uferbäume, unter welchen das Lager errichtet war. Kidschuma wadi Muynura bekam nun erst recht die Karbatsche dictirt und wurde dann in Ketten gelegt.

Unser Lager, das nach der benachbarten Dschaggalandschaft Useri hieß, befand sich in 943 Meter Höhe, am linken Ufer des Rombo, eines vom Kilimandscharo kommenden Bachlaufes mit 6 bis 7 Meter hohen, steilen, erdigen Uferwänden. Etwas weiter oberhalb gabelte sich das Bachbett; zur Zeit waren beide Arme trocken und das Wasser quoll in der Nähe des Lagers aus dem Sande hervor. Nach einem kurzen, südöstlichen Laufe bildet der Rombo einen Sumpf, welcher einerseits nach Norden als Rombo in den Tsavo, und andererseits nach Süden als Lumi abfließt.

Wir mußten an diesem Orte zwei Tage bleiben, weil wir Lebensmittel einzukaufen hatten, die Bergbewohner sich jedoch erst am zweiten Tage mit größeren Vorräthen einstellten. In Folge der herrschenden ungünstigen Witterung fühlten sich nicht nur unsere Leute, sondern auch wir selbst uns während dieser beiden Tage äußerst unbehaglich. Es gab echtes Sciroccowetter. Ein niedriges schweres Gewölke zog von Südwest herauf, gejagt von einem frischen Winde, der unausgesetzt in der Stärke 6 bis 7 wehte; zum Ueberflusse regnete es häufig und wir froren bei $+21^{0}$ C. trotz dicker Kleider.

Wir benützten diesen Aufenthalt, um den in Taweta verbliebenen Rest unserer Waren abzuholen und versuchten, uns die Zeit mit der Jagd zu vertreiben, zwar mit wenig Glück, doch lernten wir dabei die weiter östlich gelegene Hügellandschaft näher kennen. Dieselbe ist von südlich und

südwestlich laufenden Mulden durchzogen, welche Wasser führen, aber so stark mit dichtem Schilfe überwuchert sind, daß sie uns ganz und gar unzugänglich blieben und wir auch nicht einmal erkennen konnten, ob sie fließendes oder stehendes Wasser enthielten.

Inzwischen waren weitere zwei Esel den Anstrengungen erlegen; wir ließen daher eine Anzahl von Eisendrahtrollen unter Bedeckung zurück und marschirten derart erleichtert am 19. weiter. Nach mehrstündiger Wanderung über dürre ansteigende Grassteppe zeigte man uns eine herrliche Gruppe von dunklen Bäumen, welche alle anderen hoch überragten, als unseren nächsten Halteplatz. Die Bäume standen an einer scharfen Krümmung des Uferibaches und umschlossen eine reizende, zum Lagern wie geschaffene Stelle, denn während die Leute sich ins Schattige zurückzogen, konnten sich die zahlreichen Thiere der Karawane unbeaufsichtigt auf dem freien Grasplatze in der Mitte herumtummeln; die üppige Ufervegetation umschloß den Lagerplatz auf allen Seiten. Im Schutze der dichten Pflanzenwelt spürten wir auch nichts vom frischen Südwestwinde, der noch immer unausgesetzt blies.

Kidschuma wadi Muyuura.

An diesem Orte war vor fünf oder sechs Jahren von einer Händlerkarawane eine kleine Beleidigung, welche ihr von den Eingeborenen angethan worden war, mit einem wahren Blutbade gerächt worden. Wir wunderten uns daher, daß sich dennoch Männer und auch Weiber alsbald mit Lebensmitteln einstellten; ihr Benehmen deutete indeß auf eine gewisse mißtrauische Vorsicht. Sie betraten nie den inneren Lagerraum, bettelten nicht und wagten sich auch niemals in die Nähe unserer Zelte. Uns Europäer beachteten sie scheinbar wenig, zogen sich jedoch stets scheu zurück,

sobald wir uns auch in unauffälligster Weise ihnen zu nähern suchten. Fiel ein oder der andere Schuß, wie dies bei so zahlreich vereinigten Karawanenleuten oft genug vorkommt, dann stoben sie jedesmal davon und näherten sich nur zögernd und allmälig wieder. Trotz ihrer verhältnißmäßigen Armuth waren diese Kilimandscharobewohner physisch viel besser entwickelt als jene, welche wir im Süden des Berges angetroffen hatten; hiezu mag das thätigere Leben geführt haben, zu welchem sie in Folge der geringeren Fruchtbarkeit des Ostabhanges des Kilimandscharo bemüssigt sind. Wenn sie trotzdem in den Kämpfen meist unterliegen, so sind ihre Waffen und der völlige Mangel an Gewehren daran Schuld. Ihre Speere sind kleiner und schlechter, weil sie viel seltener in Berührung mit Karawanen kommen und daher über weniger Eisendraht verfügen. Ihr Schild ist länglich oval, 30 bis 40 Centimeter breit und 60 bis 80 Centimeter lang. Schmuckgegenstände sieht man bei ihnen ebenfalls viel weniger, und es zeigt sich sowohl in ihrer Bewaffnung, als in ihrer Kleidung eine Gleichmäßigkeit und Urwüchsigkeit, die man in den von der Cultur berührten Südstaaten bereits vermißt. Die Männer tragen als einziges Kleidungsstück einen 4 bis 6 Centimeter breiten Gürtel aus ungegerbter Ochsenhaut; die Frauen ein oft kaum fußbreites Stück schön weich gegerbten, braunen Ziegenleders um die Lenden geschlungen. Ein hauptsächlich bei älteren Frauen häufiger Schmuck besteht aus Eisen- oder Messingdrahtspiralen an den Armen und Beinen; desgleichen tragen dieselben allgemein eine ganz kurze Schnur grober blauer Perlen, die wie ein Zöpfchen vom Haarwirbel wegsteht. Die Mädchen tragen eine mit Kaurimuscheln verzierte Verschnürung aus Lederstreifen an den Fußgelenken. Angenehm berührte es zu sehen, daß die Ohren nicht verstümmelt werden, indem der bei beiden Geschlechtern übliche Schmuck der Ohrläppchen nur aus einem bis drei kleinen Ringen aus Zinn besteht. Eisenkettchen und die kleinen Dschaggaperlen sah man gar nicht, um so häufiger die schlechten, weißen »Sambaj« genannten Porzellanperlen und die grünen oder blauen Glasringe (Murtinarok). Am meisten Anklang fanden die stecknadelkopfgroßen, rothen »Samesame« genannten Masaiperlen; weniger die weißen

Uschanga. In ihrer Abneigung für dunkelblaue Perlen stimmten sie mit den Bewohnern der anderen Dschaggastaaten überein.

Wir hatten in diesen Tagen häufig Gelegenheit, den Kilimandscharo zu sehen. Schon der bloße Anblick ließ erkennen, daß dessen Osthang weniger fruchtbar sein müsse, als die bevorzugte Südseite. Einen Urwaldgürtel gibt es wohl auch da, doch unterbrechen grasige Lichtungen viel häufiger seinen Zusammenhang. Nur zwei tief eingeschnittene Thalrisse laufen den Berghang herab; dazwischen erstrecken sich breite, kahle oder grasige Rücken. Diese Bergseite scheint mit einer dicken Aschenschichte bedeckt zu sein, welche alle Niederschläge und Schmelzwässer aufsaugt, die dann unter derselben in die Tiefe sickern und erst in der Ebene zu Tage treten.

Die auf der Ostseite des Kilimandscharo angesiedelten Wadschagga bauen Bananen, zwei Gattungen Bohnen, Eleusine, Bataten und Tabak, jedoch weder Mais noch Zuckerrohr. Die Bergweiden genügen nicht zur Erhaltung ihres Viehstandes, hinsichtlich dessen sie, theilweise wenigstens, auf den Grasbestand der umliegenden Ebene gewiesen sind. Man kann sie beinahe täglich in langen Zügen drei Stunden weit zur Ebene hinabsteigen und dann mit schweren Grasballen auf dem Kopfe wieder heimkehren sehen.

Wir hielten zwei volle Tage an diesem Platze und hatten daher Zeit zu jagen. Wie gewöhnlich versuchten Graf Teleki und ich unser Glück im edlen Waidwerke in verschiedenen Richtungen, um ein größeres Gebiet zu beherrschen. Doch wir bekamen Beide verhältnißmäßig wenig und dabei recht scheues Wild, hauptsächlich Wasserböcke, Hartebeests und Tigerpferde zu sehen. Zum Ueberflusse war das Terrain für die Jagd sehr ungünstig beschaffen, da es an jeglicher Deckung mangelte. Graf Teleki brachte am ersten Tage daher auch nur ein Hartebeest heim, welches er einem glücklichen Treffer auf mehr als 300 Schritte Entfernung verdankte. Ich hatte eine Jagd auf Tigerpferde, mit welcher indeß auch ein Nashornbegegniß verbunden war. Die ersteren sind ungemein neugierig und lassen den Jäger selbst auf ganz offenem Felde häufig auf 200 bis 300 Schritte Entfernung herankommen. So hatte auch in diesem Falle ein schönes, fettes Zebraweibchen seine Neugierde mit dem Leben zu bezahlen. Wir

wollten uns eben ans Zerwirken des Thieres machen, als zwei Nashorne in der Ferne auftauchten. Sie waren offenbar durch den Schuß in ihrer Ruhe gestört worden und trabten nun ergrimmt in großem Bogen über die Ebene. Obwohl über 400 Schritte entfernt, machten sie doch sofort einen Haken, als sie uns spürten und kamen dann mit der Schnelligkeit eines Rennpferdes auf uns los. Zu jener Zeit war ein solcher Anblick für meine Negerbegleitung noch das Signal zu eiligster Flucht, die denn auch in diesem Falle in der Richtung eines vereinzelten, ziemlich entfernten Bäumchens erfolgte. Als es feststand, daß die beiden Nashorne es auf uns abgesehen hatten, riß es mich im ersten Augenblicke wohl auch dahin, bei der augenscheinlichen Unmöglichkeit den schützenden Baum noch zu rechter Zeit erreichen zu können, ließ ich jedoch diesen Gedanken im Entstehen wieder fallen; sonst fand sich aber auch nicht ein Grasbüschel in der Nähe, welcher wenigstens als moralischer Strohhalm hätte dienen können. Selbst der Schutz, welchen das erlegte Zebra bieten mochte, war bereits von dreien meiner Begleiter in Anspruch genommen — das Abenteuer mußte sonach Aug' im Auge bestanden werden. Um besser zielen zu können, kniete ich, die Elephantenbüchse in der Hand, nieder und erwartete die anstürmenden Ungeheuer, fest entschlossen, erst zu feuern, wenn ich eines tödtlichen Schusses vollkommen sicher sein konnte. Dazu bot sich indeß lange keine Gelegenheit. Der riesige Schädel der Thiere schwankte während des plumpen, doch raschen Galopps unausgesetzt hin und her und verdeckte die Schultern — den einzigen Punkt, wohin ich zielen durfte. Immer näher kam das Paar, immer größer wurde die Gefahr, und immer noch sah ich nur den großen Schädel vor dem Korne. So kam es, daß ich erst losdrückte, als das vordere der beiden Nashorne bereits in 8 bis 10 Schritte Entfernung angelangt war. Die Gewalt der schweren, von 10 Drachmen Pulver getriebenen Kugel vermochte indeß selbst den Ansturm eines solchen Kolosses zu brechen. Im ersten Augenblicke sah ich das eine Thier stürzen, im nächsten war es jedoch schon wieder auf den Beinen. Mein Schuß hatte es nicht getödtet, wohl aber seinen Grimm gekühlt, da es daraufhin, von seinem Kameraden gefolgt, zur Seite abbog. Noch zweimal machte

es Miene zu fallen, und ich glaubte einen weiteren Schuß ersparen zu können, doch es floh weiterhin mit unverminderter Schnelligkeit und entkam schließlich, trotzdem wir es lange verfolgten.

Auch am zweiten Jagdtage gelang es uns nur, geringe Beute zu machen, unter Anderem eine kleine, weibliche Gazelle. Sie war hornlos, ziemlich gleichmäßig isabellenfarbig und bot keine auffallenden Merkmale, so daß wir nicht entscheiden konnten, zu welcher Art sie gehören könnte.

Von Nashornen angegriffen.

Einig waren wir nur darüber, daß sie einen ganz vorzüglichen Braten lieferte. Wir haben diese Art später nirgends wieder angetroffen.

Am zweitnächsten Vormittage langten die Leute mit den Ladungen an, welche wir im Rombolager zurückgelassen hatten. In ihrer Begleitung befanden sich sechs Eingeborene von Marangu, welche Miriali mit einem Reste von Kupfermikufus uns nachgeschickt hatte. Nebstbei brachten sie einen Brief vom Dr. H. Meyer und Freiherrn v. Eberstein, in welchem uns die beiden Reisenden Näheres über ihre theilweise gelungene Kibobesteigung mittheilten.

Der schleppende Fortgang unserer Reise, welcher durch die Unmöglichkeit verursacht war, unsere gesammten Lasten auf einmal fortzuschaffen, brachte uns auf den Gedanken, unsere Rinder als Tragthiere zu benützen. Wir hatten unter Anderem mehrere junge, kräftige Stiere, die wir dazu abrichten wollten, doch erwiesen sich alle unsere diesbezüglichen Versuche, welche wir mit leeren Sätteln ausführten, als aussichtslos, da die Thiere, im Bestreben, die ungewohnte Auflage abzuschütteln, sich bis zur völligen Erschöpfung abhetzten.

Useri bot unseren Leuten die letzte gute Gelegenheit zur Flucht; denn von Kimangelia aus, dem nächsten, bereits an der Schwelle des Masailandes gelegenen Lagerplatze, wagen sie in der Regel nicht mehr durchzugehen. Wir trugen diesem Umstande Rechnung, indem wir während der Nacht im Geheimen eine Anzahl verläßlicher Leute weit außerhalb des Lagerraumes aufstellten. Diese Vorsichtsmaßregel, welche uns von Dschumbe Kimemeta nahegelegt worden war, schien aber überflüssig gewesen zu sein, denn, wie es sich am folgenden Morgen zeigte, hatte keiner der Leute versucht, zu entweichen.

Froh, einer Sorge ledig zu sein, welche uns bisher beständig in Unruhe gehalten hatte, traten wir am 22. den Weitermarsch an. Der Pfad führte durch eine minder einförmig gestaltete Landschaft in nordwestlicher Richtung. Busch- und Baumwuchs traten da häufiger auf, doch gab es auch dürre Grasflächen dazwischen, welche, vor Kurzem abgebrannt, die uns schon zur Genüge bekannte unausstehliche Gluth ausathmeten. Von dieser Pein erlöste uns erst der Eintritt in einen geschlossenen Wald, wo wir alsbald unter einer Gruppe ungeheurer Bäume lagerten, die mit ihrem Blätterdome wie eine Insel aus der Mitte der anderen herausragte. Der Wald, in welchem wir uns da befanden, war ein Prachtstück in seiner Art, denn er bestand aus Bäumen, die wie Tannen gerade gewachsen waren und erst in 30 bis 40 Meter Höhe ihre mächtigen Laubkronen entfalteten; schon Thomson erwähnt ihrer. Ueppig wucherndes Unkraut füllte am Boden die Zwischenräume so dicht aus, daß wir uns den nöthigen Lagerraum erst mit Axt und Messer erobern mußten. Auch des Tags

herrschte hier ein sanftes Dämmerlicht, so enge schloß sich das dichtbelaubte Gewirre von Aesten aneinander, und eine stetig milde Frühlingstemperatur lag in der Luft, weil eben so wenig wie die Sonnenstrahlen der kalte Südwestwind einzudringen vermochte, der noch immer mit unverminderter Stärke wehte.

Wir befanden uns nunmehr schon in 1410 Meter Meereshöhe, in der Entfernung von ungefähr $2^1/_2$ Marschstunden vom äußersten Dschaggastaate Kimangelia, in der Gabelung zweier kleiner, versumpfter Wasserläufe. Es wäre wohl im Interesse der Karawanen gelegen, hauptsächlich der Verpflegung wegen, in der Nähe der Ansiedlungen zu bleiben, der Wasserverhältnisse wegen ist es indeß nicht möglich, eine näher am Berge laufende Route einzuschlagen; der Marsch hatte bisher ohnehin von Quelle zu Quelle geführt.

Kimangelia ist ein Grenzort. Die nördlich davon befindlichen Gebiete, welche von den nomadischen Masai bewohnt sind, bieten den Karawanen kaum nennenswerthe Hilfsquellen zu ihrer Erhaltung, weil die Eingeborenen von ihrem durch Seuchen decimirten Viehbesitze dermalen kaum mehr ein oder das andere Stück abzutreten im Stande sind. Es herrscht daher die Gepflogenheit, schon während des Marsches um die Ostseite des Kilimandscharo herum, hauptsächlich in Kimangelia, den Proviant aufzukaufen, welcher für die zwanzig- bis fünfundzwanzigtägige Reise zur Kikujugrenze benöthigt wird. Diesen Zweck verfolgten auch wir hier.

Die Gesammtzahl von Karawanenleuten, welche zur Zeit an diesem Platze versammelt war, betrug über 450, weil sich unserer Expedition mittlerweile eine Händlerkarawane zugesellt hatte. Die Bedingung, unter welcher Graf Teleki diesen Händlern den Anschluß erlaubt hatte, lautete kurz: Unbedingter Gehorsam! Unter Anderem war damit auch gemeint, daß keiner der Leute jagen dürfe — weil durch das viele Schießen nur das Wild verscheucht worden wäre — sowie, daß Niemand das Recht haben sollte, Tragthiere oder Rinder zu kaufen, bevor wir unseren Bedarf gesichert hätten. Dafür genossen sie die gebotene größere Sicherheit und waren auch von den oft kostspieligen Tributen befreit, welche im Masailande zu erlegen sind.

Wir benöthigten bedeutende Lebensmittelmengen. Um mit dem Einkaufe derselben rascher zu Stande zu kommen, wurde Dschuma Mussa mit vier Leuten zum Häuptling Malamia von Useri entsendet, um diesem ein Geschenk mit dem Ersuchen zu überbringen, während der folgenden Tage in unserem Lager einige größere Lebensmittelmärkte abhalten zu lassen.

Von Eingeborenen, welche bald nach unserer Ankunft erschienen waren, erfuhren wir, daß es im Umkreise dreier Tagreisen keine Masaikrale gäbe; wir waren somit nicht in der Lage, uns schon von diesem Platze aus Esel zu verschaffen, wie wir gehofft hatten. Nach vielem Ueberlegen, was nun zu thun sei, beschloß Graf Teleki sofort nach dem Masailande aufzubrechen, während ich im Lager zurückbleiben und hier den Einkauf der Lebensmittel besorgen sollte. An seinem Marschziele angelangt, wollte Teleki die nöthige Trägerzahl zurücksenden, um den Rest der Ladungen und den inzwischen angekauften Proviant abzuholen. So konnten wir an beiden Orten zugleich unsere Einkäufe machen, ohne überflüssig Zeit zu verlieren.

Am 24. Juli marschirte Graf Teleki mit Dschumbe Kimemeta und 215 Leuten ab. Die mit mir zurückgebliebenen 50 Leute, welche sämmtlichen Kambi der Karawane entnommen waren, erhielten jeder eine zweiwöchentliche Ration in Perlen und Stoffen für die gesammte Mannschaft ihrer Partie ausbezahlt und hatten nun für ihre eigene Rechnung den Einkauf zu machen. Schon um 7 Uhr des Morgens stellten sich täglich die Eingeborenen, Männer und Weiber, mit Bananen, Bataten, Bohnen, Bananen- und Eleusinemehl zum Verkaufe ein und auf jedem Punkte unseres großen Lagerraumes wurde nun gehandelt. Die Leute füllten die gekauften Vorräthe in eigene Säcke, welche sie in aller Eile aus ihren Turbanen, Hemden u. dgl. verfertigt hatten. Der Ordnung wegen und um Diebstählen zu steuern, wurden die Säcke gewogen und mit einem Zettel versehen, auf welchem das Gewicht und die Nummer des Kambi notirt waren.

Außer den Baumriesen, unter welchen das Lager aufgeschlagen war, bot der Platz nichts Bemerkenswerthes. Sobald man sich an diesen und

den verschiedenen Marktscenen sattgesehen hatte, drängte es einen daher aus dem gedrückten, gefängnißgleichen Lagerraume hinaus ins Freie. Dort traf der Blick wohl auch nur eine schwarze, kahlgebrannte Buschsteppe, die deshalb auch von jeder Wildart, außer Perlhühnern, gemieden war, dafür zeigte sich zeitweise der Kilimandscharo frei von Wolken, ein Bild, das zu betrachten man nicht müde werden kann. Besonders gut konnte man die oft säulenförmigen Zacken und Zinnen des schroffen Kimawensi von da aus beobachten. Der Anblick des Nordwest-Südost gerichteten, gratartigen Gipfels läßt kaum einen Zweifel, daß es der stehengebliebene Kraterrest eines nunmehr erloschenen Vulkans ist, dessen nordöstliche Bergseite durch eine gewaltige Eruption bis zur halben Höhe herab gespalten wurde. Der größere Theil der Kraterwand ist in der Folge zusammengebrochen, wodurch die gewaltigen Schluchten und Felsabstürze des Inneren auch von der Ebene aus dem Auge zugänglich wurden. Die nach Osten gekehrte Seite des Kimawensigrates, welche mehrere tausend Meter tief senkrecht abfällt, ist offenbar eine Innenwand des ursprünglichen Kratertrichters.

Die Jagdversuche in der Umgebung fielen im allgemeinen kläglich aus. Ein einziges Mal hatte auch die schwere Büchse ein Wort mitzureden, wobei ein Nashorn fiel. Dasselbe trug unter der 20 Millimeter dicken Haut eine abgebrochene Pfeilspitze, hatte somit schon einmal einem Ndorobbo als Ziel gedient.

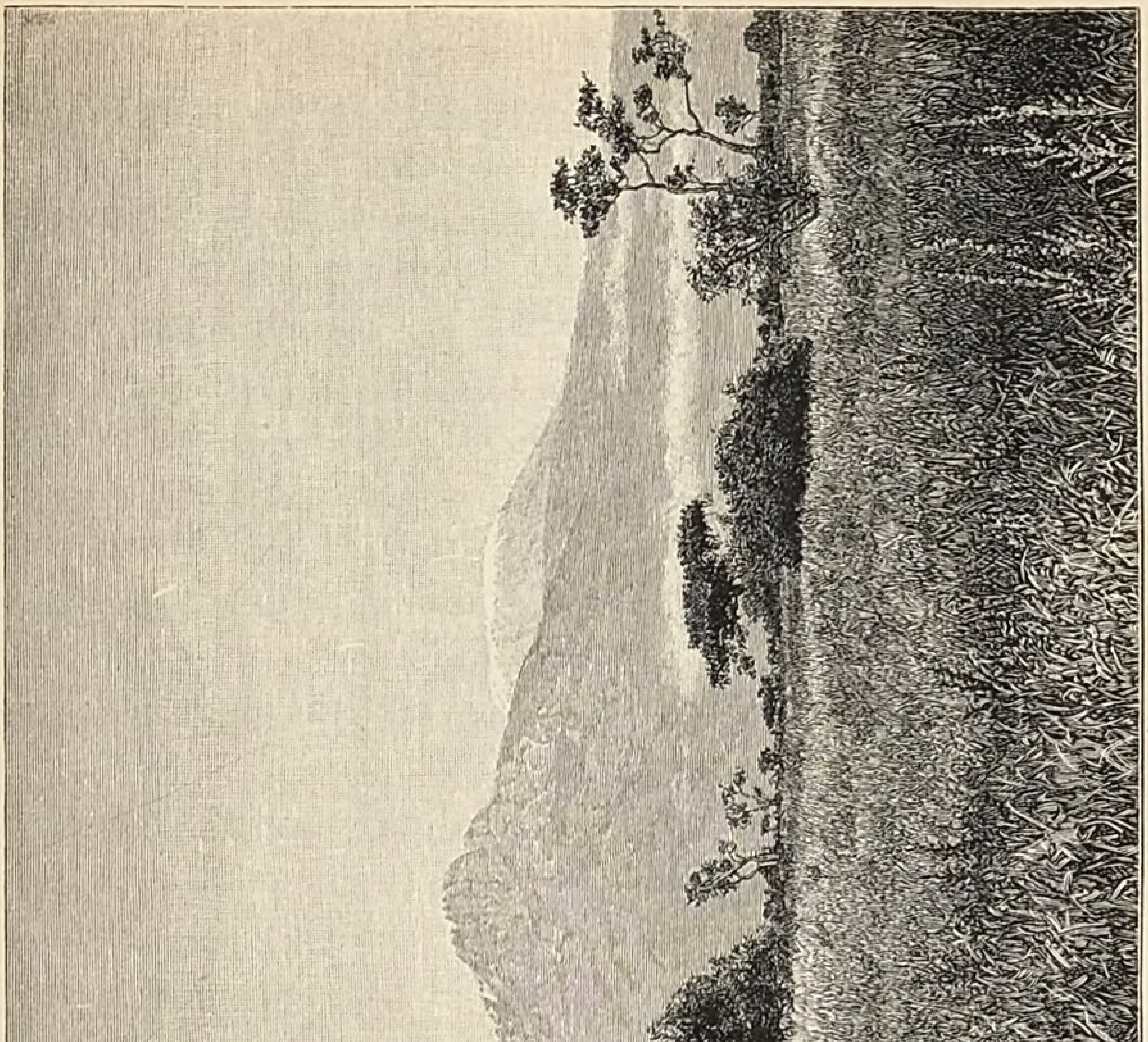
Unter solchen Umständen sehnte ich mich nach irgend einer Abwechslung und betrachtete es auch als eine Erlösung, als am 27. Nachmittags Maktubu mit 90 Leuten im Gefolge eintraf. Sie brachten mir einen Brief, in welchem Graf Teleki sich die Mühe genommen hatte, mich von Allem in der Zwischenzeit Vorgefallenen zu unterrichten, den ich daher der Hauptsache nach im Nachstehenden wiedergebe:

»Am ersten Tage marschirten wir nur etwas über zwei Stunden weit und lagerten an einem klaren Bache. Nach Osten fällt das Land in zwei Terrassen zur Ebene ab. Dunkle Laubgänge deuten dort auf Wasserläufe, doch scheint die Gegend vollkommen unbewohnt zu sein.

Während des Marsches war verschiedenes Wild zu sehen gewesen, ich ging daher am Nachmittage auf Jagd aus. Eben im Begriffe, einen dichteren Waldsaum zu betreten, begrüßte uns ein Nashorn, indem es wüthend auf uns losfuhr. Das Thier war ritterlich genug gewesen, seinen Angriff durch ein kurzes Blasen vorher anzukünden, so daß ich wohl Zeit hatte, mich fertig zu machen, dennoch aber den Anprall kaum noch durch eine auf den Kopf gefeuerte 577 Expreßkugel abwehren konnte. Das Nashorn fiel, sprang sofort wieder auf die Beine, erhielt noch eine Kugel und ging dann flüchtig ab. Am Waldsaume fand ich es stehend wieder und feuerte ihm noch eine Kugel auf's Blatt, worauf es den Schutz der Büsche aufsuchte. Im Dickicht, wohin ich es verfolgte, hatte ich dann noch einen unerwarteten Angriff zu bestehen, bei welchem es mir jedoch gelang, ihm durch einen Halsschuß den Garaus zu machen. Zwei meiner Kugeln waren durch und durch gegangen.

Später am Nachmittage stießen wir auf Büffel, die in einer bewachsenen Mulde nächst der Ebene verborgen steckten. Ahnungslos waren wir auf das Dickicht zugeschritten und erst als wir nur noch 20 Schritte von demselben entfernt waren, hatte uns ein unbestimmtes Geräusch auf die Gefahr aufmerksam gemacht. Im Augenblicke darauf war im Busch eine Bewegung entstanden und der mächtig gehörnte Kopf eines Büffelstieres aus dem Laube herausgetreten. Ich konnte nur einen flüchtigen Schuß mit dem 500 Expreß, der mir eben zur Hand war, darauf abgeben, dann brach die Herde, welche 20 bis 30 Stück zählen mochte, in der entgegengesetzten Richtung durch und jagte davon. Eine Schweißspur war deutlich vorhanden, des rasch abnehmenden Lichtes wegen stand ich jedoch von der Verfolgung ab.

Am darauffolgenden Tage brachte uns ein ebenfalls nur kurzer Marsch zum Ngare Rongái. Eine zahlreiche Thierwelt belebte die übrigens öde Landschaft, welche wir bis dahin zu durchziehen gehabt hatten. Alle Augenblicke stoben Scharen von Zebras und Gnuantilopen vor uns her, mit reizenden Sprüngen behende das Weite suchend, und ohne auch nur einen Schritt vom Pfade abzuweichen, erlegte ich ein Hartebeest, eine große



Der Kilimandscharo von Ujeri aus.

Gnuantilope und zwei Tigerpferde. Der Pfad hatte stellenweise zahlreiche Masaispuren aufgewiesen, Fußstapfen und kleine Löcher, welch' letztere von den unteren Speerspitzen herrührten. Masai, und zwar blos ältere Männer und keine Morán, kamen auch bald ins Lager. Von ihnen erfuhren wir, daß es nur am Ndschirisee Masai in größerer Zahl beisammen gäbe.

Vom Ngare Rongái bis nach Málago Kanga sind 4½ gute Marschstunden. Wir legten sie am folgenden Vormittage zurück. Die sonst wenig ansprechende Landschaft ist ein wahres Jägerparadies. Aus einer Herde von vier Tigerpferden schoß ich während des Marsches drei Stück heraus. Das erste Thier fiel wie vom Blitze getroffen auf die Nase; das zweite überschlug sich nach hinten und brach dann zusammen; das dritte machte einen mächtigen Satz nach vorwärts und stürzte todt nieder. Später kam uns eine Nashornmutter mit ihrem Jungen in die Quere, auf welche ich, um keine Zeit zu verlieren, mit dem 577 Expreß auf 180 Schritte Entfernung feuerte. Das Nashorn ging taumelnd noch 50 Schritte weit, worauf es todt in die Knie sank. Das noch ganz kleine Junge griff mich wüthend an, als ich mich der Mutter näherte, so daß ich es beim besten Willen nicht schonen konnte. Dieses Nashorn hatte die weitaus längsten Hörner, welche wir bisher angetroffen haben.

Von Málago Kanga, d. h. Perlhühnerplatz, wird Dschumbe Kimemeta mit 20 Leuten allein zu den Masai am Ndschirisee abgehen; ich selbst bleibe hier, bis der Rest der Karawane von Kimangelia eingetroffen ist.«

Nun aber wieder zum Lagerplatz von Kimangelia zurück. Die 90 Leute, welche unter Führung Maktubu's angekommen waren, hatten die ganze Strecke von Teleki's Lager zu mir an einem Tage zurückgelegt. Obwohl recht müde, brachten sie doch ein Leben in unseren Lagerraum, als ob es ihrer Neunhundert gewesen wären. Die Sansibariten thaten sich nämlich nicht wenig darauf zu Gute, daß sie aus dem Masailande kamen und tischten ihren Kameraden mit überlauter Stimme den ganzen langen Abend hindurch Geschichten auf, von Gefahren, die sie mit kaltem Blute bestanden hätten. Sie hatten Gelegenheit gehabt, in Fleisch zu schwelgen, sahen deshalb auf die Zurückgebliebenen wie auf bedauerns-

werthe Schlucker herab und warfen ihnen nun auch einzelne Fleischfetzen, die sie mitgebracht hatten, mit hochmüthig nachlässiger Geberde zu. Das naiv-kindische und prahlerisch-eitle Wesen der Sansibaris offenbart sich rückhaltlos bei solchen Gelegenheiten.

Nachdem den Leuten ein Tag der Rast gegönnt worden war, brachen wir auf. Für unsere 265 Leute allein führten wir 1800 Kilogramm Lebensmittel mit. Dieselben bestanden hauptsächlich aus getrockneten Bananen, Mehl von Bananen oder Eleusine und Bohnen. Wir marschirten am ersten Tage bei Teleki's Lager vorbei bis zum Ngare Rongái, einem kleinen Bächlein mit klarem Wasser, das fast ohne Bett über die Grassteppe fließt und schon 1000 Schritte weiter östlich sein Ende findet. Bald nachdem wir den Lagerplatz bezogen hatten, stellten sich zehn bis zwölf Eingeborene ein, keine Krieger, sondern ehrsame Morúo, welche erschienen waren, ihren Tribut zu erheben, denn, obwohl nur eine Theilkarawane, mußten doch auch wir, der Sitte gemäß, in die Tasche greifen. Auf unsere Frage, wo denn die Krieger wären, bekamen wir die Antwort, daß diese eben auf Raub aus seien. Die gleiche Auskunft erhielt Thomson seinerzeit und erhält überhaupt jede Karawane. In Wahrheit gibt es im gefürchteten Masai-Bezirke Leitokitók keine Morán oder doch nur so wenige, daß sie sich an die Stammesgenossen am Ndschirisee anschließen müssen. Die Fabel von den Morán wird jedoch aufrechterhalten, um auf die durchziehenden Karawanen einen größeren Druck ausüben zu können.

Das Lager stand vollkommen schutzlos in 1748 Meter Meereshöhe. Der Himmel war tagsüber bedeckt, und da gleichzeitig ein frischer Südwind unausgesetzt wehte, hatten wir uns durchaus nicht über Hitze zu beklagen.

Der folgende Marsch brachte uns nach Málago Kanga. Während der ersten Marschstunde führte der Pfad über zwei trockene, östlich gerichtete Bachbetten noch weiter bergan. Damit hatten wir den Kamm eines breiten, flachen Rückens erreicht, der gegen Nordwesten abdacht; dieser Rücken geht langsam ansteigend in den Kilimandscharo-Bergstock selbst über. Ein schöner, weißstämmiger Hochwald bedeckt den Berghang. Die untere Grenze dieser Waldvegetation dürfte in 2000 bis 2100 Meter Meereshöhe liegen und

bildet einen so gerade verlaufenden Saum, daß die dichte Reihe weißer Stämme, aus der Ferne gesehen, den Eindruck von bewaldeten Felswänden macht, welche senkrecht abstürzen.

Während des zweiten Theiles des Marsches ging es langsam bergab, durch eine fast ebene oder doch nur sehr flachwellige Landschaft. Akazien traten immer häufiger auf, obwohl das Land gleichzeitig unfruchtbarer wurde; doch der Graswuchs wurde spärlicher, und vulkanisches Gerölle und ebensolche Felsblöcke bedeckten in zunehmender Menge den Boden.

Das Lager war auf einem flachen, steinigen Hügel neben einer 200 bis 300 Schritte langen, schmalen, mit schilfigem Grase bewachsenen Mulde gelegen. Einige Akazien, welche im Gegensatze zu den übrigen, kümmerlich aussehenden Gewächsen voll belaubt waren, beschatteten das Bergende der Mulde. In der Umgebung des Lagers, hauptsächlich im Westen, erhoben sich einige kleine, mit schwarzen, vulkanischen Felsmassen bedeckte Hügel; nach Osten fiel das Land nunmehr in einer einzigen Terrasse zur Ebene ab, welche sich weithin bis an den Fuß der Dschulukette erstreckt. Graswuchs fehlte fast ganz, und wo es einzelne Büschel davon gab, waren sie vertrocknet und welk; selbst im Sumpf waren die Halme abgestorben oder vom Wilde zerstampft und zertreten. Tiefer in der Ebene gab es wohl grünende Steppenpflanzen: Euphorbien, Fettsträuche, Aloën und zwei Sanseviera-Arten, doch blieb der Boden nackt und staubig. Diese trostlose Einöde war indeß der Standort einer an Zahl und Art gleich reichen Thierwelt. Verschiedene niedliche Taubenarten, glänzend stahlgrüne Staare, herrlich türkisblaue Nußhäher, mehrere Arten von Hühnern, Falken und Geiern, Marabutstörche und Trappen hatten da ihr Heim. Die weitere Umgebung bot Gazellen, Antilopen, Nashorne, Tigerpferde, Gnuantilopen, Giraffen, Strauße und Wildschweine in Menge. Eines Nachts waren auch Elephanten beim Sumpfe zu hören gewesen.

Graf Teleki hatte sich während der vergangenen Tage in diesem Jägerparadiese natürlich tüchtig umgesehen und auch eine erkleckliche Anzahl von Wild verschiedenster Art, unter anderem auch eine graue Wildkatze erbeutet. Auch mit den Masai war Graf Teleki in persönliche Beziehungen

getreten. Sie waren bald nach Dschumbe Kimemeta's Abgang zum Ndschirisee zu ihm gekommen, um seine Ankunft durch Freudentänze und Gesänge zu feiern. Zweimal hatten sogar Kriegerscharen im Lager übernachtet.

Dschumbe Kimemeta war von den Masai am Ndschirisee sehr gut aufgenommen worden. Sie hatten ihm zu Ehren sofort einen Ochsen geschlachtet und sich auch bereit erklärt, Esel und Rinder zu verkaufen, wenn wir mit der Karawane in ihrer Nähe lagern wollten.

Die Lagerstelle, welche wir inne hatten, war vor Wochen oder Monaten von einer anderen Karawane eingenommen worden, wovon eine ziemlich gut erhaltene Dornenhecke Zeugniß ablegte. Welch' gefährliche Mitbewohner man übrigens in solchen Lagerplätzen haben kann, wenn man sie vor dem Beziehen nicht gründlich reinigt, erfuhr einer unserer Leute, der die Nacht im Schutze der Lagerhecke verbracht hatte. Als er am Morgen die Ochsenhaut aufnahm, auf welcher er gelegen hatte, bemerkte er mit Schrecken eine Puffotter — die größte und gefährlichste Giftschlange Afrikas — darunter.

Graf Teleki beschloß noch einen Marsch mit getheilter Karawane nach dem Ndschirisee zu machen und setzte seine Abreise auf den 1. August fest. Die Reise ging nun ernstlich zwischen die übelberüchtigten Masai hinein, die Händler und Leute veranstalteten daher auf ihre Rechnung eine Sadaka, welche in diesem Falle ein durchaus feierlich ernstes Gepräge trug. Sie verfügten sich zu diesem Zwecke außerhalb des Lagers zu einer Stelle, wo bereits die vier größten Kochtöpfe, welche aufzutreiben gewesen waren, mit Bohnen gefüllt, über dem Feuer brodelten. Ein schwarzer, an den Beinen kurz geschlossener Stier wälzte sich daneben auf der Erde und harrte seines Schlächters. Vor diesem Altare knieten sich nun die Andächtigen nieder, mit dem Gesichte nach Nordost gewendet, dem Grabe des Propheten zu, und flehten zu Gott um ein gütiges Geschick. Es war ein stimmungsvoller Anblick, diese Gruppe wüster Gesellen zu sehen, wie sie nun andächtig und ernst auf den Knien lagen; dazu die Weihrauchwolken, die Muynji Hamis freigebig zum Himmel emporsteigen ließ, während Dschumbe Kimemeta mit dem Korân in der Hand den Vorbeter machte.

Sie waren damit noch nicht zu Ende, als 50 bis 60 Masai angerückt kamen. Da sich die Andächtigen dadurch nicht stören ließen, gingen die Ankömmlinge — welche wohl nicht ahnten, um was es sich da handelte — zögernd um die ernste Gruppe herum und hockten sich schließlich abseits, Morúo und Morán getrennt, in zwei Gruppen nieder. Obwohl die Masai zwei Ochsen und eine Ziege gebracht und uns damit einen Beweis ihrer freundschaftlichen Gesinnung gegeben hatten, fuhr sie Dschumbe Kimemeta doch rauh an, »warum sie keine Esel gebracht hätten und daß sie immer nur mit leeren Händen und bloßen Versprechungen kämen,« so daß die Morúo schließlich ganz kleinlaut wurden. Als die in der Nähe versammelten Krieger sahen, daß die Berathung von Seiten Dschumbe Kimemeta's mit erregter Stimme geführt wurde, mochten sie sich wohl gedacht haben, daß es gut sein dürfte, ihn durch Gesang und Tanz milder zu stimmen, weil sie sich daraufhin sofort zu einer Tanzcolonne formirten. Sie führten ihre mit Gesang begleiteten Tänze auf, hüpften mit steifen Beinen in die Höhe, warfen dabei die Köpfe ruckweise nach vorne, daß die schnurförmig gedrehten Haarlocken wirbelten, bildeten dann eine lange Schlangenlinie, die sich in scharfen Windungen fortbewegte — kurz, sie tanzten eine afrikanische Quadrille.

Die Theilung des Tributs, den sie nachher bekamen, beschäftigte sie mehrere Stunden lang, so daß wir erst am Abend wieder das Vergnügen hatten, uns mit ihnen befassen zu müssen. Die Abendkühle trieb sie indeß bald zu unseren Leuten an die Feuer, wo sie die besten Plätze für sich in Anspruch nahmen, welche ihnen übrigens von den Sansibaris, zwar mit sauersüßen Mienen, aber doch bereitwilligst abgetreten wurden. Es paßte uns jedoch nicht, einige 50 Viehräuber über Nacht im Lager zu beherbergen, weshalb sie eingeladen wurden, es sich außerhalb der Lagerhecke bequem zu machen. Da sie nicht ohne Feuer sein konnten, versorgten sie sich vorher in recht unverfrorener Weise bei unseren Leuten mit Brennholz, pflanzten hierauf ganz unaufgefordert ihre Speere vor Teleki's Zelt auf und verfügten sich hinaus. Die Nacht verbrachten sie bis zum ersten Hahnenkrähen mit Plaudern, worauf sie bis zum Anbruche des Tages Lieder sangen; Keiner von ihnen schlief.

Am Morgen des 1. August brach Graf Teleki mit seiner früheren Mannschaft auf, während ich, wie seinerzeit in Kimangelia, mit dem Reste der Karawane zurückblieb. Ihm folgten auch die gesammten Eingeborenen und nach einer Weile selbst einer der beiden geschenkten, halbwilden Stiere. Derselbe war vorher noch wie toll im Lager umhergerast, hatte Jedermann, der sich nicht rechtzeitig zu retten wußte, bedroht, war dann mit einem wundervollen Satze über die Lagerhecke mitten in eine Gruppe von Leuten gesprungen und schließlich in Carrière der Karawane nachgefolgt.

Graf Teleki hatte in den letzten Tagen wohl eine ganz bedeutende Menge von Wild erlegt, ich hatte ebenfalls während des Hermarsches gute Beute gemacht, doch versuchte ich, als Graf Teleki abmarschirt war, noch weiter mein Jagdglück, weil wir darauf bedacht sein mußten, unsere Lebensmittelvorräthe möglichst zu schonen; gleichzeitig wollte ich die Umgebung näher kennen lernen, hauptsächlich aber eine landschaftlich schöne Partie derselben, auf welche mich Graf Teleki aufmerksam gemacht hatte.

Es war dies ein Quellgebiet, das am Fuße des Kilimandscharo gelegen ist, wo dieser in die ganz flache Ebene übergeht. Der schmale Wasserstreifen, welchen die Quellen bilden, zieht sich dem Bergfuße entlang und dürfte mit dem Ndschirisee in Verbindung stehen, der sich in ähnlicher Lage befindet und in gleicher Weise nur durch an Ort und Stelle entspringende Quellen, nicht aber durch Zuflüsse gespeist wird. Das frische Grün des Rasens und der üppig belaubten Akazien in der nächsten Umgebung der Quellen stand im schärfsten Gegensatze zur grauen, fahlen Wüste, die hart daran stieß. Sonderbarer Weise fand sich dieser reizende Ort vom Wilde gemieden und auch das zarte, saftige Gras vollkommen unberührt.

Meine Jagd verlief ziemlich günstig; obwohl mir mehrere Stücke schwer angeschossen entkommen waren, brachte ich doch zwei Elennantilopen, zwei Tigerpferde und eine Gazelle Thomsoni heim. Die Tigerpferde schoß ich nahe beim Lager am Heimwege. Eine durch irgend Etwas beunruhigte Herde von ungefähr 200 solchen Thieren war in blinder Flucht hinter einem Hügel hervor, uns entgegengekommen, ohne uns zu sehen oder zu wittern. Wir aber hatten das Gestampfe ihrer Hufe schon früher gehört

und waren auf ihr Kommen wohl vorbereitet. Auf das ganz unerwartet aus nächster Nähe abgegebene Feuer erfaßte die Herde ein heilloser Schreck. Entsetzt prallten die vordersten Thiere zurück, während die hinteren Reihen noch nachdrängten, und zu einem dichten Knäuel zusammengeballt, bog die Herde im rechten Winkel ab und jagte davon. Ein Tigerpferd war zu Tode getroffen, ein zweites wälzte sich mit zerschmettertem Rückgrat am Boden, und ein drittes flüchtete mit gebrochenem Hinterlaufe in die Büsche. Das gekrellte Thier schlug und biß derart herum, daß man nicht daran denken konnte, es mit dem Messer abzuthun; ich mußte es todt schießen. Dazu benützte ich eines der Trägergewehre, nachdem ich mir hatte versichern lassen, daß es scharf geladen sei. Das war nun allerdings der Fall. Die Büchse war nicht nur scharf, sondern geradezu wie eine Kanone geladen. Ich erhielt einen Schlag, daß mir Hören und Sehen verging und ich im ersten Augenblicke, um mein Schlüsselbein besorgt, an die Schulter fühlte. Ich verstand nun, warum die Neger beim Schießen niemals zielen, und nahm mir vor, nie wieder eines dieser Gewehre abzufeuern.

Zeitig am folgenden Morgen trafen die Leute ein, welche Graf Teleki vom Ndschirisee zurückgeschickt hatte. Da nur vier Stunden Marsch bis dahin sein sollten, brach ich bald darauf das Lager ab.

Die Bodenverhältnisse blieben sich gleich: Sandige oder aschenbedeckte Flächen, mit vulkanischem Schutt, Gerölle oder blasiger Lava bedeckt, dazwischen stellenweise lichter Buschwald. Der herrschende Südostwind wirbelte ziegelrothe Staubwolken auf, die im höchsten Maße lästig fielen. Erst in der unmittelbaren Nähe des Sees, welchen grüne Akazienhaine, Schilf und Papyrusdickichte umranden, änderte sich das Bild.

Hart am Rande des Sees standen unsere Zelte. Mehrere hundert Eingeborene jeden Alters und Geschlechtes wogten im Lager zwischen unseren Leuten durcheinander. Augenscheinlich bestand das beste Einvernehmen, und unser wartete auch ein überaus herzlicher Empfang. Männer und Weiber, selbst die jungen Mädchen und Kinder drängten sich heran, grüßten freundlich lächelnd mit »Leibon sobaj« oder »Leibon tagwenja« und bemühten sich, meine in dem Augenblicke viel umworbene Rechte zu erfassen und zu

schütteln. Graf Teleki war abwesend, als ich anlangte. Wenig später trafen jedoch Vorboten seiner Thätigkeit ein — schwere Büffelkeulen, die an Stangen herangeschleppt wurden — bald darauf kam er selbst. In seinem Gefolge befanden sich eine Anzahl Masaikrieger, die auch an der Jagd theilgenommen hatten.

Graf Teleki hatte am Tage zuvor eine Gnu- und eine Mpala-Antilope geschossen. Die Gnuantilope unterschied sich von den früher erlegten durch ihre rein weiße Mähne, während selbe sonst aus abwechselnd weißen und schwarzen Haarbüscheln bestanden hatte. Seine heutige Beute bestand in zwei Büffeln. Heiß war die Jagd verlaufen. Bevor ich jedoch an die Schilderung derselben gehe, sei es mir gestattet, Einiges über die Oertlichkeit vorauszuschicken, in welcher sie stattgefunden hatte.

Dem Ndschirisee entlang breitet sich eine sandige, vollkommen ebene Fläche aus. In dem salzhaltigen Boden gedeiht außer einem über mannshohen Fettstrauche mit kurzem fleischigen Nadellaube fast kein anderes Gewächs; es gibt da keinen Grashalm und nur sehr vereinzelt stehende Akazien. Der Fettstrauch bildet dichte Bestände, in welchen sich die Büffelherden mit besonderer Vorliebe aufhalten. Vollkommen verborgen können sie darin ihre Bewegungen ungesehen, und des tiefen Sandes wegen auch ungehört vollführen, während der Jäger, scheinbar in Deckung, doch in Wirklichkeit vollkommen schutzlos dasteht. Die Jagd auf Büffel ist in solchem Terrain besonders gefährlich.

Die Umgebung des Ndschirisees scheint ein Standort für Büffel zu sein. Frische Spuren dieser Thiere bedeckten allerorts den Boden und Graf Teleki hatte auch bald einen Büffel entdeckt, der vereinzelt in 50 bis 60 Schritte Entfernung graste. Es war ein alter, starker Stier, der von der Herde abgetrennt, zum Einsiedler geworden war; solche greifen den Jäger häufig auch unverwundet an, sobald sie ihn erblicken.

»Als ich mich — so erzählte mir Graf Teleki — nach meinen Reservebüchsen umsah, fand ich, daß alle meine Begleiter, mit Ausnahme von Charscho, den ich als Ersatz für den kranken Mohammed mitgenommen hatte, verschwunden waren. Schon während des Anpürschens waren sie

zögernd zurückgeblieben, nun aber, als sie des Büffels ansichtig geworden waren, ganz ausgekniffen. Charscho dafür war Feuer und Flamme für die Jagd. Sein Auge sprühte und kein Zug in seinem Gesichte verrieth auch nur die leiseste Furcht; mit einem solchen Begleiter, der mit kalt berechnender Ueberlegung dem Jäger die frischgeladene Büchse zur rechten Zeit zu reichen weiß, kann man ruhig ein Wagniß aufnehmen. Der Büffel hatte die Gefahr schon gewittert, mich jedoch noch nicht bemerkt. Ich wartete daher einen Augenblick, bis er sich günstiger gestellt hatte, dann krachte mein mit dem 577 Expreß aufs Blatt gezielter Schuß. Als der Rauch sich verzogen hatte, war der Büffel verschwunden; die lichtgrünen Büsche trugen jedoch reichliche Spuren von Lungenschweiß, welchen wir leicht folgen konnten. Sie führten zu einer Herde von mehreren hundert Büffeln, die in unserer nächsten Nähe im Dickicht verborgen waren und nun, durch den Schuß aufgeschreckt, in unentschiedener Weise hin- und herwogten. Einem Büffel, der mir die Flanke zeigte, zerschmetterte ich ein paar Rippen, einem anderen den Hinterlauf, während eine Kuh, in die Schulter getroffen, brüllend zusammenbrach, jedoch wieder aufstand. Dann stob die Herde, in unheimlicher Nähe an mir vorbeitosend, durch die Büsche, und ich kam in die größte Gefahr, zerstampft zu werden, da der geringe Munitionsvorrath, den ich bei mir zu tragen pflegte, verbraucht war.

Wo aber war Charscho? Der hitzige Bursche hatte sich, von der Leidenschaft erfaßt, hinreißen lassen, mitzujagen, statt mir zu folgen und steckte derweil irgend wo im Gebüsche, vielleicht in noch schlimmerer Lage als ich.

Die Gefahr ging indeß glücklich vorüber. Bald stellten sich auch wieder alle meine Begleiter — darunter auch Charscho — bei mir ein, und wir konnten uns an die Verfolgung der angeschossenen Thiere machen. Als Erstes fanden wir einen Stier, schwer schweißend in 100 Schritte Entfernung stehen. Ich feuerte viermal auf ihn, während er vor uns herflüchtete, und erst nach der letzten Kugel, die sein Rückgrat getroffen hatte, setzte er sich. Das Thier lebte noch, war jedoch bewegungsunfähig, und ich benützte daher die günstige Gelegenheit, um Probeschüsse zu machen.

Zwei Schüsse mit dem 500 Expreß, aus allernächster Nähe genau zwischen die Hörner auf die Stirne abgegeben, fielen völlig wirkungslos aus. Nicht mehr Erfolg hatte eine Kugel aus der Büchse Kaliber 8; der Büffel senkte einen Augenblick den Kopf, erhob ihn jedoch sofort wieder. Schließlich tödtete ich ihn mit einem Blattschusse.

Auf die vielen Schüsse hin waren inzwischen Masaikrieger zu uns gekommen. Ich versprach ihnen die Häute aller weiteren Büffel, welche wir noch erbeuten würden, und hatte damit eine Anzahl begeisterter Fährtensucher gewonnen, mit deren Hilfe wir bald eine kranke Kuh auffanden.

Sie steckte in einem Buschdickichte, verließ dasselbe jedoch, als wir uns näherten. Mit zwei flüchtigen Schüssen brachte ich sie zum Stehen; mehrere Male brach sie mit dem Hintertheile zusammen, konnte sich aber immer wieder aufraffen, jedoch nur langsamen Schrittes davonmachen. Als die Morán dies sahen, eilten sie ihr nach, um ihr mit den Speeren den Garaus zu machen. Obwohl die Kuh kaum mehr von der Stelle konnte, erwehrte sie sich ihrer Angreifer doch mit furchtbarem Grimme. Wiederholt prallten deren Speere von der festen, zähen Haut ab, einer zerbrach, ein anderer wurde verbogen, keiner drang ein, und da es ihnen augenscheinlich nicht möglich war, dem Thiere ernstlich beizukommen, tödtete ich es durch einen Halsschuß.«

In ihrem Wesen und ihrem Benehmen entsprachen auch die hiesigen Masai, welche täglich zu Hunderten unser Lager besuchten, durchaus unseren Erwartungen und der Meinung, welche bereits im früheren Capitel ausgesprochen ist. Das Getriebe im Lager machte einen so friedlichen Eindruck, daß man sich eben so gut hätte nach Taweta versetzt wähnen können. Die verheirateten Männer befaßten sich mit dem Verkaufe von Vieh, Eseln und Rindern; dieses Geschäft nahm sie ganz in Anspruch. Die Weiber brachten halbgegerbte Ochsenhäute und auch Lederriemen zum Verkaufe, Dinge, welche stets von Karawanen begehrt sind, eben so auch Brennholz, weil, wie schon erwähnt, die Sansibariten gerne großthun und sich bedienen lassen. Selbst Kinder machten sich durch Wasserholen oder ähnliche Ver-

richtungen nützlich, und nur die bevorzugte Classe, die Morán, mit ihren Liebsten, den Ditto, standen müssig herum und fielen uns häufig lästig, da sie Alles berühren mußten, was einmal ihre Neugierde erregt hatte. Gar, wenn wir uns zu Tische setzten, dann konnten wir sicher sein, stets eine dreifache Mauer von Eingeborenen dicht um uns herum zu haben, denn das war, wie in unseren Menagerien die Fütterung, der point d'attraction des Tages. Jede Speise und Alles, was wir mit Messer, Gabel und Löffel thaten, wurde besprochen. Alles Flüssige war je nachdem, entweder »ngare« d. h. Wasser oder »naischo« d. i. Honig; ein Drittes gab es nicht. In dem Irrthum bestärkten wir sie übrigens selbst, indem wir uns, gefragt, immer nur zu einem nachlässig und gedehnt hervorgebrachten »Eh« herbeiließen, was so ziemlich in unserem ganzen Reisegebiete »Ja« bedeutet. Manchen Morán trieb die Neugierde so weit, daß er selbst unsere Gläser und Teller mit seinen schmutzigen Fingern befühlte; dann hatte er es aber mit Hamis, unserem Affen, zu thun, den die vielköpfige Menge viel mehr irritirte, als uns. Manchmal wurde es jedoch auch uns zu bunt, so daß wir es dann vorzogen, mit unserer Mahlzeit hinter die geschlossene Zeltthüre zu retiriren.

Viel ärger indeß, als alle diese Belästigungen war die Plage, welche uns die Fliegen im Masailande bereiteten. An solchen — sie sehen unseren gewöhnlichen Hausfliegen fast gleich — gab es unglaubliche Mengen. Alle Eingeborenen, hauptsächlich aber die Weiber, waren buchstäblich von solchen bedeckt. Zu Tausenden saßen sie auf dem fettgetränkten Kopfe, auf dem Rücken, in den Augen, den Nasenlöchern und auf den Lippen derselben. Jeder männliche Eingeborene trägt daher auch einen Fliegenwedel, aus dem Schwanze der Gnuantilope gefertigt, bei sich; in Ermangelung eines solchen wird ein Büschel Blätter gebraucht. Wären diese Fliegen so lebhaft lästig wie die europäischen, dann wäre das Masailand einfach eine Hölle; so aber begnügen sie sich meist damit, ruhig sitzen zu bleiben.

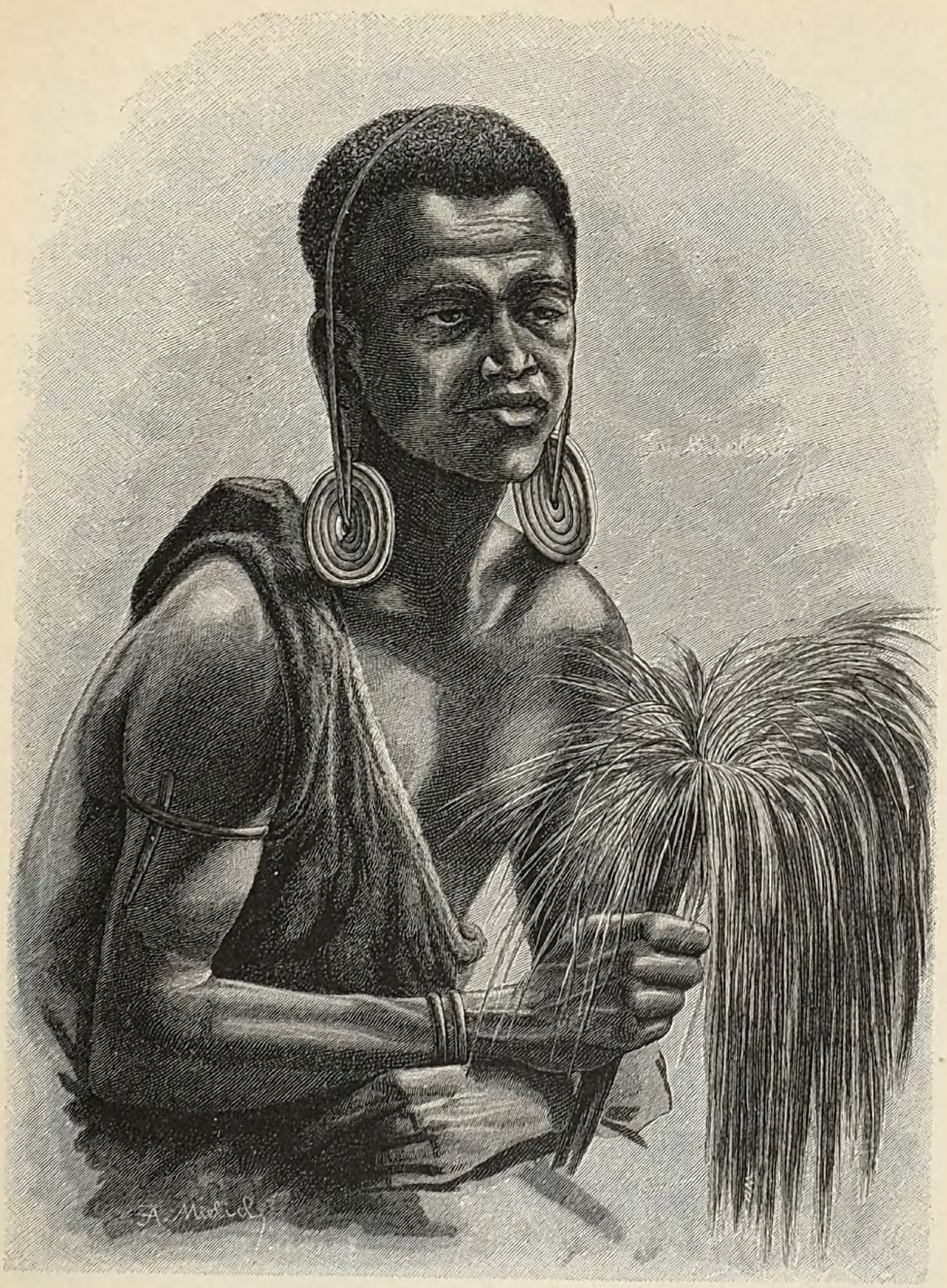
Den folgenden Vormittag widmete Graf Teleki abermals der Jagd auf Büffel, die diesmal aber beinahe ein schlechtes Ende genommen hätte. Er war mit seiner gewöhnlichen Begleitung und noch einer Anzahl Morán

aufgebrochen, um die Spur der übrigen Büffel, welche am Tage zuvor angeschossen worden waren, wieder aufzunehmen.

Das Verfolgen eines verwundeten Büffels ist ein äußerst gefährliches Unternehmen, weil ein solcher noch lange seinen Grimm bewahrt und meist jeden Menschen angreift, sobald er ihn erblickt.*)

Das Gewirre der vortägigen Fährten war bald gefunden und die Spur eines Büffels aufgenommen, dem offenbar ein Hinterlauf zerschossen war; die schleppende Gangart war im Sande deutlich zu erkennen. So wie am Tage zuvor, blieben auch diesmal die Leute zurück, Einer nach dem Andern, selbst Maktubu nicht ausgenommen, auf welchen Graf Teleki besonders bei der Jagd auf Büffel rechnen zu können geglaubt hatte; nur Charscho und ein Morán hielten schließlich noch mit. Der tapfere Morán ging mit dem hocherhobenen, stoßbereiten Speer in der Hand voran. Er hatte die nähere Umgebung im Auge zu behalten, während Teleki und Charscho eifrig auf der Spur blieben, die unter den zahlreichen anderen Fährten häufig verloren ging. Sie führte zwischen dichtem Gebüsch hindurch, bald nach rechts, bald nach links, häufig auch zurück, und so schweifte bald auch der unverbesserliche Charscho, der — Pflicht und Vorsicht vergessend — wieder auf eigene Faust jagte. Genug, Graf Teleki befand sich eben mit dem Morán allein, als dieser einen Warnruf ausstieß und floh. Aufschauend gewahrte nun Graf Teleki auf 100 Schritte einen Büffel, der mit hocherhobenem Kopfe auf ihn loskam. Blieb Graf Teleki im Dickicht, so war er verloren, denn in demselben wäre ihm der Büffel ungesehen an den Leib gerückt. Vorne aber, allerdings in der Richtung des Büffels, da war Raum zum Zielen und zum Schießen. Das war in dem Augenblicke der Gedankenflug gewesen, der Teleki leitete und auch rettete. Mit Riesenschritten, wie sie die Verzweiflung möglich macht, sprang Teleki durch den Busch auf die Lichtung hinaus, dem Büffel entgegen. Fast war's zu spät gewesen, denn schon hatte dieser sein Horn zum Stoße gesenkt, als es Teleli im letzten Momente noch gelang, zur Seite zu springen und einen glücklichen,

*) Wahrscheinlich an demselben Orte wurde 1½ Jahr später einer der gewiegtesten Sportsmen, Hon. Guy Dawny, durch einen Büffel getödtet.



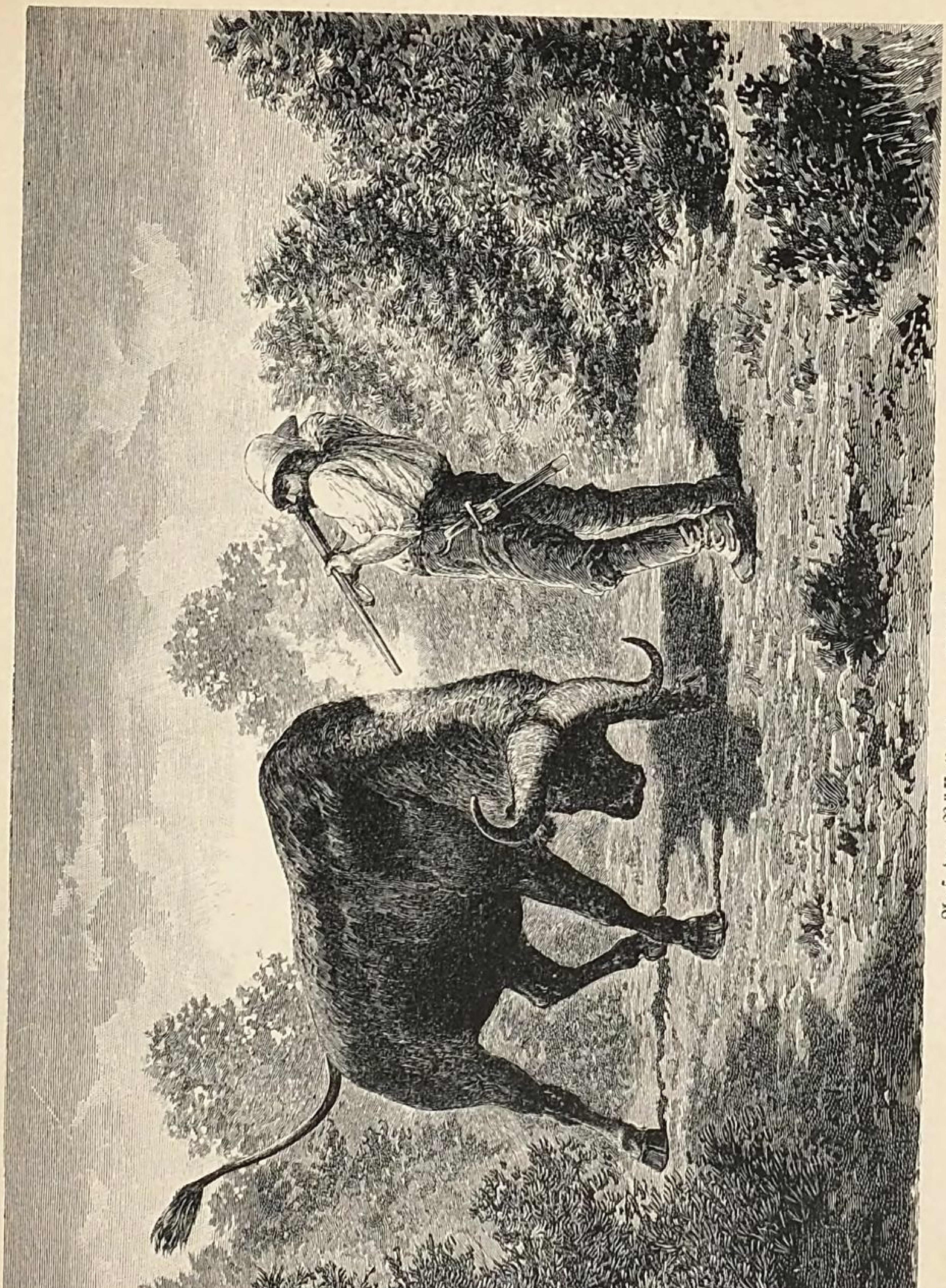
Masaimorúo mit Fliegenwedel.

auf den Hals des Thieres gezielten Schuß abzugeben; röchelnd brach der Büffel zu seinen Füßen nieder.

Graf Teleki wartete dann längere Zeit auf seine Begleiter, indeß vergebens; erst nachdem er sie herbeigerufen hatte, kamen sie. Sie kannten alle die Größe der Gefahr, welcher Teleki entgegengegangen war, hatten nur einen Schuß gehört, und da es daraufhin stille geworden war, geglaubt, daß die Jagd diesmal einen schlimmen Ausgang genommen habe. Jetzt aber war es rührend, die Freude der Leute zu sehen. Die Morán voran, drängten sie sich an Teleki heran, schüttelten ihm die Hände und befühlten seine Arme und Beine, um sich zu überzeugen, daß diese wohl auch ganz wären; auch umtanzten sie ihn wie närrisch vor Freude. Dann aber stürzten sie sich mit wildem Grimme auf den Büffel, eine mächtige Kuh, und zerfleischten sie mit ihren Messern und Speeren.

Inzwischen hatten die Karawanengeschäfte ruhig ihren Fortgang genommen. Wir kauften in diesen Tagen zehn graue Esel, neun Ochsen und mehrere Ziegen — im Ganzen mehr als wir erwartet hatten. An Tragthieren fehlt es nämlich im Masailande stets und auch der Rinderstand wird seit einiger Zeit durch Viehseuchen derart geschwächt, daß die Eingeborenen manchenorts bereits am Hungertuche nagen und sich nun allen Ernstes auf die Zucht der widerstandsfähigeren Schafe verlegen — eine Zucht, welche sie früher nur nebensächlich betrieben.

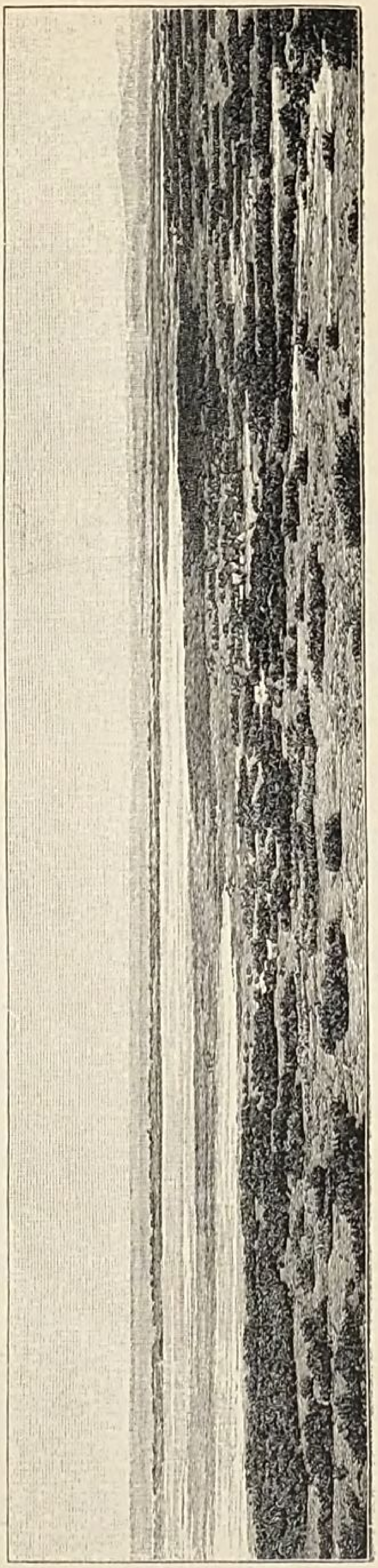
Am Morgen des 4. August marschirten wir ab. Wir waren nunmehr in Stand gesetzt, mit allen unseren Ladungen und der ganzen Karawane weiter zu ziehen und das langweilige Reisen in Etapen hatte ein Ende. Als wir den Lagerplatz verließen, merkten wir erst, wie groß die Menge von Geiern und Marabutstörchen war, welche durch unsere Fleischvorräthe angelockt worden waren. So lange der Platz bevölkert war, hatten sie sich im Astwerk der umgebenden Bäume aufgehalten; nun sich das Lager entleerte, wagten sie sich näher heran und trieben sich — noch bevor wir es gänzlich verlassen hatten — zu hunderten in demselben herum, um über die Ueberbleibsel herzufallen. Wir konnten auch die Beobachtung machen, daß sie der Karawane folgten, und Geier, Milane und Marabutstörche waren von nun an für lange Zeit unsere steten Begleiter.



Auf der Büffeljagd am Ndschirisee.

Wir marschirten an dem Morgen wenig über zwei Stunden weit, immer dem Ndschirisee entlang, dessen Wasserfläche übrigens in Folge der massenhaften Papyrus- und Schilfvegetation selten zu sehen war. Der Pfad führte meist über sandigen oder mit Asche bedeckten Boden, welcher hauptsächlich mit dem schon erwähnten, lichtgrünen Fettstrauche bestanden war; eine halbe Stunde lang hatten wir jedoch auch über ein abscheuliches, mit blasigen und scharfkantigen Felsstücken besäetes Terrain zu marschiren. Bald darauf lagerten wir.

Eingeborene zeigten sich hier in geringer Zahl, wohl wegen der größeren Entfernung ihrer Krale (bumba), welche wir bisher überhaupt noch nicht zu Gesichte bekommen hatten. Ein älterer Mann, der zwei Tagreisen weit hergekommen war, um uns zu besuchen, war der erste Masai, der sich als wenig liebenswürdiger, ja streitsüchtiger Geselle erwies. Ein Geschenk, welches ihm geboten wurde, wies er barsch zurück, gleichzeitig bedeutete er uns, daß unser Weg wohl durch sein Gebiet führe, daß er unserer Karawane jedoch den Durchzug durch dasselbe verwehren werde, weil wir krankes Vieh hätten. Da dies allerdings ein Grund gewesen wäre, uns Anstände zu machen, befahl Graf Teleki fünf Ochsen zu schlachten. Es zeigte sich nun wirklich, daß die Lungen aller Thiere vereitert und theilweise zerstört



Zwischen Ndschiri und Massimani.

waren, und wir beruhigten daher den Mann mit der Versicherung, daß der Rest der kranken Ochsen am folgenden Tage geschlachtet werden würde.

Die Masai behaupten, daß die Viehseuche, welche erst seit zehn bis zwölf Jahren im Lande besteht, durch im Samburulande geraubtes Vieh eingeschleppt worden sei. In Folge dieser Krankheit, welche immer weiter um sich greift und in einzelnen Masaibezirken geradezu verheerend auftritt, sehen sich die Eingeborenen in ihrer Existenz stark bedroht. Die einzige Maßnahme, welche sie dagegen bisher ergriffen haben, besteht, wie erwähnt, in der nunmehr in größerem Maßstabe eingeführten Schafzucht.

Am 5. August verließen wir den Ndschirisee, dessen Rand in der Nähe unseres Lagerplatzes nach Norden abbog, während unsere weitere Wegrichtung westlich verlief. Wir gelangten in eine flache Landschaft. Mehrere niedrige Hügel, Ausläufer des Kilimandscharo, blieben zu unserer Rechten und am Fuße eines solchen, unter Akazien, welche in der Nähe eines schilfigen Wasserbeckens standen, hielten wir nach $3\frac{1}{2}$ stündigem Marsche.

Der Lagerplatz wird Massimani, d. h. »beim Wassertümpel« genannt. Das Wasser fand sich in einer ungefähr 500 Schritte langen und 5 bis 50 Schritte breiten, seichten Mulde und schmeckte frisch und gut. Vom nahen, niedrigen Hügel aus konnte man ein weites, vollkommen ebenes Steppengebiet überschauen, welches sich im Norden des Kilimandscharo ausbreitet. Dieser Bergriese nimmt sich von dieser Seite aus gesehen weit weniger imposant aus, als vom Süden, obwohl man sich hier nur wenig höher befindet. (Lagerhöhe 1134 Meter.) Seine Gehänge beginnen unter einem sehr geringen Winkel anzusteigen; erst in großer Höhe wird die Steigung bedeutender. Zahlreiche kegelförmige Hügel, deren Gipfel häufig die Kraterform erkennen lassen, sitzen am Bergfuße, hauptsächlich im Nordwesten. Der eisgekrönte Kibo, dem man da näher steht, bietet wohl noch immer einen imposanten Anblick, doch würde sicherlich Jedermann seine gewaltige Höhe unterschätzen; der Kimawensi erscheint als ein unbedeutender Höcker. Einen Waldgürtel gibt es auch auf der Nordseite des Kilimandscharo; die Berghänge unterhalb desselben machen aber den Eindruck von Unfrucht-

barkeit und scheinen nur mit gelbem, dürren Steppengrase bedeckt zu sein. Nicht ein einziger Wasserlauf findet seinen Weg über den Nordhang des Kilimandscharo hinab in die Ebene, die Niederschlagsmengen dürften daher wohl auch auf dieser Seite in einer Aschenlage versickern und erst am Fuße des Berges in Gestalt von Wasserbecken zu Tage treten.

Weiterhin im Südwesten war von da aus auch der Meruberg als duftigblaue Pyramide zu sehen. An denselben reiht sich ein niedriges Bergland, worauf der Ngaptuk, ein 2000 Meter hoher Felsberg, und der ebenso hohe Doenje Erók la Matumbato, letzterer als dunkler Wall, anschließen. In Nordost und Ost grenzen das niedrigere Ulu-Bergland und die Dschulukette den Horizont ab.

Dazwischen breitet sich eine kahle, fast ebene, staubige Fläche aus, auf welche die Sonne eine sengende Gluth herniederstrahlt. Ganze Strecken dieser Fläche sind mit Natronsalzen wie mit Schnee bedeckt, und es bedarf gar nicht der hier häufigen Luftspiegelungen, um sich in eine mit Seen und Teichen erfüllte Landschaft versetzt zu wähnen. Zweifellos haben wir es da mit einem alten Seeboden zu thun, in welchem der Ndschirisee und die übrigen Wassertümpel, obgleich sie derzeit einen beständigen Wasserspiegel behalten, nur die Reste eines einst bedeutend größeren Sees darstellen, welcher dem Schicksale des Austrocknens verfallen ist.

Am Nachmittage brach Graf Teleki in der Richtung des Kilimandscharobergfußes auf, um zu jagen. Dort gab es schöne, aus dem Fettstrauche gebildete Dickichte, in welchen sich zahlreiche Büffel herumtrieben. Eingedenk der Gefahr, welcher er kürzlich mit knapper Noth entronnen war, ließ Graf Teleki diesmal die Büffel durch die Somâl und die Masaikrieger, welche ihm gefolgt waren, aus dem Gebüsch heraus und auf sich zutreiben. Es gelang ihm dabei, zwei Stiere so schwer anzuschießen, daß sie im ersten Augenblicke zusammenbrachen; dennoch entkamen sie wieder ins Dickicht und wurden trotz langer Nachsuche nicht mehr gefunden.

Der folgende Marsch, welcher nur $1^1/_2$ Stunden währte, brachte uns zu einem inmitten der wüsten Steppe gelegenen Wasserloche. Das Wasser, welches sich in festem, vulkanischen Gesteine, in einem natürlichen,

cisternenartigen Schachte vorfand, war klar, jedoch in hohem Maße übelriechend, so daß es eben noch trinkbar war; Kochen milderte wohl ein wenig den Geruch, ließ jedoch den Salzgehalt sowie den von vermoderten Pflanzen herrührenden Beigeschmack stärker hervortreten.

Der Weg dahin hatte durch eine Salzsteppe geführt. Fettsträuche und zwei Grasarten bedeckten den Boden. Die eine Art war grobem Sumpfgrase ähnlich; die andere bildete zart aussehende, saftig grüne Rasenflächen, hatte jedoch steife und wie Nadeln spitzige Halme, welche die Füße unserer Leute schmerzen machten. Selbst an solchen Stellen war der Boden mit einer Salzschichte bedeckt, die unter unseren Tritten wie hartgefrorener Schnee knirschte. Eine Reihe lichtgrüner Akazien, die geradlinig wie eine gepflanzte Allee verlief, bildete den einzigen Baumwuchs und deutete in auffallender Weise auf die Existenz eines unterirdischen Wasserlaufes hin. Die Landschaft war von verschiedenen Wildarten belebt, weshalb Graf Teleki mit seinen Masaifreunden auf Umwegen jagend zum Lager sich begab, während die Karawane den geraden Weg verfolgte; wenige Stunden später traf er mit drei Gnuantilopen und einem Tigerpferde als Beute im Lager ein.

Vom Gipfel eines flachen, niedrigen Hügels aus waren zwei weitere, größere Wassertümpel in ungefähr 2000 Meter Entfernung vom Lager zu sehen, der eine im Norden, der zweite im Westen. Rauchwolken, welche in der Nähe des letzteren aufstiegen, deuteten auf die Anwesenheit von Eingeborenen, und wir erfuhren auch, daß sich zwei Masaikrale (bumba) dort befänden; weiterhin trat dann Waldwuchs auf, welcher sich bis an den Fuß eines niedrigen Berglandes im Westen erstreckte.

Es ist jedoch nunmehr an der Zeit, daß wir uns mit den Herren dieses Landes, dem Strauchrittervolke der Masai, und mit ihren Einrichtungen etwas eingehender beschäftigen.

Die Masai — sie nennen sich Olmasai — sind der interessanteste und gleichzeitig der mächtigste Volksstamm unseres Forschungsgebietes. Selbst dem Laien müssen die hervorstechenden Unterschiede auffallen, welche zwischen diesem Volke und den südlicher wohnenden Negerstämmen bestehen.

In der That haben wir es mit einer verschiedenen Negerrasse zu thun. Während die südlichen Völker zur großen Bantufamilie*) gehören, bilden die Masai das südlichste Glied der weiter nach Norden reichenden, nilotischen Völkergruppe. Diese ragt wie ein Keil mitten zwischen die Bantustämme hinein; die nördlicher wohnenden Kamassia, Suk, Turkana, Karamoyó und Lango stellen den Zusammenhang mit den Schilluk und Bari her. Das Gebiet, welches die Masai bewohnen, reicht im Süden bis zum 6° Südbreite. Dessen Ostgrenze folgt dem Oberlaufe des Panganiflusses,

Wasserloch bei Massimani II.

dann dem Lederiék- (Kibongoto-) Flusse und geht um den Nordfuß des Kilimandscharo herum bis Kimangelia. Von da hat man eine Linie bis Ngongo Bagáß und der Westgrenze des Kikujulandes entlang bis zum Westfuße des Kenia zu ziehen. Die Nordgrenze wird ungefähr durch eine von der Mündung des Guasso Narok in den Guasso Njiro nach Südwesten ge-

*) Der Name »Bantu« wurde von Bleeck als Sammelname für die Sprachen jener Negervölker vorgeschlagen, bei welchen in der Declination und Conjugation das System der Präfixe zur Anwendung kommt. Mit diesem Sprachbaue gehen aber auch eigenthümliche Rassenmerkmale Hand in Hand, weshalb dieser Name sich allgemein zur Bezeichnung der ganzen gedachten Völkerfamilie eingebürgert hat.

zogene Linie gegeben. Die Westgrenze ist nicht genau bekannt, dürfte jedoch im allgemeinen mit dem Meridian 35° 40′ Ost. v. Greenw. übereinstimmen.

Ihr Land theilen die Masai in Gebiete und diese wieder in Bezirke ein. Das südlichste Gebiet heißt Kibaya. Die Umgebung des Meru und des Kilimandscharo bildet das Gebiet Sigirari; Unterabtheilungen desselben sind Leitokitók und Ndschiri. An Sigirari schließt sich im Norden das Gebiet Matumbato, weiterhin Kapotéi; westlich davon liegt Doglân. Die Landschaft nördlich vom Naiwaschasee heißt Kinangóp, und das westlich vom Kenia gelegene Hochland Leikipia.

Die Masai sind ein ausgesprochenes Hirtenvolk. Ein Herum- und Durcheinanderwandern kommt jedoch nur innerhalb der eigenen Bezirksgrenzen vor und findet nur statt, wenn es die augenblicklichen Weideverhältnisse erfordern.

Die Masai halten fest an ihren eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen und haben sich ihre Ursprünglichkeit zu bewahren gewußt, indem sie Vermischungen mit anderen Völkern nicht eintreten lassen. In ihrer äußeren Erscheinung haben sie wenig vom Negertypus. Sie sind schlank gewachsen und im allgemeinen über mittelgroß. Die Muskelentwicklung ist gering, die Hautfarbe ein durchscheinendes Chocoladbraun, das Kinn spitz und vorstehend, die Nase weniger breit als beim echten Neger; die Lippen sind schmal, die Augen auffallend lang geschlitzt und horizontal gestellt. Das Haar ist wohl gekräuselt, doch viel feiner als bei den Bantunegern, und der Haarwuchs meist weniger üppig. Der Körper ist prächtig, ebenmäßig entwickelt, Hand- und Fußgelenke sind auffallend schmal. Der Gesichtsausdruck junger Männer hat nach unseren Begriffen häufig etwas frauenhaftes, und einnehmende Gesichtszüge sieht man weit öfter bei Männern als bei Frauen, welche im allgemeinen ein mehr negerhaftes Profil haben; auch ist ihr Haar krauser und die Hautfarbe durchschnittlich vielleicht um einen Schatten dünkler. Die jungen unverheirateten Mädchen sind indeß ganz nette und anziehende Erscheinungen, schrumpfen jedoch als Frauen bald zu häßlichen, welken Gerippen zusammen, während die bevorzugte Männerwelt auch im reifen Alter ihre schöne ebenmäßige Gestalt behält.

Als kleine Kinder heißen die Masai beider Geschlechter »ngerai«; die noch kindisch angelegten Knaben nennt man »lajón«; die halbwüchsigen Bursche »barnoti«. Aus dem Barnoti wird ein »morán«, aus diesem ein »morúo«. Die jungen unverheirateten Mädchen heißen »doje« (in der Mehrzahl »ditto«), die verheirateten Frauen »sjangiki«. Alte Frauen werden mit »gogo«, ganz alte mit »gogo oláj« angesprochen.

Masai-Barnoti.

Der 12 bis 14 Jahre alt gewordene Barnoti muß sich einer Beschneidungs-Operation unterziehen, worauf er sich in Gesellschaft seiner Leidensgefährten in den Busch begibt, um durch zwei bis drei Wochen mit Pfeilen kleine Vögel zu schießen. Einer ähnlichen Verstümmelung entgeht übrigens auch die Doje nicht. Darauf tritt sie jedoch in die Welt, d. h. sie verläßt den väterlichen Kral und zieht ins Kriegerdorf, wo sie einige ideal schöne Jahre verlebt, bis sie geheiratet, d. h. gekauft wird. Die Landessitte will es nämlich, daß die Verheirateten und die Unverheirateten in getrennten Kralen leben. Hätten wir zum Beispiel den beiden Bumba einen Besuch gemacht, welche sich in der Nähe unseres Massimanilagers befanden, so würden wir dort nur ältere, verheiratete Männer, Frauen und kleine Kinder angetroffen haben. Die junge Welt lebt für sich, oft mehrere Tagreisen weit entfernt von den väterlichen Hütten in eigenen Kralen; das sind die bumba a morán, die Kriegerdörfer.

Wenn der Barnoti das Alter von 15 bis 16 Jahren erreicht hat, wird er Morán, d. h. Krieger, und verläßt ebenfalls den väterlichen Kral. Bisher hatte er bei seinen Eltern und jüngeren Geschwistern gewohnt, hatte Fleisch und Vegetabilien gegessen und dazu Milch, oder was es sonst eben gab, getrunken. Das hört nun Alles auf. Der Morán muß ausschließlich von Fleisch oder von Milch leben, darf darin jedoch abwechseln. Daß er vor dem Uebergang von Milch- zur Fleischnahrung und umgekehrt stets früher ein Brechmittel einnimmt, wie andere Reisende erzählen, mag richtig sein, doch konnten wir nichts Genaueres darüber erfahren. Fleisch irgend einer Wildart rührt überhaupt kein Masai an. Der Morán darf aber auch weder Pflanzenkost noch Honigbier zu sich nehmen, eben so wenig Tabak kauen oder schnupfen, und er wird eher seine kuhledernen Sandalen benagen, als in Bezug auf Nahrung gegen die althergebrachte Sitte verstoßen. Bei längeren Wanderungen machen sie insoferne eine kleine Ausnahme, als sie das überall im Lande häufige Akazienharz (Gummi) kauen. Ihre Mahlzeiten bestehen in gekochtem oder leicht angebratenem Fleisch oder frischer und geronnener Kuhmilch. Milch zu kochen ist das größte Verbrechen in ihren Augen, selbst wenn es ein Fremder thut; aus dem Grunde verkaufen sie auch nur sehr ungerne Milch. Dem gekochten Fleisch setzen sie eine Rinde zu, welche die Suppe, die sie trinken, roth färbt. Ihre Mahlzeiten nehmen sie stets abseits, thunlichst ungesehen ein und geben sich dabei, wenn möglich, einer ganz unglaublichen Völlerei hin.

Außer dieser Veränderung in der Lebensweise tritt beim herangewachsenen Morán auch eine solche in seinem Aeußeren ein. Er erhält von seinem Vater nun einen wirklichen Speer mit fast meterlanger Klinge, einen großen ovalen Schild aus Büffelhaut, mit dem Gebietswappen in weißer, rother und schwarzer Farbe an der Außenseite, ferner ein langes, gerades Schwert und eine zierliche Keule aus schwerem, eisenharten Holze oder aus dem Horne vom Nashorn geschnitzt. Gewehre haben bisher noch keinen Eingang im Masailande gefunden; verhältnißmäßig selten sieht man Bogen und Pfeil anstatt der Speere.

Woher der Vater die Moránausstattung für seinen Sohn bezieht, werden wir später erfahren; selbstgefertigt sind die Sachen nicht.

Mit seinen Waffen zieht der junge Morán hinaus in den Moránkral seines Bezirkes, wo er mit den übrigen Kriegern und den bereits mannbaren, jedoch noch unverheirateten Mädchen ein freies Liebes- und Soldatenleben führt. Obwohl nun dies Landessitte ist, so hat der junge Mann doch allen Grund, sich vor etwaigen Folgen in Acht zu nehmen.*)

Als Morán ist der Masai frech, aufgeblasen, leicht erregbar und diebisch. Sein heißester Wunsch geht danach, seine Waffen in Blut zu tauchen und wenn es auch nur das eines verirrten oder halb verhungert zurückgebliebenen Trägers ist. Seine eigentlichen Pflichten bestehen in der Sorge für die Sicherheit des Bezirkes; aus diesem Grunde befinden sich die Moránkrale stets an den bedrohtesten Grenzorten.

Die Krale bestehen aus niedrigen, flachen, $1^1/_2$ bis 2 Meter hohen und 3 bis $3^1/_2$ Meter im Durchmesser haltenden Bauten, die wie aus dunkler Pappe gemacht aussehen; sie sind im Kreise angeordnet und kleben nach Art der Bienenwaben aneinander. Im Innern des Kreises stehen noch einzelne kleinere Baue, welche zum Nachtschutz für junge Kälber und Ziegen dienen. Die Einwohnerzahl der Krale ist sehr verschieden und beträgt ausnahmsweise auch tausend und mehr Seelen. Wenn der Weidewechsel ein Wandern und Verlassen der Bumba nothwendig macht, wird das Gestäbe der Hütten häufig mitgenommen; damit und mit den wenigen, in Milchgefäßen, Strohmatten, Töpfen und rauchgaren Ochsenhäuten bestehenden Habseligkeiten werden die Esel und Tragochsen beladen und die Weiber

*) So grausam, wie Thomson schildert, sind den uns zu Theil gewordenen Auskünften zufolge die Masai in dem Falle, als ein Mädchen im Moránkrale guter Hoffnung wird, nicht. Der Schuldige hat den Vater des betreffenden Mädchens nur mit der Leistung von einem Ochsen, einer Ziege, einem Schafe, acht Töpfen Honig und eben so viel Honigbier zu entschädigen. Es ist auch gar nicht wahrscheinlich, daß ein Eingeborener von Afrika deswegen seine Tochter tödten wird, die für ihn mehr oder weniger doch nur Speculationsobject ist. Andererseits hat es mit der von Thomson bei derselben Gelegenheit erwähnten Präventivvorkehrung seine volle Richtigkeit.

bepackt, und so wird weitergewandert. Am neuen Weideplatz angelangt, ist es dann wieder Sache der Weiber, die Bumba aufzubauen.

Die Moránkrale unterscheiden sich von den Kralen der Verheirateten durch den Mangel einer Dornenhecke, mit welcher die letzteren stets umzäunt sind. Eine Hauptaufgabe ihres Lebens sehen die Morán im Viehraube, zu welchem Zwecke sie oft lang dauernde Züge nach fernen Länderstrichen unternehmen. Eine gewöhnlichere Zerstreuung ist ihnen das Erschrecken von Händlerkarawanen, um sie gefügiger und freigebiger zu machen.

Die Ordnung im Krale hält ein älterer, gewählter Morán aufrecht. Er ist der Leigwoánan, der Führer im Kampfe, der Sprecher bei Berathungen und bei den Tributverhandlungen. Vereinigen sich sämmtliche Morán eines Gebiets, um einen Raubzug auszuführen, dann hat ein ebenfalls gewählter Gebietsleigwoánan die Führung. Ebenso gibt es einen obersten Leigwoánan für das ganze Masailand; es dürfte dies der Gebietsleigwoánan von Sigirari sein. Außerdem haben sie Gebietsleibóne (Medicinmänner) und einen obersten Masaileibón Namens »Mbatián«. Er ist hoch angesehen, seiner Zauberkräfte wegen außerordentlich gefürchtet, und seine Kunst hat ihn zum vermögendsten Masai gemacht; er soll am Ngare na Erobi, am Nordwestabhange des Kilimandscharo, leben. Nach der Erzählung Mr. Wm. Astor Chanler's soll er ein sehr alter, halb erblindeter Greis sein, von welchem Europäer ängstlich ferne gehalten werden; es hat ihn bisher auch noch keiner zu sehen bekommen.

An den Raubzügen nehmen im allgemeinen keine Morúo (d. i. verheiratete Männer) theil. Die Vorbereitung zu einem solchen Kriegszuge besteht der Hauptsache nach in einer längere Zeit dauernden Schlemmerei in Fleisch und Blut und in der Entsendung einer Gesandtschaft zu Mbatián, um Rath und Kriegsmedicin zu holen. Die Dauer dieser Mastzeit, welche sie »ndorossi« nennen, hängt von der Bedeutung des Kriegszuges ab und beträgt oft mehrere Monate; Zweck derselben ist, Kraft und Muth zu erlangen. Die ganze Zeit der Vorbereitung bringen die Krieger in Walddickichten zu, da sie während derselben mit der übrigen Gemeinschaft keinerlei Verkehr haben dürfen.

Hinter dem selbstbewußten Auftreten der Morán steckt gewöhnlich mehr Anmaßung und Unverschämtheit als wirklicher Muth, und sollten sie ihre Siege mit den Waffen allein zu erkämpfen haben, dann würde es mitunter vielleicht schlecht um sie stehen. Ein Haupttheil ihrer Erfolge fällt zweifelsohne der recht wirkungsvollen Kriegs-Toilette zu. Das kurze Mäntelchen aus braun behaartem Ziegenleder, das der Morán gewöhnlich an der rechten Schulter geknotet trägt, windet er wie einen Strick zusammen und trägt es als Gürtel. Den überflüssigen Schmuck läßt er zu Hause, und schnallt dafür an den Knieen eine eiserne Schelle an. Kopf und Schultern werden reichlich mit rothgefärbtem Fett bestrichen, so daß sie wie von Blut triefend aussehen; auch der Speer wird damit beschmiert. Unterhalb der Knie befestigt er jederseits einen Streifen des Colobusaffenfelles, der mit dem langen Behang schön weißer Haare nach vorne zu wegsteht. Auf dem Rücken, als Mantel, trägt er die Naibere, wie schon erwähnt, ein wallendes Stück weißen

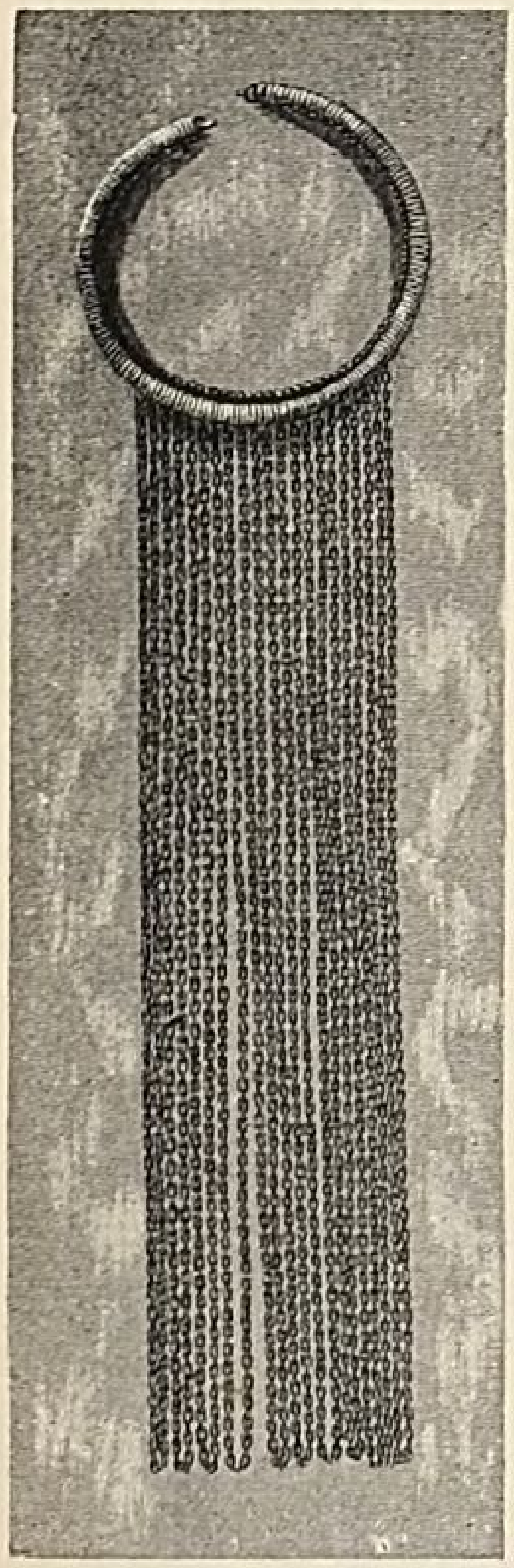
Morán im Kriegskleide.

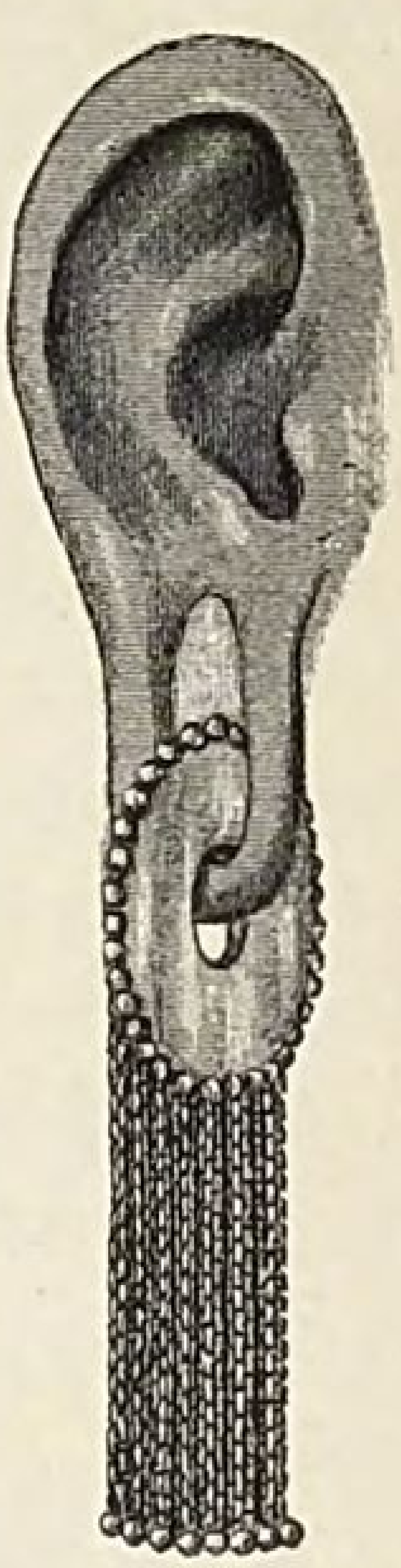
Zeugs, das in der Mitte mit einem buntfarbigen Besatz versehen ist; darüber kommt ein großer, reicher Federkragen aus schwarzen Geierfedern und um das Gesicht die Kriegsmaske, ein Kranz in Leder gefaßter schwarzer Straußfedern. So angethan stürmt er dahin, den Schild in der Linken, den hochgehobenen, stoßbereiten Speer in der Rechten, mit fliegendem Mantel und teuflischem Geschrei. Einem solchen Anblicke gegenüber erfaßt die angegriffenen Eingeborenen meist ein lähmendes Grauen, und in athemloser Flucht weicht Alles zurück, ohne es erst auf den Kampf ankommen zu lassen. Wer sich indeß durch den Anblick eines phantastisch aufgeputzten Wilden mit geschwungenem Speere nicht einschüchtern läßt, dem braucht auch vor den Masai nicht bange zu werden.

Glaubt der Morán genügend mitgemacht zu haben, oder stirbt sein Vater und er hat die Erbschaft anzutreten, dann tritt er aus dem Morán-krale aus, heiratet und wird damit ein »morúo«. Er kauft sich so viele Frauen, als die Wartung seiner Herden erfordert, denn er heiratet nicht aus Liebe, sondern um Arbeitskräfte zu erlangen. Die früheren Manieren eines Morán legt er ab und wird ein ruhiger, meist ganz angenehmer Mensch. Als sichtbares Zeichen seiner gesellschaftlichen Metamorphose trägt er an jedem Ohr eine große Scheibe aus dickem, spiralig zusammengewundenem Messingdraht. Den guten langen Speer und den Schild gibt er vielleicht seinem jüngeren Bruder, oder er vertauscht sie gegen Vieh, denn jedes dieser Waffenstücke ist ihnen unter Brüdern eine Kuh werth. Er selbst begnügt sich mit einem schlechten Speer oder mit Bogen und Pfeil. Nun darf er sich auch einen abwechslungsreichen Tisch gestatten, darf Bohnen, Mais, Bananen von Kikuju oder vom Kilimandscharo essen, Honigbier trinken und Tabak schnupfen oder solchen mit Natronsalz (makate) gemischt kauen; dafür gibt es seltener Fleisch, wenigstens solches von Ochsen.

Die Masai durchbohren die Ohrläppchen und dehnen dieselben stark aus; häufig, doch nicht immer, brechen sie sich ein bis zwei Schneidezähne aus. Bei Mädchen ist eine Tätowirung von Bauch und Brust durch Erzeugung glänzender Hautnarben häufig. Aller Haarwuchs des Körpers mit Ausnahme der Kopfhaare wird sorgfältigst entfernt. Die jüngeren

Masai und ganz besonders das Frauengeschlecht halten an ihrer herkömmlichen Kleidung aus Ziegenfellen fest. Nur ältere Männer hüllen sich hie und da in Baumwollenzeug. Zu ihren Schmuckgegenständen verwenden sie hauptsächlich dicken Eisendraht und dünne Eisenkettchen. Die Mädchen und Frauen umwinden ihre Ober- und Unterarme, sowie die Waden ganz mit dickem Eisendraht, so daß diese Körpertheile wie gepanzert aussehen; in den südlichen Masaibezirken tragen sie ferner einen tellerförmigen Kragen um den Hals, welcher ebenfalls aus spiralig gewundenem Eisendraht besteht. Diesen Drahtschmuck können sie nicht nach Belieben ablegen; er gibt ihnen ein ganz eigenartiges Aussehen und zwingt sie zu einem schwerfälligen Gang. Die Mädchen bedecken ihre Blößen mit einem Lederschurz, der vom Gürtel bis zu den Knöcheln reicht; der Busen bleibt frei, so weit ihn die vielen, aus Perlschnüren und Kettchen bestehenden Schmuckgegenstände nicht verdecken.


Halsschmuck der Masai-Mädchen.


Masai-Ohrschmuck.

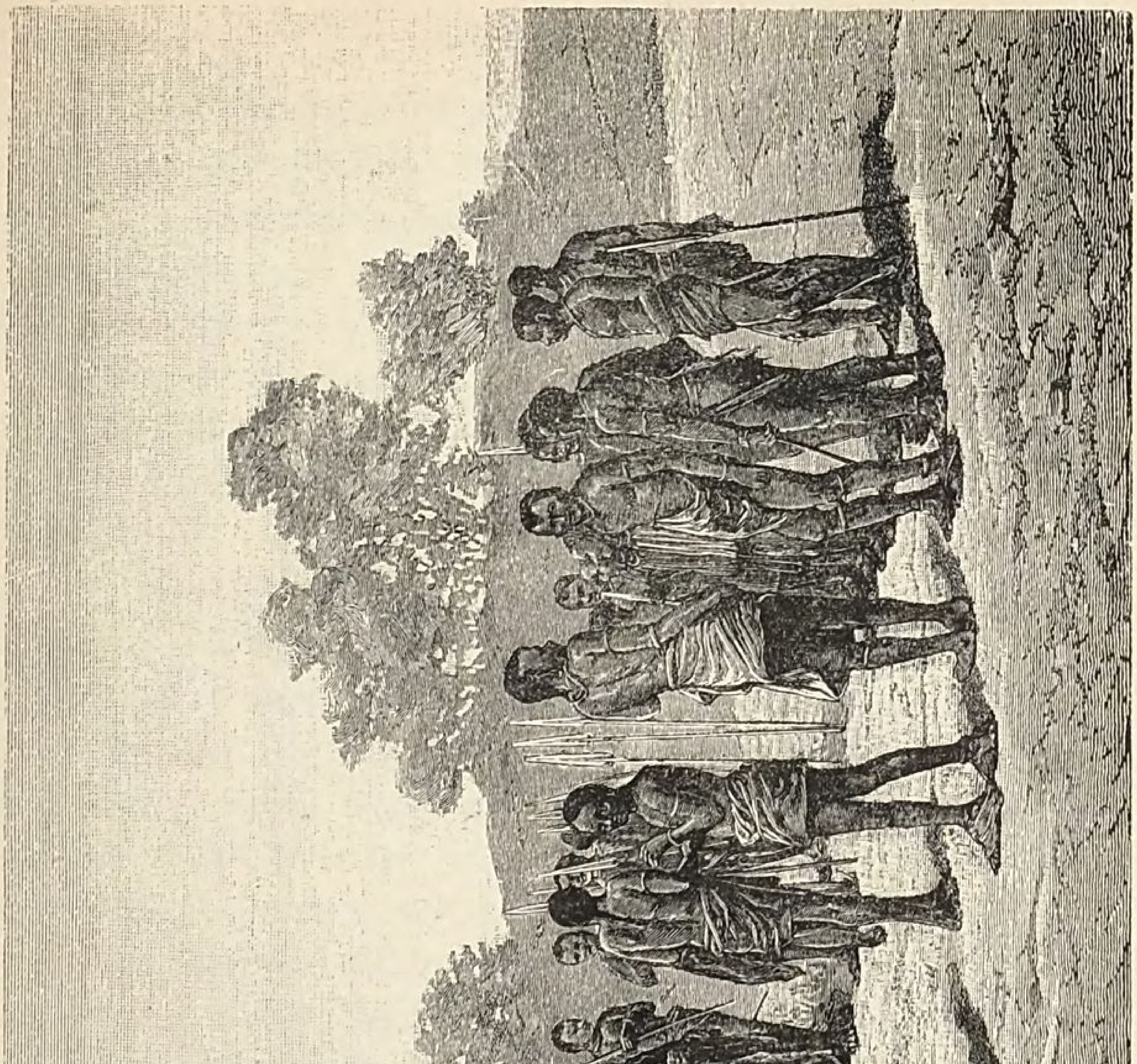
Zur Begrüßung reichen sich Masaimänner die rechte Hand und rufen dabei »schóre« oder »schórelaj« (»Freund« beziehungsweise »mein Freund«), »sóbaj« (»Grüß dich«) aus, was mit »ébaj« beantwortet wird. Mädchen und Frauen grüßen nie zuerst. Diese müssen mit »doje« oder »sjangiki« (»Mädchen« respective »Frau«) zuerst angerufen und mit »tagwenja« begrüßt werden; sie geben nicht die Hand, sondern antworten meist »iko« seltener »tagwenja«. Will man ihnen die Hand reichen, so muß man sie dazu mit »hólele« erst auffordern. Leichtes Bespucken von Gesicht und

Händen gilt bei den Masai, so wie fast überall in unserem Reisegebiet, als Zeichen der Freundschaft und des Wohlwollens. Käufe werden durch Bespucken der Tauschobjecte besiegelt; Geschenke müssen beim Ueberreichen ebenso behandelt werden.

Damit sind die Sitten und Gebräuche dieses interessanten Volkes noch lange nicht erschöpft, doch wir wollen den Gang der Erzählung nicht länger unterbrechen und lieber gelegentlich weitere Eigenthümlichkeiten und Züge desselben erwähnen.

Das nächste Wasser sollten wir erst am Fuße des Doenje Erók la Matumbato, also in ziemlicher Entfernung finden. Die Händlerkarawanen pflegen den Marsch dahin in zwei Etapen zu machen. So thaten auch wir, als wir am 7. August unseren Marsch fortsetzten. Einer unserer Leute war schon seit mehreren Tagen fieberkrank. Er lebte zwar noch, war jedoch fortwährend ohne Bewußtsein, und da wir ihn nicht mitnehmen konnten, übergaben wir ihn in üblicher Weise den Masai in Obhut. Als Kostgeld bezahlten wir den Preis eines Ochsen, dafür erboten sich die Leute, den Mann im Falle seines Aufkommens so lange zu verpflegen, bis er Gelegenheit haben würde, sich einer vorbeiziehenden Karawane anzuschließen.

Um 10 Uhr Vormittags brachen wir auf. Während der ersten Wegstunden ging es über eine flache, staubige Steppe, die stellenweise mit Salzausscheidungen bedeckt war. Dabei kamen wir an einem zweiten, bedeutend größeren Wassertümpel vorüber, dessen Wasser uns nach der übelriechenden Flüssigkeit, welche wir während der verflossenen 24 Stunden hinabzuwürgen gehabt, ganz vorzüglich schien. Wir konnten nicht begreifen, warum Dschumbe Kimemeta uns nicht an dieser Stelle hatte lagern lassen, und erhielten auf unsere Frage die gewöhnliche Ausrede: »dasturi bwana,« »es sei so üblich.« Nachdem wir den Leuten Zeit gelassen hatten, ihre Wasservorräthe zu wechseln, ging es in den heißen Strahlen der Mittagssonne weiter. Die Luft zitterte über der weiß schimmernden Wüste und narrte uns mehrere Stunden lang mit den reizendsten Seelandschaften, die beständig vor uns zurückzuweichen schienen. Nach zweistündiger Wanderung



Morán und Dittos beim Tanze.

erreichten wir zwei kleine, schroffe, metamorphische Felshügel, die sich wie Inseln in einem Sandmeere ausnahmen. Bald hernach begann das Terrain welliger zu werden und gleichzeitig allmälig anzusteigen.

Während dieses Theils des Marsches fand der Uebergang von vulkanischem Boden auf metamorphischen statt.

Kurz vor Sonnenuntergang machten wir Halt für die Nacht. Für unsere Grauen gab es da kaum einen Grashalm, für unsere müden und durstigen Leute keinen Tropfen Wasser; es herrschte daher bald tiefe Stille in der Runde.

Beim ersten Morgengrauen des folgenden Tages befanden wir uns wieder auf dem Marsche. Nach kaum $1^1/_2$ Stunden trafen wir in einer seichten Mulde einen saftig grünen Grasfleck, das sumpfige Ende des Ngare na lalla oder Ngare Manga (beides bedeutet »breites Wasser«), eines kurzen, trägen Wasserlaufes, welcher am Doenje Erók entspringt. Nachdem unsere Leute aus der schlammigen Pfütze ihren Durst gelöscht hatten, wanderten wir weiter, durchwateten einen schilfbewachsenen Arm des Baches, folgten demselben eine Zeit hindurch und lagerten dann. Wir befanden uns da am Fuße des vorgenannten, steilansteigenden Berges in 1258 Meter Meereshöhe, in einem dichtbevölkerten Theile des Masaigebietes Matumbato; hier war uns auch die Möglichkeit geboten, größere Mengen von Vieh zu kaufen, weshalb wir zwei volle Tage an dem Platze verblieben. Einen weiteren Grund zum Bleiben boten unsere Tragthiere, welche, bedeutend überlastet, schon sehr herabgekommen waren und dringend der Erholung bedurften.

Eingeborene stellten sich in ziemlicher Zahl ein. Sie rechtfertigten unsere Hoffnungen nur zum Theile, indem sie wohl Rinder, jedoch keine Esel zum Verkaufe brachten. Das Einkaufsgeschäft blieb Dschumbe Kimemeta und Dualla überlassen, weshalb wir Muße hatten, unseren Arbeiten und der Jagd nachzugehen. Die Morán und ihre unzertrennliche Begleitung bei Lagerbesuchen, die Dittos, umstanden unsere Zelte in achtungsvoller Entfernung, bettelten nur selten und belästigten uns gar nicht. Eine Zeitlang sahen sie mit gespannter Aufmerksamkeit unseren Arbeiten zu, die in

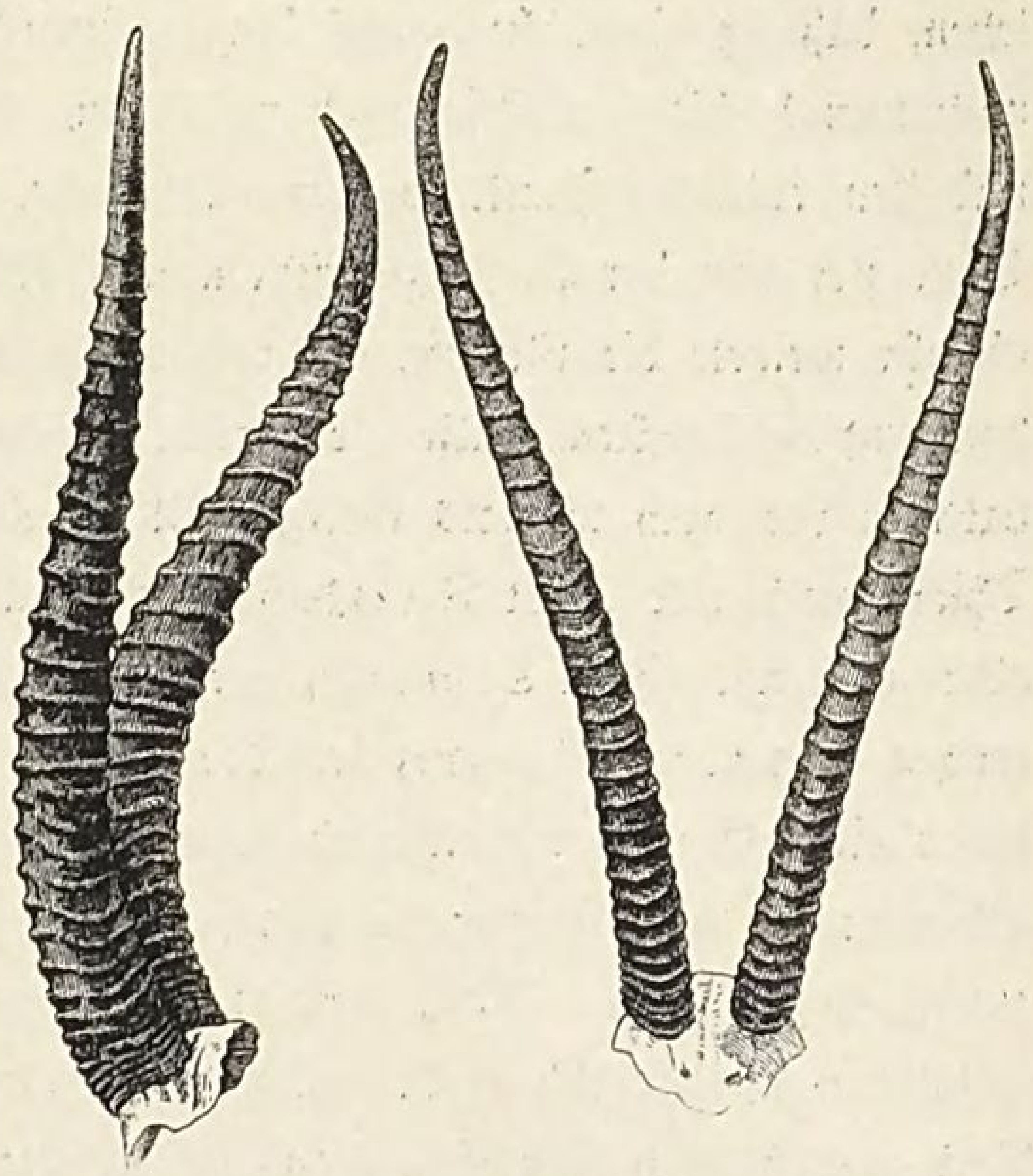
astronomischen Beobachtungen, Tagebuchschreiben und dergleichen bestanden; und war ihnen das Zusehen schließlich zu langweilig geworden, dann gaben sie sich außerhalb des Lagers ihren Gesängen und Tänzen hin.

Die Masai haben eine Menge Lieder, und zwar für verschiedene Gelegenheiten; dieselben haben durchaus keine Aehnlichkeit mit den anderen Negergesängen, ohne deshalb jedoch melodischer als diese zu sein. Einige Tänze werden nur von den Kriegern, andere in Gemeinschaft mit Mädchen aufgeführt. Hier ließen sie sich dabei von mir ruhig photographiren, ohne sich viel um mein Treiben zu bekümmern.

Die Umgebung des Doenje Erók ist ein wahrer Thiergarten. Die steilen Gehänge des Berges und besonders sein Fuß sind gut mit verschiedenen Laubbäumen, meist Akazienarten, bewachsen. Vom dunklen Wald hat der Berg den Beinamen der »schwarze« (erók) erhalten; die Bäume bilden übrigens einen lichten, reinen Bestand, ohne wucherndes Unterholz, wie man ihn im tropischen Afrika selten antrifft. In demselben tummelten sich zahlreiche Mpala-Antilopen und eine Art von Schliefern herum; sonst herrschte darin eine anheimelnde, weihevolle Ruhe, die nur zeitweise durch den Schrei eines mittelgroßen Hornvogels mit leicht zerbrechlichem, rothen Schnabel und weiß und dunkelgrün gesprenkeltem Gefieder unterbrochen wurde. Wir suchten den Wald auch gerne auf und begnügten uns oft mit dem bloßen Belauschen der Thierwelt.

Die anschließende, buschbewachsene Ebene hingegen war von Nashornen, Giraffen, Tigerpferden, Wildschweinen, Gnuantilopen, Gazellen, Straußen, Trappen, Perl- und Rebhühnern reich bevölkert. Graf Teleki verwundete während eines halbstündigen Spazierganges vier Tigerpferde, verlor sie jedoch, weil er ganz allein ausgegangen war und sich deshalb nicht zu weit vom Lager entfernen wollte. Schon in nächster Nähe des Lagers erlegte er noch eine Antilope, welche die Größe, Form und auch das Gehörn einer Gazelle Spekei hatte, jedoch rothbraun wie ein Hirsch gefärbt war und weiße Bauchhaare hatte. Am nächsten Tage schoß Teleki ein Nashorn und ein Wildschwein; er hatte im ganzen drei Nashorne gesehen. Am darauffolgenden Vormittage jagte Graf Teleki in östlicher

Richtung dem Bergfuße entlang. Zahlreiche, im Laterit tief eingeschnittene Wasserrisse, mit meist senkrechten Wänden, bildeten da häufig unüberschreitbare Hindernisse. Graf Teleki erlegte in dem Revier fünf Mpala-Antilopen und eine Gaz. Thomsoni. Während des Zerwirkens eines dieser Thiere befahl Teleki zweien seiner Leute, dem Laufe eines dieser Wasserrisse zu folgen und nach einem möglichen Uebergange zu suchen. Dieselben kamen nach wenigen Minuten schon mit der Meldung zurück, daß sie einen Löwen angetroffen hätten, welcher eben im Begriffe sei, ein Tigerpferd zu verspeisen. Graf Teleki eilte sofort zur Stelle, fand jedoch nur mehr das kopflose Tigerpferd vor; der Löwe war fort, seine Spur jedoch deutlich zu sehen. Sie lief dem Rande des schluchtartigen Erdrisses entlang bis zu einer Stelle, wo er über denselben hinweggesprungen war. Der Spalt war an diesem Punkte 10 Meter breit, 20 Meter tief und hatte vollkommen senkrechte Wände; der Kopf des Tigerpferdes, welchen der Löwe im Sprunge verloren hatte, lag am Grunde.



Gehörne der Gazelle Spekei.

Ich war am zweiten Nachmittage aufgebrochen, um zu jagen und hatte die Richtung in den Wald eingeschlagen, da mir dort unter allen Umständen genußvolle Stunden gesichert waren, selbst wenn mir kein befriedigender Jagderfolg beschieden sein sollte. Da konnte ich mich mit dem Beobachten der reichen Thierwelt vergnügen, und ich belauschte auch mehr als einmal eine Antilopenmutter mit ihrem Jungen oder ein Antilopenpärchen aus größter Nähe, ohne daß es mir auch nur in den Sinn ge-

kommen wäre, der Idylle durch einen Schuß ein jähes Ende zu machen. Lange dachte ich gar nicht ernstlich an die Jagd, bis mein Blick auf einen großen, gelbbraunen Thierkörper fiel, der in der Entfernung von ungefähr 80 Schritten plötzlich zu meiner Linken zwischen den Stämmen aufgetaucht war.

Es war eine Giraffe, doch kam es mir so überraschend, eines dieser scheuen Steppenthiere im Walde und noch dazu in so großer Nähe zu sehen, daß ich einen Augenblick lang meinen Augen mißtraute. Ich pürschte mich nun höchst vorsichtig noch näher an, um den Körper voll zu sehen und den richtigen Punkt wählen zu können, auf welchen ich zielen mußte. Ohne sich von der Stelle zu rühren und ohne Ahnung von der drohenden Gefahr weidete die Giraffe, ein mächtig großer, dunkelgefärbter Bock, mit hoch emporgestrecktem Halse die zarten, frischen Triebe einer Akazie ab. Ich hatte bisher noch niemals Gelegenheit gehabt, auf eines dieser prächtigen Thiere auch nur einen Fernschuß abzugeben; das Herz pochte mir nun aber auch wie einem Sonntagsjäger, und das Jagdfieber, ein in so wildreichen Gegenden bald ganz fremdes Gefühl, stellte sich ein. In der Nähe dieser einen Giraffe entdeckte ich bald eine zweite, etwas kleinere und heller gefärbte; es war offenbar ein Paar, welches sich in die Tiefen des Waldes zurückgezogen hatte. Nach langem Ueberlegen, wo in dem ungewöhnlich gestalteten Körper sich wohl das Herz befinden müsse, drückte ich los. Der Bock war tödtlich getroffen. Langsam wankte er mit dem letzten Aufgebote seiner Kräfte zum Weibchen hin, das starr wie eine Bildsäule stehen blieb und den Kopf mit den schwarzen Gazellenaugen wie fragend nach dem Gefährten hingerichtet hielt. Einmal von der Jagdleidenschaft erfaßt, hatte ich kein Gefühl mehr für Schonung, und galt mein zweiter Schuß dem Weibchen. Mit weit von sich gespreizten Vorderfüßen standen daraufhin die beiden Thiere da, beide wohl schon zu Tode getroffen, doch machte ich ihren Leiden durch weitere Schüsse ein rascheres Ende. Erst fiel das Weibchen. Es brach zusammen, stürzte nach vorne zu Boden und wendete im Verenden den langen Hals auf die linke Seite, ganz nach hinten, so daß der Kopf das Schwanzende berührte. Wie der Bock starb, sah ich

nicht, da der Todeskampf seiner Gefährtin meine Aufmerksamkeit ganz gefesselt hatte; er lag auf der Seite.

Die Giraffe braucht einen sehr guten Schuß, um zu fallen. Ich hatte auf beide mit dem 500 Expreß geschossen. Es waren dies unsere Lieblingsgewehre, welche wir stets selbst trugen, während die übrigen Büchsen uns jeweilig bei der Jagd von den Gewehrträgern gereicht wurden. Sie waren leicht, außerordentlich handsam und schossen gehärtete Vollkugeln mit 6 Drachmen Pulver ungemein genau. Obwohl ich auf die beiden Thiere genau gezielte Schüsse auf 30 Schritt Entfernung abgegeben hatte, waren sie erst nach 1 bis 2 Minuten zusammengebrochen. Ich bedaure sehr, damals unterlassen zu haben, die genauen Körpermaße des Männchens abzunehmen. Die Größenverhältnisse einer ausgewachsenen Giraffe sind nämlich geradezu verblüffend und reichen weit über die Vorstellung hinaus, welche man davon aus den Thiergärten mit sich bringt; auf mich hat auch selbst der größte Elephant, welchen wir im ganzen Verlaufe unserer Reise angetroffen haben, lange nicht denselben, imposanten Eindruck gemacht. Diese Thiere sollen ein ganz vorzügliches Wildbret geben; leider wurden wir zu spät darauf aufmerksam gemacht und haben es daher nicht versucht. Die Haut ist nahezu ebenso dick, wie die des Büffels, dabei ungemein fest und zähe.

Ich schickte nun zwei meiner Begleiter ins Lager, um Leute zu holen, welche die schwere Menge Fleisch bergen helfen sollten, ließ andere bei der Beute zurück und setzte meinen Spaziergang fort, nachdem ich die buschigen Schwänze der Giraffen als Trophäen abgeschnitten hatte. Nach kurzer Zeit traf ich im Walde wieder eine einzelne Giraffe, die sich ebenfalls viel weniger vorsichtig und scheu benahm, als wir es von diesen Thieren gewohnt waren; da ich mich jedoch nicht sehr ernstlich um sie bemühte, entkam sie. Mein Rundgang führte mich schließlich in die Buschsteppe hinab. Da gab es wohl Strauße, doch waren sie selbst für so weittragende Büchsen, wie wir sie besaßen, nicht erreichbar. Gelegentlich dieser Jagd gelangte ich zum dritten Male in die Nähe von Giraffen und zwar abermals eines Paares. Neugierig blickten sie unverwandt zu

mir herüber, hielten dabei ruhig Stand, und ohne besondere Vorsicht zu üben, sah ich mich schließlich in guter Schußdistanz von denselben. Obwohl keine zwingende Nothwendigkeit vorlag, noch ein drittes Thier heimzubringen, konnte ich mich doch nicht enthalten, einen Schuß auf das Männchen abzugeben. Tödtlich verwundet spreizte es die Vorderbeine weit auseinander, um sich vor dem Sturze zu bewahren; dabei schwankte sein langer Hals hin und her wie der Mast eines Schiffes im Sturme, bis es durch einen zweiten Schuß niedergestreckt wurde. Das Giraffenweibchen floh nach dem Schusse nicht ganz 200 Schritte weit, dann aber blieb es stehen und sah sich mit geängstigtem Blicke unverwandt nach seinem Gefährten um; es rührte sich nicht von der Stelle, selbst als wir zum gefallenen Thiere gingen und uns bei demselben zu schaffen machten. Wir bedeckten die erlegte Giraffe mit dornigen Zweigen, um sie vor Hyänen und anderen Aasfressern zu schützen, und traten bei bereits eingetretener Dämmerung den Heimweg an. Es waren dies die ersten und auch die letzten Giraffen gewesen, welche mir zu erbeuten gelang.

Unsere nächste Tagesreise führte auf guten, sandigen Pfaden erst dem Südfuße des Berges entlang, dann im Osten desselben weiter nach Norden. Wir hatten während des ersten Marschtheiles mehrere der bereits erwähnten Erdrisse zu überschreiten, welche ihre Existenz den reißenden Sturzwässern verdanken, die während der Regenzeiten von den Berghängen herabschießen.

Hart an unserem Pfade lagen zwei kleine Masaikrale. Die niedrigen Hütten derselben bestehen aus einem Gerippe von dünnen, biegsamen Holzstäben, die im Kreise in die Erde gesteckt und gegen die Mitte hin zusammengebogen sind. Die Zwischenräume werden mit Reisig verflochten und der ganze Bau mit einem aus Erde und Kuhmist bestehenden Gemenge glatt überstrichen. Jede Hütte hat einen kleinen schmalen Eingang, sonst aber keine weiteren Oeffnungen. Während der Nacht hält sich das Vieh der Masai in und um den Kral herum auf. Das Innere und die nächste Umgebung eines solchen sind daher immer mit dicken Mistlagern bedeckt.

Nach nicht ganz dreistündigem Marsche lagerten wir an dem kleinen Guasso*) Kibongói. Dieser Bach entspringt an der Ostseite des Doenje Erók und endigt nach einem nur 3 bis 4 Kilometer langen, östlich gerichteten Laufe in einem kleinen Sumpfe. Kibongói bedeutet Pfeilköcher. Der Bach hat diesen Namen, weil die Umgebung seines Quelllaufes hauptsächlich mit Armleuchtereuphorbien bewachsen ist, aus deren Stämmen die Eingeborenen größtentheils ihre Köcher verfertigen.

Die Masai, welche sich sofort in unserem Lager einstellten, zeigten sich Anfangs recht ungeberdig, und zwar abermals einiger Stücke kranken Viehes wegen, die wir haben sollten. Zu ihrer Beruhigung ließen wir sie die kranken Rinder selbst aussuchen und schlachteten dieselben; es waren im ganzen vier Stück.

Eingeborene gab es in dem Gebiete viele. Sie bewohnten hauptsächlich das im Osten des Berges gelegene wellige Flachland. Da die Masai sich gar nicht mit der Jagd befassen, findet man in den meisten ihrer Gebiete ganz unglaubliche Mengen von Wild. Tigerpferde, Antilopen und Gazellen weiden sogar mit Vorliebe in der nächsten Nähe der Rinderherden, wo sie sich scheinbar sicherer fühlen.

Graf Teleki beabsichtigte am folgenden Tage wieder aufzubrechen, doch blieben wir den Händlern zuliebe, welche hier Gelegenheit hatten Elfenbein zu kaufen, zwei weitere Tage.

Irgendwo in den dortigen Bergschluchten gab es nämlich Ansiedlungen von Wandorobbo, jenem merkwürdigen Jägervolke, von welchem wir einzelne Vertreter zum erstenmale während unserer Reise längs des Panganiflusses angetroffen hatten. Dieser Volksstamm lebt so ziemlich im ganzen Bereiche des Masailandes in kleinen, zersplitterten Scharen, welche gegenseitig keine besondere Zusammengehörigkeit bekunden. »Ndorobbo« ist ein Masaiwort, das »arme Teufel, Leute ohne Vieh oder Besitz« bedeutet; daraus haben die Händler den Bantuplural Wandorobbo gemacht und wenden ihn nun als Stammesnamen auf dieses Volk an. In ihrem Aeußern

*) Guasso, wasso, ngare bedeutet im allgemeinen »Wasser, Bach, Fluß«.

sehen die Wandorobbo den Masai selbst ungemein ähnlich. Wenn ein Ndorobbo nicht seinen eigenthümlichen Jagdspeer bei sich führt, dann wissen selbst erfahrene Elfenbeinhändler nicht, wen sie vor sich haben und müssen den Betreffenden erst darnach fragen. Alle sonstigen in die Augen springenden Merkmale sind jenen der Masai gleich. Ebenso sprechen sie alle das Masai-idiom; letzteres ist indeß nicht ihre Muttersprache, und sie verständigen sich unter einander in ihrer eigenen Mundart, welche mit jener der Kamassia sehr enge verwandt sein soll. Die Wandorobbo besitzen weder Vieh, noch treiben sie Ackerbau; ihren Unterhalt finden sie in der Jagd und Bienenzucht. Da sie sich durch die Jagd auf Elephanten nicht nur große Fleischmengen, sondern auch das gesuchte Elfenbein verschaffen, so ist ihr Hauptaugenmerk natürlich auf die Jagd dieser Thiere gerichtet. Sie sind es also, welche das sogenannte Masaielfenbein liefern und nicht die Masai, welche sich, wie bereits erwähnt, mit der Jagd gar nicht befassen. Die Wandorobbo sind keine sehr guten Jäger und vermögen es auch in den wildreichsten Gebieten kaum, von der Jagd, der Bienenzucht und dem Erlöse für verkauftes Elfenbein zu leben, obwohl sie selbst halbverwestes Fleisch nicht verschmähen. Sie halten sich deshalb stets in Gegenden auf, die von Masai bezogen sind, um in schmalen Zeiten von denselben Vieh kaufen zu können. Da sie häufig nicht im Stande sind, das Vieh gleich zu bezahlen, so gerathen sie in Schulden und dadurch in ein abhängiges Verhältniß zu den Masai. Als Gläubiger haben diese das größte Interesse, stets die Aufenthaltsorte der ersteren zu kennen, und sie sind meistens auch genau über die Zahl und Größe der von den Wandorobbo erlegten Elephanten unterrichtet. Die Wandorobbo fühlen sich äußerst gedrückt, wenn im Karawanenlager gleichzeitig auch Masai anwesend sind. Die Elfenbeingeschäfte werden aus diesem Grunde stets im Geheimen und meist des Nachts abgemacht; so geschah es auch hier, weshalb wir die scheuen Gesellen fast gar nicht zu Gesicht bekamen.

Die Jagd in den Niederungen am Fuße des Berges war ebenso interessant wie ergiebig. Gleich am ersten Nachmittage erlegte Graf Teleki eine Giraffe, ein Nashorn und eine gefleckte Hyäne; zwei schwer ange-

schossene Giraffen gingen verloren. Gefleckte Hyänen sind in diesem Theile von Afrika eine ziemlich seltene Erscheinung, dennoch würde sich Graf Teleki den Schuß erspart haben, wenn er gewußt hätte, daß es eine Hyäne sei, denn diese belästigten wir nie; so aber hatte er das gelbbraune Thier, welches er im Steppengrase nur flüchtig zu sehen bekommen hatte, für einen Leopard gehalten.

Mein Spaziergang mit der Büchse im Arm war auf die Erforschung des Guasso Kidongói-Bachlaufes gerichtet gewesen, und ich widerstand auch, um keine Zeit zu verlieren, jeglicher Verlockung, bis wir unsere Aufgabe gelöst, d. h. das sumpfige Ende des Baches erreicht hatten. Am Rande eines lichten Akazienwaldes, welcher den Sumpf im Osten umgab, trieb sich aber eine Herde von Tigerpferden in so herausfordernder Nähe von uns herum, daß ich schließlich auf eines der Thiere feuerte, das uns seine Seite voll zugewendet hielt. Es stürzte zu Boden und blieb regungslos liegen. Gleichzeitig war jedoch ein uns ganz unbekannter Thierlaut zu hören gewesen, der an das jammernde Gekläffe eines geprügelten jungen Hundes erinnerte. Als wir hinzusprangen, fanden wir neben der Zebrastute auch ihr Junges liegen; es war gedeckt gestanden und der Schuß, welcher die Mutter getödtet hatte, war ihm durch den Hals gegangen. Wir ließen uns das Fleisch vom Zebrafüllen zubereiten und fanden, daß es ganz vorzüglich, etwa wie gebratener Wels, schmeckt.

Am frühen Morgen des zweiten Tages versammelten sich die sämmtlichen Händler vor Teleki's Zelt und baten um einen weiteren Aufschub, weil sie mit dem Elfenbeinhandel während der Nacht nicht zu Ende gekommen wären. Graf Teleki sagte ihnen zu, und anstatt abzumarschiren schulterten wir die Büchsen, um wenigstens die Tagesration zu schießen.

Am 14. August nahmen wir die Weiterreise wieder auf. Die Händler hatten Gelegenheit gehabt, fünfzehn hübsche Elfenbeinzähne zu kaufen, wir, unseren Stand an Tragthieren um vier Stück zu vermehren. Der Marsch führte dem Fuße des Doenje Erók entlang bis zu dessen Nordende, dann in einem unfruchtbaren, flachwelligen Gebiete in nordwestlicher Richtung weiter, zu den Wasserlöchern von Bartimaro. In Folge verschiedener Auf-

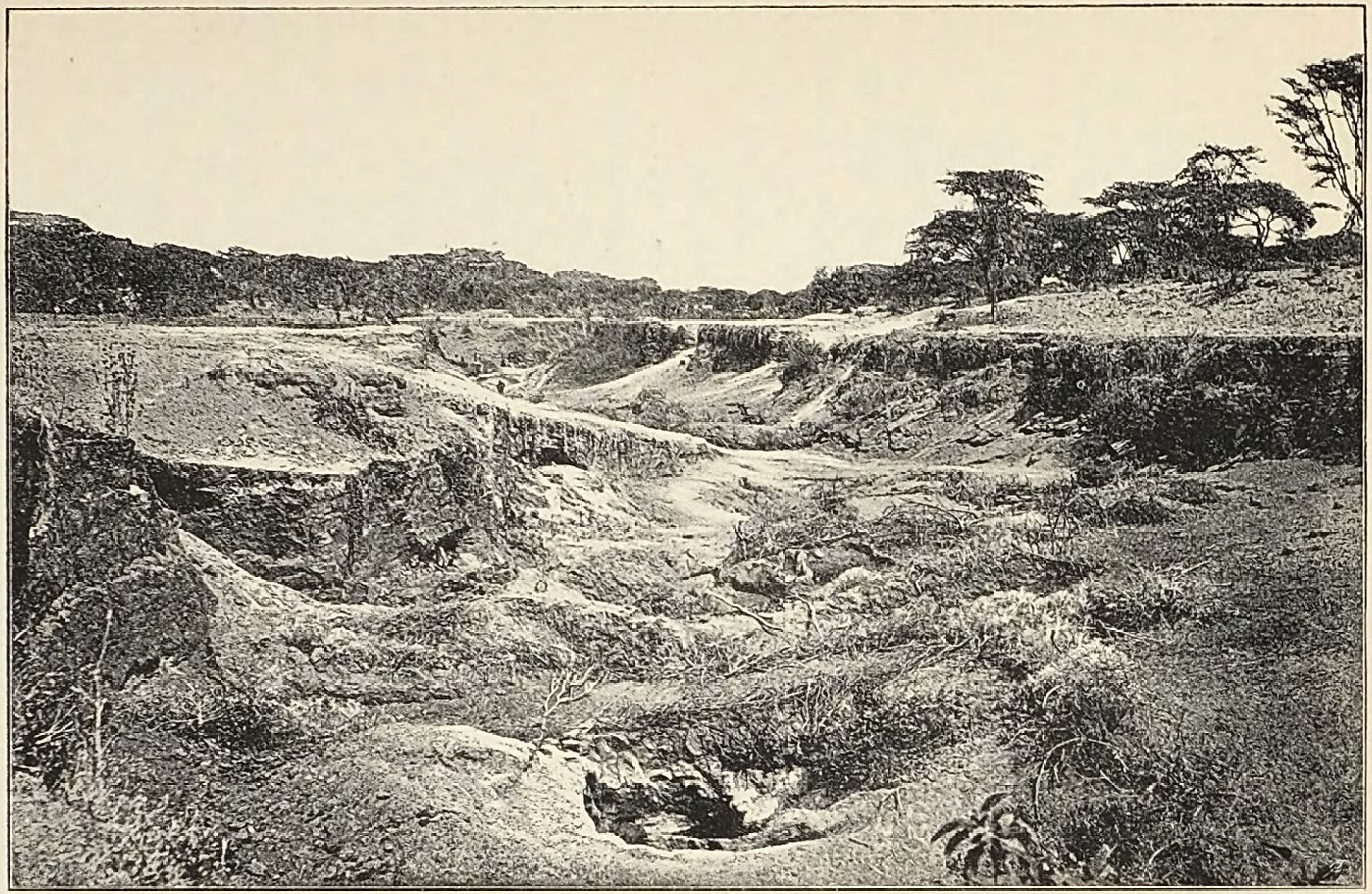
enthalte langten wir daselbst nach einem sehr heißen Marsche, während dessen Graf Teleki drei Nashorne schoß, erst gegen 5 Uhr Nachmittags an.

Die Umgebung der Wasserlöcher von Bartimaro war von Masai bewohnt. Das Wasser fand sich in einem breiten, tiefen Flußbette, das jedoch zur Zeit trocken lag und mit Sand, Schutt und Gerölle erfüllt war; nur am rechten Flußufer befand sich im harten Gestein eine tiefe, cisternenartige Grube, die kühles Wasser hielt. Einige Eingeborene bewachten sie, da dies das einzige Wasser im Umkreise von mehreren Stunden war, und trieben auch unsere durstigen Leute in gewaltsamer Weise davon weg; erst nachdem die Tributangelegenheit geordnet war, durften sie ihre an Stricken hinabgelassenen Wasserflaschen füllen.

Die Landschaft war mit dornigen Büschen und Akazien ziemlich gut besetzt, der Boden jedoch nur spärlich mit Gras bewachsen; Wild gab es nur äußerst wenig und zwar hauptsächlich Giraffen und Kuhantilopen.

Der nächste Marsch brachte uns zu den Wasserlöchern von Seki. Sie sind in der Fortsetzung desselben wüsten und schutterfüllten Flußbettes gegraben. Die Gruben, 15 bis 20 an der Zahl, waren 4 bis 6 Meter tief und hielten am Grunde ungefähr 30 Centimeter hoch Wasser. Auf die einzelnen Gruben machten verschiedene Eingeborene ein Eigenthumsrecht geltend; unsere Leute wurden daher auch hier vom Wasser fortgejagt, bis der Zutritt zu demselben durch Geschenke erkauft war. Selbst dann noch zeigten sich Dschumbe Kimemeta und die übrigen Händler für die Aufrechthaltung der guten Stimmung bei den Eingeborenen ungemein besorgt, überwachten persönlich die wasserschöpfenden Träger und nahmen sich Bemerkungen, welche die Eingeborenen doch noch immer fallen ließen, sehr zu Herzen, auch wenn sie nur von einem übermüthigen Knaben ausgingen. Die Träger wurden dagegen immer hart angefahren, gescholten und mit Drohungen überschüttet, kurz sie benahmen sich Angesichts der Eingeborenen in unterwürfigster Weise.

Nach J. Thomson's Reisebeschreibung sollte man glauben, daß er mit seinen Leuten diese Gruben angelegt habe. Wir erfuhren hingegen darüber von den Masai, daß dieselben schon seit längerer Zeit bestünden,



Die Wasserlöcher von Seki.

daß sie von den Wakuafi gegraben worden, als diese, noch ein mächtiger viehzüchtender Stamm, das Gebiet innehatten. Nach jeder Regenzeit sind die Gruben mit Sand und Schutt vollgefüllt, sie müssen daher nach dem Abflusse der Wässer jedesmal gereinigt werden; dies geschieht successive, in dem Maße, als das Wasser in die Tiefe sinkt.

An diese Wasserlöcher sind zahlreiche Masai mit ihren Viehherden gewiesen. Um das Vieh tränken zu können, sind bei den Gruben primitive Tröge aus Schlamm und Steinen hergerichtet; doch geht das Tränken schneller vor sich, als wir erwartet hatten. Bei jeder Grube schöpften zwei Weiber das Wasser mit ledernen Taschen in die Tröge, und wurden ungefähr 2000 Rinder binnen wenigen Stunden getränkt.

Nach dem unterthänigen Gebaren unserer Leute konnte es nicht Wunder nehmen, wenn die Eingeborenen, in deren Augen Güte und Billigkeitsgefühl nur Zeichen von Schwäche und Furcht sind, frecher als sonst auftraten und selbst ihren diebischen Gelüsten freieren Lauf ließen. Nachmittags kamen denn auch zwei Diebstahlsversuche vor, welche beide aus reinem Uebermuthe ausgeführt waren. Ein Morán entwendete einem unserer Träger ein Stück Fleisch und floh damit. Da der Dieb auf mehrfaches Anrufen nicht stehen blieb, schoß ihm der Mann mit dem Gewehre nach, fehlte ihn zwar, doch ließ der Morán das Fleischstück fallen. Ein Anderer stahl unserem Koche einen hölzernen Kochlöffel und rannte damit davon. Einer unserer leichtfüßigen Somâl, der den Diebstahl bemerkt hatte, war sofort hinter ihm her, hatte den Morán auch bald eingeholt und ihm eine ordentliche Tracht Prügel mit dem Löffel selbst verabreicht. Beide Vorfälle vollzogen sich in aller Ruhe und hatten keine weiteren Folgen. Unangenehmer, jedoch nur für die Händler in unserem Gefolge, war ein anderes Vorkommniß. Wie bereits mehrfach erwähnt, lassen sich die Leute gerne von den Eingeborenen bedienen, und so hatte sich an dem Tage auch Kinjandscha, der Anführer und Verwalter der Karawane Dschumbe Kimemeta's, durch einen älteren Morán Wasser und dergleichen holen lassen. Als Unterpfand für die verschiedenen Gefäße, welche der Krieger zu dem Zwecke mit sich nehmen mußte, hatte er bereitwilligst seinen Speer in das Zelt

Kinjandscha's gestellt und denselben dort belassen, bis der Abend gekommen war. Der Morán wurde für seine Dienste entschädigt, wollte heimkehren und verlangte nach seiner Waffe. Dieselbe war inzwischen jedoch irgendwie abhanden gekommen und nirgends zu finden, wiewohl der ganze Lagerplatz genauestens durchsucht wurde. Nun boten die Händler dem Morán einen andern, weit besseren Speer als Ersatz, doch der Mann blieb hartnäckig bei dem Verlangen nach seiner Waffe; seinen Speer wollte er haben und keinen andern. Das Ganze war eine von den Masai abgekartete Spitzbüberei. Der Morán hatte sich mit einigen Kameraden vorher besprochen gehabt. Einer derselben hatte mit seinem Einverständnisse den Speer entwendet, und er wußte nun, daß er den furchtsamen Händlern auch mit den unverschämtesten Forderungen kommen durfte. Später änderte er in der That sein Verlangen dahin ab, daß er sich mit Tauschwaren im Werthe von 10 Kühen begnügte. Die Händler, welche bei ihren Masaireisen solidarisch vorzugehen pflegen, steuerten nun auch unter Weihrauchopfern und Gebeten, in welchen der Tod des Diebes erfleht wurde, die Waren zusammen, bis der geforderte Ersatzbetrag beschafft war. 200 Ringe Eisendraht, 100 Ringe Messingdraht, 100 Stränge Perlen und 10 Naibere schleppten die Morán dann frohlockend davon.

Die Händler, welche sich schämten, daß ihnen derart mitgespielt worden war, versuchten die ganze Geschichte vor uns geheim zu halten; der Weihrauchgeruch hatte sie jedoch verrathen. Graf Teleki hätte sich in einem solchen Falle gewiß mit Allem, was recht und billig war, jedoch niemals mit so unverschämten Forderungen einverstanden erklärt; so aber berührte uns die ganze Angelegenheit nicht weiter, als daß sie uns eine Rakete kostete, welche wir auf Bitten der Händler Abends aufsteigen ließen. Unter dem lauten Geschrei sämmtlicher Leute, daß der Dieb und sein ganzer Viehstand elend zu Grunde gehen möchten, fuhr die Rakete zischend in die Höhe und platzte mit prächtigem Feuereffecte in der Richtung der Masaikrale; das war aber auch Alles, denn an dem Vorfalle änderte sie nichts.

Die Elfenbeinhändler haben es sich zum Grundsatze gemacht, die Freundschaft mit den Masai unter allen Umständen zu erhalten, wenn sie auch

darüber selbst in ihrem Unternehmen scheitern sollten. Einerseits ist es die Furcht, welche sie so handeln läßt, andererseits liegt ein solches Vorgehen in ihrem Geschäftsinteresse, da sie ohne die freundschaftliche Mitwirkung der Masai niemals im Stande wären, die Aufenthaltsorte der Wandorobbo und damit das Elfenbein ausfindig zu machen.

Die ersten Wegstunden des folgenden Marschtages zeigten noch denselben landschaftlichen Charakter, wie am Tage zuvor: flachwelliges Terrain, das sich nach Westen abdacht und verflacht, ziemlich dicht mit Akazien, jedoch nur spärlich mit Gras bestanden. Im Osten begrenzten die 2100 Meter hohen, wüsten Mawaraschaberge den Horizont; im Norden kam das Plateau von Turuka als blauschwarze Mauer zum Vorschein. Je weiter wir kamen, um so flachwelliger wurde die Landschaft, um so spärlicher gleichzeitig der Baumbestand; er fehlte schließlich ganz, dafür trat schöner guter Graswuchs auf. In der letzten Marschstunde bogen wir um einen ziemlich isolirt stehenden Berg von 350 Meter relative Höhe, Doenje Lemeiboti genannt, und lagerten schließlich, nach im Ganzen vierstündiger Wanderung am Südfuße des verhältnißmäßig niedrigen Doenje Mellewo, am kleinen Besilbächlein.

Als die Vorhut der Karawane um den Fuß des Doenje Lemeiboti herumzog, kamen drei Nashorne in Sicht, welche auf sandigem Boden am Abhange des Berges beisammen lagen. Graf Teleki machte sich sofort auf, sie zu jagen und ließ die Karawane indeß ihren Weg zum Lagerplatze allein fortsetzen. Da es an jeglicher Deckung fehlte, mußte er die Thiere mittelst Fernschüssen abthun. Mehrmals wurden sie dabei flüchtig, wurden jedoch immer wieder eingeholt und schließlich niedergestreckt. Graf Teleki ging daraufhin seinen eigenen Weg, während die Karawane in der Ebene ihren Pfad weiter verfolgte.

Wenige Minuten nach dem eben geschilderten Vorfalle sah ich die Vorhut der Karawane halten. Ich war der Routenaufnahme wegen, wie gewöhnlich, ganz hinten mit den letzten Leuten und beschäftigte mich eben mit der Frage, was die Karawane denn zu einem vorzeitigen Halt veranlaßt haben mochte, als einige Leute athemlos dahergerannt kamen und

mir die Meldung überbrachten, daß zwei Nashorne den Weg versperrten; man habe die Kome, die Karawanenflagge, vergebens entfaltet, die Thiere ließen sich nicht vertreiben. Ich war bald an die Spitze der Karawane gelangt und hatte da einen höchst ergötzlichen Anblick. Auf dem Pfade, in dem ganz ebenen Wiesengrunde standen die zwei ungeschlachten Thiere regungslos wie Bildsäulen, starrten mit ihren kleinen, blöden Augen die Karawane an und verwehrten ihr wie zwei Cerberusse den Weitermarsch. Ihnen gegenüber, in etwa dreihundert Schritt Entfernung, befand sich die dichtgedrängte Schar der Leute, und Einer darunter schwang wie närrisch die entfaltete Kome. Dergleichen Situationen waren für uns jedoch nicht mehr neu, und ich fürchtete auch, es könnte einem der Thiere in den Sinn kommen, den Kampf mit der Karawane aufzunehmen; ich machte mich daher ohne Verzug an die Seite des einen Nashornes heran und feuerte ihm aus zweihundert Schritt Entfernung auf's Blatt. Das Thier quickte nur einmal und sank auf der Stelle in die Knie. Das zweite schien von dem Schusse gar keine Notiz genommen zu haben und blieb ruhig stehen. Ich überlegte nicht lange, sondern bedachte es mit dem zweiten Laufe. Zu meiner Ueberraschung blieb es gleichfalls im Feuer liegen, ein Erfolg, den ich der kleinen, leichten Büchse — ich schoß mit dem 500 Expreß — gar nicht zugemuthet hätte. Der Jubel der Menge, vor deren Augen sich das Schauspiel zugetragen hatte, war nun natürlich groß. Am meisten erstaunt waren einige Masai, welche sich bei der Karawane befanden. Ein um's andere Mal erfaßten sie meine Hand, schüttelten sie und bespuckten sie in ausgiebigster Weise, wobei sie gleichzeitig und in einem fort ihr »ngai« (Gott) dazu murmelten, was sie übrigens immer thun, wenn ihnen irgend etwas unerklärlich oder übernatürlich vorkommt. Bald darnach lagerten wir.

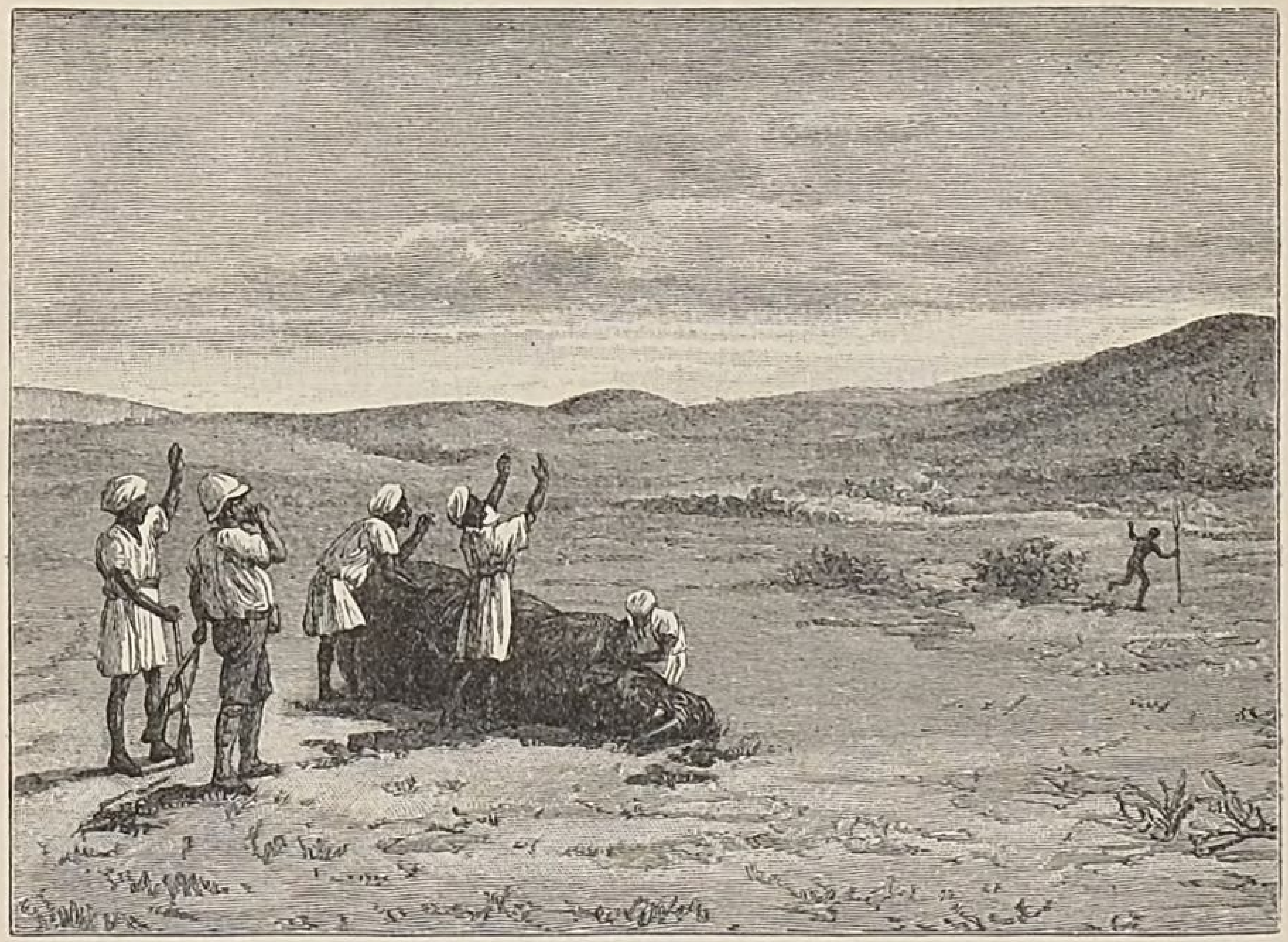
Am Ankunftstage ist es selten möglich, Einkäufe zu machen; die Eingeborenen sind zu eifrig mit dem Hongo beschäftigt, ebenso fesselt sie die Neugierde viel zu sehr ans Lager, als daß sie sich bewegen ließen, von ihren, oft weit entfernten Herden einzelne Rinder zu holen. Deshalb, und auch unserer Tragthiere wegen, die einen Rasttag bei gutem Futter

— an welchem während der vorhergegangenen Tage Mangel war — sehr vonnöthen hatten, blieben wir einen weiteren Tag.

Das Lager stand, wie erwähnt, am Besilbache. Derselbe entsprang wenige hundert Schritte oberhalb, am Fuße der Mellewoberge, floß übrigens nur eine kurze Strecke weit südöstlich und versiegte dann. Zur Zeit der Regen soll er sich jedoch mit noch zwei anderen, von den Gurugéischbergen kommenden Bächen vereinigen und einen weiteren, indeß noch unbekannten Lauf nehmen. In unserer Nähe war der Bach mit Schilf, Papyrus und Ricinusstauden hübsch bewachsen, und auch Akazien, die frisch grün belaubt waren, gab es an seinen Ufern in einzelnen kleinen Gruppen.

Nach einer Nacht, deren Ruhe durch überaus zahlreiche Hyänen gestört war, brach ein herrlicher Morgen an. Von unseren Zelten aus konnten wir vier Nashorne in der Umgebung sehen, und Graf Teleki machte sich auch bald auf die Pürsch. Er erlegte nur eines derselben, dies jedoch Angesichts der gesammten Lagerbevölkerung. Es ist stets ein fesselndes Schauspiel, an einer Jagdepisode als Zuschauer theilzunehmen, da man selbst jagend zu sehr in Anspruch genommen ist, um die verschiedenen Phasen derselben mit Gemüthsruhe verfolgen zu können. Auch ist der Verlauf einer Jagd für den Zuschauer meist viel aufregender, als für den dabei unmittelbar Betheiligten. Graf Teleki schoß das eine Nashorn an, welches am nächsten stand. Es wurde flüchtig, und zwar in einer Richtung, aus welcher eben ein Masaimorúo des Weges kam. Das ergrimmte Thier hatte den ahnungslos einherschreitenden Mann kaum bemerkt, als es voller Wuth — obwohl bereits tödtlich getroffen — auf ihn losstürzte, nach etwa hundert Schritten jedoch zusammenbrach. Der Morúo hatte natürlich sofort Reißaus genommen und floh nun, ohne sich umzusehen, so rasch ihn seine Beine tragen konnten; auch dann noch, als das Nashorn schon eine gute Weile gefallen war, da alles Rufen und Schreien, daß die Gefahr ja vorüber sei, nichts geholfen hatte. Das zu sehen, war nun ein Hochgenuß für unsere Sansibariten, die es übrigens wahrlich kaum anders gemacht hätten.

Den weiteren Verlauf der Jagd, welche Graf Teleki an dem Tage hatte, ausführlich zu schildern, würde zu weit führen. Wild war nämlich im Uebermaß vorhanden. Vier Tigerpferde, fünf Gnuantilopen und ein Hartebeest wurden erlegt; ein schwerangeschossener Strauß entkam mit vollkommen blutüberströmtem Gefieder. Interessant war, wie Graf Teleki erzählte, das Benehmen einer Anzahl Morán, welche ihn begleitet hatten,



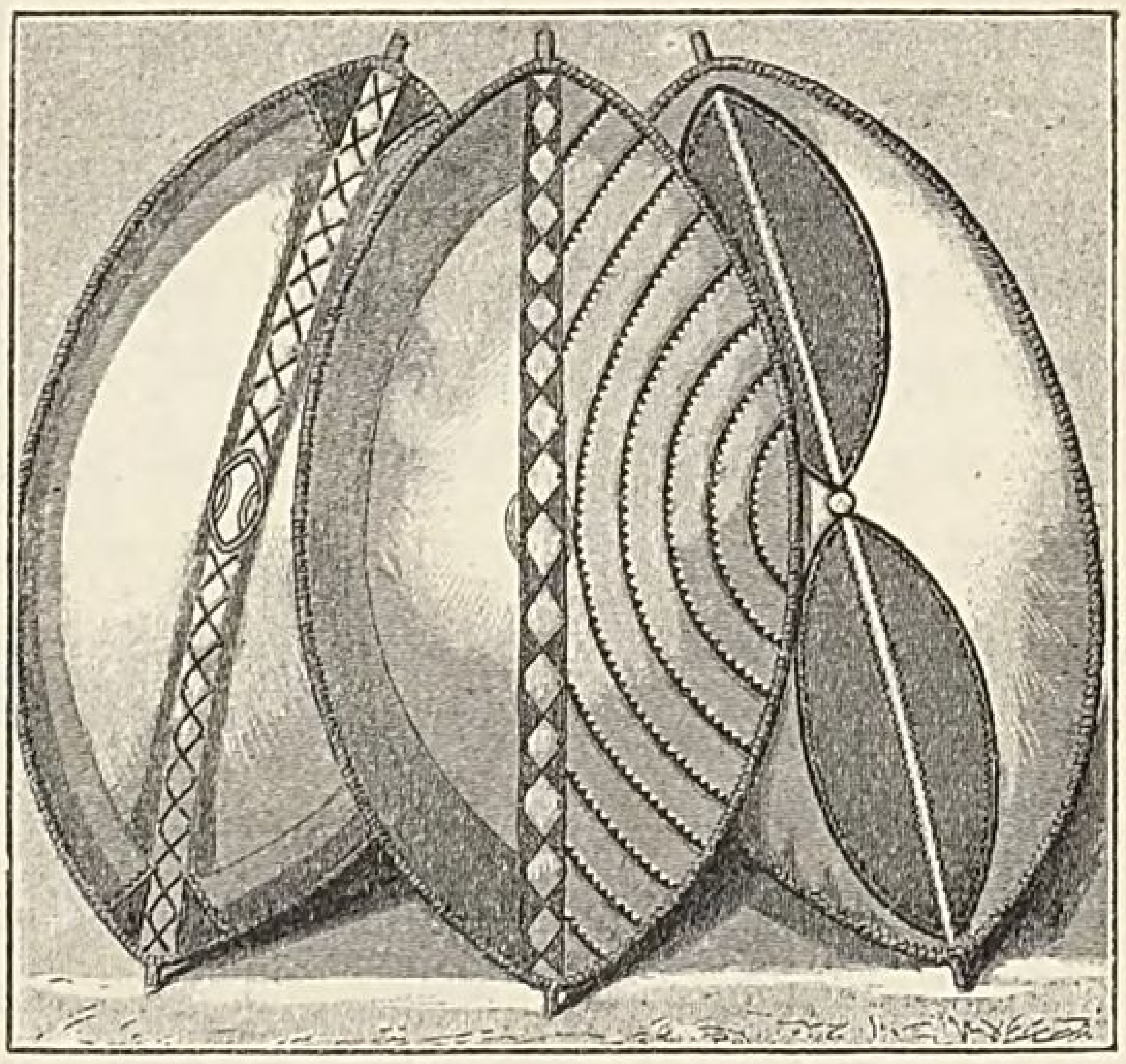
Távala morúo! Távala! (Halt Morúo! Halt!)

als auch deren Jagdeifer mit der Zeit entflammt war. Einmal verfolgten sie eine lahmgeschossene Gnuantilope, holten sie ein, packten sie dann bei den Hörnern und beim Schwanze und schleppten sie so vor Teleki, damit er sie todtschieße. Zum Lohne dafür erbaten sie sich später die Erlaubniß, eine Kuhantilope (Hartebeest) verfolgen zu dürfen, welche nur leicht angeschossen war. In wenigen Minuten hatten die Bursche auch diese erreicht und mit ihren Speeren getödtet.

Eingeborene stellten sich an diesem Tage zahlreich im Lager ein Nach den Gebietswappen zu urtheilen, welche sie auf ihren Schilden ge-

malt hatten, gehörten sie den Gebieten Matumbato, Doglân und Kapotéi an; letzteres sprechen sie »Kabudi« aus. Sie belästigten uns gar nicht und betrachteten uns in Folge unserer verschiedenen Jagdabenteuer, von welchen sie gehört hatten, mit der größten Ehrfucht; dabei waren wir für sie bald »Ngai« (Gott), bald »Morán«, welch' letzteres wohl eine besondere Auszeichnung für uns sein sollte.

Im Laufe des Nachmittags machte ich mich in Begleitung einiger Morán zur Besteigung des Lemeibotiberges auf, da ich von dessen Gipfel aus eine ausgedehnte Fernsicht erwarten durfte. Am Bergfuße begegnete ich zahlreichen Herden von Tigerpferden. Ich schonte die Thiere, welche einen ganz unglaublichen Grad von Zutraulichkeit bekundeten, indem sie uns in hundert Schritt Entfernung passiren ließen, ohne davonzugehen. Wir benöthigten nahezu zwei Stunden zur Erreichung des Gipfels, da die Berglehnen recht schroff anstiegen. Auffallend war die Menge schön weißen, oft durchsichtigen Quarzes, welcher in großen Blöcken zu Tage lag. Auf dem Berge trieben sich zahlreiche Elenn-Antilopen, die ausgezeichnete Bergsteiger sind, und eine rehgroße, graubraun gefärbte (hornlose?) Antilopenart herum. Die Aussicht auf der Bergspitze war herrlich und umfaßte sowohl den Kilimandscharo als auch den Meruberg, doch trieb uns ein eiskalter Wind, der oben kräftig blies, bald herab.



Masai-Schilde.

Kurz vor Sonnenuntergang gab uns eine Schar übermüthiger Morán von Kapotéi Anlaß zu Aerger. Angesichts unseres ganzen Lagers neckten sie unsere Leute, die beim Bache ihre Kürbisflaschen mit Wasser

füllten, und bedrohten sie auch. Einer der Morán verstieg sich zuletzt so weit, daß er es wagte, seinen Speer über den Bach nach einem unserer Leute zu schleudern; der Speer wurde mit Beschlag belegt, doch wurde dem Morán schließlich zugestanden, ihn für einen Ochsen wieder einzulösen, und der Uebermuth der Bursche war damit etwas abgekühlt.

Zur Ausführung solcher und ähnlicher Befehle eigneten sich unsere Somâl wunderbar. Mit einer Miene, aus welcher durchaus kein Scherz sprach, und ohne viele Worte zu machen, pflegten sie derartige Aufträge, zu welchen Sansibariten ganz unbrauchbar wären, stets in entschiedenster Weise zur Geltung zu bringen.

Mit einem um elf Ochsen und drei Esel vergrößerten Viehstande brachen wir am Morgen des 18. August auf. Der Marsch führte in nördlicher Richtung dem Fuße des Doenje Mellewo entlang, Anfangs über eine flachwellige Steppe, welche in dem Maße, als wir uns dem Plateau von Turuka näherten, hügeliger und auch bewaldeter wurde. Ebenso wie seinerzeit auf Thomson machte der Steilrand des Plateaus von Turuka auch auf uns den überraschenden Eindruck einer Festungsmauer, bei welcher es selbst an Auf- und Ausbauen nicht fehlte, die Bastionen und Aehnlichem glichen; der kleine Kimbájberg — ein Vorplateau, welches zu unserer Linken blieb — paßte gleichsam als Vorwerk der Festung ganz gut in den Rahmen des Bildes. Erst nach einem bedeutenden, heißen Marsche gelangten wir an den Fuß des Plateaus zu einem trockenen Bachbette. Gneisblöcke erfüllten das Bett, und nur an günstig gelegenen Stellen fanden sich grüne, trübe Wassertümpel; bei einzelnen sah man, daß sie durch Menschenhand aufgedämmt worden waren.

Während des Marsches hatten wir Gelegenheit gehabt, die Verheerungen zu sehen, welche Elephanten anzurichten im Stande sind, wenn sie ihrer Nahrung nachgehen. Starke Bäume waren entwurzelt, andere bis hoch hinauf abgeschält, und zahlreiche Aeste bedeckten den Boden.

Graf Teleki hatte, beim Lagerplatze angelangt, eine aus vier Stück bestehende Elephantenherde zu Gesicht bekommen und brach am Nach-

mittage auf, um sie zu suchen; ich blieb im Lager, um die laufenden kartographischen Arbeiten auszuführen.

Spät am Nachmittage überbrachte man mir die Meldung, daß vom Lager aus vier Elephanten zu sehen wären. Sie standen in dichtem Gebüsch auf einem flachen Hügel, in der Entfernung von ungefähr 20 Minuten vom Lager, rührten sich nicht von der Stelle und schienen Siesta zu halten. Es waren offenbar dieselben Thiere, welche Graf Teleki beim Hermarsche gesehen hatte, er war jedoch in einer ganz anderen Richtung aufgebrochen, und ich brauchte daher nicht zu fürchten, ihm bei seiner Jagd in die Quere zu kommen, wenn ich mich zu ihnen aufmachte. Als Begleitung wählte ich nur einen Mann Dschumbe's, den ich von früheren Jagden her kannte; er schien mir verläßlich und recht brauchbar, obwohl er nur ein Auge besaß. Die Sonne neigte sich bereits dem Untergange zu, und war somit keine Zeit zu verlieren; wir orientirten uns auch nur über die Richtung, in welcher die Thiere standen, Hassan nahm die Büchse Kaliber 8, dann machten wir uns auf den Weg. Wir gelangten bald in dichtes Gebüsch, ganz ohne Zweifel in die Nähe der Elephanten, suchten sie in die Kreuz und Quere, fanden jedoch weder die Thiere noch ihre Spur. So waren wir suchend bereits um den ganzen flachen Hügel herumgekommen, hatten nach jeder Richtung hin Ausschau gehalten, doch nirgends war einer der grauen Bursche zu entdecken gewesen, und enttäuscht machten wir uns auf den Heimweg. Zu guter Letzt noch kam mir der Gedanke, einen etwa 10 Meter hohen Felsen zu besteigen, um mich von der Höhe desselben aus noch einmal gründlich umzusehen; an mehr war nicht zu denken, da die Sonne schon im Begriffe stand, unter dem Horizonte zu verschwinden. Ich hatte die Spitze des Felsens kaum erreicht, als ich die vier Thiere auch schon zu Gesicht bekam. Sie standen an derselben Stelle wie früher und schliefen offenbar, weil sie uns sonst wohl gespürt haben würden, da wir gewiß mehrmals in ihrer Nähe gewesen, jedenfalls im engen Kreise um sie herumgegangen waren. Nun aber war kein Augenblick mehr zu verlieren, sollte ich bei der kurzen Dämmerung, welche in den Tropen dem Sonnenuntergange folgt, noch zum Schusse kommen. Das Weiß der

Stoßzähne stach lebhaft von der grauen und grünen Umgebung ab, es war daher nicht schwer, den größten Elephanten herauszufinden. Rasch stellte ich noch die Windrichtung fest — sie war uns günstig — dann eilten wir fast geraden Weges und schnellen Schrittes auf die Herde zu. Bald wußten wir uns in ihrer Nähe, doch immer noch konnten wir keinen Quadratzoll von den grauen Leibern sehen, so angelegentlich wir auch die Büsche mit unseren Blicken durchmusterten. Gneisplatten und Gerölle knirschten dabei viel zu laut unter meinen stark beschlagenen Schuhen, obwohl ich so leise wie möglich auftrat. Ich wollte mich derselben schon ganz entledigen und in Strümpfen weiter pürschen, die massenhaft herumliegenden Dornen ließen dies jedoch nicht räthlich erscheinen. Vorsichtig, als ob unser Leben davon abhinge, krochen wir denn weiter, zu einem vereinzelten Akaziengebüsch; dort angelangt, hatten wir endlich die Elephanten vor uns. Nur das Männchen mit den langen Stoßzähnen, auf das wir losgegangen waren, konnte ich von da aus sehen. Sorglos stand es in der Entfernung von 23 Schritten (wie ich nachträglich feststellte) halb gedeckt durch Gebüsch; ab und zu langte es mit seinem Rüssel nachlässig nach einem oder dem anderen Zweige. Voll ängstlicher Ungeduld beobachtete ich seine langsamen Bewegungen, da ich keinen Schuß anbringen konnte. Ich hatte nämlich in der Jagd auf Elephanten damals noch keinerlei Erfahrung und lauerte deshalb immer nur auf die Körperstelle, wo das Herz des Thieres stecken mußte. Es brauchte aber eine ganze Weile, ehe sie frei wurde, was mir indeß nicht gerade unangenehm war, denn nie früher und nie später war ich auch nur ähnlich aufgeregt, wie in diesem Augenblicke. Auch das dornige Astwerk, das der Akazienbusch, hinter welchem ich stand, weit von sich streckte, hinderte mich im Schießen; ich mußte mich flach auf den Boden legen und unter den niedrigen Aesten hindurch zielen. Endlich machte das gewaltige Thier einen halben Schritt nach vorwärts, um mit seinem Rüssel einen besonders saftig belaubten Ast zu ergreifen; seine Seite war dadurch wohl nicht ganz frei geworden, doch zwang das Dämmerlicht zum Handeln. Liegend nahm ich die schwere Büchse an die Schulter, zielte genau — hart an den Rand des unförmigen

Ohres, auf's Blatt des Thieres — und drückte los. Im selben Augenblicke verspürte ich einen heftigen Schlag im Gesicht und sah gleichzeitig das Blut in hellen Strömen auf die noch rauchende Büchse herabfließen. Ich begriff nicht, was eigentlich geschehen war, fand jedoch auch keine Zeit zum Nachdenken, denn alle meine Sinne waren auf die Vorgänge gerichtet, welche sich vor mir abspielten. Der angeschossene Elephant hatte sich zu mir herübergewendet und war einen Schritt näher gekommen, augenscheinlich bereit, zum Angriff zu schreiten. Mit eingezogenem Leibe, so daß er hoch und dabei schlank und schmal aussah, stand er da, die mächtigen Ohren ausgebreitet und den Rüssel, der sich unausgesetzt in Schlangenwindungen krümmte, drohend in die Höhe gerichtet. An seinen beiden Seiten, Schulter an Schulter, waren zwei weitere Elephantenschädel ebenfalls mit hoch erhobenem Rüssel und aufgeklappten Ohren, und hinter ihm das vierte Thier der Herde zum Vorschein gekommen. Regungslos hielt die Gruppe und windete und äugte scharf herüber nach unserem Akazienbusche; peinliche Stille, nur unterbrochen durch das fortdauernde Herabträufeln meines Blutes, herrschte dabei. Durch den Schlag ins Gesicht war ich einigermaßen betäubt worden. Der wilde Jagdrausch war darnach verflogen und ich fühlte mich auch unfähig, einen weiteren Schuß selbst zu meiner Vertheidigung oder Rettung abzugeben, wenn ein solcher nothwendig gewesen wäre. Die wenigen Secunden, welche die Elephanten in ihrer spürenden Stellung verharrt haben mochten, schienen mir indeß endlos wie eine Ewigkeit. Schließlich machten sie alle Vier Kehrt und brachen in entgegengesetzter Richtung durch die Büsche. Bald war das Krachen der Aeste verstummt.

Ein Griff ins Gesicht belehrte mich nun, daß meine Nase fast ganz gespalten war; ihre rechte Hälfte stand zur Seite weg. Der Stoß des Elephantengewehres wird durch eine dicke Kautschukpolsterung des Kolbenendes derart gemildert, daß er fast gar nicht fühlbar ist, dafür haben die Läufe beim Schießen eine starke Tendenz, in die Höhe zu springen. Ich hatte diese Erfahrung wohl schon öfter gemacht, im damaligen Augenblicke jedoch die Rücksicht darauf außer Acht gelassen und überdies liegend ge-

schossen, was bei so schweren Büchsen nicht geschehen darf. Der ziemlich scharf gekantete Flügel des linken Hahnes hatte mir beim Rückschlage die eine Nasenwand vollkommen und die mittlere halb durchrissen. Wie froh war ich jetzt, daß wir beim Schießen mit den Elephantenbüchsen es uns von jeher zur Regel gemacht hatten, bei diesen Gewehren niemals beide Hähne zu spannen!

Ich verband die Nase so gut es ging, sah noch nach, ob der Elephant Schweiß verloren habe und machte mich dann, bei bereits vollkommener Dunkelheit, auf den Heimweg. Graf Teleki, welcher bei meinem Anlangen eben in seinem Zelte ein Bad nahm, hatte den Schuß gehört und fragte mich natürlich sofort, wie die Jagd ausgefallen sei. Meine Verletzung schmerzte mich sonderbarer Weise gar nicht, und da das Abenteuer leicht hätte schlimmer enden können, fand ich in mir noch gute Laune genug, um seine Frage mit einem lachenden, »Nun, der Elephant schweißt; ich aber auch« zu beantworten. Blutüberströmt, wie ich war, sah ich indeß gar nicht zum Lachen aus, und Graf Teleki rückte auch eiligst mit allerlei chirurgischen Instrumenten, mit den verschiedenen Carbol- und Sublimatlösungen und wahren Bergen von Verbandzeug heraus und wendete beim Scheine einer Laterne seine ganze ärztliche Kunst auf, um den erlittenen Leibschaden wieder gut zu machen. Mit einer Maske im Gesichte, die so fest und steif wie ein Gypsverband hielt, entließ er mich schließlich. Die Heilung verlief vollkommen schmerzlos, doch war sie erst nach langen sechs Wochen vollendet. Nur eine schmale Narbe und bleibende Gefühllosigkeit der Nasenspitze erinnerten mich späterhin noch an meine erste Elephantenjagd.

Graf Teleki hatte seinerseits wegen des steinigen Bodens die Elephantenherde nicht finden können, war übrigens in der Suche nach ihr durch die Begegnung mit einem Löwen abgelenkt worden. Dem Bachlaufe folgend, an welchem wir lagerten, hatte er im Gebüsche das Gebrülle eines Löwen gehört und bald darauf auch denselben in der Entfernung von 150 Schritten zu Gesicht bekommen. Der Löwe, welcher erst in diesem Augenblicke den Jäger bemerkt zu haben schien, blieb stehen, stutzte und bot Gelegenheit zu einem guten Schuß auf's Blatt. Graf Teleki schoß

mit dem 500 Expreß; der Löwe taumelte, zog sich jedoch flüchtig ins Gebüsch zurück. Er schweißte gut und verrieth sich auch öfter durch sein Gebrülle, war jedoch nicht wieder zu sehen; so wie Teleki sich ihm im Gebüsche auf 80 bis 100 Schritte genähert hatte, stand er brüllend auf und ging davon. Mit der Zeit wurde es immer schwieriger auf seiner Fährte zu bleiben, und schließlich machte die untergehende Sonne der Jagd ein Ende.

Während der folgenden Nacht waren mehrere Löwen in der Nähe des Lagers zu hören und gegen Morgen sogar drei zu gleicher Zeit.

Am Vormittage machte sich Graf Teleki zur Verfolgung des angeschossenen Elephanten auf. Tausend Schritte weit war es leicht, der Richtung zu folgen, welche derselbe genommen hatte, da sich Schweißspuren und zeitweise blutige Entleerungen vorfanden. Graf Teleki war auch im Stande festzustellen, daß derselbe sich bald von der Herde abgetrennt und seinen eigenen Weg genommen hatte, doch konnte er ihn nicht finden, weil seine Spur in dem felsigen Terrain später nicht weiter zu erkennen war. Darnach begab sich Teleki abermals auf die Spur des angeschossenen Löwen, doch auch da führte die Nachsuche zu keinem Resultate.

Von Turuka führen zwei Wege zu dem an der Kikujugrenze gelegenen Ngongo Bagáß, dem Ziele aller Händlerkarawanen, welche den östlichen Weg durch's Masailand gehen. Der eine führt dem Turukabachlaufe entlang nach Westen, und längs des Fußes des Doenje Erók la Kapotéi nach Norden; diesen Weg pflegen die Karawanen stets zu nehmen und derselbe ist auch vor uns von Thomson eingeschlagen worden. Der andere geht über's Plateau von Turuka und im Osten des Doenje Erók la Kapotéi weiter nach Norden. Der Weg sollte zwar der beschwerlichere sein, während der zwei ersten Marschtage auch durch eine unbewohnte Gegend führen, doch wir wählten ihn, da sich uns so die Möglichkeit bot, einmal von Thomson's Route abzuweichen.

Unsere Lebensmittelvorräthe reichten jedoch nur für einen Tag, wir mußten vor unserem Aufbruche daher noch versuchen, solche von den Masai zu beschaffen. In unserer näheren Umgebung gab es nur einen von sieben

Morán und eben so vielen Dittos bewohnten Kriegerkral. Diese und auch andere Morán, welche von Doglân gekommen waren, besuchten wohl unser Lager, wollten sich jedoch nicht herbeilassen, uns Vieh zu bringen oder zu verschaffen. Es wurde daher Maktubu mit 30 Leuten nach Doglân geschickt, woraus für uns ein mehrtägiger Aufenthalt erwuchs. Maktubu traf schon am zweitfolgenden Tage mit leeren Händen wieder im Lager ein. Er hatte in Folge einer Vergeßlichkeit Dschumbe Kimemeta's keine Tauschwaren mitbekommen, daher auch kein Vieh einkaufen können; andererseits waren die Masai wegen der großen Entfernung nicht zu bewegen gewesen, Rinder zum Verkaufe herzubringen. Unser Vorrath war zu Ende, die Jagd hatte an dem Tage außer einer Mpala-Antilope nichts eingetragen, und wir saßen diesmal daher im Trockenen; nichts gab's für die hungrigen Mägen unserer Leute, die mit langen Gesichtern herumirrten. Die Sonne war bereits hinter den Bergen verschwunden — somit gar keine Aussicht mehr vorhanden, daß von irgend einer Seite noch etwas kommen könnte — als zum allgemeinen Jubel eine kleine, aus sechs Thieren bestehende Zebraherde gemeldet wurde. Graf Teleki eilte sofort zur Stelle, und bald krachten auch seine Schüsse, secundirt von einem wahren Triumphgeheule, welches im Lager losging. Und die Feuer, welche die Leute tagsüber vergebens bereit gehalten, jedoch schließlich, als ihre Hoffnungen schon geschwunden waren, hatten ausgehen lassen, loderten wieder hell auf, noch bevor der Erfolg der Jagd bekannt geworden war. Denn daß sie auf ein Stück Wild rechnen durften, daran zweifelten sie nicht; es waren aber gar ihrer zwei. Damit war der Noth abgeholfen und die allgemeine Stimmung rasch zu einer festtäglichen geworden.

In Turuka trennten sich die Händler von uns, um den westlichen, über Doglân führenden Weg nach Ngongo Bagáß zu gehen; Dschumbe Kimemeta's Leute — ungefähr fünfzig an der Zahl — begleiteten uns noch weiter. Die Händler hatten bisher wenig Gelegenheit gehabt, Tragthiere einzutauschen, weil in erster Linie wir auf diese Anspruch gemacht hatten. In Kapotéi, wohin wir zogen, gab es angeblich keine, wohl aber in Doglân. Vielleicht hofften sie dort auch Elfenbeingeschäfte machen zu können, oder

aber, sie hatten die strenge Zucht satt bekommen, welcher sie im Anschlusse an unsere Karawane unterworfen waren; kurz, sie gingen von hier an ihre eigenen Wege, gar nicht zu unserem Bedauern.

Am 22. August brachen wir auf. Der oberste Rand des Turuka-Plateaus fiel steil wie eine Mauer gegen uns ab. Der Pfad wand sich durch eine Schlucht hinan und der Aufstieg nahm längere Zeit in Anspruch, obwohl wir wenig über 100 Meter zu überwinden hatten. Oben angelangt, konnten wir die ganze große Tafelfläche von Turuka übersehen, da weder Baum- noch Buschwuchs die Fernsicht behinderte. Das völlig flache Plateau ist kahl; kurzes Steppengras, vulkanischer Schutt, Sand und Asche, untermischt mit Obsidian und roth- oder gelbgefärbten Jaspisstücken, bedecken den Boden. Der Westrand allein fällt steil ab, während das Plateau nach Osten zu sich abdacht und allmälig in die Ebene ausläuft; im Norden reicht es bis zum Fuße des 2000 Meter hohen Tafelberges Doenje Erók la Kapotéi. Das Plateau von Turuka und der vorgelagerte gleichfalls tafelförmige Kimbájberg sind wohl durch Ueberschüttung der metamorphischen Unterlage entstanden; dafür fanden sich während des Marsches herauf mannigfache Anhaltspunkte vor. Die Feuerherde, welche diese Alles nivellirende Lava- und Aschenschichte ausgeworfen haben, müssen irgendwo weiter im Norden gelegen haben, denn in der näheren Umgebung fanden wir trotz sorgfältigster Umschau keine solchen vor.

Es dauerte längere Zeit, bis sämmtliche Träger und Tragthiere das Plateau erklommen hatten, und selbst dann mußten wir noch auf Dschumbe Kimemeta warten, weil dieser noch im letzten Augenblicke alle möglichen Geschäfte mit den zurückbleibenden Händlern abzuwickeln hatte. Erst gegen 10 Uhr konnten wir losmarschiren, spät genug, da ein bedeutender Marsch vor uns lag.

Graf Teleki hatte mittlerweile eine Gazelle Spekei erlegt, die auffallend roth gefärbt und somit ein Seitenstück zu der am Ngare na lalla geschossenen war. Mittags zeigten sich Strauße und zahlreiche Nashorne. Um die Tagesration zu sichern, ließ Graf Teleki die Karawane halten und machte sich auf die Jagd. Das ging jedoch hier nicht so einfach. Die

Nashorne standen oder lagen auf ganz freiem, deckungslosem Felde, und es war nur möglich, an sie heranzukommen, indem man ihre Aufmerksamkeit durch Leute von sich ablenken ließ. Nach den ersten Schüssen wurden die Thiere flüchtig und mußten verfolgt werden. Da die Richtungen, welche die Angeschossenen einschlugen, sich häufig kreuzten, fand die Jagd bald auf das eine, bald auf das andere Nashorn statt. Nachdem auf diese Weise zwei Nashorne zur Strecke gebracht waren, ging Graf Teleki an die Suche eines dritten, das sich irgendwo niedergethan hatte. Er stieß vermeintlich bald darauf und schritt, im Glauben, ein schwerverwundetes Thier vor sich zu haben, auf dasselbe ruhig los. Teleki hatte sich indeß geirrt. Das Nashorn, welches noch vollkommen heil war, ließ ihn bis auf 40 Schritte herankommen, griff ihn dann aber mit einem ganz unerwarteten Ungestüm an. Doch Teleki wehrte den Angriff durch einen Schuß in die Schulter noch zur rechten Zeit ab, zerbrach dem Thiere, als es umkehrte, mit einem zweiten Schusse einen Hinterlauf und machte ihm dann den Garaus. Ein viertes Nashorn, das durch kein Manöver zu bewegen gewesen war, die Seite zu zeigen, erhielt sieben Expreßschüsse in Schultern und Kopf und entkam dennoch, da die Verfolgung mit zu großem Zeitverluste verbunden gewesen wäre. Außer diesen Nashornen waren noch fünf weitere zu sehen gewesen; zwei davon hatten sehr kleine Jungen bei sich.

So interessant die Jagd, welche sich Angesichts der ganzen Karawane abgespielt hatte, auch gewesen war, freuten wir uns doch, als wir um 2 Uhr 10 Minuten Nachmittags den Marsch wieder aufnehmen konnten, weil wir die ganze Zeit über auf der kahlen, schattenlosen Ebene einer in hohem Maße unleidlichen Sonnengluth ausgesetzt waren. Wir wanderten nordwärts, dem Fuße des Doenje Erók zu; der Boden wurde mit der Zeit welliger, in der Nähe des Berges selbst hügelig, und auch Vegetation trat wieder auf. Um 5 Uhr Nachmittags erreichten wir den Lagerplatz Migungani, ein trockenes Bachbett, an dessen Ufern Akazien wuchsen. Die Hauptsache jedoch, Wasser fehlte. Grausam enttäuscht schwärmten die Leute auf die Suche darnach aus. Unsere Somâl, von Haus aus an solchen Mangel gewöhnt und mit einem ganz vorzüglichen Spürsinne begabt, fanden

in den Bergschluchten Wasser in geringer Menge, noch bevor völlige Dunkelheit eingetreten war.

Am folgenden Tage führte der Marsch um die Ostseite des flachen Berges herum nach Norden. Die Landschaft, welche wir zu durchziehen hatten, war nichts weniger als reizend. Die Hänge des Berges waren vollkommen kahl, auch war der Graswuchs der Ebene nur spärlich und streckenweise vorhanden; größere Flächen waren mit Lava, Sand oder vulkanischem Schutt bedeckt. Alle Wasserrisse, welche wir zu überschreiten hatten, waren trocken, und bei einer drückenden, nie so sehr gefühlten Hitze wanderten wir Hügel auf, Hügel ab, über recht unebenes Terrain. Wir näherten uns dem bewohnten Theil von Kapotéi, und bald kamen uns einige Morúo entgegen; auch Viehherden waren zu sehen.

Von den Eingeborenen erfuhren wir, daß der von uns in Aussicht genommene Lagerplatz zu weit entfernt sei, daß es jedoch eine andere, viel nähere Wasserstelle gäbe, wohin sie uns führen wollten. Wir kamen an einigen gutbevölkerten Masaikralen vorbei zu einem schluchtartigen Bachbette, an dessen felsiger Lehne wir kurz vor Mittag lagerten. Das Bachbett lag fast trocken, und Wasser fand sich nur in einzelnen, günstiger gelegenen Tümpeln vor. Baum- oder Buschwuchs fehlte gänzlich. Das Wasser zum Kochen und das nöthige Reisig zum Feuermachen, das von Masaiweibern und Knaben von weit hergeholt wurde, mußten sich unsere Leute kaufen.

Es war dies die trostloseste Landschaft, welche wir im tropischen Afrika bisher geschaut hatten. Nichtsdestoweniger schien sie stark bevölkert zu sein; Masaimänner, Weiber und Krieger besuchten in Scharen das Lager, benahmen sich jedoch durchaus friedfertig, so daß es uns keine Sorge bereitete, als wir mitten unter ihnen ohne Boma nächtigten.

Die Speere der Krieger waren auffallend lang und gut gearbeitet. Unter dem vielen Volke, das sich da in lebhafter Weise in unserer Mitte herumtrieb, fanden sich auch mehrere Jünglinge, welche vor Kurzem die schon erwähnte Operation bestanden hatten, nach deren Vornahme sie den väterlichen Kral bald mit dem Moránkral vertauschen. Sie trugen einen Schurz von gegerbtem Ziegenleder, der sie von den Schultern bis zu den Knöcheln

einhüllte; ihr Haupt war mit zwei langen Straußfedern und einem Kranze kleiner Vogelbälge geschmückt. An Waffen hatten sie kleine Bogen und Pfeile mit Thon- oder Lehmkugeln an der Spitze.

Die Eingeborenen brachten wider Erwarten ziemlich viele Ochsen zum Verkaufe, und herrschte in Folge dessen das lärmendste Treiben im Lager.

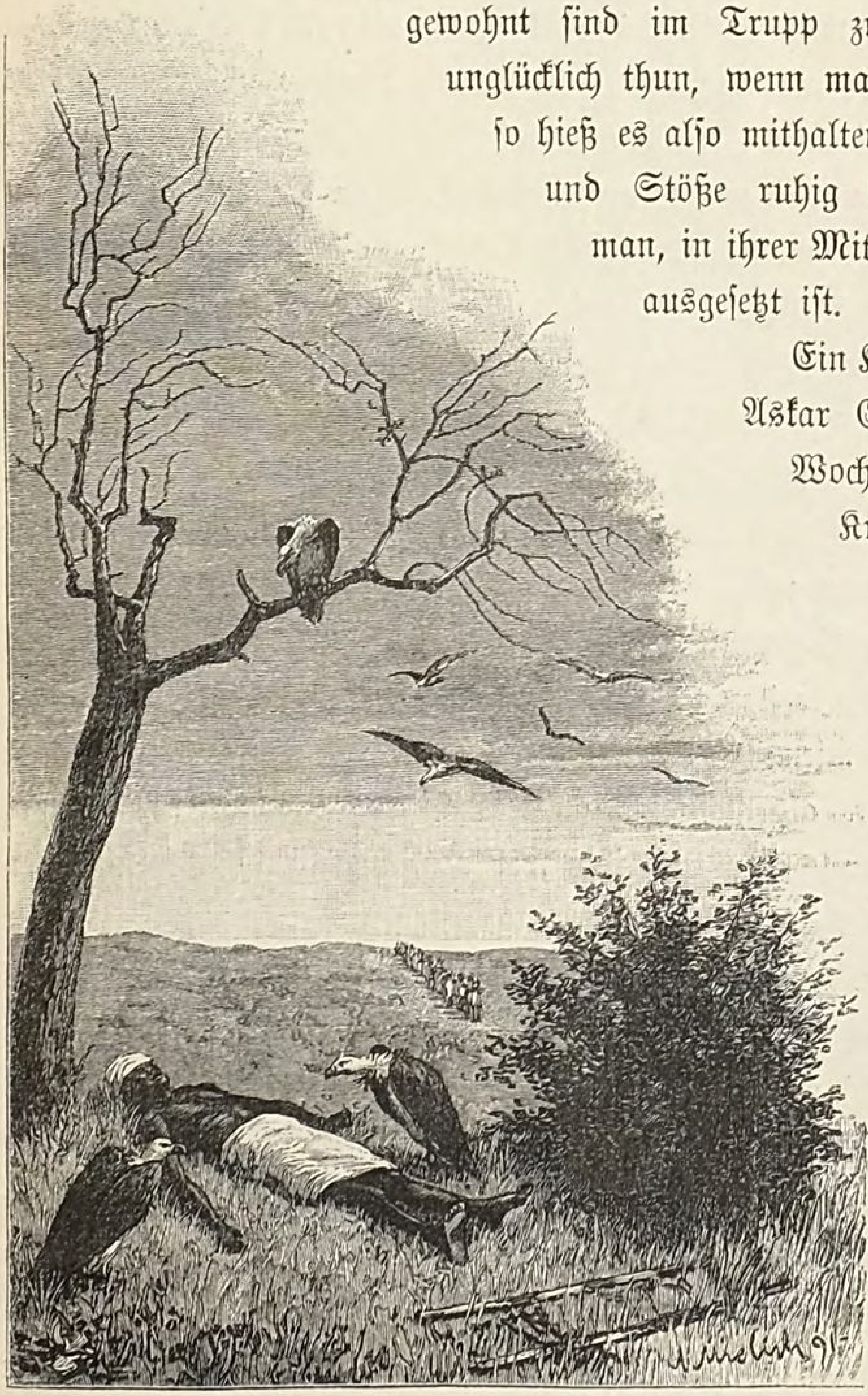
Für mich wurde diese Lebhaftigkeit bald recht unangenehm, da sich ein ernstliches Unwohlsein bei mir eingestellt hatte. Schon in Turuka hatte ich die ersten Anzeichen irgend einer Erkrankung der Gedärme verspürt; an diesem Tage trat dieselbe jedoch sofort nach dem Eintreffen im Lager in akuter Form und in Verbindung mit heftigen Schmerzen auf, so daß ich gezwungen war, trotz der unerträglichen Temperatur, die im Zelte herrschte, das Bett zu hüten. Es war der Beginn einer Dysenterie und damit einer langen, verzweiflungsvollen Krankheitsperiode für mich, da wir den wahren Charakter der Krankheit erst viel später erkannten.

Am 24. August wanderten wir weiter. Im Gefolge unserer Karawane befand sich auch eine Anzahl von Masaiweibern, welche von unseren Leuten zum Tragen ihrer Lasten gedungen waren. Diese mageren und kleinen Wesen erwiesen sich als höchst sehnig und ausdauernd und trugen die 35 Kilo schweren Lasten mit Leichtigkeit am Rücken; ein Lederriemen, der um die Stirne lief, unterstützte die Last.

Das Plateau von Kapotéi blieb auch weiterhin fast vollkommen vegetationslos; nach Osten fällt dasselbe rascher ab als nach Norden. Gleich zu Beginn des Marsches passirten wir einen großen Masaikral. Massen von Vieh wurden eben auf die Weide getrieben, ebenso strömte das Volk in Scharen heraus, um uns unter Lachen und Schreien vorbeiziehen zu sehen; es folgte uns jedoch Niemand nach. Unser Weg führte dann über verschiedene steinige Rücken, an einigen verlassenen Kralen vorbei. Nur selten waren in den trockenen, felsigen Bachbetten, welche wir überschritten, trübgrüne Wasserpfützen vorhanden. Die ganze Landschaft sah äußerst dürr und traurig aus. Während dieses Marsches bekamen wir den Doenje Lamujo zu Gesichte (relative Höhe etwa 500 Meter), an dessen Nordostfuß der Lagerplatz Ngongo Bagáß liegt.

Zur Mittagszeit gelangten wir zu einer Wasserpfütze. Graf Teleki schoß daselbst eine Elennantilope und lagerten wir daraufhin.

Ein vierstündiger Marsch brachte uns am folgenden Tage zu einem größeren, schilfigen Wassertümpel. Ich legte den Weg hoch zu Esel zurück, da ich schon seit vier Tagen keine Nahrung zu mir genommen hatte. Es ist dies ein wenig angenehmes Vergnügen, weil die dortigen Grauchen gewohnt sind im Trupp zu gehen und ganz unglücklich thun, wenn man sie davon trennt; so hieß es also mithalten und alle die Püffe und Stöße ruhig hinnehmen, welchen man, in ihrer Mitte reitend, oft genug ausgesetzt ist.



Gezilá's Ende.

Ein Karawanenmann, der Askar Gezilâ, vor wenigen Wochen noch ein Bild von Kraft und strotzender Gesundheit, litt wie ich an Dysenterie, nur ging's ihm viel schlechter. Trotz aufmerksamer Pflege — er hatte während der letzten acht Tage ausschließlich von unserem knappen Reisvorrath gelebt — war er rasch zum Skelet herabgekommen. Als wir am Morgen abmarschiren wollten, athmete er kaum

noch und mußte getragen werden, und zwar von Dualla und einem anderen Anführer, weil alle übrigen Leute schon davongeeilt waren. Während diese Beiden im nahen Gehölze die Stangen für die Tragbahre schnitten, hatte ich ihn zu bewachen, so zudringlich umkreisten die Scharen erwartender Aasgeier den Sterbenden — für mich ein um so widrigerer und eindrucksvollerer Anblick, als in meinen Eingeweiden der Keim zu einem gleichen Ende wühlte; Gezilâ starb noch während des Marsches.

In dem Maße, als wir uns dem Doenje Lamujo näherten, bekam die Landschaft ein besseres Aussehen. Auf der Ostseite dieses meridional gerichteten Berges entspringen mehrere unansehnliche Quellen, ebenso ein »Morio« genannter Bach. Alle diese Wässer fließen ostwärts, vereinigen sich mit einem Theile der Kikujuabflüsse und bilden den Kaja, den Oberlauf des bei Malindi in den indischen Ocean mündenden Sabakiflusses. Der Fuß des Berges ist ziemlich gut bewachsen. Im Süden kommt nur eine einzige Baumart, der Giftbaum »Morio« (Acocanthera Schimperi Hochst. Bth. u. Hook) vor. Hildebrandt hat denselben bereits früher bei Taweta, sowie auch im Ahlgebirge im nördlichen Somâlilande gefunden. Ebenso wie dort wird auch in diesen Gegenden der eingedickte Saft desselben als Pfeilgift verwendet. Eine Morio-Landschaft nimmt sich höchst eigenthümlich aus, weil die plumpgeformten Bäume ungemein starr, wie aus Holz geschnitzt aussehen; umsomehr, als sie keine anderen Gewächse unter sich oder in ihrer Nähe zu dulden scheinen und ihre massiven, kugelförmigen Laubkronen auf den nur 1½ bis 2½ Meter hohen, gedrungenen Stämmen sich daher rein und scharf von der gelben Steppe abheben. Die Moriobäume dieses Gebietes bilden lichte Bestände; fast alle sind von derselben Größe und haben scheinbar wohl einen dicken Stamm, der jedoch in Wirklichkeit aus vielen, dünnen, gewundenen Stämmchen zusammengesetzt ist, die wie Rebenstöcke aussehen. Die Blätter sind klein, ziemlich steif, die Blüthen sind ebenfalls klein, den Fliederblüthen ähnlich, rosa oder weißlich gefärbt und geben einen äußerst aromatischen, angenehmen Duft von sich. Die Wakikuju und Wandorobbo vergiften ihre Pfeile mit dem eingedickten Safte der Wurzeln. Die Eingeborenen und Karawanenleute halten den Baum für

Masai Sjangiki.

höchst giftig und wagen es nicht einmal zu den süßduftenden Blüthen zu riechen. Nach unserem Dafürhalten ist es jedoch mit der Giftigkeit des Moriobaumes nicht allzuweit her; sicher ist, daß der Duft der Blüthen an sich unschädlich ist.

Das Lager wurde nur von wenigen Morúo's und von zwei Masai-Medicinmännern besucht. Dieselben waren verhältnißmäßig junge Männer und dürften keine Koryphäen auf ihrem Gebiete gewesen sein. Es waren die ersten Leibone, welche wir im Masailande sahen. Sie trugen als Bekleidung ein Stück Kaniki (blue baft) anstatt der gebräuchlichen Ziegenfelle. Einer der Beiden hatte eine Menge großer, absonderlich geformter Perlen um den Hals und trug eine blecherne Theetasse als Kopfbedeckung.

Hier war es möglich, einen Topf voll guter, frischer Milch für mich zu verschaffen, doch kostete derselbe ebensoviel wie ein Ochse. Bei den Masai erfreut sich nämlich die Kuhmilch einer großen Verehrung. Das Kochen von solcher wird, wie bereits erwähnt, als Entweihung betrachtet; auch leben sie im Glauben, daß irgend eine mit der Milch einer Kuh vorgenommene Manipulation die Sterilität des betreffenden Thieres zur Folge hat. Schade, daß dieser Glaube nicht auch bei unseren Milchmeiern eingewurzelt ist.

Seit Migungani hatte es jeden Tag geheißen, wir würden Abends zum Moriobache gelangen; thatsächlich erreichten wir denselben erst am 26. August, zeitlich Vormittags. Die Landschaft bis dahin war flachwellig und gut mit Morio bestanden; weiter nach Norden zu verschwand dieser Baum jedoch ganz und machte verschiedenen anderen Laubbäumen Platz.

Die Eingeborenen stellten sich zahlreich ein und es entwickelte sich bald ein reger Viehhandel, der sich indeß nur um kranke Rinder drehte; einige davon waren geradezu ungenießbar, und zwar nicht nur für uns Europäer, sondern auch für unsere, weit weniger verwöhnten Leute. Das Treiben im Lager war harmlos wie immer.

Erst am 27. August erreichten wir Ngongo Bagáß, »die Quelle von Bagáß,« einen an der Grenze des Masai- und Kikujulandes gelegenen, wichtigen Lagerplatz. In Folge der Nähe des Doenje Lamujo, an dessen

Ostseite wir blieben, war die Landschaft hügeliger als früher. Der Marsch, welcher bald zwischen reizenden Waldbeständen, bald über schönes Weideland, dann wieder über mehrere kleine Wasseradern führte, deren Ufer saftig grünes Gras umsäumte, war entzückend, und uns besonders schien die Landschaft nach den vorhergegangenen Märschen über das wüste und wasserlose Plateau von Kapotéi doppelt schön.

Wir begegneten nur wenigen Masai und stießen blos einmal, als wir zwei am Waldessaume gelegene Krale passirten, auf eine größere Menge derselben. Weiber, Kinder, Mädchen, Knaben, Morán und Morúo eilten da in hellen Haufen herbei, kicherten, lachten und schrieen voller Uebermuth und Lust und besahen sich die vorbeiziehende Karawane. Manche Weiber hatten Päckchen mit Eleusinemehl, Tabak, Zuckerrohr u. dgl. Vegetabilien, welche sie von den Kikuju eintauschen, zum Verkaufe gebracht, doch wir zogen unaufgehalten und raschen Schrittes weiter, weil Jedermann schon immer hinter der nächsten Anhöhe den Lagerplatz vermuthete. Jedoch erst gegen Mittag hielten wir auf einem ziemlich kahlen, flachen Hügel, in der Nähe der schilfigen Quelle von Bagáß, welche in einer seichten Mulde entspringt.

Wir hatten damit einen weiteren Abschnitt der Reise, den Marsch durch's Masailand, hinter uns und standen nunmehr an der Schwelle des Kikujulandes, am Beginne einer abenteuervollen, schweren Zeit.

V. Capitel.

Zum Kenia.

(27. August bis 8. October 1887.)

Der Ruf der Wakikuju. — Pallisadenlagerbau. — Spitzbübereien der Masai. — Anknüpfung von Beziehungen mit den Wakikuju. — Freundschaftsbündnisse. — Unsere Regenmacherkünste. — Liebesleben der Masai. — Ueber die Kikujugrenze. — Begrüßungsschauri. — Kutire Kimandaja. — Erster Empfang im Lande. — Ungemüthliches Lagerleben. — Unsere Art zu reisen. — Ein Regenschauri. — Orioi muma. — Wegschwierigkeiten im Kikujulande. — Erster Kampf. — Wir schließen Frieden. — Ein Tag der Rast. — Erneuerung der Feindseligkeiten. — Ein Kampf zwischen den Wakikuju. — Falsche Gerüchte. — Ein gefährlicher Bachübergang. — Zweiter Kampf. — Längs der Ostgrenze des Kikujulandes. — Ein reiches Gebiet. — Dr. G. Fischer's Reise durch Kikuju. — Erster Anblick des Kenia. — Uneinigkeit der Wakikuju. — Dritter Kampf. — Abedi's Ende. — An der Nordgrenze. — Ende der Kikujureise. — Marsch nach Ndoro. — Die Wakikuju und ihr Land.

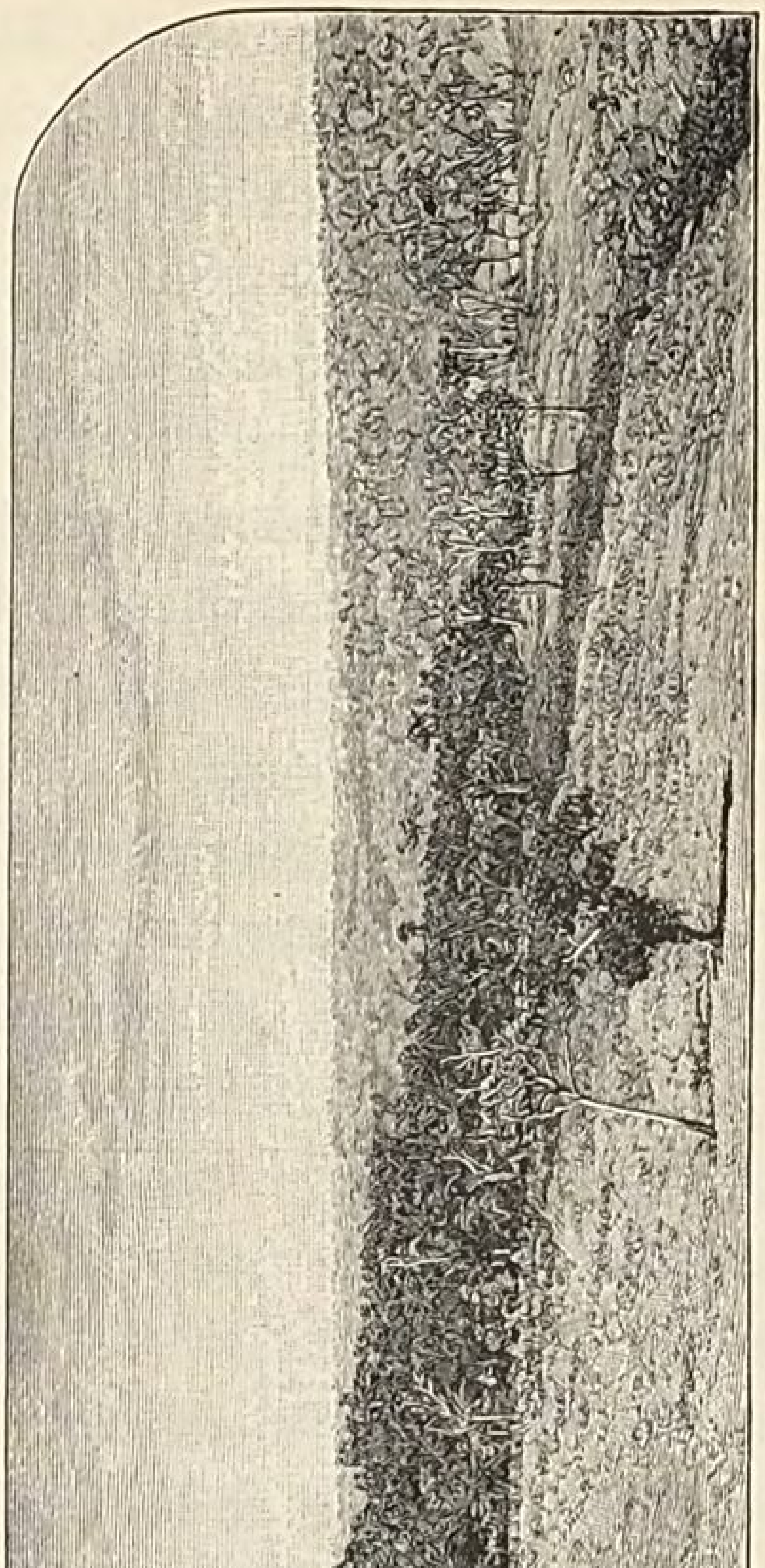
Der Lagerplatz von Ngongo Bagáß war in einer recht hübschen Umgebung gelegen. Nach Süden zu erstreckte sich ein weiter Wiesengrund, den große Rinderherden der Masai belebten. Am Nordrande der Wiese stand das Lager, an den Saum eines dichten Laubwaldes gelehnt, hinter welchem das berüchtigte Volk der Wakikuju haust.

Abgesehen von zahlreichen Händlerkarawanen, welche da vorbeigekommen sind, haben an derselben Stelle, vor uns, schon der Engländer J. Thomson und der unglückliche Bischof Hannington gelagert, welch' Letzterer dann, in Usoga, sein Leben für die Glaubenssache ließ.

Ngongo Bagáß ist für die Karawanen so zu sagen eine Oase in der Wüste. Die Vorräthe, welche sie auf ihrem nordwärts gerichteten Zuge am Kilimandscharo eingekauft haben, sind bis dahin längst aufgezehrt, und ein weiteres Vordringen nach dem elfenbeinreichen Leikipia oder dem Gebiete

des Baringosees wäre mit unabsehbaren Schwierigkeiten verbunden, wenn das Kikujuland mit seinem Reichthum an Bodenerzeugnissen nicht am Wege läge. Die Lebensmitteleinkäufe werden entweder von Ngongo Bagáß oder von Miansini — einem weiter nördlich, an der Westgrenze des Kikujulandes gelegenen Punkte — aus gemacht. Am letzteren Orte vermitteln Wandorobbo den Verkehr mit den Wakikuju, während in Ngongo Bagáß der Einkauf unmittelbar geschieht.

Bis zu unserem Hieherkommen war wenig Sicheres über Land und Leute von Kikuju bekannt geworden, endlos waren dafür die Schaudergeschichten von ihrer großen Zahl, ihrer Tücke und Feindseligkeit. Eine Mombas-Karawane soll es vor nicht sehr vielen Jahren versucht haben, von Osten aus durch das Kikujuland vorzudringen, bei dem Unternehmen jedoch zu Grunde gegangen sein. Seitdem hatte es keiner der Händler mehr gewagt, die — wie die Sage ging — in den dichten Wäldern mit vergifteten Pfeilen lauernden Eingeborenen in ihrem Lande aufzusuchen. Daneben erfuhren wir hier jedoch auch von zweien unserer Leute, daß



Unser Lager von Ngongo Bagáß.

es dem unternehmenden Dr. G. Fischer, gelegentlich seiner Rückkehr von Kavirondo zur Küste, allerdings nur unter ausgiebigem Waffengebrauch, gelungen wäre, das Land der Kikuju irgendwo weiter im Norden zu durchqueren, ein Grund mehr für uns, wenn wir dessen bedurft hätten, auf unserem einmal gefaßten Plane zu beharren, den Kenia auf dem Wege durch das Kikujuland zu erreichen, wenn auch selbst die Masai nur bedenklich die Köpfe schüttelten, als sie davon hörten.

In Ngongo Bagáß ist es üblich, das Lager, anstatt mit einer Dornenhecke, mit einer 3 bis 4 Meter hohen Pallisadenwand zu sichern, nicht weil den Karawanen hier besondere Gefahr droht, sondern einfach, weil es in dieser Gegend ausnahmsweise kein Dorngestrüpp gibt; eine gewöhnliche Dornenboma schützt sonst in viel wirksamerer Weise. Die Errichtung eines Pallisadenzaunes erfordert keine geringe Arbeit, und zahlreiche gute Aexte und hunderte von starken Armen gehören dazu, um einen solchen in kurzer Zeit herzustellen; wir wurden damit erst am zweiten Tage fertig, obwohl wir viel Materiale von einer alten Boma benützen konnten, die wir vorfanden. Während der beiden Tage ging es auch in diesem, sonst ganz stillen Erdenwinkel äußerst lebhaft zu. Ein Theil der Leute war im nahen Walde mit dem Fällen von Bäumen beschäftigt, andere schleppten singend die Stämme heran; wieder andere hatten indessen einen schmalen, kreisrunden Graben, von ungefähr 200 Schritt Durchmesser, auszuheben, in welchen die Pfähle eng aneinandergereiht eingerammt wurden.

Zwischen unseren derart thätigen Leuten trieben sich Anfangs immer Hunderte Masai müssig herum, doch trübten sich unsere guten Beziehungen zu diesen bald in Folge eines Zwischenfalles, der sich am Vormittage nach unserer Ankunft zutrug. Ich lag krank im Zelte, von einer harmlosen Menge Eingeborener umgeben, als sich dieser plötzlich eine ganz unglaubliche Panik bemächtigte und sie unter gellenden Angstschreien über Hals und Kopf davonstoben. In 10 Secunden war das Lager vollständig leer. Die Weiber und Kinder eilten daraufhin kreischend nach Hause, während die Männer sich in 500 bis 600 Schritt Entfernung zusammenrotteten und unausgesetzt Kriegsrufe ausstießen. Die Ursache der ganzen Bewegung war

folgende gewesen. Mehrere Morán hatten einen unserer Leute, der ohne Waffen zum Wasser gegangen war, mit ihren Speeren bedroht; vielleicht nur, um ihn zu schrecken, Maktubu jedoch, welcher in der Nähe Holz fällte, hatte dies gesehen und eilte mit seinen Leuten, nach den Gewehren rufend, dahin. Daraufhin rissen die Morán aus, stimmten gleichzeitig jedoch auch das Kriegsgeschrei an, und dies hatte, obwohl es zu gar keinem Handgemenge gekommen und auch kein Schuß dabei gefallen war, die allgemeine stürmische Flucht der Eingeborenen zur Folge gehabt.

Graf Teleki schickte nun Dschumbe Kimemeta zu den Eingeborenen, um ein Versöhnungsschauri anzubahnen. Die Masai erklärten, daß sie uns nicht angreifen und auch in Frieden von dannen ziehen lassen würden. Wir seien es jedoch gewesen, die den Streit heraufbeschworen, und sie würden mit uns deshalb weiterhin keinen Verkehr unterhalten und auch keine Rinder bringen, — wenn wir nicht bereit wären, durch Bezahlung eines erneuerten Hongo den Beweis unserer freundschaftlichen Gesinnung zu erbringen. Graf Teleki bewilligte ihr Begehren — als Entschädigung für die ausgestandene Angst, wie er ihnen sagen ließ — weil wir eben Frieden wünschten und auch ihre Ochsen brauchten.

Am Nachmittage desselben Tages kamen dann zwei kleine Diebstahlversuche und ein Betrug vor. Kinjandscha, ein Küstenneger aus Tanga und Anführer der Karawane Dschumbe Kimemeta's, unterhandelte außerhalb des Lagers mit einem Morúo um ein Rind. Als der Verkäufer den vereinbarten Preis eingehändigt erhalten hatte, löste er dem Ochsen die Fesseln, worauf dieser natürlich in Karière nach Hause rannte, der Morúo sich ins Fäustchen lachte und Kinjandscha das Nachsehen hatte. In der Folge mieden uns die Eingeborenen im allgemeinen; öfter besuchten uns noch ältere Weiber, nur hie und da Männer, gar nie jedoch Mädchen oder Kinder. Auch brachte man uns nur ganz wenige Rinder.

Um Proviant brauchten wir indeß nicht besorgt zu sein. Selbst größere Karawanen, als unsere es war, vermögen in normalen Jahren von den Wakikuju einen für mehrere Monate reichenden Lebensmittelvorrath in kurzer Zeit einzutauschen. Märkte, wie in anderen Theilen Afrikas,

gibt es hier jedoch nicht; die Wakikuju wagen sich nämlich der Masai wegen nicht aus dem Walde heraus und müssen von den Karawanen daher erst aufgesucht werden. Zu diesem Zwecke begibt sich eine gut bewaffnete Abtheilung von Leuten in den Wald, in die Nähe der Eingeborenen und ruft diese mittelst Gewehrschüssen herbei. Nach einigem Warten erscheinen meist die Letzteren, und da sie ihren Ueberfluß gerne absetzen, wird für die Folge die Abhaltung von Märkten vereinbart. Am festgesetzten Tage begeben sich die Leute der Händler an den verabredeten Platz, und einige Stunden später erscheinen zu Hunderten die mit Feldfrüchten beladenen Männer und Weiber. Dann findet in größter Hast der Handel statt, denn beide Parteien sind gleich geängstigt, und in wenigen Minuten sind ganze Berge von Lebensmitteln gegen Perlenstränge vertauscht. Ein kleines Mißverständniß, ein unbedeutender, gewöhnlich grundloser Schreckruf auf einer der beiden Seiten genügt jedoch, um die ganze Gesellschaft in kopfloser Flucht auseinanderstieben zu machen. Solcherart ist, wie man uns erzählte, der gewöhnliche Verlauf der Märkte, und obwohl es in Folge des beiderseitig hochgespannten Angstgefühls häufig Verwundete und Todte gibt, besonders auf Seiten der Eingeborenen, kommen diese Märkte doch immer wieder und leicht zu Stande.

Nachdem die Lagereinrichtung beendet war, sandten auch wir eine 50 Mann starke Abtheilung unter der Führung Tom Charles' und einiger Askari Dschumbe Kimemeta's zu den Wakikuju, um mit diesen in Fühlung zu treten. Ziemlich spät am Abend rückten unsere Leute ein. Sie waren zu einem Bache gelangt und hatten dort einen alten Mann angetroffen, dem sie ein kleines Geschenk gaben und ihre Wünsche mittheilten. Der Mann hieß sie warten und versprach Lebensmittel zu schicken. Nach mehrstündigem, vergeblichen Harren wurde ein Theil der Leute ungeduldig und drang weiter in den Wald ein; Tom Charles, der nicht den nöthigen Einfluß auf dieselben auszuüben verstand, hielt mit. Sie erreichten nach einer Stunde eine kleine Lichtung, trafen dort Eingeborene mit Lebensmitteln und hatten auch bald eine ziemliche Menge derselben eingekauft. Allmälig war jedoch die Zahl der Eingeborenen angewachsen, den Leuten

wurde bange und sie beschlossen zu fliehen; das thaten sie denn auch, und sie gaben dabei sogar, um die Eingeborenen zu schrecken und so den Rückzug zu sichern, ein paar Schüsse in die Luft ab. Der Rest der Leute, welcher beim Bache geblieben war, hatte später ebenfalls Gelegenheit gehabt, Lebensmittel einzukaufen und war mit denselben in aller Ruhe heimgekehrt.

Unserem Zwecke, einen freundschaftlichen Verkehr mit den Eingeborenen anzubahnen und für regelmäßige Märkte zu sorgen, hatte Tom Charles schlecht entsprochen, es mußte daher am folgenden Tage hiezu eine andere Abtheilung dahin entsendet werden. Ein älteres Masaiweib, welches sich rühmte, bei den Kikuju in hohem Ansehen zu stehen, hatte sich zufällig im Lager befunden, als unsere flüchtige Schar einrückte und sich daraufhin angeboten, die Vermittlerin zu machen. Unter gewöhnlichen Verhältnissen haben nämlich die Frauen der Masai und der Wakikuju wenig zu fürchten, wenn auch zwischen den beiden Völkern eine fast ununterbrochene Fehde herrscht. Nakairo, so hieß die Frau, wurde durch Geschenke und Versprechungen für unser Interesse gewonnen und stand von dem Augenblicke an als agent diplomatique in unseren Diensten. Am folgenden Tage führte sie unsere Leute an. Der Markt fand an dem bereits erwähnten Bache statt, wo viele Weiber, aber nur vier ältere Männer versammelt waren; den Rest der Männer konnte man indeß im Hintergrunde des Waldes in Bereitschaft stehen sehen. Graf Teleki begab sich im Laufe des Nachmittags auch an Ort und Stelle, um sich das Treiben mit anzusehen. Sein Erscheinen rief Anfangs bei den Eingeborenen großen Schreck hervor, doch beruhigten sie sich bald und nahmen den weißen »Samaki«, so nennen sie ihre Häuptlinge, freundlich auf. Dschuma Mussa, der die Sprache der Wakikuju ziemlich gut kannte, mußte hierauf mit einem der anwesenden Männer Freundschaft schließen. Es geschah dies, indem beide Theile mit Laubbüscheln ein wenig Wasser aus dem Bache schöpften und es sich gegenseitig über die Köpfe schütteten; das ablaufende, über das Gesicht herabträufelnde Wasser wurde dabei mit der rechten Hand aufgefangen und getrunken. Nachdem dies geschehen war, hatte Graf Teleki einige Grasbüschel abzu-

reißen und dem Kikuju auf's Haupt zu legen, was dieser in gleicher Weise erwiederte. Der Markt verlief hienach ganz ruhig, und mit schweren Säcken voll süßer Bataten beladen kehrten unsere Leute heim.

Wir hatten bereits erfahren, daß die Wakikuju an Regenmangel litten, und Nakairo brachte uns an dem Tage als erstes Ergebniß ihrer Mission auch die Meldung, daß uns der Weg durch Kikuju freistünde, sobald wir bereit wären, dem Lande Regen zu bringen. Dieser Umstand kam uns wie gerufen, und wir beeilten uns natürlich, denselben für unser Vorhaben zu verwerthen, indem wir unsere Vermittlerin beauftragten, den Eingeborenen zu erklären, daß wir ihren Wunsch zu erfüllen wohl geneigt wären, dies jedoch nur an einer entsprechenden Stelle, im Herzen des Landes, thun könnten.

Am nächsten Morgen machte sich Nakairo in Gesellschaft Dualla's auf den Weg zu den Wakikuju. Sie wollte diesmal nicht beim Bache stehen bleiben, sondern sämmtliche Samaki zusammenberufen und sie unseren Absichten geneigt stimmen. Nakairo war eine ganz gescheidte Frau. Auch durften wir ihrer aufrichtigen Dienste sicher sein, denn sie hatte uns einen ihrer beiden Söhne — einen angehenden Morán, der an einer bösen Fußwunde litt — zur Pflege ins Lager gebracht und gesehen, wie sorgfältig dessen Wunde von Teleki behandelt und mit den feinsten Linnen verbunden worden war.

Die Zusammenkunft mit den Eingeborenen ging glatt vor sich. Dualla verstand es sehr gut, durch sein sicheres Auftreten Vertrauen zu erwecken und kam auch gleich beim ersten Male dazu, mit mehreren Wakikuju Blutsfreundschaft zu schließen. Zu dem Zwecke brachten sie Schafe, von welchen indeß jedesmal nur die Leber gebraten und unter gegenseitigen Freundschaftsversicherungen verspeist wurde. Dabei unterlief auch ein kleines Quid pro quo. Einer der freundschaftsbedürftigen Wakikuju wollte nämlich ebenfalls den Bund mit Dualla eingehen, zum Festessen aber eine Hundeleber auftischen, und man mag sich nun die Entrüstung ausmalen, mit welcher der strenggläubige Mohammedaner Dualla die Zumuthung zurückwies.

Unser gütiges Geschick wollte es, daß gleich am Morgen des 1. September zum ersten Male ein leichter Regen fiel, welch' kleine Probe unserer Regenmacherkunst die Wakikuju, wie wir durch Nakairo erfuhren,

Freundschaftsbündniß.

bereits auf unsere Rechnung geschrieben hatten. Wir möchten — so lautete daraufhin die frohe Botschaft — nur Abgesandte schicken, um einen Friedensbund zu schließen. Wir ließen uns dies nicht zweimal sagen, und Dualla und Kinjandscha wurden mit einem kleinen Gefolge an den Ort des Stell-

dicheins entsendet, wo sie bereits einige ältere Männer trafen, die ihrer harrten, um den Bund einzugehen. Nachdem der Act vollzogen und die dabei üblichen, endlosen Reden gehalten waren, wurden sie aufgefordert, nunmehr als Freunde der Wakikuju näher zu den Ansiedlungen zu kommen, weil der Platz am Bache sich schlecht zur Abhaltung eines Marktes eigne und auch in zu großer Nähe der Masai gelegen sei. Unter der Führung der Eingeborenen gelangten sie dann zu derselben Lichtung, bis zu welcher Tom Charles am ersten Tage vorgedrungen war. Dort fanden sie eine so unheimlich große Anzahl von Menschen — meist wohl mit Lebensmitteln beladen — daß unsere Leute gar nicht wagten, den Wald zu verlassen und Kinjandscha mit einigen Anderen sogar das Weite suchte. Dualla jedoch blieb fest und trat ruhig zwischen die Menge, die sich höchst aufgeregt geberdete. Bald sah er sich aber von einer erdrückenden Zahl lärmender Eingeborener umringt, und nun kam es auch ihm nicht ganz geheuer vor. Die jungen Männer, die Krieger, schafften indeß rasch Ordnung, indem sie ihre langen Schwerter zogen und rücksichtslos auf die Menge losschlugen. Die Hiebe waren wohl meist flach geführt, doch floß auch Blut dabei. Ein Theil der Begleiter Dualla's hatte mit der Zeit wieder Muth gefunden und sich zu ihm gesellt, und der von Seiten der Eingeborenen mit nervöser Eile betriebene Tauschhandel war in kürzester Zeit beendet. Nach Dualla's eigenem Geständnisse waren es Augenblicke höchster Aufregung gewesen, weil man bei dem Durcheinander, dem betäubenden Geschrei und den vielen Schwertern, welche alle Augenblicke aus den Scheiden flogen, nie recht wußte, wie es mit dem Frieden stand. Ein Eingeborener hatte dabei dem Dualla einen Bund Perlenstränge entrissen, ein anderer Maktubu den Turban vom Kopfe weggestohlen, die beiden Diebe wurden jedoch von den Kriegern selbst ganz ernsthaft geprügelt und die gestohlenen Sachen zurückgebracht. Mit einem dreitägigen Vorrathe beladen, welcher diesmal hauptsächlich aus Bohnen, Mais und Hirse bestand, rückten unsere Leute am Abend ein.

Dualla hatte bei der Gelegenheit auch zwei Karawanenleute getroffen, welche vor Jahren wegen Krankheit bei den Wakikuju zurückgeblieben waren

und seitdem bei diesen als Sclaven lebten. Wie sie ihm sagten, würde es uns nimmer gelingen, das Kikujuland in Frieden zu durchziehen, denn wenn die Grenzkikuju uns auch freundlich gesinnt wären, so würden es doch die weiter nördlich wohnenden Eingeborenen nie zugeben, daß wir ihr Land beträten. Ein Durchmarsch gegen deren Willen sei aber nicht denkbar. Es war dies der Kehrreim des Liedes, welches wir seit Pangani von Jedermann in stets gleicher Tonart zu hören bekommen hatten.

Unsere Beziehungen zu den Wakikuju wurden indeß mit jedem Tage besser, da uns Gott Pluvius geneigt blieb und noch mehrere Male leichte Regenschauer herabsandte. Täglich wurde eine Abtheilung unserer Leute an den Grenzbach geschickt, um Lebensmittel einzukaufen; häufig begleitete sie auch Graf Teleki.

Mein Zustand war mittlerweile besser geworden, und ich konnte am 3. September zum erstenmale das Bett verlassen. Bis dahin waren die Verhandlungen wegen unseres Marsches durch Kikuju so weit gediehen, daß wir an die Vorbereitungen zur Weiterreise denken konnten. Wir waren wohl guter Hoffnung, daß der geplante Zug ohne Blutvergießen gelingen werde, doch wollten wir den Eingeborenen nicht blindlings vertrauen und nicht unvorbereitet deren Land betreten. Unsere Aexte — wir hatten damals noch ungefähr 40 Stück — wurden daher geschärft und soweit nöthig mit neuen Stielen versehen, sämmtliche Gewehre untersucht und in Ordnung gebracht, schließlich die nöthige Gewehrmunition vertheilt. Alle die Maßnahmen verriethen wohl einen gewissen Ernst, doch waren sie eben nur durch die Vorsicht geboten, und wir sprachen auch in diesem Sinne zu unseren Leuten. Nur eine Sorge quälte uns. Aus dem Benehmen eben dieser unserer Leute war durchaus nicht zu entnehmen, mit welchen Gefühlen sie dem bevorstehenden Zuge entgegensahen. Bis vor Kurzem, das wußten wir, hatten sie denselben noch für ein tolles, unausführbares Unternehmen gehalten; seit einiger Zeit war's darüber jedoch ganz stille geworden, und wir fürchteten daher, daß sie uns im letzten Augenblicke im Stiche lassen würden, wie dies anderen Reisenden schon häufig genug geschehen war.

Im Uebrigen ging es in unserem Lager recht ruhig zu, weil die Masai sich von demselben stark ferne hielten; nur einzelne alte Weiber trieben sich da beständig herum, um sich durch Zubringen von Brennholz oder Wasser einen Perlenstrang zu verdienen. Solche ältere Sjangiki blieben wohl auch über Nacht im Lager, niemals jedoch im Laufe unserer ganzen Reise hat dies ein jüngeres Masaimädchen gethan, und wenn Thomson in seinem Reisewerke erzählt, daß häufig Masaifrauen in seinem Lager übernachtet hätten, so darf getrost auch angenommen werden, daß er dabei vergessen hat, des ganz ungefährlichen Alters und Aussehens seiner nächtlichen Gäste zu gedenken. Aber auch was das durch den Landesbrauch geheiligte freie Liebesleben in den Moránkralen anbelangt, kann ich keineswegs die von Thomson dargelegten Ansichten theilen. Der Morán wählt sich aus der noch freien Mädchenschar nur ein Liebchen, und diesem bleibt er meistens treu und herzlich zugethan; man sieht die jungen Paare oft selbst im Lager innig umschlungen wie Liebende herumspazieren. Ein Vorkommniß während unseres Aufenthaltes in Ngongo Bagáß ist dafür gewiß bezeichnend. Ein Morán kam da einmal geradewegs zu Teleki ins Zelt, schnallte sein schönes, langes Schwert ab, legte es auf den Tisch und verlangte 40 Stränge Perlen dafür; der Mann schien es sehr eilig mit dem Verkaufe zu haben. Der verlangte Preis war lächerlich gering, und fragte Graf Teleki daher den Morán, was ihm denn einfiele, sein schönes Sime so billig zu verkaufen. »Ach, was,« meinte dieser, »seine Doje wäre böse, weil er ihr keine Perlen bringe; er wüßte jedoch nicht, wie er solche verschaffen könnte und bringe daher sein Sime. Etwas Anderes habe er nicht.«

Indessen rückte der 7. September heran, der Tag, an welchem wir einer Verabredung gemäß den Marsch über die Grenze von Kikuju antreten wollten. Ein älterer Mkikuju Namens Kassa und eine ganze Anzahl von Kriegern, mit welchen Dualla und Kinjandscha Freundschaft geschlossen hatten, wollten der Karawane entgegen gehen und sie zum Lagerplatze geleiten. Unsere Marschordnung für die Dauer des Zuges durch das Kikujuland war folgendermaßen festgestellt: An der Spitze der Karawane

marschirte Graf Teleki mit Dschumbe Kimemeta, Kinjandscha, Maktubu, den Somâl und ungefähr 40 Leuten, welche unsere Zelte, sowie andere Gegenstände zum persönlichen Gebrauch und Aexte trugen. Diese hatten Befehl, sich sofort nach dem Anlangen am jeweiligen Lagerplatze an das Fällen von Bäumen und Buschwerk für die Lagerumzäunung zu machen. Anschließend an diesen Vortrab, unter der besonderen Obhut sämmtlicher Anführer und Askari kamen unsere Tragthiere und unser Proviantvieh, bestehend aus einigen Ochsen, Ziegen und Schafen. Darauf folgte der Rest der Träger, welchen Qualla, Dschuma Mussa, meine drei Bursche und ich als Nachhut beschlossen. Jedermann hatte sein Gewehr stets schußfertig zu halten.

Am gedachten Tage setzten wir uns also in Bewegung, in vollster Ruhe und Ordnung und ohne daß zu unserem Erstaunen irgend einer unserer Leute auch nur die geringste Befürchtung laut werden ließ. Dschumbe Kimemeta blieb zwar dabei, daß der Plan mißlingen würde, meinte gleichzeitig jedoch auch, daß wir es ja immerhin versuchen könnten. Wir marschirten in nordöstlicher Richtung durch hügeliges Land, meist über grasige, von dichtem Buschwald umsäumte Lichtungen. Auf halbem Wege kam uns Kassa mit drei Kriegern entgegen. Sie spukten kräftig in ihre Rechte, streckten sie Teleki entgegen und begrüßten ihn herzlichst; dann eilten sie weiter, um auch Qualla die Hände zu schütteln, den sie augenscheinlich in ihr Herz geschlossen hatten. Ein Nashornabenteuer, welches Graf Teleki auf dem Wege glücklich bestand, trug nicht wenig dazu bei, unser Ansehen bei den Eingeborenen zu heben, die sich daraufhin auch sofort beeilten, ihr »moratta, kutire kimandaja!«*) auszurufen, — Worte, welche wir von da an täglich, lange Zeit hindurch zu hören bekamen. Wir gelangten zu dem üppig umwachsenen Bache, an welchem in den ersten Tagen die Märkte abgehalten worden waren, klommen dann den jenseitigen, zwar nicht hohen, aber steilen Rücken hinan und lagerten auf dem Kamme desselben inmitten eines Waldes. Die mit den Aexten betheilten Leute machten sich sofort an die Arbeit, alle anderen griffen wacker zu, und als ich mit

*) »Freund, wir wollen keinen Kampf!«

der Nachhut den Platz betrat, standen schon Theile der Pallisadenwand fertig.

Die Eingeborenen, welche uns hergeleitet hatten, waren nach dem Eintreffen am Lagerplatze verschwunden, erschienen jedoch bald wieder, um uns zu einem Begrüßungsschauri einzuladen. Von Kinjandscha und drei der Somâl als Bedeckung begleitet, folgten wir unseren hastig voraneilenden Führern zu einer etwas lichteren, ungefähr 400 Schritte vom Lager entfernten Stelle im Walde, wo sechs Eingeborene bereits unser harrten; abseits sahen wir eine Schar Krieger, die bei unserem Anblicke erst eiligst davonstob, mit der Zeit jedoch zurückkehrte, um aus der Ferne zuzusehen. Ein junger, kräftiger Krieger Namens Terrere, ein Blutsfreund Dualla's, von dessen freundlichem Wesen uns dieser schon viel erzählt hatte, warf uns zunächst ein paar Stangen Zuckerrohr zu und stand dann auf, um uns zu begrüßen. In der Rechten hielt er nach Art der Masai einen derben Stock, mit welchem er zur Bekräftigung seiner Worte den Erdboden derart bearbeitete, daß bald nur noch Splitter in seiner Hand blieben. Von dem, was er mit kräftiger Stimme und in leidenschaftlicher Weise hervorbrachte, verstanden wir allerdings fast nichts, doch es klang herzlich. Die Einleitung bestand in einer Art Litanei, wohl Treuschwüre und Versicherungen des Wohlwollens, die wir Wort für Wort wiederholen mußten. Dann gab er seiner Freude Ausdruck, daß wir in das Land gekommen wären, versicherte, daß uns jeder Weg durch dasselbe offen stünde und versprach auch, unser Führer sein zu wollen, wohin es auch immer ginge. Jeder von uns würde, so lange wir im Kikujulande reisten, einige Krieger zur Seite haben, die über unser Wohl zu wachen hätten. In ähnlicher, liebenswürdiger Rede erging sich der junge Krieger eine lange Weile, und obwohl wir ihn nur mittels Dolmetsch verstehen konnten, so hörten wir ihm, fleißig Zuckerrohr kauend, doch gerne zu. Wir ließen ihm durch Kinjandscha noch in entsprechender Weise antworten und kehrten dann zum Lager zurück. Der Empfang hatte unsere besten Erwartungen übertroffen, und wir säumten daher nicht, unseren freundschaftlichen Empfindungen durch zahlreiche Geschenke weiteren Ausdruck zu geben.

Im Lager stellten sich bald Männer, Weiber und Knaben in großer Zahl mit Lebensmitteln ein. Sie brachten Zuckerrohr, Mais, Bohnen, Hirse, Bataten, Kassava, Eleusinemehl und Tabak, und allerwärts und unausgesetzt war dann das »moratta, moratta« und »kutire kimandaja«-*) Geschrei zu hören. Die verlangten Preise waren sehr billige, und kostete die Ration für 350 Leute an dem Tage nur 210 Perlenstränge. Ebenso willig vertauschten sie uns ihre Schmucksachen und Waffen. Bei alledem benahmen sie sich trotz ihrer bedeutenden Ueberzahl höchst aufgeregt und scheu und kehrten auch sofort heim, nachdem sie ihre Waren abgesetzt hatten. Um 3 Uhr Nachmittag war kein einziger mehr im Lager.

Unsere Boma war noch am selben Tage fertig geworden, obwohl sie ebenso groß und fest gemacht worden war, wie jene in Ngongo Bagáß, da es in unserer Absicht lag, von hier aus unmittelbare und neuerliche Unterhandlungen mit den Häuptlingen des Landes zu pflegen, bevor wir weiterzogen, was leicht einen längeren Aufenthalt erfordern konnte.

Dieses Grenzlager befand sich in 1902 Meter Höhe, mitten im Walde, und da der Himmel mit schwerem Gewölke bedeckt war, machte es einen frostigen Eindruck. Obwohl es Nachts und am frühen Morgen recht kühl war (+11° C.), erschienen die Eingeborenen am folgenden Tage doch schon vor Tagwerden mit allerlei Artikeln zum Verkaufe und weckten uns mit ihren »moratta«-Rufen, welchen, da ein allgemeiner Handel bald in Gang war, auch bald das »kutire kimandaja« folgte. Sie erwiesen sich als ganz friedfertige Leute, und uns schien es, daß an dem schlechten Ruf, in welchem die Grenzkikuju stehen, die Händler zum großen Theile wohl selbst Schuld sein müßten, da diese bei den Einkäufen aus Angst jedesmal zu schießen pflegen, bevor sie den Rückzug antreten, und damit in den ganzen Verkehr ein feindseliges Moment hineintragen. Sicher jedoch ist, daß die Wakikuju ein äußerst lebhaftes und unruhiges Temperament besitzen, sowie daß sie sich gerne berauschen. In diesem Zustande fliegt dann das Sime rasch aus der Scheide, und daß sie davon auch unter

*) Wörtlich »ich will keinen Streit«; diese Phrase wird jedoch auch zur Ablehnung eines Angebotes gebraucht, wenn dasselbe nicht genügt.

sich häufig und ernsten Gebrauch machen, bewiesen die zahlreichen frischen oder bereits vernarbten Wunden, welche man bei Erwachsenen zu sehen bekam.

Am Nachmittage brach Graf Teleki mit Kassa, Terrere und noch einigen Eingeborenen auf, um die weiteren Wegverhältnisse zu untersuchen. Bei der kleinen, bereits mehrfach erwähnten Lichtung trafen sie einen Trupp Eingeborener, von welchem sie zu einer Unterredung aufgefordert wurden. Der Führer desselben trat vor und hielt eine längere Ansprache. Er betonte zuerst, daß er der Samaki des Gebietes sei und weder Kassa, noch sonst ein Anderer. Er hätte bereits von uns und unseren Absichten gehört und sei eben deshalb im Begriffe, unser Lager aufzusuchen. Dann machte er Kassa und den übrigen eingeborenen Begleitern Teleki's ernste Vorwürfe, daß sie uns zu kommen eingeladen hatten und wies auf die Gefahr hin, welche wir bei einem Durchzuge durch das Land Angesichts der großen Menge unerfahrener Leute und der vielen Betrunkenen liefen. Kassa schwieg betroffen. Utaháj Uajaki, so hieß der Samaki, hielt hierauf eine Weile inne, während welcher er den Grafen aufmerksam betrachtete. Zu ihm gewendet, sagte er dann, er habe noch nie einen solchen Menschen gesehen, sowie, daß er nur Gutes von uns gehört, und daß wir dem Lande Regen bringen wollten; darum wolle er die schwere Verantwortung auf sich nehmen und es versuchen, uns ungefährdet durch das Land zu bringen. Inzwischen hatte sich eine ziemlich große Menge Eingeborener in der Nähe angesammelt. Utaháj verrieth Besorgniß und drang auf die Rückkehr zum Lager, wohin sich die ganze Gesellschaft denn auch begab.

Der Samaki machte den Eindruck eines sehr verständigen und einsichtsvollen Menschen. Für die Versicherungen, daß es uns mit unserer Friedensliebe ernst sei, hatte er ein williges Ohr, und für die Vortheile, deren sich die Wakikuju erfreuen würden, wenn sie uns in Ruhe ziehen ließen, bekundete er Verständniß. In langer Rede setzten wir ihm die Zwecke auseinander, welche wir verfolgten, auch erklärten wir ihm, welch' weite Wege wir bereits in Frieden zurückgelegt hatten. Unsere Waffen seien in erster Linie die Perlen und Stoffe, für die aber, welche uns angriffen,

hätten wir Feuerspeere; er möge seine Landsleute davor warnen. Utaháj und seine Begleitung wurde sodann beschenkt. Kinjandscha stellte zum Schlusse die ernstgemeinte Bitte an Teleki, er möge unseren neuen Freunden noch heute ein wenig von dem versprochenen Regen machen, es würde dies unsere Freundschaft mit den Wakikuju nicht wenig festigen; und bald darnach regnete es in der That.

Am 9. September brachen wir auf, in gespannter Erwartung der Ereignisse, denen wir entgegengingen. Durch dichten Wald kamen wir schon nach einer halben Stunde zu einer Schlucht, in welcher ein schmaler Bach südostwärts floß; ein schlüpfriger Pfad führte steil hinab, so daß für unsere Tragthiere erst ein Weg in Serpentinen gehauen werden mußte. Der Uebergang über diesen eigentlichen, inneren Grenzbach von Kikuju dauerte in Folge dessen über eine Stunde. Eine äußerst mannigfaltige, wild und üppig wuchernde Pflanzendecke schmückte die Ufer. Sie bestand der Hauptsache nach aus Laubbäumen, doch gab es auch viele Wasserpalmen und eine reizende, zierliche Dracaena (?) dazwischen, welche auf einem geraden, 10 bis 12 Meter hohen, manchmal gegabelten Stamme eine dichte, büschelförmige Blätterkrone trug.

Nach weiteren 10 Minuten Marsch gelangten wir zu einer Lichtung. Auf einer Seite war man eben im Begriffe, den Urwald mit Feuer und Axt auszuroden, und glühende und bereits verkohlte Baumstämme lagen da in wirrem Durcheinander auf dem mit Asche bedeckten, noch rauchenden Boden. Utaháj Uajaki und eine größere Anzahl Eingeborener erwarteten uns da, um uns weiterzuführen. Noch eine Weile ging es über ähnlichen, halb urbar gemachten, hügeligen Waldboden, dann standen wir am inneren Rande des schmalen Grenzwaldes, welcher das Kikujuland auf allen Seiten umgibt, und sahen nun eine schöne, reich und gut bewirthschaftete Landschaft vor uns, die uns in hohem Maße überraschte. An den Wald, der ehemals wohl das ganze Gebiet bedeckt hat, erinnerten nur mehr vereinzelte Baumgruppen und zahllose Baumstümpfe, die etwa einen Meter hoch aus der Erde herausragten. In den reizenden Hainen lagen wohl die Weiler der Eingeborenen versteckt, wenigstens deuteten die Rauchsäulen darauf hir,

welche aus denselben aufstiegen; aller andere Boden war mit wohlgepflegten Aeckern bedeckt, so weit wir das wellige Land überschauen konnten. Nun erst war es uns auch erklärlich, wie die Wakikuju den bedeutenden Anforderungen genügen können, welche die vorbeiziehenden Karawanen und die umwohnenden Völker mit ihrem Lebensmittelbedarf an sie zu stellen gewohnt sind.

Zwischen Feldern führte der Pfad weiter. Bald kamen Eingeborene uns entgegengeeilt, Freunde, Bekannte und auch Unbekannte, alle begrüßten sie uns aber in gleich stürmischer Weise; und Jeder spie früher in seine Rechte, bevor er sie uns zum Gruße reichte. Die Namen Dualla und Kinjandscha hatten jedenfalls schon eine weite Verbreitung im Lande gefunden, denn alle die, welche der Karawane entlang daher kamen, riefen dieselben aus und äußerten lebhafte Freude, als sie endlich auf die Namensträger stießen. Scharen von Kriegern zogen uns mit freudestrahlenden Gesichtern entgegen, und unser Einzug machte geradezu den Eindruck einer Landesfeier.

Unser Weg führte dann langsam bergab, zu einer Mulde, auf den Rand eines Wäldchens zu, in welches eine größere Anzahl von Hütten hineinverlegt war; ein ganz schmales, seichtes Bächlein floß da hindurch. Dort wogte eine dichtgedrängte, große Menschenmenge herum, die uns augenscheinlich erwartete. Es mochten da wohl 3 bis 4000 Eingeborene beisammen gewesen sein, doch nach dem vorangegangenen freundschaftlichen Empfange konnte die Menge in uns keine Besorgnisse erregen. Wir sollten indeß bald anders denken. Als ich an Ort und Stelle kam, fand ich die Karawane haltend, und Teleki erzählte mir nun, daß sich ihm Hunderte von Eingeborenen in den Weg gestellt und den Weitermarsch verweigert hätten. Die Menge, welche unser verschwindendes Häuflein umringte, wurde nun auch nur mit Mühe durch eine Anzahl Ordnungsmacher zurückgehalten. Das waren für mich eben so unerwartete Neuigkeiten wie überraschende Beobachtungen. Wir verhielten uns dem Getriebe gegenüber vollkommen ruhig, verfolgten jedoch wachsamen Auges den Gang der Dinge. Wir sahen bald, daß der größere Theil der älteren Männer berauscht war, und daß

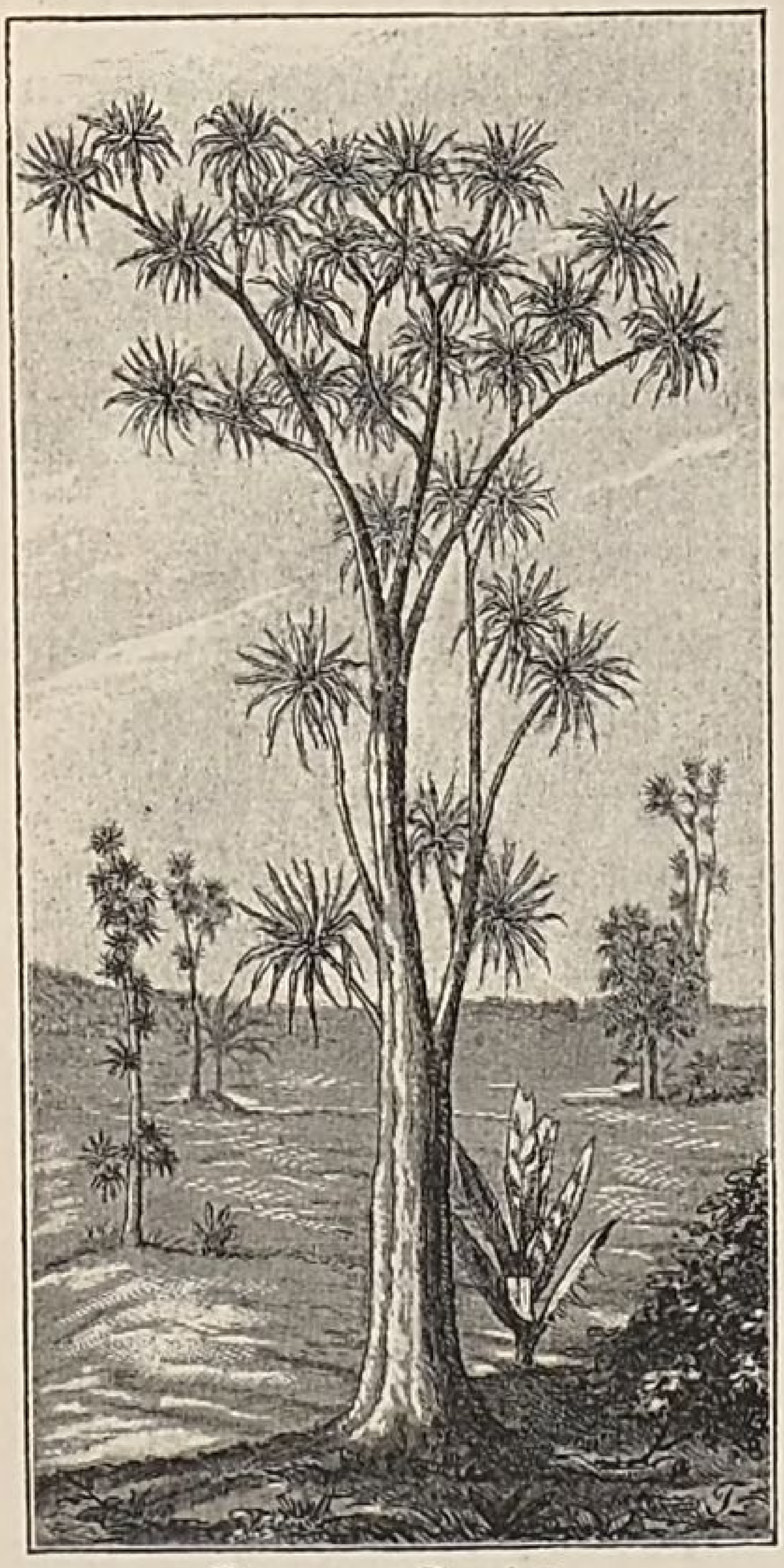
Wasserpalmen.

eben diese die hauptsächlichsten Schreier waren, welche unserem Weitermarsche entgegentraten. Da gab es für uns nun reichlich Gelegenheit, kalt Blut zu üben. Ein Mann hielt mehrere Male seinen gespannten Bogen auf Teleki gerichtet, indeß ein anderer, der augenscheinlich schwer betrunken war, wiederholt mit gezücktem Schwerte ebenfalls auf Teleki losstürzte. Die Betreffenden wurden zwar immer von Utaháj und einigen Anderen weggezerrt, doch kam Teleki zuletzt doch so sehr ins Gedränge, daß er die Hähne seines Gewehres spannte. Kassa, der zu begreifen schien, was dies zu bedeuten habe, suchte nun den Betrunkenen zu entwaffnen, dieser fuchtelte jedoch noch lange mit seinem Schwerte herum und konnte erst gebändigt werden, nachdem ihn Terrere mit dem vorgehaltenen Schilde umgerannt hatte. In solch' bedenklicher Lage befanden wir uns beinahe eine volle Stunde lang, dann schienen sich die Leute zu beruhigen. Utaháj ersuchte uns nun, denselben einen kleinen Tribut zu geben, warf jedoch unvorsichtiger Weise die ihm ausgefolgten Perlen und Stoffe vor unsere Füße hin, wodurch wir in der Folge, bei dem Streite darum, in wirklich ernste Bedrängniß geriethen und auch wahrscheinlich einen oder den andern Speer in den Leib bekommen haben würden, wenn sich nicht die in unserer Nähe stehenden Krieger, unsere Freunde, mit ihren Schilden muthig dazwischen geworfen hätten.

Das waren nun allerdings Erfahrungen gewesen, welche uns nachdenklich stimmen konnten, doch war der Würfel einmal gefallen und wir zogen daher weiter, bis zu einem kleinen, flachen Hügel, auf dessen kahler, von einem einzigen Baume gekrönter Kuppe Utaháj uns lagern hieß. Der Hügel lag in einem Thale und war im Norden und Süden durch kleine Wässerchen begrenzt. An einem der Bäche stand ungefähr ein Dutzend ganz merkwürdig aussehender Bäume,*) sonst war das Thal vollständig abgeholzt und urbar gemacht. Da war an einen Lagerzaun natürlich nicht zu denken, und selbst an Brennholz fehlte es, doch brachten

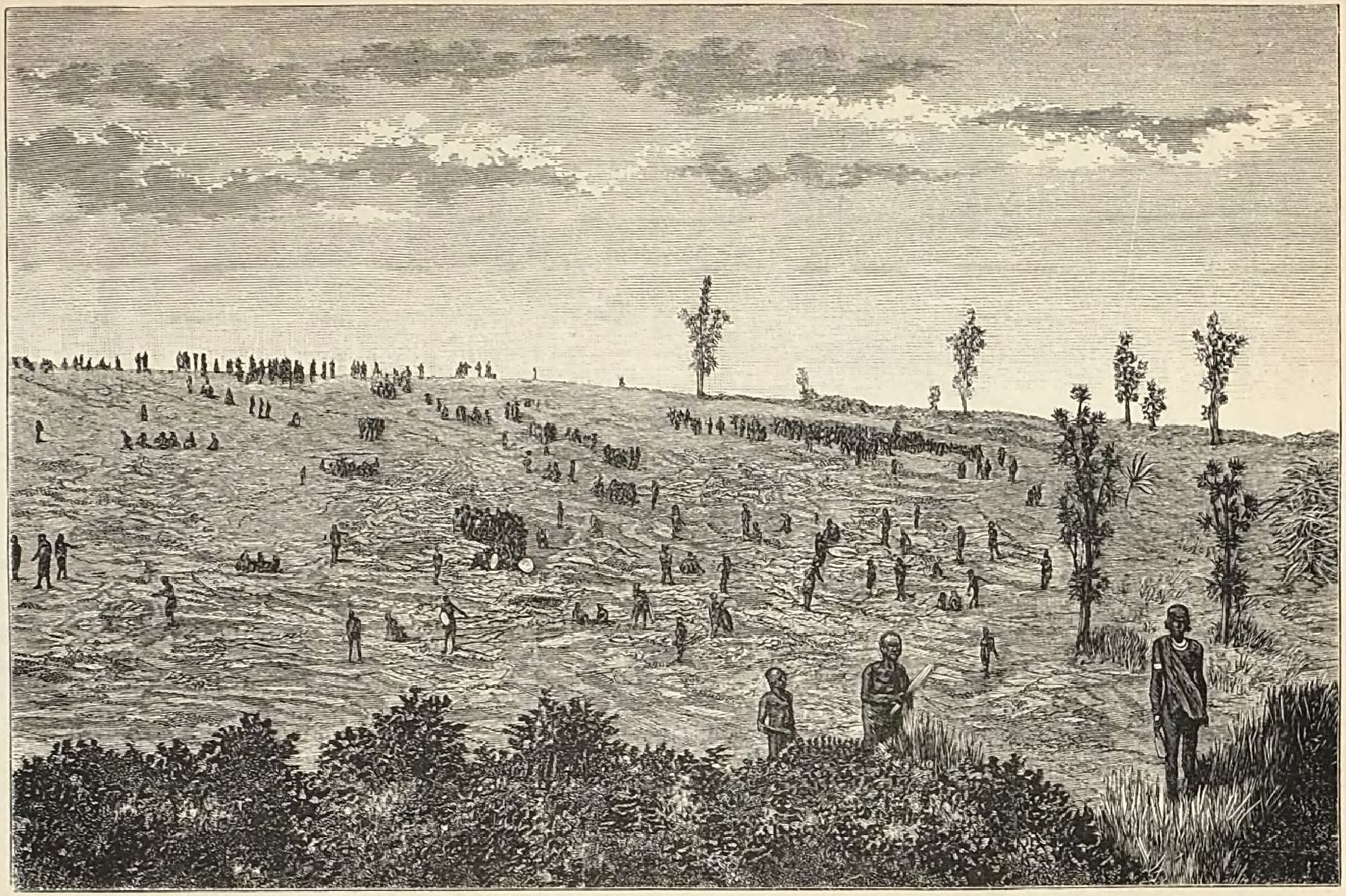
*) Siehe umstehende Abbildung, sowie Vollbild Seite 331. Nach der Ansicht der Herren Prof. G. Schweinfurth und P. Ascherson dürfte es eine neue Art von Drachenbäumen sein. Wir haben dieselben sonst nirgends angetroffen.

Weiber solches zum Verkaufe. Wir stapelten die Waren unter dem Baume auf, und in der Runde herum ließen wir unsere Leute lagern. So lange wir mit diesen Einrichtungen beschäftigt waren, hielten die Eingeborenen, welche uns zum Theile nachgefolgt waren und durch Utaháj und seine Genossen mittels ausgiebigen Gebrauches ihrer Stöcke zurückgehalten wurden, die umliegenden Höhen besetzt. Unsere Lage war nichts weniger als gemüthlich, da Niemand aus dem Lager sich heraus-wagen oder die Waffen aus der Hand legen durfte. Selbst Wasser konnten unsere Leute nur unter dem Geleite unserer Freunde holen.



Dracaena-Species.

Nachdem wir einigermaßen in Ordnung waren, wurden die Eingeborenen zum Lager zugelassen. Sie stellten sich bald in bedeutender Zahl ein, theils aus Neugierde, theils um Lebensmittel zu verkaufen; und nun kamen für uns höchst unerquickliche Stunden. Hunderte von Männern, Weibern, Knaben und Mädchen, in deren Gesichtern jeder Zug Angst und Aufregung verrieth, wogten zwischen uns durcheinander. Von den nahen Anhöhen schallten dabei fortwährend Warnrufe herüber, welche zur Folge hatten, daß sich Alles stets erschreckt umsah. So wie aber auf einer Seite des Lagers ein etwas lauter ausgestoßener Schrei oder eine muthwillig von einem der Krieger ausgesprochene Warnung hörbar wurde, dann stob Alles wie der Wind, unter gellendem, wilden Angstgeschrei auseinander und stürzte in blinder Hast über die Zelte der Leute und die Feuer hinweg davon. Gleichzeitig wurden dann immer in der Umgebung fort-



Im Kikululande.

gesetzte Kriegsrufe laut, ein wiederholtes, langgedehntes »uuuí«. Häufig wurden auch Pfeile zu uns herübergeschossen, die jedoch stets zu kurz fielen.

In solchen Fällen pflegten unsere eingeborenen Freunde sofort hinauszueilen, um die Gemüther zu beruhigen, was meist bald gelang, während wir selbst die Leute durch ein lautes »kutire kimandaja« zu beschwichtigen suchten. Vorsichtig wagten sich die erschreckten Eingeborenen dann wieder näher und ins Lager, um indeß über Kurz oder Lang von Neuem angsterfüllt davonzurasen. Solche Lagerfluchten erlebten wir an dem Nachmittage sieben Mal. Einmal hatte sie Hamis, unser Affe, verschuldet, der ebenfalls äußerst aufgeregt war und einen der Eingeborenen gebissen hatte. Wir selbst waren fort auf den Beinen, immer bemüht, die Gemüther zu beruhigen und unsere Leute und das ganze Getriebe zu überwachen, damit unserseits in keiner Weise Anlaß zu Streit gegeben würde. Als jedoch eine recht bedeutende Anzahl matter Pfeile zu uns herübergeflogen kam und die Zuseher auf dem nördlichen Rücken sich überhaupt immer frecher geberdeten, suchten wir ihren Uebermuth zu dämpfen, indem wir ihnen unsere Gewehre vorführten. Einige unserer Freunde wurden mit der Botschaft beauftragt, den Leuten zu erklären, daß wir ihnen, als Dank für ihre Production mit den Pfeilen, nun auch die Wirkung unserer »Feuerpfeile« zeigen wollten. Utaháj verschaffte eine Anzahl von Schilden aus Büffelhaut, dieselben wurden in einiger Entfernung aufgestellt, die Eingeborenen entsprechend zur Seite gewiesen und dann lustig mit den Repetirgewehren darauf losgeknallt. Die durchsiebten Schilde wurden sonach der übermüthigen Schar gezeigt und die Warnung damit verknüpft, daß wir im Falle eines Angriffes unsere Läufe auf sie richten würden. Ein tausendstimmiges »kutire kimandaja« war die Antwort darauf.

So verging der Tag für uns in steter Sorge und Aufregung, bis endlich nach eingetretener Dämmerung die Menge sich verzog. Am Abend saßen wir dann mit Dschumbe Kimemeta, Utaháj Uajaki und Terrere in Teleki's Zelt und hielten Schauri. Utaháj war sehr ernst gestimmt. Er fürchtete, daß Blutvergießen unausbleiblich sein werde und bereute schon, unseren Zug durch das Land zugegeben zu haben. Dabei äußerte er jedoch

nur Sorge für unser Schicksal und drang darauf, daß wir am folgenden Morgen, entgegen unserer Absicht zu bleiben, bis zu seinem Dorfe marschiren sollten, wo er für unsere Sicherheit bürgen könne und es auch das nöthige Buschwerk für ein Lagerverhau gebe.

Nach eingebrochener Nacht ließen wir gegen Norden und Süden je eine Rakete aufsteigen, um die Eingeborenen durch die ungewöhnliche Erscheinung einzuschüchtern. Es ist dies ein recht wirksames Schreckmittel in Negerländern, und wir haben uns damit noch überall die Nachtruhe gesichert. Ueberdies bezogen von dem Tage an stets vierzig unserer Leute die Wache. Die Ablösung derselben erfolgte um 12 Uhr und um 3 Uhr Nachts; die gesammte Wachmannschaft wurde Abends namentlich verlesen und bezüglich ihrer Bereitschaft visitirt. Nach dem ermüdenden Tagwerke schliefen wir vortrefflich und ungestört bis in die Frühe. Nachts fiel ziemlich starker Regen; wir nahmen es, wie man sieht, mit unserem Versprechen recht ernst.

Am folgenden Morgen marschirten wir über mehrere Bäche und ziemlich steile Rücken. Die Wege führten bergauf, bergab, und da sie in Folge des Niederschlags schlüpfrig geworden waren, hatten wir unsere Noth mit den Tragthieren, die einmal sogar abgeladen werden mußten. Das Ueberschreiten eines kleinen Thales dauerte aus dem Grunde über eine Stunde. Während der ganzen Zeit kamen wir nur schrittweise von der Stelle, und nicht selten traten Stillstände ein. Während derselben durfte indeß kein Mann die Last ablegen oder es sich sonst bequem machen, da außer den vordersten Leuten die Karawane nie wußte, um was es sich handle und wie lange der Aufenthalt dauern würde. Dichte Scharen von Eingeborenen umdrängten dabei hauptsächlich die beiden Enden der Karawane. Es war ein peinliches Marschiren, da wir, obwohl Mann an Mann dicht geschlossen, doch eine lange Colonne bildeten, die nicht zu übersehen war. Ich wußte nie, was vorne vorging oder was die Aufenthalte verursachte, andererseits war Graf Teleki in steter Sorge um die Nachhut Uns Beiden zur Seite gingen die ganze Zeit über ein oder mehrere Krieger, die sich unser in wirksamster Weise annahmen, die herandrängenden Ein-

geborenen zurücktrieben und uns überhaupt nach Möglichkeit deckten. Unser größter Schutz war übrigens unsere weiße Haut. Das hatten wir bald herausgefunden, und wenn auch in diesen Tagen die Karawane oft genug in arge Bedrängniß kam, so fühlten wir selbst uns doch immer ziemlich sicher, daß ein Eingeborener es nicht sobald wagen würde, uns persönlich anzugreifen. Ich bin auch fest überzeugt, daß unser Zug durch Kikuju nimmer gelungen wäre, hätten nicht Europäer die Karawane sowohl eröffnet, als auch geschlossen. Auch meine weiße Gesichtsmaske, die ich noch immer zu tragen gezwungen war, machte nicht geringen Eindruck.

Die Mehrzahl der Eingeborenen schien uns übrigens an dem Tage freundschaftlich gesinnt zu sein; es waren wenige Waffen und kaum etliche schußbereite Pfeile zu sehen. Die Spitzen dieser sind nämlich mit einer schwarzen, weichen Masse, dem Moriogift, bedeckt und werden für gewöhnlich mit einem schmalen Lederstreifen umwickelt gehalten. Das Abnehmen der Lederstreifen geschieht kurz bevor die Pfeile in Verwendung kommen sollen; wir konnten sonach daraus immer ersehen, ob Gefahr drohte oder nicht.

Wir hatten an dem Tage, wie bereits gesagt, mehrere Bäche zu überschreiten, und jeder Bachübergang kostete uns einen kleinen Tribut. Jedes dieser kleinen Thäler hat nämlich seinen eigenen Häuptling (samaki), und das eben verursachte die größte Schwierigkeit bei unserem Zuge durchs Kikujuland.

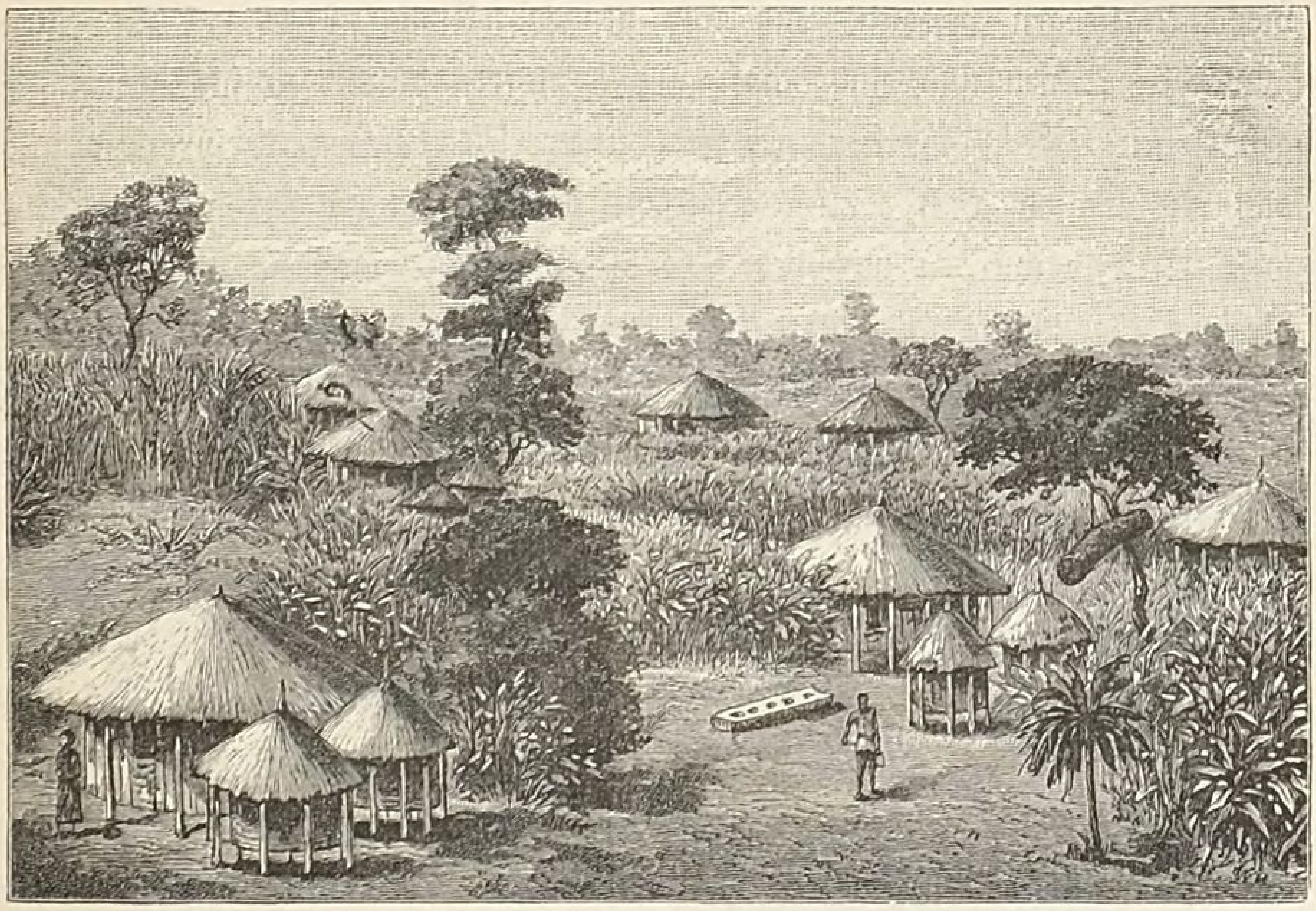
Wir lagerten noch Vormittags auf einem Rücken in der Nähe von Utaháj's Dorf, das so wie fast alle Kikujudörfer in einem Wäldchen steckte. Vom Lagerplatze ging es, circa 35 Meter tief, steil zu einem Bache hinab und auf der anderen Seite ebenso wieder hinauf. Buschwerk gab es da wohl genug, doch es eignete sich nur schlecht für unseren Zweck, und die Hecke, mit welcher wir den Lagerplatz umzäunten, war mehr zum Scheine errichtet, da sie kaum vor Pfeilen schützte, einem anstürmenden Gegner aber kein nennenswerthes Hinderniß bot. Während der Arbeit umschwärmte uns eine mehr als tausendköpfige Menge, die durch Utaháj und sein Gefolge nur mit Mühe vom Platze ferngehalten werden konnte.

Unsere Hauptsorge war stets, einen mehrtägigen Proviantvorrath aufzuspeichern, um im Falle des Eintrittes von Feindseligkeiten wenigstens in der ersten Zeit freiere Hand zu haben. Utaháj hatte dafür Sorge getragen, und wir fanden an diesem Platze reichliche Gelegenheit zu Einkäufen. Doch kam es dabei auch hier zu denselben leidigen Fluchtscenen, wie am Tage zuvor, obwohl sich unsere Freunde die größte Mühe gaben, die Ordnung und Ruhe aufrecht zu erhalten. Zweimal waren kleine Diebstähle die Ursache gewesen. Die Flucht der Diebe hatte regelmäßig das sofortige entsetzte Davonstieben aller übrigen Eingeborenen im Lager und in der Runde zur Folge gehabt, die wohl glauben mochten, daß wir nun mit dem Schießen beginnen würden. Es handelte sich beide Male nur um wenige Perlenstränge, und die Diebe wurden von unseren Freunden jedesmal eingeholt, weidlich durchgeprügelt und dann davongejagt. Häufig wurden Streitigkeiten durch Betrunkene veranlaßt, und es bangte uns auch stets, wenn solche in größerer Zahl ins Lager kamen. Immer waren es ältere Männer, und diese trugen dann meist ganz offen eine feindselige Haltung zur Schau.

Am Nachmittage versammelten sich in der Nähe des Lagers 500 bis 600 alte Männer zu einer Berathung. Nachdem sie eine lange Weile aufgeregte Reden geführt hatten, kamen Dschumbe Kimemeta und Utaháj Uajaki zu mir und ersuchten mich, daran theilzunehmen, da Graf Teleki eben anderweitig beschäftigt war. Obgleich nichts weniger als wohl — mein Zustand war nach vorübergehender Besserung wieder recht schlecht geworden — begab ich mich mit den Beiden hinaus und hockte mich der versammelten Menge gegenüber im Grase nieder; letztere bildete, ebenfalls hockend, einen dichten Halbkreis um uns und Kinjandscha herum, welcher die Kikujusprache ziemlich gut kannte und als Dolmetsch fungirte. Erst sprachen mehrere Wakikuju durch längere Zeit, auch vollkommen Betrunkene darunter. Ihr Auftreten erinnerte an jenes der Masai bei ähnlichen Gelegenheiten, doch wurden die Reden mehr geschrieen, als gesprochen, und die Stellen, auf welche besonderer Nachdruck gelegt war, mit derben Hieben begleitet, bis der Stock in Splitter ging. Die ganze Haltung der Redner

war leidenschaftlich und überhastet. Die Ansprache wurde jedesmal mit einem »Aterere Wakekoyo!« *) und einer darauffolgenden, litaneiartigen Formel eingeleitet.

Mir gefiel diese Versammlung aufgeregter Wilder gar nicht. Die Stockhiebe der wie besessen herumstampfenden Redner sausten oft dicht an mir vorüber, dabei verstand ich keine Silbe von alle Dem, was da ver-



Utaháj Uajaki's Gehöfte.

handelt wurde; nur eine Stelle, die immer wiederkehrte, machte mir jedesmal den Eindruck, als ob der Redner das Verlangen stellte: »Schlagt sie todt, die Laschomba!« (die Karawanenleute). Die Abgespanntheit, mit welcher mein krankhafter Zustand verbunden war, ließ mich indeß der ganzen Verhandlung nur geringes Interesse entgegenbringen, und ich erfuhr auch erst zum Schlusse, daß unsere Angelegenheiten lange nicht so schlimm stünden, wie sie mir schienen. Die Phrase, die mir immer den vorerwähnten Eindruck des Todtschlagens gemacht hatte, bedeutete

*) »Und ich sage Euch, Kikuju!«

blos »Regen, den sie haben wollten und haben mußten«, und das war gar nicht meine, sondern Teleki's, des Oberleibons Sache.

Kinjandscha's Antwort ließ diese Frage indeß ganz unberührt, indem er nur erwiederte, daß eine Berathung mit so vielen Männern, von welchen überdies die Hälfte betrunken sei, zu keinem Ende führen könne. Das leuchtete ein. Ein engerer und nüchterner Ausschuß wurde gewählt, der nur aus vier Mitgliedern bestand, und wir gingen. Utaháj brachte dann einen schwarzen Ochsen und ein Schaf, um Blutsfreundschaft zu schließen. Die gebratenen Lebern wurden gegessen, unsererseits Regen versprochen und das Versprechen auch ehrlich gehalten, denn noch am selben Abend fiel welcher. Wir wurden mit der Zeit beinahe selbst irre bezüglich unserer Regenmacherfähigkeiten, wenigstens lernten wir es, die wiederkehrenden Bitten der Eingeborenen darum mit dem ihrer Wichtigkeit entsprechenden, selbstverständlichen Ernst zu behandeln. Man mag uns darob vielleicht tadeln, Thatsache bleibt jedenfalls, daß es uns nur durch die Regenmacherkunst möglich war, eine zehnfache Uebermacht im Zaume zu halten und unnützes Blutvergießen zu vermeiden.

Nachdem es bereits Abend und dunkel geworden war und die Eingeborenen sich schon längst in ihre Dörfer zurückgezogen hatten, kamen uns plötzlich zwei Pfeile zugeflogen; der eine fuhr in den Arm eines unserer Leute, der andere fiel ohne Jemanden zu treffen zur Erde. Graf Teleki befahl daraufhin, die Gewehre bereit zu machen und auf Jedermann zu schießen, der sich in der Nähe des Lagers zeigen würde; auch hatten die Leute von den Feuern wegzurücken und sich mit den Ochsenhäuten zu schützen, mit welchen sich die Meisten für solche Fälle in Ngongo Bagáß versehen hatten. Terrere, der sich im Lager befand, eilte ins nahe Dorf zu Utaháj, während Graf Teleki den Kranken in Behandlung nahm, der sich natürlich schon halb todt wähnte, weil die Pfeile, wie die Rede ging, vergiftet sein sollten. Die Wunde wurde mit Sublimat gewaschen, dann ein Antidot eingeträufelt, das Graf Teleki für solche Zwecke mitgenommen hatte, und verbunden. Utaháj war bald zur Stelle. Er geberdete sich ganz unglücklich über den Vorfall, versicherte uns in eindringlichster Weise, daß

es Niemand aus seinem Dorfe gewesen sei und bat auch, auf Jedermann zu schießen, der sich dem Lager nähern würde. Es kam glücklicherweise jedoch nicht dazu, wohl weil wir daraufhin zwei Raketen aufsteigen ließen. Utaháj zog sich hierauf zurück, kehrte indeß bald wieder mit einem Schafe, das er als Entschädigung für den Verwundeten gebracht hatte, und blieb bis zum Morgen im Lager. Sowohl er wie Terrere hatten sich sofort den Pfeil zeigen lassen, ihn genau besehen und schließlich kopfschüttelnd gemeint, er sei leider vergiftet.

Unser Lager war in 1885 Meter Höhe gelegen, das Wetter war trübe, der Himmel umzogen, und des Nachts und in den Frühstunden herrschte daher ziemliche Kühle, die von Morgennebeln begleitet war. Wir blieben einen weiteren Tag an dieser Stelle, weil wir den Eingeborenen Zeit lassen wollten, sich an die Thatsache zu gewöhnen, daß sich eine Karawane in ihrem Lande befinde. Die Nachricht davon sollte uns vorauslaufen und der Ruf unserer Friedfertigkeit die Gemüther beruhigen Auch wollten wir den Samaki der vor uns liegenden Thalschaften Gelegenheit geben, mit uns Freundschaft zu schließen.

Trotz der unfreundlichen Witterung stellten sich am folgenden Morgen die ersten Eingeborenen lange vor Tagesgrauen ein, verhielten sich jedoch ruhig und geduldig, vor Frost am ganzen Leibe zitternd, außerhalb des Lagers, bis sie eingelassen wurden. Wir selbst machten uns vor Allem an die Erhöhung der Lagerumzäunung, um wenigstens vor Pfeilschüssen gesichert zu sein. Dann gaben uns die Eingeborenen des nächsten Thales zu schaffen.

Wider Erwarten weigerte sich nämlich der Samaki desselben, mit uns den Freundschaftsbund zu begehen, wiewohl er am Tage zuvor sich dazu bereit erklärt und sogar schon ein Schaf für den Zweck gebracht hatte; wir hatten das letztere damals zurückgewiesen, weil es der von uns regelmäßig gestellten Anforderung nicht entsprach, daß das Opferthier rein weiß oder rein schwarz sein müsse. Solche Thiere waren nämlich meist schwer zu beschaffen, und wir konnten aus ihrer Beibringung wenigstens einigermaßen ersehen, ob es dem betreffenden Häuptling ernstlich um den

Frieden zu thun sei. Der in Rede stehende Samaki hatte es sich über Nacht überlegt und wollte nun weder von einer Freundschaft noch von unserem Weitermarsche etwas wissen. Anstatt sich, der Verabredung entsprechend, am Morgen bei uns einzustellen, sandte er die Botschaft, daß er jeden Versuch unsererseits, den Bach zu überschreiten, mit Gewalt zurückweisen würde. Und daß er es mit seiner Drohung ernst meinte, konnten wir aus der Menge bewaffneter Leute ersehen, die auf der anderen Thalseite in der Entfernung von 500 bis 600 Schritten versammelt war. Utaháj und Genossen waren darüber sehr aufgebracht und begaben sich der Reihe nach hinüber, um Jene umzustimmen. Der leidenschaftliche Terrere, welcher sich darüber ganz besonders ereiferte, hielt ihnen eine Standrede, welche eine volle Stunde dauerte, brachte schließlich jedoch als letzte Antwort auch nur ein »Zurück!«. Graf Teleki wollte in der Sache klar sehen, wollte wissen, woran die Eingeborenen sich eigentlich stießen, und beschloß selbst mit den Leuten zu reden. Selbstverständlich nahm er eine genügende Bedeckung mit, auch bereiteten wir uns für etwaige Feindseligkeiten vor, was um so leichter ging, als unser Lager die gegnerische Thalseite beherrschte. Das Erscheinen Teleki's, des großen Leibons, welcher nun schon etliche Male den langersehnten Regen gespendet hatte, war jedoch von augenblicklichem Erfolge begleitet.

Interessant für die Beurtheilung der Verhältnisse im Kikujulande war das Benehmen der Lagerbesucher im kritischen Zeitpunkte. Bevor wir zu den Waffen griffen, erklärten wir diesen nämlich unser Vorhaben und forderten sie auf, das Lager zu verlassen. Die Räumung geschah in vollster Ruhe, doch blieben die Eingeborenen trotz des augenscheinlichen Ernstes, mit welchem wir unsere Maßnahmen trafen, die ganze Zeit über in unserer nächsten Nähe. Sie dachten weder an Flucht noch auch daran, ihren Landsleuten irgendwie beizustehen, sondern warteten wenige Schritte hinter der kampfbereiten Colonne gleichmüthig auf die kommenden Ereignisse. Bald nachdem wir abgerüstet hatten, herrschte im Lager wieder dieselbe Lebhaftigkeit wie früher, und auch der störrische Samaki fand sich rasch mit einem schwarzen Schafe ein, um den Blutsfreundschaftsbund mit uns einzugehen.

Diese Ceremonie ging in der Folge beinahe täglich, oft mehrere Male vor sich, da wir auf dem Bündniß mit allen Samakis, durch deren Gebiet wir kamen, bestanden. Der Vorgang dabei war folgender: Eine Anzahl von Wakikuju und einige von unseren Leuten hockten einander im Kreise gegenüber; sie waren die beiderseitigen Zeugen des Bundes. In

Blutsfreundschaftsbund.

der Mitte saßen der betreffende Samaki und Dualla, letzterer als unser Repräsentant. Das Schaf, welches bei dieser Gelegenheit zu schlachten war, hatten die Wakikuju beizustellen, doch wurden sie dafür immer entschädigt. Es wurde stets früher geschlachtet, damit die Leber und ein Schulterstück während der Ceremonie gebraten werden konnten. Nachdem also diese Vorbereitungen getroffen waren, trat der sprachkundige Kinjandscha in Action. Ein Gewehr und ein Sime wurden zu Häupten der beiden Blutsfreunde in spe gekreuzt, dann zog Kinjandscha sein Messer und wetzte es am

Gewehrlaufe, dabei allerlei, oft ziemlich sinnloses Zeug zusammenschwatzend. Das Wetzen des Messers war übrigens ganz überflüssig und von dem schlauen Burschen nur dazu erfunden worden, um bei der später erfolgenden Fleischtheilung ein schärferes Messer zur Hand zu haben. Dann folgten Reden. Eingeleitet wurden diese mit einem dreimal wiederholten »Orioi muma«, wovon das zweite Wort (es bedeutet »Blutsfreund«) von allen Versammelten immer nachgesagt wurde. Der Inhalt der Reden war ungefähr folgender: »Und ich sage Euch,*) ihr Wakikuju, daß wir in Frieden gekommen sind. Wir wollen Euch Perlen, Stoffe, Draht und auch andere schöne Dinge bringen; auch wollen wir euch Regen spenden. Dafür sollt Ihr uns in Frieden durch Euer Land ziehen lassen. Wir versprechen Euch, den Frieden zu halten, wenn auch Ihr ihn haltet. Laßt Euch übrigens vor Krieg warnen, denn Krieg mit uns ist eine böse Sache. Wir haben Pfeile, die Feuer werfen und Eure Dörfer anzünden. Auch könnt Ihr bei einem Kriege Eure Ochsen und Schafe verlieren, denn wenn wir mit unseren Feuerpfeilen anrücken, vermag keiner von Euch zu widerstehen. Darum laßt uns Freundschaft schließen und Brüder sein.« Dieser Anrede, welche natürlich vom Anfang bis zum Ende eine Erfindung Kinjandscha's war, folgten Freundschaftsversicherungen der Eingeborenen, dann wurden Tod und Verderben vom Himmel herabbeschworen auf den treubrüchigen Theil. Den beiden Blutsfreunden wurde hierauf der Vorderarm geritzt, dann netzten sie gegenseitig ihre Lippen mit dem hervorquellenden Blutstropfen, und war damit die Blutsbruderschaft geschlossen. Unter wechselseitigen Zurufen von »ndugu« (Bruder) und »muma« wurden schließlich von den dabei Betheiligten die gebratenen Fleischstücke verspeist.

Die Eingeborenen brachten Lebensmittel und auch Waffen und Schmucksachen in Menge zum Verkaufe. Auch Sclaven bot man uns an; meist waren es Mädchen von Ukambani, seltener solche vom Masaistamme. An Tauschwaren nahmen sie Alles, am liebsten aber hochrothe Masaiperlen und dicken Messingdraht. Einer unserer Leute, welcher seit Taweta

*) Damit wird jede Rede, auch beim gewöhnlichen Verkehr, stets eingeleitet, man hört daher das Wort — es lautet »aterere« — unausgesetzt.

fortwährend kränkelte, kehrte uns hier, wohl durch den Reichthum des Landes verlockt, den Rücken und riß in der Nacht aus. Das Los eines solchen Flüchtlings ist Sclaverei, da ihn der nächstbeste Eingeborene als sein Eigenthum ansieht. In solche freiwillige Sclaverei begeben sich Karawanenleute nicht selten, indem sie dabei mit der Hoffnung rechnen, ihren Herren gelegentlich doch wieder entlaufen zu können.

Der Marsch am 12. September, welchen wir noch unter dem Geleite Utahåj Uajaki's zurücklegten, führte ebenfalls über mehrere Rücken und eben so viele Bäche, wie überhaupt das ganze Land mit relativ niedrigen, jedoch ziemlich steilen Höhenrücken bedeckt ist, die im allgemeinen von Nordwest nach Südost streichen und nach dieser Richtung hin sich auch abdachen. In den kleinen, engen Thälern fließen meist unbedeutende Bäche. Das Land ist fast ganz abgeholzt, aber durchwegs sehr gut bewirthschaftet. In den feuchteren Thalsohlen finden sich meist Zuckerrohr, seltener Bananen oder Kolokasien angepflanzt. Die Hänge sind mit Bataten-, Bohnen-, Yams-, Hirse-, Tabak- u. dgl. Culturen bedeckt, und nur die ebenen Kämme der Rücken sind eigenthümlicher Weise gewöhnlich unbebaut. Die Pfade führen fast immer in gerader Linie quer über die Rücken hinweg, ohne durch Windungen einen sanfteren An- und Abstieg anzustreben, unser Marsch war daher hauptsächlich der Tragthiere wegen äußerst beschwerlich. Die Wegschwierigkeiten, besonders aber die Bachübergänge zwangen uns oft zu stundenlangem Halten. Wie langsam wir weiter kamen und unter welch' peinlichen Umständen wir diese Märsche zurückzulegen hatten, davon kann man sich nur schwer eine richtige Vorstellung machen. Zehn Schritte ging es vorwärts, dann kam ein Halt von zwei Minuten; darnach vielleicht wieder fünf Schritte vorwärts und daraufhin für zehn Minuten Halt. Mann an Mann geschlossen waren wir meist 5 bis 7 Stunden auf dem Marsche, legten jedoch nur wenige Kilometer zurück. Dabei waren wir fortwährend von vielen Hunderten von Eingeborenen umdrängt. Die meisten Widerwärtigkeiten hatte natürlich Graf Teleki durchzumachen, weil es ihm an der Spitze zufiel, der Karawane durch die Massen Eingeborener bahnzubrechen, welche stets bei den Bächen den Weg verstellten. Da hieß es, je

nachdem die Verhältnisse standen, entweder mit einem unendlichen Aufwande von Geduld die Leute zu beschwichtigen und durch Geschenke zu versöhnen, oder aber furchtlos die entgegengestreckten Speere beiseite schieben und durchbrechen. Oft jedoch spitzten sich die Verhältnisse derart zu, daß ein Kampf unvermeidlich schien.

An diesem Tage erreichten wir den Lagerplatz wohl unangefochten, doch schwand allmälig unser Glaube, daß die Reise glatt ablaufen würde. Im Lager waren wir wie Gefangene, da wir bei den mannigfachen Beweisen feindlicher Gesinnung von Seiten der Bevölkerung uns keinen Augenblick des Schutzes desselben begeben durften; auch trieben sich tagsüber erdrückende Mengen Eingeborener im Lager und in der Umgebung herum. Wir fingen nachgerade an, unseren Entschluß zu bereuen, doch gab es jetzt keine Wahl mehr für uns, da eine Rückkehr voraussichtlich das Signal zu einem allgemeinen Angriffe auf uns gewesen wäre. Nur wenn wir den Kopf hoch hielten und Sicherheit zur Schau trugen, konnten wir hoffen, uns zum Kenia durchzuschlagen. Ursprünglich hatte es geheißen, daß wir in acht Tagen das Kikujuland hinter uns haben würden. Am 12. September, nachdem wir bereits drei Märsche zurückgelegt hatten, wurden, unseren Führern zufolge, zehn daraus. Zu allem Ueberflusse verschlimmerte sich mein Zustand von Tag zu Tag, auch kam Rothlauf zu meiner halbgeheilten Wunde im Gesichte, womit nicht nur Schmerzen, sondern auch heftiges Wundfieber verbunden waren. Wir litten Beide unsäglich in diesen Tagen.

Das Lager am 12. war 1977 Meter hoch gelegen. Auf dem Marsche dahin hatte sich das Gewölke für kurze Zeit zertheilt und uns Gelegenheit gegeben, einen circa 4000 Meter hohen, äußerst schroffen Gipfel der Aberdarekette, den Kinangópberg, zu sehen. In der Nacht, die ruhig verlief, fiel starker Regen, wir mußten deshalb auf schlüpfrige Pfade gefaßt sein.

Der folgende Marsch führte über den höchsten Rücken des südlichen Kikujulandes; die Lagerhöhe betrug 2077 Meter, das von uns bisher erreichte Maximum. Die flachen Kämme der Rücken waren nun mit einer 2 bis 2½ Meter hohen Farnart bewachsen, welche ganze Dickichte bildete.

Utaháj und Kassa hatten sich am Tage vorher empfohlen, früher jedoch für einen Ersatz gesorgt; während der folgenden Tage standen wir unter der Führung eines alten, grauköpfigen Mannes, des Häuptlings eines der vor uns liegenden Thäler. Das Benehmen der Eingeborenen wurde indessen immer herausfordernder, und wir fühlten, daß es trotz aller Friedfertigkeit und Freigebigkeit, welche wir bethätigten, in nächster Zeit zu einem Zusammenstoße kommen müsse. Bislang waren es stets nur ältere, betrunkene Leute gewesen, welche den Frieden gefährdet hatten, am jetzigen Lagerplatze betheiligten sich auch schon einzelne Krieger an den Herausforderungen. Unsere Leute, welche nur in größeren Trupps um Wasser gehen durften, wurden hier dabei mit Steinen beworfen und mit Speeren bedroht. Als die Klagen sich aber mehrten, daß die Eingeborenen die Kürbisflaschen durch Steinwürfe zertrümmerten, machte sich Graf Teleki mit 50 Leuten und einigen Somâl auf, um die Uebelthäter zu verwarnen und womöglich einen von ihnen einzufangen; der Rest der Leute stand mittlerweile unter Waffen, das Lager bot daher wie öfter in diesen Tagen ein völlig kriegerisches Bild. Dessen ungeachtet hielt sich die Menge Eingeborener, wohl von erwartungsvollem Schweigen befangen, die ganze Zeit über ganz in der Nähe auf. Unseren Leuten gelang es, zwei der übermüthigsten Bursche zu fangen und ins Lager zu bringen, wo sie gefesselt wurden. Es waren junge kräftige Männer, und sie mochten wohl glauben, daß es nun um sie geschehen sei, denn sie wehrten sich aus Leibeskräften. Der Vorfall spielte sich Angesichts zahlreicher Eingeborener ab und verursachte natürlich Aufsehen. Da es jedoch bekannt war, warum die Bursche gebunden worden waren, sowie daß sie gegen ein Lösegeld von drei Schafen, die wir als Ersatz für die zerschlagenen Kürbisflaschen forderten, freigegeben würden, verhielt sich die Menge ruhig. Zehn Minuten später war das Lösegeld zur Stelle und das Lager wogte bald darauf wieder von zahlreichen Eingeborenen.

Am 14. September setzten wir den Marsch fort. Die Landschaft behielt im allgemeinen den bisher beobachteten Charakter bei und wies wohl mehr Gras, Busch und Farnvegetation auf, als Culturen, war

jedoch reich bevölkert. Wir kamen auch in der Nähe mehrerer kleiner Weiler vorbei, die aus 3 bis 20 Hütten bestanden und in kleinen Wäldchen versteckt oder an den Abhängen inmitten von Bananenpflanzungen angelegt waren. Die Hütten der Wakikuju sehen sehr nett aus. Sie sind rund und mit einem flachkegelförmigen, stroh- oder schilfgedeckten Dache versehen, über welches der Mittelpfeiler hinausragt. Das Dach springt über die senkrechten Wände vor und wird am Außenrande noch von Stützen getragen. Die Wände bestehen aus einem korbartigen Zweiggeflecht, das außen entweder mit schön behauenen Bohlen verkleidet oder aber mit Lehmerde beworfen ist. Neben jeder Hütte stehen zwei ähnliche kleine Baue, welche zur Aufbewahrung der eingeheimsten Feldfrüchte dienen.

Die Zahl der eingeborenen Männer und Weiber, welche uns während dieses Marsches umgaben, war noch größer als sonst und betrug mehrere Tausend. Das ängstliche, plötzliche Davonstieben einzelner Scharen, hauptsächlich der Weiber, während Gruppen von Kriegern und alten Leuten um so unverschämter der Karawane den Weg vertraten, mahnte zur größten Vorsicht. Besonders während eines doppelten Bachüberganges, welcher uns zu einer zeitweiligen Theilung der Karawane nöthigte, befanden wir uns in beherrschter Lage, und ein Angriff wäre uns höchst unerwünscht gekommen. Die Eingeborenen drängten sich so zahlreich und so dicht an uns heran, daß sie uns mit ihren Stöcken allein sammt und sonders hätten todtschlagen können. Nach einer peinlich langen Stunde kamen wir indeß unangefochten weiter. Am Kamme des folgenden Rückens angelangt, verließ unser Führer, der alte Samaki, plötzlich den rechten Pfad und ließ die Karawane zu einem Bache abschwenken, an dessen drüberer Seite wir lagern sollten, da es inzwischen 1 Uhr geworden war. Wie gewöhnlich wollten auch diesmal die Unterhandlungen kein Ende nehmen, und dicht gedrängt stand die Karawane bereits längere Zeit auf dem steil ab zum Bache führenden Pfade, mit Ungeduld auf das Vorrücken der Vorhut wartend, als plötzlich am Bache, den wir in der Nachhut nicht sehen konnten, ein Schuß krachte. Bald darnach fiel ein zweiter Schuß und wenige Secunden später ging ein allgemeines Gewehrgeknatter an der Tête der

Karawane an. Ein flüchtiger Blick über die nächste Umgebung zeigte, daß wir im Rücken wohl beherrscht waren, daß es da jedoch nur verhältnißmäßig wenig Eingeborene gab. Der Feind stand also vorne, am Bache; doch erst nach den ersten Salven sahen wir ihn die Lehne hinauf sich zurückziehen und konnten unserseits in den Kampf eingreifen. Von der Vorhut mit dem Grafen Teleki hart bedrängt und verfolgt, waren die Eingeborenen bald in alle Windrichtungen zerstreut und verschwunden. Graf Teleki befahl sodann, an derselben Stelle das Lager zu errichten und machte sich selbst mit einer Anzahl von Leuten neuerdings auf, um die ziemlich bewachsene Umgebung von versteckt lauernden Eingeborenen zu säubern und auch eine ungefähr tausendköpfige Schar im Auge zu behalten, welche sich in $1\frac{1}{2}$ Kilometer Entfernung wieder gesammelt hatte.

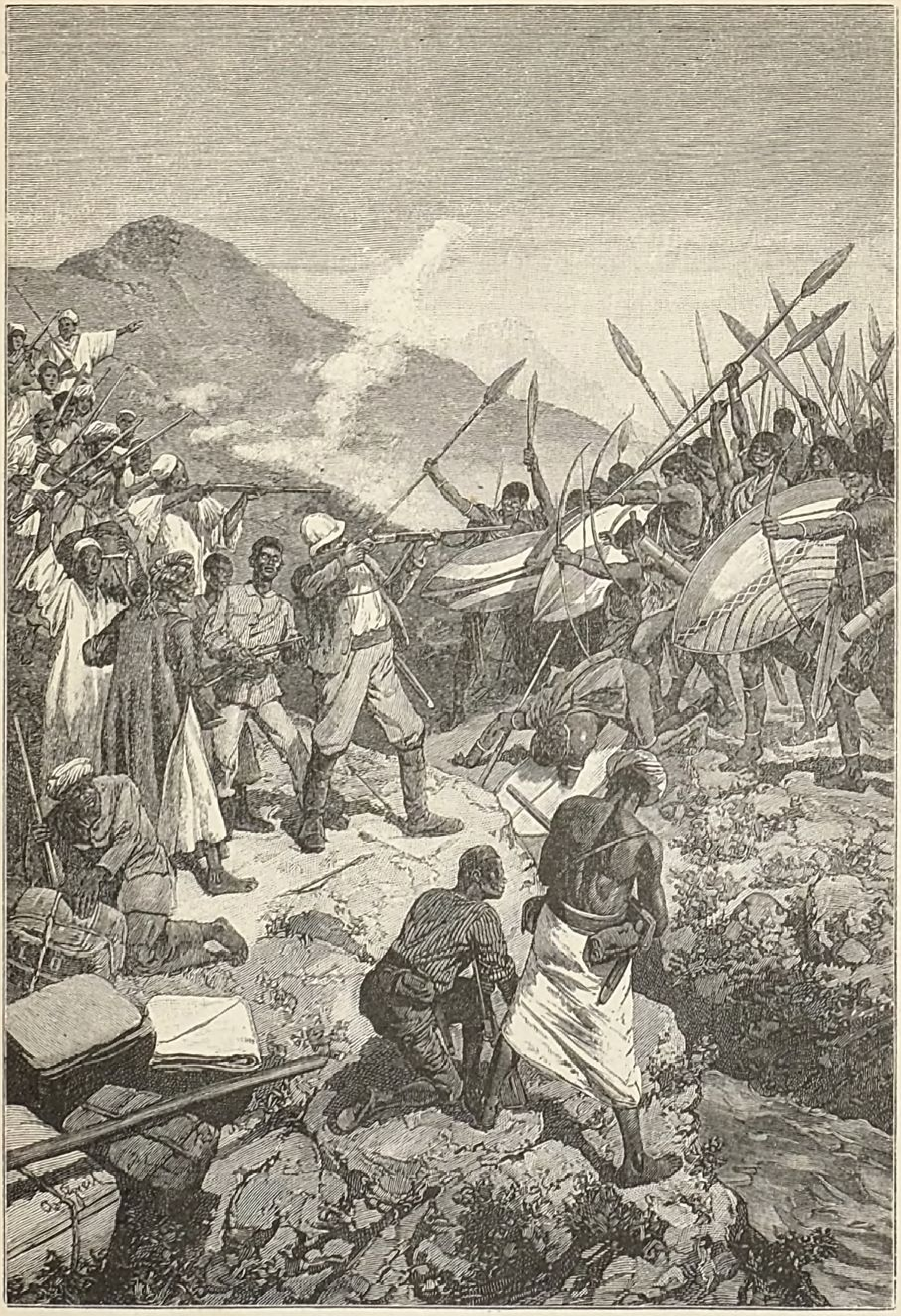
So war es also zum ersten Zusammenstoße gekommen. Die Feindseligkeiten waren natürlich von den Eingeborenen eröffnet worden, und zwar hatte sich die Sache folgendermaßen zugetragen: Die Karawane war, als sie zum Bache kam, wie immer des Tributes wegen von einer bedeutenden Anzahl Eingeborener aufgehalten worden. Unter größeren oder geringeren Schwierigkeiten war es bisher stets möglich gewesen, zu einem Einverständnisse zu gelangen, diesmal jedoch wurden die angebotenen Waren immer wieder zurückgewiesen, und zwar waren es Krieger, welche überdies durch die frisch aufgetragene Fettschichte und noch andere Anzeichen verriethen, daß sie Feindseligkeiten beabsichtigten und darauf vorbereitet waren. Einer der Krieger verstieg sich schließlich in seinem Uebermuthe so weit, daß er einen Pfeil herüberschoß, der Dschuma, einem der Leute Dschumbe Kimemeta's, in den Fuß fuhr. Dschuma rief »die Kikuju schießen«, legte gleichzeitig sein Gewehr an, drückte los, fehlte jedoch. Das war der erste Schuß gewesen, den wir gehört hatten. Dem ersten Pfeile folgte rasch ein zweiter, der zwar Niemanden traf, jedoch von einem unserer Leute, wohl aus Angst, mit einem ebenfalls fehlgehenden Schusse beantwortet wurde. Graf Teleki untersagte nun das weitere Schießen, hatte jedoch kaum ausgesprochen, als auch schon ein Dutzend Pfeile herübergeflogen kam, von welchen einer Teleki selbst traf, glücklicherweise jedoch in einer Rock-

falte haften blieb. Die Pfeile, welche von den hintersten Reihen der Eingeborenen geflogen kamen, hatten wohl keinen besonderen Schaden mehr anzurichten vermocht, dennoch aber war daraufhin natürlich ein allgemeines Feuern losgegangen.

In unserer Begleitung waren in dem Augenblicke sieben Wakikuju gewesen, darunter der schon erwähnte, alte Samaki, welcher uns führte. Von den ursprünglichen Freunden, welche geschworen hatten, an unserer Seite durch das ganze Kikujuland zu ziehen, war keiner mehr da. Der Erste, welcher sich von uns verabschiedet hatte, war Kassa, die übrigen waren der Reihe nach in den letzten Tagen von uns abgefallen. Es war uns indeß nicht viel daran gelegen, weil wir gesehen hatten, daß sich ihr Einfluß blos auf den Umkreis ihres Gebietes beschränkte und sie nur dort für uns von Nutzen waren. Ueberdies mangelte es uns im Kikujulande gar nie an Führern und Leuten, welche ehrlich zu uns standen, uns vor drohender Gefahr warnten und die Anschläge verriethen, welche ihre Landsleute gegen uns planten. Auch in diesem Falle hatte der alte Samaki gewußt, daß man uns anzugreifen beabsichtige, und er war deshalb vom Wege abgewichen. Der Angriff, welchem er uns entziehen wollte, war nämlich an einer anderen, weiter oben am Bache gelegenen Stelle geplant gewesen, und nur in Folge des Verzuges, welcher durch die hingehaltene Regelung des Tributs entstanden war, mißlang dem Alten der Schachzug. Und als es nach Eröffnung des Feuers an die Verfolgung der retirirenden Eingeborenen ging, da war der alte, jedoch noch rüstige Mann in seinem Zorne Allen voran und eiferte auch den Grafen Teleki und seine Begleitung an, nur tüchtig darauf loszugehen.

Dschuma, der gar nicht arg verwundet war, starb beinahe vor Angst, obwohl er nach dem günstigen Heilungsverlaufe des zuerst verwundeten Mannes die Beruhigung hätte haben können, daß es mit der Giftigkeit der Pfeile nicht die volle Richtigkeit haben könne.

Daß nun Feindseligkeiten ausgebrochen waren, kam uns höchst ungelegen, da wir allem Anscheine nach noch viele Tagreisen bis zur Nordgrenze des Landes hatten. Wir wünschten nichts sehnlicher, als mit den



Eröffnung der Feindseligkeiten am Bache.

Eingeborenen wieder Frieden zu schließen und waren daher auf das Angenehmste berührt, als wir bemerkten, daß diese selbst unserem Wunsche entgegenkamen, indem bald nachdem die Gewehre verstummt waren, ein alter Mann ganz allein mit einem grünen Zweige in der Hand unter wiederholtem »kutire kimandaja« dem Lager zugeschritten kam. Wir ließen ihn natürlich unangefochten herankommen und überwiesen ihn unseren Führern, welche bereits beauftragt worden waren, thunlichst einen Friedensschluß anzubahnen. Eine halbe Stunde später näherten sich zwei kleine Gruppen Eingeborener, ebenfalls mit hoch erhobenen grünen Zweigen und Friedensversicherungen. Auch diese wurden aufgemuntert, ohne Sorge zu kommen, und bald war das Friedensschauri in vollem Gange. Nicht lange darnach und ehe noch die Opfer des Tages auf die Seite geschafft waren, stellten sich auch schon wieder Eingeborene mit Lebensmitteln im Lager ein, und wer dasselbe zwei Stunden nach dem Gefechte gesehen hätte, würde Alles eher für möglich gehalten haben, als daß die Leute, welche da friedlich beisammen waren, sich vor Kurzem noch als Todfeinde gegenüberstanden.

Graf Teleki hatte schon früher für den Fall von Feindseligkeiten den strengen Befehl gegeben, daß unter keinen Umständen eine Plünderung statthaben dürfe. Trotzdem hatten sechs unserer Leute, welche bei der Verfolgung der Eingeborenen auf einen ganz nahen, aus nur wenigen Hütten bestehenden Weiler gestoßen waren, denselben angezündet. Wir hatten den Rauch aufsteigen gesehen, uns die Entstehung des Brandes jedoch nicht erklären können, bis wir unsere Leute mit einigen Lämmern im Arme einrücken sahen. Zur Strafe wurden sie nun in Gegenwart der Eingeborenen durchgepeitscht und diesen die gemachte Beute zurückgestellt. Dschumbe Kimemeta war mit diesem unserem Vorgehen indeß durchaus nicht einverstanden und kam immer wieder darauf zurück, daß man die Eingeborenen nur dadurch in seine Gewalt bekommen könne, wenn man ihnen Grund gebe, für ihren Besitz zu fürchten.

Während des Kampfes waren einige unserer Tragthiere ausgerissen, und wurde seitdem ein Dschumbe Kimemeta gehöriger Esel, sammt seiner, aus einem werthvollen Elfenbeinzahn und dem großen Warenzelte bestehenden

Traglast vermißt. Zu unserer Friedensbedingung, daß sich die vier Häuptlinge der Umgebung am folgenden Morgen mit Schafen zum Blutsfreundschaftsbunde im Lager einzufinden hätten, kam daher noch der Nachsatz, daß der gestohlene Esel sammt Ladung zur Stelle geschafft werden müsse. Daraufhin kehrten die Eingeborenen heim.

Da der Friedensschluß an demselben Tage nicht mehr zu Stande kommen konnte, blieben wir den nächsten Tag an dem Platze. Nachts wurde scharfe Wache gehalten und am frühen Morgen vorsichtshalber die Lagerhecke verstärkt, da es nicht ausgeschlossen war, daß die Eingeborenen inzwischen ihre Gesinnung änderten. In der That zeigte sich am folgenden Morgen kein einziger Eingeborener im Lager, während große Mengen solcher auf dem nördlichen Rücken versammelt waren und augenscheinlich Berathung hielten. Nach einiger Zeit traf eine Abordnung derselben im Lager ein. Sie führten zwei Schafe mit sich und überbrachten die Aufforderung, daß wir die Schafe als Geschenk annehmen, jedoch umkehren sollten. Darauf konnten wir natürlich nicht eingehen, und es bedurfte neuerlicher, vielstündiger Schauri, bis es schließlich zu dem von uns gewünschten Blutsfreundschaftsbunde kam. Die Häuptlinge wurden dann reich beschenkt und die Besitzer der eingeäscherten Hütten, sowie der Felder, auf welchen wir lagerten, entschädigt. Trotzalledem schienen sie uns nicht ganz zu trauen. Es fanden sich nämlich nur Männer, jedoch keine Weiber im Lager ein. Vielleicht weil Dschumbe Kimemeta nur seinen Esel zurückerhalten hatte können. Der große Elfenbeinzahn und das Zelt konnten angeblich nicht aufgefunden werden, und sie brachten als Ersatz dafür zwei Schafe, die allerdings kaum den hundertsten Theil des Werthes ausmachten. Wir aber begnügten uns dennoch damit, des lieben Friedens willen.

Am späten Nachmittage und am Abend regnete es, ganz und gar nicht zu unserer Freude, da die Wege selbst in trockenem Zustande genug Schwierigkeiten boten. Unsere Tragthiere sahen in Folge dessen auch sehr herabgekommen aus, und wir fütterten sie, um sie einigermaßen bei Kräften zu erhalten, täglich mit ziemlichen Mengen nahrhaften Zuckerrohrs, das sie gierig fraßen. Diese grauen Esel sind Steppenthiere. Je trockener und

wärmer das Land ist, um so besser gedeihen sie; nasse Kälte tödtet sie rasch.

Während des folgenden Marsches gab es keine lärmenden Eingeborenen, sondern nur einzelne schweigsame Gruppen, welche abseits vom Wege hocken blieben; einige hielten grüne Zweige in den Händen. Nach kurzer Wanderung gelangten wir zu einem etwas breiteren Thale, in welchem ein Bächlein floß. Wir hatten dasselbe noch nicht überschritten, als ein schwerer, mehrstündiger Regen niederging. Die jenseitige, steile Lehne war in Folge dessen so schlüpfrig geworden, daß wir sie kaum bezwingen konnten. Die Leute glitten alle paar Schritte ab, und unsere Tragthiere waren, selbst abgeladen, kaum hinaufzubringen. Der Aufstieg auf den nur 100 Meter hohen Rücken kostete uns eine vierstündige schwere Arbeit.

Die langsame Art unseres Vorschreitens bei gleichzeitig so bedeutender Anstrengung wirkte auf uns sehr niederdrückend. Täglich erlagen einer oder mehrere unserer Esel, und wenn die Reise in der bisherigen Weise weiterging, mußten wir sie binnen acht Tage alle verlieren. Die Führer wurden daher gefragt, ob es denn keine andere Route gebe. Es war augenscheinlich, daß die Rücken mehr gegen Osten nicht nur niedriger, sondern auch flacher waren, und da auch dort Pfade nordwärts führten, verließen wir an dem Tage die bis dahin eingehaltene Wegrichtung und zogen dem Kamme des Rückens entlang ostwärts. Um 3 Uhr Nachmittags lagerten wir an einem nicht unbedeutenden Bache.

Die Eingeborenen, welchen wir während des Marsches begegneten, sowie auch jene, die wir beim Bache trafen, schienen in gedrückter, banger Stimmung. Sie befolgten willig unsere Wünsche und gaben sich auch mit den Geschenken, welche sie erhielten, zufrieden. Da auch Lebensmittel in ziemlicher Menge zu haben waren, beschloß Graf Teleki, den folgenden Tag der Rast zu widmen. Unser Lager stand knapp am Wasser, in einem engen Seitenthale, welches an drei Seiten von ziemlich steilen Hängen abgeschlossen war. Die Position war für den Fall von Feindseligkeiten wohl sehr ungünstig, doch glaubten wir solche nach unseren Wahrnehmungen während des Marsches nicht befürchten zu müssen.

Am Morgen des zweiten Tages entwickelte sich sowohl im Lagerraum als auch im äußeren Umkreise desselben ein lebhafter Tauschverkehr. Die Zahl der Eingeborenen, welche die Höhen in unserer Nähe besetzt hielten, wuchs indeß mit der Zeit an, auch konnten wir bald bemerken, daß allseits Besprechungen gehalten und Vorbereitungen getroffen wurden, welche offenbar auf einen Kampf hinzielten. Unsere Führer setzten uns dann in Kenntniß, daß aus der Umgebung unseres letzten Lagerplatzes Leute gekommen wären, um die Bewohner des Thales, in welchem wir uns befanden, aufzureizen und zu einem gemeinschaftlichen Angriffe auf uns zu bewegen. Ein Theil der Hiesigen hätte sich für die Sache gewinnen lassen, ein anderer, und zwar die Bewohner des Thales selbst, wollten jedoch nichts davon wissen, da sie die schlimmen Folgen im Falle einer Niederlage fürchteten. Wir konnten das Treiben der Leute genau beobachten und unterschieden auch bald die Rädelsführer, die von Gruppe zu Gruppe gingen, um den noch widerstrebenden Theil der Bevölkerung umzustimmen.

So lange es bei aufgeregten Verhandlungen und zeitweisem Kriegsgeheule blieb, fühlten wir uns indeß nicht besonders beunruhigt. Gegen 9 Uhr erschien jedoch eine Anzahl älterer Männer im Lager, um dasselbe von den Weibern und den übrigen Lagerbesuchern zu säubern — das gewöhnliche Anzeichen bevorstehender Feindseligkeiten. Nun nahmen auch wir die Waffen zur Hand, begnügten uns aber vorläufig damit, die Vorgänge in der Runde weiter zu verfolgen. Der kampflustige Theil der Bevölkerung hielt den nördlich vom Lager ansteigenden Rücken besetzt, während die Uebrigen im Süden standen und berathende Gruppen bildeten. An der Spitze der Ersteren stand ein älterer Mann mit auffallend bösem Gesichtsausdrucke. Er befand sich ganz im Vordergrunde und war höchstens 80 Schritte von uns entfernt. In der linken Hand hielt er den Bogen und einen Bündel schußbereiter Pfeile, mit der Rechten zog er alle Augenblicke an der Sehne seines Bogens, wie um sich zu überzeugen, daß sie straff gespannt war; dabei schielte er unausgesetzt nach den Eingeborenen jenseits des Thales hinüber, von welchen er noch zuwartend hoffen mochte,

daß auch sie sich dem Angriffe anschließen würden. Sein ganzes Benehmen und jeder Zug seines Gesichtes verrieth Aufregung und Kampfbegierde. Nachdem die Eingeborenen derart in Unentschiedenheit hin- und hergewogt hatten, ohne zu einem allgemeinen Einverständnisse für oder gegen den Kampf zu kommen, wechselte die Scene plötzlich in ganz unerwarteter Weise. Die Eingeborenen fingen nämlich unter einander zu streiten an, und es entwickelte sich vor unseren Augen ein regelrechtes Gefecht zwischen ihnen selbst, das wohl ungefähr 10 Minuten dauerte, jedoch wahrscheinlich einen wenig blutigen Ausgang hatte, da auf ziemliche Entfernung und nur mit Holzkeulen gekämpft wurde. Bei diesem Kampfe schien die Friedenspartei gesiegt zu haben, weil sich bald darnach einige Samaki im Lager einfanden, um mit uns Blutsfreundschaft zu schließen.

Wir waren eben dabei, diesen Act in der gewöhnlichen, feierlichen Form zu begehen, als wir durch neuerliche Vorgänge überrascht wurden. Es rotteten sich nun die Eingeborenen der Südseite zusammen, brachen in ein ganz schauerliches Kriegsgeheule aus und forderten jetzt ihrerseits die Bewohner des nördlichen Theiles, ihre früheren Gegner, zu einem gemeinschaftlichen Vorgehen gegen uns auf. Was die plötzliche Sinnesänderung bei ihnen bewirkt haben mochte, ist uns nie bekannt geworden, doch war's dazu nun zu spät, denn schon war das Orioi muma in vollem Gange. Es kam in Folge dessen abermals zu keinem Angriffe, und der ganze Lärm hatte für uns nur die lästige Bedeutung, daß wir zu den Waffen greifen und zur Abwehr bereit bleiben mußten. Für die Nacht schützten wir uns wie gewöhnlich durch Raketen, die auch diesmal unser Vertrauen nicht täuschten.

So verbrachten wir Tag für Tag in unausgesetzter Gefechtsbereitschaft und in einem Zustande fortwährender sorgenvoller Aufregung. Durch diese Verhältnisse war Graf Teleki ganz besonders in Anspruch genommen, da die große Last von Sorgen fast auf ihm allein ruhte. An mir Schwerkranken fand er während dieser Zeit nur eine geringe Stütze. Mein Leiden erschöpfte mich in hohem Maße und hatte nur die eine gute Seite, daß es meine Empfindung für die äußeren Vorgänge fast bis zur Gleich-

giltigkeit abstumpfte. Andererseits hatte ich es wohl nur den fortdauernden, aufregenden Impulsen von außen zu verdanken, daß es mir in dieser Zeit überhaupt möglich war, die langen und schwierigen Märsche, sei es zu Esel oder zu Fuß, zu bestehen.

Bis zu diesem Tage hatten wir es immer nur mit thatsächlichen Schwierigkeiten zu thun gehabt; nun trat noch ein zweites Moment hinzu, das unsere Lage wesentlich verschlimmerte: es kam die Zeit der falschen Gerüchte. Stets war es Dschumbe Kimemeta, der sie uns überbrachte, und wenn wir sie auch meist nicht glauben konnten oder mochten, so beeinflußten sie doch die Stimmung unserer Leute. Und auch in uns blieben oft Zweifel zurück, die uns peinigten und die wenigen Stunden verhältnißmäßiger Ruhe des Abends verkümmerten.

So hieß es am folgenden Morgen, als wir uns eben zum Aufbruche rüsteten, daß sich sämmtliche Krieger von Kikuju vereinigt hätten, um uns beim Uebergange über den nächsten Bach anzugreifen. An Wahrscheinlichkeit gewann die Mittheilung durch den Umstand, daß sich an dem Morgen ganz unerwarteter Weise einige unserer ersten Kikujufreunde, Krieger vom Grenzgebiete, im Lager eingefunden hatten, die sich uns gegenüber wohl freundlich geberdeten, nach unserem Abmarsche jedoch wieder verschwanden. Wir beobachteten unsere Umgebung während des Marsches daher mit verdoppelter Aufmerksamkeit und näherten uns hauptsächlich allen Thalsohlen mit der größten Vorsicht. Da wir beim ersten Bache keine Krieger, sondern nur Eingeborene antrafen, welche uns ganz friedlich entgegenkamen, hieß es natürlich, man erwarte uns im nächsten Thale, dessen Uebergang ganz besonders schwierig sei.

Wir erreichten jedoch gegen 3 Uhr Nachmittags ganz unangefochten den Lagerplatz. Derselbe war ebenfalls am Rande eines kleinen Bächleins, in einem fast geschlossenen Thalkessel gelegen; dessen Lehnen fanden wir von einer großen Menge Eingeborener besetzt, die uns zweifellos erwartet hatten. Daß sie Schlimmes im Schilde führten, konnten wir auf den ersten Blick sehen, da die Menge zumeist aus Leuten bestand, die zum Kampfe gerüstet und geschmückt waren. So wie alle bisher von uns gesehenen Stämme

pflegen auch die Wakikuju bei besonderen Gelegenheiten Kopf, Gesicht und Schultern mit einer Schichte roth gefärbten Fettes zu bestreichen. Die Leute hier hatten das farbige Gemenge in ganz grotesker Weise aufgetragen. So zum Beispiel waren einzelne nur um den Mund oder die Augen herum beschmiert; andere hatten hinwider ihren ganzen Körper mit weißer oder gelber Erde übertüncht. Auch hatten die meisten frisch bemalte Schilde.

Kikuju-Krieger.

Die Krieger benahmen sich in herausfordernder Weise, blieben jedoch auf der südlichen Lehne, in 200 bis 300 Schritt Entfernung, ohne das Lager in Augenschein zu nehmen, wie es sonst stets der Fall gewesen war. Da sich auch trotz unserer wiederholten Aufforderung keiner der Häuptlinge im Lager einstellte, machten wir in gewohnter Weise klar zum Gefecht. Es blieb indeß beim bloßen Waffengerassel. Die Krieger stießen zu öfteren Malen das Kriegsgeheule aus, wir nahmen davon jedoch scheinbar keine Notiz, da die kleine Handbewegung, mit welcher das Spannen der Hähne erfolgt war, wohl kaum bemerkt wurde; und anders beantworteten wir ihre Herausforderungen nicht. Als es jedoch zu dunkeln begann und die Menge sich noch immer nicht entfernen wollte, wurde eine Abtheilung von 50 Leuten unter der Führung Kinjandscha's hinausbeordert, um die Eingeborenen zum gutwilligen Heimkehren aufzufordern, weil wir widrigen Falls die Säuberung der Umgebung

vornehmen würden. Daraufhin zogen sich die Krieger zurück. Außer durch Raketen sicherten wir uns diesmal nach eingebrochener Dunkelheit auch durch eine Anzahl von Schreckschüssen. Die Folge war, daß sich noch am späten Abend die Häuptlinge der beiden Thalseiten zum Blutsfreundschaftsbunde meldeten.

Am folgenden Tage, den 20. September, zwangen uns die besonderen Bodenverhältnisse zu einer außerordentlich gewundenen S-förmigen Route. Der gerade Weg war für uns ganz ungangbar. Wir hatten auch an dem Tage, so wie meist, zwei Bäche zu überschreiten, doch boten uns diese besondere Schwierigkeiten, obwohl sie recht unbedeutend waren. Beim ersten Bache fanden wir die Ufer und die anstoßenden Höhen von mindestens 2000 Eingeborenen besetzt, welche die Absicht zu haben schienen, uns ernstlichen Widerstand zu leisten; wohin wir sahen, überall starrten uns dichte Mengen von älteren Männern und Kriegern entgegen, die Hände voll schußklarer Pfeile. Da sie den Durchgangstribut schroff zurückgewiesen und sich dem Grafen Teleki selbst drohend entgegengestellt hatten, waren diesmal, als ich zur Stelle kam, auch schon besondere Vorkehrungen getroffen. Die halbe Mannschaft umstand mit schußbereiten Gewehren die Uebergangsstelle am Bache, während die übrigen Leute nach Leibeskräften an dem Hinüberschaffen der Ladungen und Esel arbeiteten. Ueber eine Stunde lang hatten wir in dieser Situation auszuharren, die im Falle eines Kampfes für uns gewiß verhängnißvoll geworden wäre. Es kam zu nichts, wiewohl die Eingeborenen einen Angriff entschieden im Sinne gehabt hatten, und es blieb uns unbegreiflich, wie sie davon hatten absehen können, da sie nie früher oder später einen solchen unter günstigeren Umständen zu eröffnen in der Lage waren. Wir konnten indeß erst frei aufathmen, als wir das Thal hinter uns hatten, da ein plötzlicher Ueberfall bis dahin noch immer nicht ausgeschlossen war. Während des Weitermarsches gelangten wir durch einen weniger bevölkerten und auch schlechter bebauten Theil des Landes, was sich uns auch durch den schwächeren Lagerbesuch kundgab. Bananenpflanzungen und Yamsfelder fanden sich nunmehr ausschließlicher, dafür gab es keine Hirse mehr.

Auch am 21. September war die Wegrichtung meist östlich und sogar ostsüdöstlich, da die Rücken dort breiter und die Thalpassagen leichter waren. Während des Marsches begleitete uns wohl eine bedeutende Volksmenge, es befanden sich jedoch auch viele Weiber und Mädchen darunter, was unsere Besorgnisse milderte. Erst gegen Mittag, als wir zu einem größeren Bache gelangt waren, der uns wieder einmal zum Abladen der Esel zwang, bot sich dem Grafen Teleki an der Spitze der Karawane auch Gelegenheit, bedenkliche Anzeichen zu beobachten. Gleich beim Anlangen am Bache hatte er gesehen, daß viele Eingeborene die Lederstreifen von ihren Pfeilen abwickelten; auch hatte einer der Führer kurz vorher erklärt, ihm sei nicht wohl und er müsse umkehren. Nachdem schließlich die ganze Karawane den Bach erreicht hatte und wir den Uebergang beginnen konnten, ergriffen natürlich auch wir unsere Maßnahmen, die in erster Linie darin bestanden, daß ein Theil der Leute das Hinzudrängen der Eingeborenen zum Bache abwehrte. Mehr Eindruck als alle die entgegenstarrenden Gewehrmündungen übte aber auf die Eingeborenen entschieden auch hier unsere persönliche Erscheinung aus, indem unser bloßes Dazwischentreten fast immer genügte, um selbst eine vielhundertköpfige Menge zurückweichen zu machen.

Wir überschritten den Bach unbehelligt und warteten dann im schmalen Schatten der Uferbäume noch auf einige Esel, die zu satteln und zu beladen waren. Unserer langen Reihe von Leuten standen ungefähr 800 bis 1000 Eingeborene, wie eine Mauer dicht gedrängt, in der Entfernung weniger Schritte gegenüber, indessen nahezu eben so viele die jenseitige höhere Uferböschung besetzt hielten. Trotz der großen Menschenmenge herrschte eine ganz unnatürliche Stille, welche nichts Gutes ahnen ließ; die Eingeborenen warteten offenbar nur noch auf irgend einen Anstoß oder ein Zeichen, um über uns herzufallen.

Und das Zeichen erfolgte. Lautlos schwirrte ein halbes Dutzend Pfeile vom entgegengesetzten Ufer zu uns herüber. Weder Graf Teleki noch ich hatten sie kommen sehen, auch hatten wir nur die ersten Worte eines Warnrufes vernommen, welchen ein Mann ausstieß, zu dessen Füßen

ein Pfeil in die Erde gefahren war; alles Andere überdröhnte das Prasseln und Knattern des Gewehrfeuers, das im selben Augenblicke auf der ganzen Linie losging. Ohne recht zu wissen, was das Schießen eigentlich veranlaßt hatte, befanden wir uns plötzlich in Pulverdampf eingehüllt inmitten des ärgsten Gedränges, am meisten jedoch durch die Schüsse unserer eigenen Mannschaft bedroht, die in unserem Rücken stand und vor Aufregung wie besessen ins Blaue hinein drauf losknallte. Die Menge Eingeborener stob, ohne Gegenwehr zu leisten, auseinander und wurde nun von unseren Leuten hart verfolgt, so daß ich mich bald mit Dschumbe Kimemeta und einem halben Dutzend Kranker allein auf der mit Schilden, Speeren und noch anderen Gegenständen aller Art, jedoch mit nur wenigen Todten bedeckten Wahlstatt befand.

Das ganze Ereigniß war so überraschend schnell hereingebrochen und auch zu Ende gekommen, daß es mir wie ein wüster Traum schien. Ich selbst war nur im Stande gewesen, einen einzigen Schuß abzufeuern, dann hatte der Mechanismus meiner Waffe — ich führte im Kikujulande ein sechszehnschüssiges Repetirgewehr, System Colt — versagt.

Allmälig verstummte das Schießen, dann trafen langsam auch unsere Scharen mit Trophäen aller Art, hie und da auch mit einem gefangenen Weibe oder Knaben ein. Auch Graf Teleki, welcher mit Maktubu und einigen Somâl den Leuten gefolgt war, kam zurück, doch dauerte es längere Zeit, ehe wir uns wieder vollzählig beisammen sahen. Bevor wir weiter wanderten, wurden die Leute verhalten, Alles, was sie an Beute mitgebracht hatten, abzugeben, da ihrer Plünderungssucht nur gesteuert werden konnte, wenn man ihnen das Interesse an derselben benahm. Es waren hauptsächlich Waffen. Die Schilde, welche uns zu viel Gepäck verursachten, wurden zerstört, die Speere, Schwerter und anderen werthvolleren Gegenstände zu Bündeln verschnürt. Die Gefangenen, acht an der Zahl, welche über ihr Schicksal nicht sehr beunruhigt zu sein schienen, behielten wir ebenfalls, da sie uns in der Folge als Unterpfand für den Frieden dienen konnten.

Unser Führer, ein Kikuju aus den nördlichen Grenzgebieten, gestand nachträglich, die feindlichen Absichten der Eingeborenen wohl geahnt, jedoch

erst für den folgenden Tag erwartet zu haben. Daß der Anschlag geplant und vorbereitet gewesen war, konnten wir aus den Hunderten von Ledertaschen entnehmen, die von den Eingeborenen bei der Flucht fortgeworfen, allerwärts herumlagen; sie waren leer oder aber enthielten Lederstricke, mit welchen sie wohl unsere vielen Ladungen hatten fortschaffen, vielleicht auch die Gefangenen binden wollen, welche sie zu machen gehofft.

Nach dem blutigen Zwischenfalle nahmen wir den Marsch wieder auf, wachsamen Auges alle Vorgänge in der Umgebung verfolgend, da wir sehr bald an verschiedenen Punkten von Neuem Scharen Eingeborener gewahr wurden, welche sich sammelten und uns in der Entfernung folgten. Der Weg führte $^1/_2$ Stunde lang über einen fast vollkommen kahlen, unbewohnten Rücken in ostsüdöstlicher Richtung, dann lagerten wir auf einer beherrschenden Stelle des Kammes. Scharen Eingeborener zeigten sich bald darnach wieder in größerer Nähe, weshalb Graf Teleki mit einer Abtheilung von Leuten ausschwärmte, um sie zu vertreiben; erst als sie sahen, daß sie vor unseren Kugeln auch in 1000 Schritt Entfernung nicht sicher waren, zogen sie sich zurück.

Unser Lager befand sich in der Nähe der Ostgrenze des Kikujulandes, 4 bis 5 Kilometer vom Grenzwalde entfernt, der dasselbe auf allen Seiten zu umgeben scheint.

Nachdem wir mit der Sicherung unseres Lagers fertig waren, bekamen unsere Führer den Auftrag, die nächsten Dörfer aufzusuchen, um die Häuptlinge derselben zu einem Freundschaftsbunde mit uns aufzufordern; auch sollten sie denselben mittheilen, daß wir die Gefangenen gegen das Lösegeld von je einem Schafe freigeben würden. Nur zwei Samaki, und zwar aus den vor uns liegenden Gebieten, stellten sich daraufhin im Lager ein. Beide hatten Schafe mitgebracht, um den Friedenschluß mit uns eingehen zu können. Außer diesen kamen noch später am Abend sieben Verwandte unserer Gefangenen, es wurden jedoch nur drei junge Weiber einer Auslösung für Werth befunden. Die Nacht verging ruhig.

Als wir uns am folgenden Morgen zum Aufbruche rüsteten, lief das Gerücht im Lager um, daß sich die Einwohnerschaft der ganzen, weiten

Umgebung vereinigt hätte, um Rache an uns zu nehmen und unserem weiteren Vordringen im Kikujulande ein Ende zu machen. Die Nachricht stammte von unseren Führern, welche die Nacht auswärts in einem der nächsten Dörfer verbracht hatten. Wir marschirten an dem Tage noch eine kurze Strecke weit östlich bis zu einer Stelle, welche uns den Uebergang über das nächste, schluchtartige Thal ermöglichte. Weder während des Marsches noch im Thale waren Eingeborene zu sehen. In der Tiefe floß ein nur 5 Meter breiter und 0·7 Meter tiefer Bach, der uns jedoch zwei volle Stunden aufhielt. Die Umgebung hatte nichts von der Fruchtbarkeit der früheren Gebiete. Die Erdkrume war dünner, selbst eine Grasdecke fehlte stellenweise und vulkanische Felsen traten häufig zu Tage; das ganze Thal machte einen verhältnißmäßig dürren, sonnverbrannten Eindruck.

Auch der folgende Theil des Marsches bewegte sich durch ein fast völlig unbewohntes Land. Wir erfuhren, daß dasselbe in Folge wiederholter Einfälle der Wakamba verlassen sei. Die Raubzüge der Wakamba haben den Fang von Sclaven zum Zwecke und beschränken sich auf die nächsten Grenzgebiete. Da die Wakikuju weit zahlreicher als diese, ihre östlichen Nachbarn sind, kann es denselben nur durch gelegentliche Ueberraschungen gelingen, Raubzüge mit Erfolg durchzuführen.

Eingeborene stellten sich erst wieder beim Lagerplatze in größerer Zahl ein. Derselbe war am linken Ufer eines größeren Baches, auf einer abschüssigen Uferlehne, in wenig bequemer Lage gelegen. Hier wurde wohl der Rest der Gefangenen ausgelöst, doch ließ sich keiner der Häuptlinge der Umgebung blicken; dagegen kamen zwei freche Diebstähle vor. Wir konnten daraus entnehmen, daß wir noch immer nicht darauf rechnen durften, von Seiten der Eingeborenen Ruhe zu haben. Graf Teleki ließ denselben daher die Botschaft zukommen, daß wir selbst den Krieg eröffnen würden, falls die gestohlenen Dinge nicht vor unserem, am folgenden Morgen stattfindenden Abmarsche zurückgestellt würden. Die Drohung hatte in der That den gewünschten Erfolg.

Die östlich und südöstlich gerichteten Märsche der vergangenen Tage hatten uns in den tiefer liegenden Theil des Kikujulandes geführt, wo

die Lagerhöhen nur 1450 bis 1550 Meter betrugen, gegenüber den früheren, welche zwischen 1900 und 2000 Meter Meereshöhe geschwankt hatten. Dieser an und für sich nicht gar so bedeutende Höhenunterschied machte sich in fühlbarer Weise durch eine bedeutend größere Sonnenwärme bemerkbar.

Während der beiden folgenden Tage wanderten wir in nördöstlicher Richtung, in 6 bis 8 Kilometer Entfernung vom Grenzwalde weiter. Ueber

Kikuju-Dorflandschaft.

verschiedene flachere Rücken gelangten wir am 23. September zu einem breiten Thale, durch welches ein sumpfiges Bächlein floß, an dessen Rande wir lagerten. Im letzten Theile des Marsches hatten wir wieder ein sehr fruchtbares Gebiet durchzogen und alle die Unannehmlichkeiten des Nachdrängens der Eingeborenen zu überstehen gehabt. War übrigens die Zahl dieser eine ganz bedeutende, so sprachen doch viele Anzeichen für ihre friedliche Gesinnung. Zudem hatten wir bereits mehrfach die Beobachtung gemacht, daß wir in solchen Gebieten viel sicherer vor einem Angriffe waren, weil die Eingeborenen da Grund hatten, für ihren Besitz besorgt zu sein. Ohne diesen Umstand wäre es gewiß häufiger zu Kämpfen gekommen, so aber scheiterten die feindseligen Pläne der Ein-

geborenen meist an dem Widerstande der Bewohner des Thales, in welchem wir uns eben aufhielten. Die Eingeborenen der bereits durchzogenen Gebiete, ebenso jener, welche noch vor uns lagen, waren in der Regel zu Feindseligkeiten geneigt.

Wir bekamen während dieses Marsches so schön und regelmäßig angelegte Culturen zu sehen, daß wir uns hätten in Europa wähnen können. Buschwerk gab es da nur in sehr geringer Menge, und wir hätten an eine Lagerumzäunung gar nicht gedacht, wenn die Eingeborenen sich nicht selbst erboten hätten, das nöthige Materiale, natürlich gegen Entgeld, mitunter aus weiter Ferne herbeizuschaffen. Das wurde im weiteren Verlaufe unseres Zuges durch Kikuju überhaupt Regel, und bevor noch die Eingeborenen an einen Handel mit uns oder aber an Feindseligkeiten dachten, stellten sie uns von nun an, selbst in vollkommen kahlen Gebieten, immer erst das nöthige Buschwerk für unsere Lagerhecke bei; die Kosten einer solchen betrugen zwischen 150 und 200 Perlenstränge.

Obwohl wir uns in einem reichen Theile des Kikujulandes befanden, kam hier doch kein Markt zu Stande. Man traute uns wohl nicht ganz und erlaubte daher auch den Mädchen und Weibern nicht, das Lager zu besuchen. Was sich da herumtrieb, waren ältere Männer und Krieger, die sich im allgemeinen recht übermüthig benahmen, weshalb unsere Führer sie möglichst ferne zu halten suchten. Hauptsächlich fremde Krieger, die von weither gekommen waren, versuchten es mehrere Male, die Bewohner des Thales zu einem Angriffe auf uns zu bewegen. Der bekannte Kriegsruf erscholl wohl ein halb Dutzend Male, doch ließen es die hiesigen nie zum Aeußersten kommen.

Unsere Leute und Tragthiere hatten einen Rasttag dringend nothwendig, wir verblieben daher noch am folgenden Tage an diesem Platze. So wie dies meistens der Fall gewesen war, wurden die Eingeborenen auch hier mit der Zeit immer frecher, als sie sahen, daß wir uns vollkommen friedlich benahmen und keinerlei Gewaltthätigkeiten verübten, und am folgenden Tage wurde auch das Kriegsgeschrei im ganzen Thale ein so allgemeines, daß wir zu den Waffen griffen. Ich befand mich eben

ganz allein und ohne Waffe auf einem niedrigen Rücken, 700 bis 800 Meter entfernt vom Lager, wohin ich mich in versteckter Weise durch die übermannshohen Strauchbohnenpflanzungen der Umgebung geschlichen hatte, um nach dem Kenia auszuschauen, und kehrte, als das Kriegsgeschrei plötzlich an allen Orten laut wurde, natürlich schleunigst wieder auf demselben Wege zum Lager zurück. In Folge der Uneinigkeit der Eingeborenen kam es jedoch auch diesmal zu nichts, und bald nachher stellten sich zehn Aelteste des Thales im Lager ein, um uns ihrer Friedensliebe zu versichern. Ebenso kamen im Laufe des Nachmittags die Häuptlinge des Gebietes, in welchem der nächste Lagerplatz zu liegen kam, und baten um Frieden und Schonung. Das uns so wohlbekannte »Orioi muma« Kinjandscha's unterbrach daher mehrere Male die Stille dieses Abends.

Im Laufe der letzten Tage war eine deutliche Veränderung in der Bodengestaltung zu beobachten, welche während der folgenden Märsche noch stärker zum Ausdrucke kam. Die Nordwest—Südost gerichteten Rücken, welche das Land noch immer in gleichförmiger Weise bedeckten, wurden nämlich breiter und insoweit höher, als ihre Erhebung über die Thalsohlen, welche im südlichen Theile des Landes 30 bis 100 Meter betragen hatte, nun zwischen 100 und 150 Meter variirte. Eine für uns bedeutsame Folge davon war, daß die Wegschwierigkeiten in demselben Maße, als wir nordwärts vorschritten, abnahmen, da die breiteren und höheren Rücken zur Anlage besserer Pfade geführt hatten. So fanden wir mehrere künstlich in Windungen hergestellte gute Straßen vor, die uns durch die Sorgfalt überraschten, mit welcher sie in Stand gehalten waren. Von einem der höheren Rücken aus, den wir am 25. September überschritten, war uns Gelegenheit zu einem Ueberblick über ein gutes Stück des Kikujulandes geboten. Wir konnten sehen, daß wir uns noch immer der wenig fernen Ostgrenze desselben entlang fortbewegten. Ebenso bemerkten wir, daß die Ebene, welche sich zwischen Kikuju und Ukambani ausbreitet, nach Norden zu schmäler wird und schließlich ganz aufhört, sowie, daß weiterhin der gebirgige Theil des Kikujulandes in die plateauartigen Erhebungen von Ukambani übergeht. Es wurde uns auch klar, daß eben dieser Rücken,

welcher den Uebergang des Kikujuberglandes in die Plateaus von Nord-Ukambani darstellt, die Wasserscheide zwischen dem Sabaki und dem Tana bilden müsse, und daß daher die sämmtlichen Kikujubäche, welche wir bisher überschritten hatten, 36 an der Zahl, dem Flußnetze des Sabaki angehören.

Während des Marsches waren wir zeitweise von 2000 bis 3000 Eingeborenen gefolgt und umschwärmt, doch machten wir die erfreuliche Wahrnehmung, daß die Eingeborenen sich selbst bemühten, die Ordnung unter ihren Landsleuten aufrecht zu erhalten. Gegen 11 Uhr Vormittags gelangten wir zu einer günstigen Lagerstelle, die auch Baum- und Buschwuchs aufwies. Ebensowenig wie während des Marsches sahen wir uns hier von Seiten der Eingeborenen behelligt, da die Häuptlinge Niemandem erlaubten, in unsere Nähe zu kommen, so lange die Lagerumzäunung nicht fertig war. Das ruhige und ungewohnt friedliche Verhalten der Eingeborenen trug sehr dazu bei, uns in eine versöhnlichere Stimmung zu versetzen und auch die Gereiztheit zu mildern, die sich unser mit der Zeit bemächtigt hatte, weil man uns schon seit sechs Tagen sagte, daß wir in vier Tagen an der Nordgrenze von Kikuju sein würden. In Ngongo Bagáß hatten wir gehofft, den Durchzug durch dieses Land in acht Tagen bewerkstelligen zu können, nun reisten wir schon seit nahezu drei Wochen und noch war das Ende gar nicht abzusehen!

Am folgenden Tage kamen wir in nördlicher Richtung über mehrere Rücken und Bäche in ein schönes, breites Thal, durch welches ein bedeutender Bach rauschte, der Marágua hieß. Nach Ueberschreitung desselben lagerten wir. Der Weg hatte zwischen prächtigen Bananenhainen und hochstehenden Strauchbohnen hindurchgeführt. Die Eingeborenen, welche uns während des Marsches zu Tausenden gefolgt waren, erwiesen sich als durchaus harmlos und ungemein ängstlich und eingeschüchtert. So war einmal mein bloßes Absteigen vom Esel, das bei meinem Leiden zahllose Male nothwendig war, für eine Gruppe von vielleicht 500 Eingeborenen die Veranlassung zu einer Flucht über Hals und Kopf; ein andermal genügte dazu selbst mein bloßes Anhalten und Visiren mit dem Taschen-Compaß.

Zu Beginn dieses Marsches wurden wir an unseren Vorgänger im Kikujulande, den seither verstorbenen Dr. G. Fischer erinnert, indem wir nach Aussage einiger unserer Leute seine Ostwest gerichtete Route kreuzten. Die Leute erzählten uns, daß sie vier Tage gebraucht hätten, um das Kikujuland der Breite nach zu durchziehen, und daß es täglich nöthig gewesen sei, von den Waffen Gebrauch zu machen.

Das herrliche Thal, in welchem wir lagerten, bot den Anblick bedeutenden Wohlstandes. An zwanzig kleine Dörfer oder Weiler waren auf den Höhen und Lehnen in unserem Umkreise zu sehen.

Durch eine ähnlich schöne und fruchtbare Landschaft ging es auch am 27. September. Einzelne Bergrücken maßen 160 Meter Thalhöhe, auch hatten wir einen reißenden Bach, den Tájahoz, zu passiren. Zum ersten Male, seit wir im Kikujulande reisten, wölbte sich an diesem Tage ein klarer Himmel über uns, und wir fanden auch vom Kamme eines Rückens aus endlich Gelegenheit, die großartige Alpenlandschaft zu überblicken, nach welcher wir schon lange vergeblich ausgeschaut hatten. In Nordwesten war die Séttimakette mit ihren 4000 Meter hohen Gipfeln und in N. $29^1/_2{}^0$ O., wohl noch in blauer Ferne, doch klar und rein der Kenia zu sehen. Dieser nördliche Rivale des Kilimandscharo kann sich, was Schönheit der Formen und Linien anbelangt, mit dem letzteren in keiner Hinsicht messen. Von Süden aus gesehen erscheint er der Hauptsache nach als breite, flache und so stark abgestumpfte Pyramide, daß man ihn beinahe für ein Hochplateau halten könnte. Nur im Westen ist dem Bergstocke am äußeren Rande eine schroffe, felsige Spitze aufgesetzt, die jedoch in keinem Verhältnisse zur gewaltigen Masse steht, aus welcher sie herausragt. Nordöstlich von diesem Felsgipfel fällt eine Kuppe auf, die flachgerundet und schneebedeckt ist. Die Berghänge des Kenia, welche im Westen sehr allmälig ansteigen, dachen sich nach Osten fast unmerklich ab, weshalb sich die Schneemassen nach dieser Richtung hin noch weithin erstrecken und dem Berge, von Süden aus gesehen, das Aussehen eines mächtigen, mit Gletschermassen bedeckten Hochplateaus verleihen. Wiewohl uns das Panorama dieses afrikanischen Bergriesen eigentlich enttäuscht ließ, wirkte doch der Aus-

blick auf dasselbe, als unser nächstes Reiseziel, neubelebend auf uns und unsere Zuversicht; und das war gerade mir ganz besonders vonnöthen, da ich mittlerweile schon zu einem kraftlosen Skelete herabgekommen war, das wohl nur noch durch die fortwährenden Aufregungen in künstlicher Weise aufrecht erhalten wurde.

Ganz unangefochten gelangten wir am 28. September zu einem Masijoja genannten, größeren Bache und am darauffolgenden Tage zu einem 15 bis 20 Meter breiten und 1 Meter tiefen, ungemein reißenden Wasser, das ebenso hieß. Ueber den Masijoja I. führte ein guter, durch einen Baumstamm gebildeter Steg, der erste, welchen wir im Kikujulande antrafen. Den zweiten Bach hatten wir zu durchwaten. Während beider Märsche waren wir von wogenden Scharen Eingeborener umgeben, die in durchaus friedlicher Weise auftraten; fast bei keinem waren Waffen zu sehen. Aus verschiedenen Anzeichen konnten wir indeß entnehmen, daß ihre Friedfertigkeit nicht Gefühlssache war, sondern auf wohlüberlegter Berechnung, vielleicht auf der Erinnerung an die Züchtigung fußte, welche sie seinerzeit von Seiten der Karawane des Dr. Fischer erhalten haben mochten. So waren alle Pfade, welche in der Nähe von Dörfern vorbeiführten, sorgfältig verschlossen und bewacht und häufig auch die Ränder der Aecker, welchen entlang der Pfad führte, durch zahllose scharf zugespitzte Holzpflöcke gesichert, die in die Erde gesteckt waren; auch wies man uns stets ganz barsch auf den richtigen Pfad.

Nebenbei sei mir hier gestattet, zu erwähnen, daß man sich über die Folgen des gewaltsamen Auftretens eines Reisenden feindlich gesinnten Eingeborenen gegenüber in den weitesten Kreisen ganz unrichtigen Vorstellungen hingibt. In Ländern, wo die Gewalt des Stärkeren und die Wiedervergeltung das einzige Rechts- und Sittengesetz bilden, gelten Nachgiebigkeit und Duldung nur als stillschweigendes Eingeständniß der Furcht und Schwäche, und ist ein Erfolg gegenüber dem Widerstande nur durch Anwendung des nöthigen Zwanges zu erzielen. Auch die gerade in neuester Zeit oft gehörte Ansicht, daß durch das thatkräftige Auftreten eines Reisenden dem Nachfolger Schwierigkeiten erwachsen, ist entschieden falsch und kann auch

nur von Leuten vertreten werden, welche den thatsächlichen Verhältnissen immer vollkommen ferne gestanden haben. Wir wenigstens würden, selbst mit geringen Machtmitteln ausgestattet, in diesen Ländern stets lieber den Fußstapfen eines Europäers folgen, der es verstanden hat, sich durch Ent-

Am Masijoja I.

faltung seiner Ueberlegenheit Achtung zu verschaffen, als denen eines irrenden Philantropen. Daraus ergibt sich aber auch in weiterer Folge, daß eine mit großen Machtmitteln ausgerüstete Expedition schon aus diesem Grunde größere Wahrscheinlichkeit bietet, in unblutiger Weise zu verlaufen, und daß die »kleinen Heereszüge«, als welche einzelne neuere Forschungsexpeditionen gebrandmarkt werden wollen, denn doch nicht ohne weiteres zu verurtheilen sind.

Wir lagerten am linken Ufer des zweiten Masijojabaches, an der Einmündung eines kleinen, Esurusuru genannten Bächleins, welches aus einem nach Norden zu steil ansteigenden Seitenthale herauskam. Die bedeutenden Mengen Eingeborener, welche sich in diesem Lager und in der Umgebung desselben herumtrieben, verriethen nicht geringes Selbstbewußtsein und waren auch, wie es schien, dem Gedanken, uns anzugreifen, nicht ganz abhold. Unsere Führer hatten uns darauf schon am Morgen aufmerksam gemacht, indem sie uns aufforderten, die Gewehre bereit zu halten. Die Aufrichtigkeit dieser Leute, welche uns niemals getäuscht und stets ihren Landsleuten gegenüber zu uns gehalten haben, war entschieden eine der überraschendsten und unerklärlichsten Erscheinungen im Laufe unserer Kikujureise.

Es kam zu keinen Feindseligkeiten, wohl aber einige Male zu allgemeinem »Uuui«-Geschrei und zu Lagerfluchten. Der Kriegsruf ging häufig von jungen Mädchen aus, die damit die Krieger, ihre Brüder oder Freunde, zu einem Angriffe aufmuntern wollten; sie mochten wohl hoffen, daß ihnen dabei die Menge schöner Sachen in die Hände fallen würde, welche wir besaßen.

Der Marsch am 30. September führte erst im Thale des Esurusuru weiter und dann auf einen flachen Rücken hinauf, der nach Norden zu ganz allmälig abdachte. Von dort aus bekamen wir zur allgemeinen Freude endlich den nördlichen Grenzwald von Kikuju zu sehen, und wenn wir denselben an dem Tage auch nicht erreichten, so war damit doch der Abschluß unserer qual- und mühevollen Reise in bestimmte Nähe gerückt. Vereinzelte, hochstämmige Fiederpalmen traten hier seit Taweta zum ersten Male wieder auf. Wir errichteten unser Lager auf einer sanften Lehne, neben einem kleinen, inselartig dastehenden Wäldchen, in welchem sich zahlreiche Colobusse herumtrieben, bei unserer Annäherung jedoch schleunigst das Weite suchten. Im Thale floß ein seichtes, stellenweise mit Binsen bewachsenes Bächlein.

Während des Marsches hatten wir durch ein so freches und herausforderndes Benehmen der Eingeborenen zu leiden gehabt, wie wir es in

gleicher Weise bisher noch nicht erfahren hatten. Alle Krieger waren kampfgerüstet, viele mit einem frischen Fettüberzug und die meisten auch mit einem neubemalten Schilde versehen. Ein besonders übermüthiger Bursche unterhielt sich unter Anderem damit, unseren Somâlchef Dualla, der vor mir herging, mehrmals mit dem blanken Speere zu bedrohen. Diesem ging schließlich die Geduld aus, und er riß seine Büchse an die Backe, doch auch nur, um zu drohen. Ich hatte den Krieger die ganze Zeit über beobachtet, war überzeugt, daß er es kaum wagen würde, Ernst zu machen, richtete indeß an den Mann auf gut Deutsch die Warnung, sich in Acht zu nehmen, was — wie häufig schon — auch in diesem Falle seine Wirkung that.

Wir fühlten uns an dem Tage jedoch sehr erleichtert, als wir schließlich ohne Zwischenfall den Lagerplatz erreicht hatten, und machten uns daselbst auch sofort mit Aufgebot aller Kräfte an die Sicherung desselben. Da die Leute sich dabei nothwendigerweise zerstreuen mußten, war diese Zeit stets ein besonders gefährlicher Theil des Tages, und wir standen dann mit schußbereitem Gewehr immer selbst Wache.

Bis zur Vollendung der Lagerarbeiten war diesmal den Eingeborenen in unzweideutiger Weise nahegelegt worden, sich ferne zu halten, und auch später ließen wir nur eine beschränkte Zahl, und zwar nur Unbewaffnete, zum Lagerbesuche zu. Ein heftiger Regen, der später am Nachmittage niederging und mit Unterbrechungen bis zum folgenden Morgen andauerte, trug gleichfalls das seinige dazu bei, daß der Tag ohne die weiteren, gefürchteten Ereignisse verlief. Damit war indeß nichts gewonnen, weil gleichzeitig die Wege ungangbar schlüpfrig geworden waren und wir nicht daran denken konnten, unseren Marsch fortzusetzen.

Am folgenden Tage, der unfreundlich und regnerisch anbrach, sich später jedoch aufklärte, stellten sich die ersten Eingeborenen schon vor Tagesgrauen ein, und so wie es heller und wärmer wurde, mehrte sich die Menge. Die wenigsten waren gekommen, um Lebensmittel zum Verkaufe zu bringen, und da Niemand ins Lager durfte, den bloße Neugierde herführte, hielt sich die Menge größtentheils in unserer Umgebung auf

den Höhen und Lehnen, in großen Gruppen vereint auf. Irgend Etwas sagte uns, daß wir auf der Hut sein müßten, und wenn sich all' das Volk in der Runde auch verhältnißmäßig ruhig verhielt, so beobachteten wir dessen Bewegungen doch unausgesetzt mit argwöhnischen Blicken. Schon am vorhergegangenen Tage hatte die Unterhaltung einiger besonders übermüthiger Krieger darin bestanden, daß sie unter dem tobenden Beifalle der vielen Zuschauer unsere Leute, wenn sie zum Wasser gingen, mit ihren Waffen bedrohten oder sonst zu erschrecken versuchten. Letzteres gelang ihnen zu unserer Genugthuung wohl nur in geringem Grade, da aus unseren Leuten im Laufe der Zeit und durch unsere leicht errungenen Siege eine ganz herzhafte Schar geworden war, die nicht so bald vor einer Gefahr zurückschreckte.

Die Unverschämtheit der Eingeborenen nahm indeß immer zu, und die Stunden unserer gewöhnlichen Gefangenschaft im Lager vergingen uns in der beständigen Erwartung eines Angriffes. In dieser Lage wäre ein ganz unschuldiger Vorfall, der sich Vormittags zutrug, auf ein Haar die Ursache von viel Unglück geworden. Graf Teleki schrieb eben in seinem Zelte, während ich angekleidet auf meinem Krankenbette lag. Wie immer standen und lagen verschiedene geladene Büchsen allerwärts im Zelte herum, so daß wir nur eine der beiden Hände darnach auszustrecken brauchten. Die Eingeborenen hockten rings um das Lager herum und beriethen sich zeitweise, verhielten sich jedoch meist verhältnißmäßig ruhig; so herrschte also eine beinahe unnatürliche und um so größere Stille, als auch unsere Leute mit dem Gewehre im Arme keinen Grund zu besonderer Fröhlichkeit hatten. Da wurde ganz plötzlich ein allseitiger, heftiger Aufruhr laut, wie wenn ein allgemeiner Sturm auf unser Lager erfolgt wäre. Wir hatten, wie gesagt, schon längst Aehnliches erwartet, Graf Teleki und ich stürzten daher mit gespannten Gewehren aus unseren Zelten heraus und sahen wirklich fast sämmtliche Eingeborene mit vielhundertstimmigem Geschrei auf das Lager zurennen; schon waren die Nächsten nur 50 Schritte davon entfernt. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß weder Graf Teleki noch ich losdrückten, obwohl wir Beide in

dem Augenblicke fest glaubten, daß ein Angriff stattfinde. Unseren ersten Schüssen wäre sicher das allgemeine Feuer unserer gesammten Mannschaft nachgefolgt, so aber genügte der Moment des Zögerns, uns einen Warnruf eines unserer Leute hören zu lassen, wenn wir ihn auch nicht gleich verstanden. Damit aber war die Gefahr beschworen. Es hatte sich nämlich nur um eine Zwerggazelle gehandelt, die auf einmal in der Nähe aufgetaucht und, von den Eingeborenen umringt, gegen das Lager geflüchtet war; sie zu fangen, waren Alle aufgesprungen und ihr nach auf das Lager losgestürzt. Die Gazelle wurde dann im Lager selbst eingefangen.

Im Laufe des Nachmittags wurde namentlich Dualla, welcher mit dem Einkauf der wenigen Lebensmittel beschäftigt war, die gebracht worden waren, mehrere Male ernstlich bedroht, so daß er sich bei Teleki beklagte und um Maßnahmen bat. Graf Teleki gab daraufhin den Führern den Befehl, ihre Landsleute zu warnen und ihnen zu sagen, daß wir auf sie schießen würden, wenn sie mit den Belästigungen und Bedrohungen nicht aufhörten. Es half jedoch nichts. Dualla kam noch einmal mit derselben Beschwerde und wurde nun ermächtigt, gegen den nächsten Mann, der mit blanker Waffe auf ihn loskommen sollte, Gewalt zu gebrauchen. Das hörte ich noch von meinem Bette aus, dann schloß ein gesunder Schlaf meine müden Augen. Eine Stunde lang mochte ich so gelegen haben, als mich ein heftiges Gewehrfeuer aus meinen Träumen schreckte. Das half mir natürlich auf die Beine, und trotz meiner Schwäche war ich rasch aus dem Zelte und feuerte nun auch Schuß auf Schuß in die Masse der Eingeborenen, welche sich in der Runde zeigten. Graf Teleki stand einige Schritte vor mir, gleichfalls feuernd.

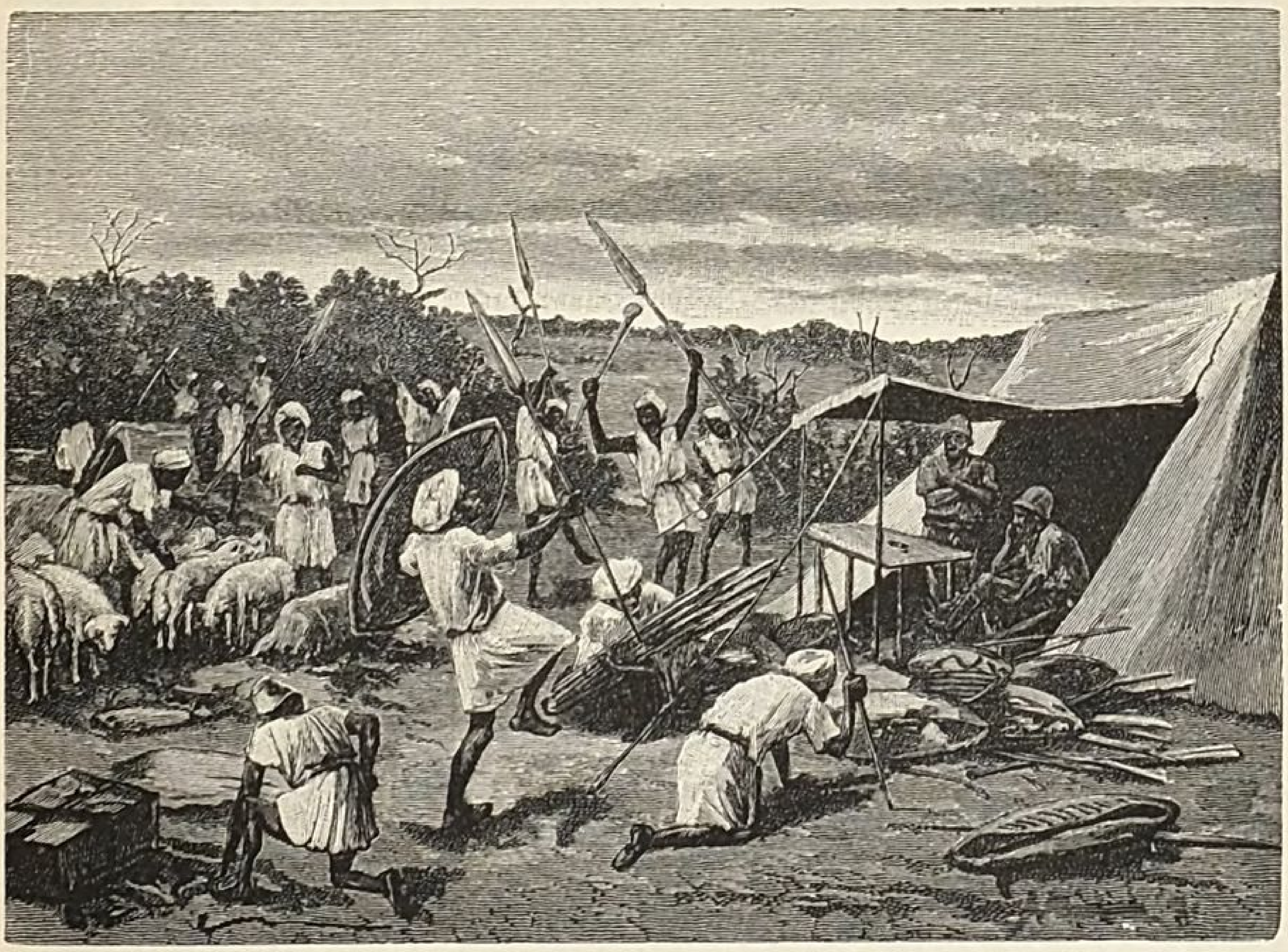
Nicht lange dauerte es und die Eingeborenen wandten sich zur Flucht; unsere Leute aber waren nun nicht mehr zu halten. Auf's Aeußerste gereizt durch die wochenlang ertragene Aufregung, die täglichen Provocationen der Eingeborenen und die schlaflos auf Wache verbrachten Nächte, kam in ihnen der lang verhaltene Grimm zum Durchbruch, und in wilder Wuth stürmten sie wie ein Mann aus dem Lager, den Eingeborenen nach, die nach allen Richtungen hin das Weite suchten. Außer Teleki, Dschumbe

Kimemeta und mir gab es dann nur noch vier kranke Leute im Lager, alle anderen hatten die Verfolgung der Eingeborenen aufgenommen. Eine Zeit lang, und immer ferner, waren noch vereinzelte Schüsse zu hören, dann herrschte Todtenstille im Thale.

Nach einer Stunde ungefähr konnten wir schwärzliche Rauchsäulen in der Umgebung aufsteigen sehen — Dörfer der Eingeborenen, welche von unseren Leuten in Brand gesteckt worden waren. Dann kamen Trupps derselben allmälig aus den verschiedenen Richtungen gegen das Lager her gezogen, schreiend, singend und tanzend, zeitweise die Gewehre abfeuernd und die erbeuteten Speere und Schilde schwingend. Fast Alle trieben kleinere oder größere Viehherden vor sich her, manche auch einzelne gefangene Weiber oder Kinder. Schar um Schar zog so ins Lager ein, das bald zu enge wurde, die Menge an Vieh aufzunehmen. Der Siegesrausch steckte unseren Leuten noch lange in den Gliedern, und wie toll und trunken, das Gesicht mit Blut beschmiert oder sonstwie zur wilden Fratze entstellt, kamen sie tänzelnden Schrittes zu Teleki's Zelt, führten dort unter Jauchzen und Sprüngen einen Siegestanz auf und übergaben während desselben ihre Beute.

Gegen 5 Uhr war fast Alles eingerückt, nur Dualla mit drei oder vier Leuten fehlte noch. Im selben Augenblicke, als sein Abgang festgestellt wurde, erschienen wieder bedeutende Kriegermengen auf einem der umliegenden Rücken in etwa 1000 Schritt Entfernung vom Lager, gerade in der Richtung, in welcher wir ihn vermutheten. Wir glaubten ihn schier verloren, jedenfalls aber in großer Gefahr. Graf Teleki schickte daher sofort eine Abtheilung von 50 Leuten den Kriegern entgegen, um für alle Fälle deren Aufmerksamkeit anderweitig zu beschäftigen, und wendeten sich diese in der That unseren Leuten zu. Einer der Krieger war allen Anderen weit voraus und kam heftig gestikulirend auf unsere Leute zu. Er mochte wohl als Parlamentär gekommen sein, da er jedoch vollkommen bewaffnet war und auch keinen grünen Zweig in der Hand hielt, sich überhaupt ungeberdig benahm, wurde er gefangen und gefesselt. Zur selben Zeit war auch Dualla mit drei Begleitern auf demselben Rücken aufgetaucht.

Dualla hatte nicht so bald unsere Schar erblickt, als er auf sie zueilte und an der Spitze derselben den Kriegern bis auf Pfeilschußweite entgegenschritt. Erst schien sich eine Unterredung zwischen den beiden Parteien zu entspinnen, dann aber war eine Bewegung unter den Kriegern zu bemerken; im Augenblicke darauf hörten wir die Gewehre krachen und sahen im Pulverdampfe die Krieger fliehen. Wie Dualla nachträglich



Siegestrunken.

meldete, war er durch die Eröffnung des Feuers einem drohenden Angriffe der Eingeborenen zuvorgekommen. Der Rest des Tages verlief ohne weitere Zwischenfälle.

Der Ausbruch der Feindseligkeiten war wieder durch den Uebermuth einiger Krieger veranlaßt worden. Dualla war außerhalb des Lagers gewesen, um den Ankauf der Lebensmittel zu überwachen. An solchen war zwar nur wenig gebracht worden, doch hofften wir durch Vorzeigen unserer Waren und durch unsere Bereitwilligkeit zum Einkaufe, die Ein-

geborenen anregen zu können, größere Mengen davon zu Markt zu bringen und damit auch ihre Stimmung in friedlichere Bahnen zu leiten. Nach wie vor unterhielten sich jedoch einige Krieger damit, unsere Leute zu verhöhnen und zu bedrohen. Ein Eseljunge, welcher zum Wasser gegangen war und einen unter allgemeinem Jubel heranstürmenden Krieger ruhig erwartet hatte, wurde sogar verwundet. Schließlich richteten sich die Herausforderungen gegen Dualla selbst. Ein Krieger war dreimal aus der Mitte der Scharen herausgesprungen und mit gezücktem Schwerte auf ihn losgestürmt. Dualla hatte ihm immer voller Ruhe Stand gehalten und ihn auch gewarnt, daß er schießen würde, wenn die Klinge seinen Körper auch nur berührte. Ein viertes Mal kam derselbe Krieger heran, diesmal mit einem zweiten im Gefolge, und während der eine ihm den Speer an die Brust setzte, griff der andere rasch nach einem Bündel von Perlensträngen, welchen Dualla am Arme hängen hatte. Auch erscholl in dem Augenblicke ein satanisches Kriegsgeheule. Nun aber drückte Dualla los, und das war für unsere Leute, welche den Vorgängen mit aufgeregter Spannung gefolgt waren, der Anstoß zu dem folgenden allgemeinen Waffengebrauch gewesen.

Wir hatten nun 19 Gefangene und bei 90 Kühe und 1300 Schafe und Ziegen als unvorhergesehene Gäste im Lager. Der Platz hiefür war natürlich viel zu beschränkt, und der Abend und die Nacht vergingen in entsetzlicher Weise. Die Thiere brüllten, meckerten und blöckten in allen Tonarten; unsere Leute tollten und johlten in unbändiger Siegesfreude, indeß die gefangenen Weiber und Knaben jammerten, und zwar um die Schafe und Ziegen, mit welchen sie überrascht und gefangen genommen worden waren. Uns aber drückte zu alledem noch die Besorgniß vor einem weiteren, unserer Meinung nach unausbleiblichen Angriff der Eingeborenen, welcher auf der einen Seite durch einen Rücken, der unser Lager beherrschte, auf der anderen durch das angrenzende Wäldchen in bedenklicher Weise erleichtert war. An beiden Punkten wurden daher stärkere Wachposten vorgeschoben und im Lager selbst ein strenger Wachdienst eingerichtet, an dessen Leitung wir uns selbst betheiligten.

Nachdem in dieser Weise für unsere Sicherheit vorgesorgt war, ging's ans Berathen bezüglich unseres weiteren Verhaltens. So sehr wir die Zerstörung der Eingeborenendörfer auch bedauern mochten, die Thatsache ließ sich nicht mehr ungeschehen machen. Dschumbe Kimemeta meinte zwar, daß unser diesmaliges Vorgehen das einzig richtige gewesen sei, um uns die Eingeborenen vom Halse zu halten, sowie, daß wir nur in der gleichen Weise fortzufahren brauchten, um des Erfolges sicher zu sein. Wir lehnten jedoch den Vorschlag ab und beschlossen Alles aufbieten zu wollen, um den Frieden mit den Eingeborenen wieder herzustellen. Die Gefangenen und die Viehherden, welche wir in Händen hatten, sollten uns dabei, wie wir hofften, die nöthige Handhabe bieten.

Die Nacht verlief gegen unsere Annahme ruhig, und in gespannter Erwartung sehnten wir uns wachend nach dem Anbruch des Tages. Ein trüber Morgen folgte, und leichte Nebel, die aufstiegen, verhinderten eine genaue Umschau. Als es endlich heller wurde, konnten wir zuerst nur zwei scheue Gestalten entdecken, die sich am südlichen Rücken, in ungefähr 800 Schritt Entfernung vorsichtig näher schlichen; sie wollten wohl auskundschaften, ob wir dablieben oder weiterzogen. Etwas später kamen vier andere Eingeborene dem Lager zugeschritten, welche grüne Zweige in den Händen hielten, nach je 100 Schritten stehen blieben und durch kutire kimandaja-Rufe unsere Aufmerksamkeit zu erregen suchten. Wir begrüßten diese ersten Vorboten friedlicher Gesinnung mit großer Befriedigung und forderten sie auf, ohne Scheu zum Lager zu kommen. Das wagten sie jedoch nicht, und da sie sich schließlich in 300 Schritt Entfernung niederhockten und erklärten, nicht näher kommen zu wollen, wurden unsererseits Kinjandscha und der einzige Führer, den wir noch hatten, zu ihnen hinausgeschickt. Der zweite Führer war, gleich nachdem wir das Lager bezogen hatten, unter dem Vorwande fortgegangen, seine Freunde besuchen zu wollen. Da er noch keinerlei Lohn von uns erhalten hatte, vermutheten wir alles Andere, als daß er entweichen würde, hatten uns jedoch getäuscht; er erschien nicht wieder. Der Andere, ein verhältnißmäßig junger Mann, erklärte daraufhin ganz unaufgefordert, wir möchten nicht fürchten, daß

auch er verschwinden werde; doch schien er aufgeregt und ernst gestimmt. Wir begriffen vollkommen die mißliche Lage, in welcher er sich befand, da er in den Augen seiner Landsleute als Verräther erscheinen mußte; deshalb trösteten wir ihn, so gut es ging, mit der Versicherung, daß er seinem Lande den größten Dienst damit erweise, wenn er bis zur Grenze noch ehrlich mit uns halten und unsere friedlichen Bestrebungen unterstützen würde.

Dieser Mann und Kinjandscha wurden von Teleki beauftragt, den vier Eingeborenen zu erklären, daß wir selbst einen Friedensschluß wünschten, denselben jedoch nur mit der Bevölkerung der ganzen Umgebung abschließen würden, da wir wissen müßten, ob wir es auf dem noch übrigen Marsche zur Grenze mit Freunden oder mit Feinden zu thun hätten. Wirließen daher die Häuptlinge der sämmtlichen Dorfschaften der Umgebung zu einem Blutsfreundschaftsbunde mit uns auffordern, und sobald derselbe zu Stande gekommen wäre, würden wir das gesammte Vieh in unserem Besitze zurückstellen und auch die Gefangenen freigeben.

Die vier Unterhändler empfingen die Botschaft und gingen dann ihre Wege. Eine Stunde später zeigten sie sich wieder in der Nähe und brachten die Nachricht, daß ihre Dörfer, sowie die Bewohner noch einiger anderer Thäler geneigt wären, den Freundschaftsbund mit uns einzugehen, daß jedoch die Bevölkerung der südlichen und nordwestlichen Thalschaften davon nichts wissen wollte; die wünschten Krieg.

Wir gaben die Antwort, daß wir bis Mittag warten würden. Wenn bis zu dem Zeitpunkte nicht sämmtliche Samaki der Umgebung zum Freundschaftsbunde erschienen wären, würden wir annehmen, daß sie alle unsere Feinde seien und dementsprechend vorgehen.

Abermals zogen die Friedensvermittler von dannen und während mehrerer Stunden herrschte dann Ruhe. Weder die vier Unterhändler noch die Häuptlinge ließen sich blicken, dafür tauchten, gerade zur Mittagszeit, größere Mengen Eingeborener auf dem Kamme des südlichen Rückens auf. Nach den Schilden zu schließen, die frisch getüncht, lebhaft zu uns herüberblinkten, waren es ausschließlich Krieger, und da von einem höheren Punkte oberhalb des Lagers, welchen wir des besseren Auslugs halber besetzt

hielten, die Meldung kam, daß dahinter noch weit mehr als 1000 Eingeborene zu sehen seien, gaben wir die Hoffnung auf eine friedliche Wendung der Verhältnisse auf. Ohne weiter zuzuwarten, wurde eine Abtheilung von 120 Leuten formirt und dieselbe unter der Führung Dualla's den Kriegerscharen entgegengesendet. Die Eingeborenen hielten auch diesmal nicht Stand, und schon nach einigen wenigen Dechargen war die Umgebung gesäubert.

Die folgende Nacht verging ohne Störung, und am Morgen des 3. October rüsteten wir zum Aufbruche. Noch immer wäre es uns lieb gewesen, unsere Hand zum Friedensschlusse bieten zu können, das Thal war jedoch stille und verlassen. Niemand ließ sich sehen, als wir uns endlich in Bewegung setzten. Die größte Mühe verursachte uns das Zusammenhalten unserer großen Viehherde, da die Thiere, kaum aus der Lagerumzäunung heraus, nach allen Richtungen zu entkommen suchten. Unser Hauptaugenmerk während dieses Marsches war natürlich nach hinten gerichtet, weil wir uns nach dieser Richtung hin mit Jedermann in Feindschaft wußten. In der vor uns liegenden Wegrichtung waren die Dörfer und auch die Habe der Eingeborenen verschont geblieben, dort durften wir bei der herrschenden Zerfahrenheit der Bevölkerung daher hoffen, einer wenigstens nicht ausgesprochen feindseligen Haltung der Eingeborenen zu begegnen.

Wir kamen an mehreren Dörfern vorbei; sie waren alle verlassen. In der Ferne konnten wir dafür auf einzelnen Hügeln und Rücken die Bewohner derselben unterscheiden, die uns beobachteten. Erst als sie sahen, daß wir unbekümmert um sie und friedlich weitermarschirten, wurden sie allmälig zuversichtlicher. Sie wagten es dann bei den Hütten zu bleiben und ließen uns ruhig vorbeiziehen. Viele hatten grüne Zweige in den Händen. Uns nach folgten wohl kleinere Scharen Krieger, doch gaben sie uns keinen Grund zu Besorgnissen, da sie sich nicht allzu nahe heranwagten; andere begleiteten uns auf Seitenwegen in verschiedenen Entfernungen.

Auf diesem Marsche verloren wir in aller Stille einen unserer Leute. Abedi wadi Heri war ein kranker Mann, wie ich, der nur mühsam der

Karawane zu folgen vermochte. Bereits viele Male war er uns zurückgeblieben, da er sich ins Gebüsch zu verkriechen pflegte, um, wie er sagte, ruhig sterben zu können. Wir hatten ihn bisher noch jedes Mal rechtzeitig vermißt, und Dualla hatte dann stets seine Noth mit dem Aufsuchen gehabt, da der Mann nicht einmal antwortete, wenn man ihn rief. Einmal nun fehlte der Mann wieder, und als wir uns daraufhin umwendeten, um nach ihm auszuschauen, erblickten wir in 400 Schritt Entfernung eine Kriegerschar, die uns sein blutgetränktes Hemde zum Hohne entgegenhielt. Eine der Kugeln, welche wir den Kriegern zuschickten, wird seinen Tod wohl gerächt haben.

Wir gelangten zunächst zu dem zwar seichten, jedoch 25 Meter breiten, sehr reißenden Buraflusse. Graf Teleki wurde da von einer Gruppe alter Männer mit grünen Zweigen empfangen und versichert, daß uns Niemand feindlich gesinnt sei. Ueber den Fluß führte ein recht kunstvoll gebauter Steg, doch baten die Eingeborenen um Schonung desselben, und da wir jeden Anlaß zu Mißhelligkeiten gerne vermieden, ließ Teleki die Karawane hindurchwaten. Trotz der vielen Rinder, Ziegen und Schafe waren wir schon nach einer Stunde tüchtiger Arbeit am jenseitigen Ufer. Dort hatten sich inzwischen wieder bedeutende Menschenmassen angesammelt, wurden jedoch von älteren Leuten mit grünen Zweigen zurückgehalten.

Als wir dann den vorliegenden Rücken hinanstiegen und, höher gelangend, die weitere Umgebung besser überschauen konnten, bot sich uns ein höchst bedenklicher Anblick. Soweit wir blickten, waren Rücken und Abhänge mit dichtgedrängten Scharen Eingeborener besetzt. War es ein bewaffneter Friede, der uns den friedlichen Durchmarsch nahelegen sollte, oder waren es die vereinigten Krieger einer weiten Umgebung, welche noch vor Thorschluß — wir näherten uns dem Grenzwalde — den Vernichtungskampf wagen wollten? Wir wußten nicht, was wir von ihnen halten sollten, im letzteren Falle aber hatten wir es sicher mit einer fünfzigfachen Uebermacht zu thun. Diese Massen Eingeborener folgten in der Entfernung genau unseren Bewegungen. So lange wir am Burabache gehalten hatten, waren auch sie stehen geblieben, und als wir uns wieder in Bewegung

setzten, sahen wir sie gleichfalls dieselbe Richtung einschlagen. Unsere allernächste Umgebung wurde dabei fortwährend von alten Männern mit grünen Zweigen in der Hand freigehalten; diese eilten voraus, oder seitwärts ins Gebüsch, kurz, sie bemühten sich, jede Störung unseres Marsches bei Zeiten aus dem Wege zu räumen.

So kamen wir endlich, abgesehen von etlichen Diebstahlsversuchen an unseren Schafen und Ziegen im buschbedeckten Terrain, ohne besondere

Abedi wadi Heri in den Händen der Wakikuju.

Vorfälle, kurz nach Mittag zu einem breiten, seichten, mit Schilf bewachsenen Wasserlauf und lagerten hart am inneren Rande des nördlichen Grenzwaldes. Es war unser letzter Marsch im Kikujulande gewesen. Nur die Passirung des Grenzwaldes galt es noch, dann waren wir wieder in der freien, unbewohnten Wildniß, nach welcher wir uns während der vergangenen Wochen unzählige Male gesehnt hatten.

Wir hätten am liebsten diesen Wald schon am folgenden Morgen zwischen uns und die Wakikuju gelegt, durften dies jedoch nicht wagen, so lange wir noch einen Angriff zu befürchten hatten und auch mit den Pfaden, welche hindurchführten, gänzlich unbekannt waren.

Am Lagerplatze hatten sich wohl wieder einige alte Männer mit Blätterbüscheln und der Versicherung ihrer Friedensliebe eingefunden, aber kein Samaki war erschienen. In der Umgebung aber tauchten allmälig bedenklich große Scharen bewaffneter Eingeborener auf. Zudem hatte es sich bald nach unserem Anlangen gezeigt, daß auch unser letzter Führer verschwunden war, ohne irgend welchen Lohn für seine langen und guten Dienste empfangen zu haben. Wir hatten gar nicht die Absicht gehabt, ihn noch weiter in Anspruch zu nehmen, und so that es uns leid, ihn nicht beschenken zu können. Ein ganzes Kikujuvermögen wäre sein gewesen.

Der Tag verging ruhig, wenn auch nicht ohne Besorgnisse wegen des uns unverständlichen Treibens der Eingeborenen. Dieselben verbrachten ihn, so wie wir theilweise auch sehen konnten, mit lebhaft geführten Berathungen, welche uns natürlich für die Nacht und den folgenden Tag auf Alles gefaßt sein ließen. Doch verlief auch die Nacht ohne Zwischenfall; nur einmal war es nothwendig gewesen, eine Schar Eingeborener, die sich zu nahe an das Lager herangewagt hatte, mit Flintenschüssen zu vertreiben.

Am nächsten Frühmorgen sahen wir noch immer starke Gruppen in 1000 bis 1500 Schritt Entfernung, die sich eifrigst beriethen. Die Sitzungen hatten offenbar die ganze Nacht hindurch gedauert. Und als wir zwischenhin auch eine ganze Anzahl schwerbepackter Weiber aus einem Dorfe heraus und weiter fort eilen sahen, zweifelten wir nicht mehr, daß der Beschluß der Schauri auf Krieg lautete. Zu unserer Ueberraschung näherten sich aber gegen 11 Uhr Vormittags, anstatt der erwarteten Kriegerscharen fünfzehn ältere Männer dem Lager. Sie marschirten in einer Colonne, hielten hocherhoben grüne Zweige in den Händen und sangen eine choralartige Weise. Im Lager angekommen hockten sie sich nieder, und ein langer Friedensschauri begann. Sie erklärten, daß sie die ganze Nacht über berathschlagt hätten, weil die Männer der von uns vernichteten Dörfer zu ihnen gekommen wären, um sie zu einem Rachezug gegen uns aufzustacheln; doch seien sie zu dem Beschlusse gekommen, mit uns Frieden zu halten. Sie hätten durch uns weder Ochsen noch Schafe verloren, und wenn Jene so

übel angekommen wären, so mochten sie selbst Schuld daran gewesen sein; daher seien sie bereit, mit uns den Blutsfreundschaftsbund einzugehen.

Das war mehr als wir erwartet hatten, und das »Orioi muma« hatte uns noch nie so melodisch geklungen, wie dieses letzte Mal. Der Bund wurde zwischen Dualla und einem verhältnißmäßig jungen, ruhig und furchtlos auftretenden Krieger geschlossen, welcher sich als der Leigwoánan der Grenzkikuju vorgestellt hatte. Das Schauri drehte sich nebenbei noch um mehreres Andere. Wir ersuchten um Lebensmittelzufuhr nach Ndoro, einer am Fuße des Kenia (oder Kilimara, wie die Wakikuju diesen Berg nennen) gelegenen Landschaft, während die Eingeborenen nach langer Zeit wieder um Regen baten; davon war seit dem Regenschauri vom 11. September nicht mehr die Rede gewesen. Auch wurde das Uebereinkommen getroffen, daß uns keine Eingeborenen während des Marsches durch den Grenzwald folgen dürften und daß wir Jeden, der dennoch dabei betroffen würde, als Feind behandeln könnten. Dagegen versprachen wir, sämmtliche Gefangene frei zu lassen, sobald wir die Landesgrenze überschritten haben würden.

Am Vormittage war Maktubu mit 30 Leuten unter der Führung eines unserer gefangenen Weiber ausgezogen, um den Weg durch den Wald auszukundschaften. Sein Bericht lautete durchaus günstig. Der Waldgürtel war ganz schmal, der ziemlich gute Pfad führte nur eine kurze Strecke weit durch dichtes Gebüsch.

So brachen wir denn am folgenden Tage, dem 5. October, an einem kalten nebeligen Morgen auf. Zuerst ging es um einen kleinen Sumpf herum, dann durch dichten Buschwald weiter. Vom Hochwalde waren nur zwei schmale Rücken bedeckt, die wir bald hinter uns hatten, und wir lagerten auch noch zeitig am Vormittage, nur wenige 100 Schritte vom äußeren Waldrande entfernt, an einem seichten Wasserlaufe. Bald nachdem wir den Platz bezogen hatten, näherten sich uns wieder Eingeborene. Wir ließen sie Anfangs unbehelligt, vertrieben sie später jedoch durch Schreckschüsse, als wir bemerkten, daß sie sich von allen Seiten heranzuschleichen suchten. Einzelne Schüsse, die nun Niemanden mehr aufregten, außer Hamis,

unseren Affen, welcher davon regelmäßig beinahe Krämpfe bekam, fielen daher noch lange, bis die Eingeborenen schließlich zur Einsicht kamen, daß wir zu sehr auf unserer Hut waren und ihre, auf den Diebstahl von Schafen abzielenden Versuche aufgaben. Dann herrschte Stille im Lager.

Von den 1400 bis 1500 Meter hohen Lagerplätzen des mittleren Kikuju waren wir allmälig wieder in 1753 Meter Meereshöhe gelangt. Schon während des Marsches hatte es zu regnen begonnen, und das Wetter blieb auch während des übrigen Theils des Tages kalt und nebelig; es hielt sich auch Alles in den Zelten und den eiligst errichteten Laubhütten auf. So war es möglich gewesen, daß um 5 Uhr Nachmittags zwölf Wakikuju, Weiber und Männer, welche Lebensmittel trugen, ganz unbehelligt den Lagerplatz betreten konnten und plötzlich vor Teleki's Zelt standen. An der Spitze derselben befand sich der Leigwoánan, unser Blutsfreund. Wir wunderten uns, daß keiner unserer Leute die Schar hatte kommen sehen, erfuhren aber von Schibu wadi Kombo, der uns häufig durch seine geraden, aufrichtigen Antworten erheiterte, daß sie die Eingeborenen wohl bemerkt, jedoch den Zuckerrohrstangen, welche von Weitem gewinkt, nicht hätten widerstehen können. Der Leigwoánan aber, den wir ob der Gefahr beglückwünschten, welcher er entronnen war, meinte einfach, daß er zwar von Leuten, denen er begegnete, gewarnt worden sei, sich uns zu nähern, sich jedoch darum wenig gekümmert habe, da er ja unser Blutsbruder sei.

Der Leigwoánan blieb bei uns, um während der folgenden Tage unser Führer zu sein; die übrigen Leute, welche mit ihm gekommen waren, kehrten bald darauf heim. Mit ihnen ließen wir auch unsere Gefangenen ziehen, die durch reiche Geschenke, mit welchen wir sie betheilten, in die fröhlichste Stimmung versetzt worden waren. Die Weiber und Kinder hatten wohl gewußt, daß ihnen kein Leid geschehen würde, der gefangene Krieger aber schien wie aus den Wolken gefallen, als er sich plötzlich nicht nur im Besitze seiner Freiheit, sondern auch einer Menge schöner Dinge sah.

Am darauffolgenden Morgen marschirten wir weiter, über mehrere kahle Rücken, welche übrigens deutlich entnehmen ließen, daß sie einst vollkommen bewaldet waren. Wir überschritten auch zwei ziemlich bedeutende, ostwärts fließende Bäche und lagerten am Ufer des zweiten, in einem geschützten, kesselartigen Thale. Einzelne, scheue Eingeborene hatten uns auch während dieses Marsches umschwärmt, und als ein Theil unserer Leute sich vom Lager aus aufmachte, um das Fleisch eines Nashorns zu holen, das Graf Teleki unterwegs geschossen hatte, fanden sie es bereits angegriffen und seiner Hörner beraubt.

Die Landschaft, welche wir an dem Tage durchzogen hatten, machte im allgemeinen einen öden Eindruck, doch zeigte sich einiger Buschwuchs, Baumeuphorbien und die Calotropis procera (arab. Oschar) darunter. Dafür war das Thal, in welchem wir lagerten, ein reizender Erdenwinkel. Ziemlich steil ansteigende Lehnen, die gleich der Thalsohle mit kurzem, saftigen Grase und einzelnen hochgewachsenen Fiederpalmen bestanden waren, umrandeten es von allen Seiten. Ueber Alles aber ging uns nach den unruhevollen Tagen, welche wir hinter uns hatten, die lauschige Stille, die da herrschte. Wir hätten das ständige Lager, von welchem aus die geplante Besteigung des Kenia ausgeführt werden sollte, gern an dieser Stelle errichtet, doch lag dieselbe einerseits zu nahe der Kikujugrenze, andererseits zu weit von Ndoro. Wir brachen daher schon am folgenden Morgen wieder auf.

Nach Ndoro war es noch ein starker Marsch, der in nordöstlicher Richtung durch eine langsam ansteigende, wellige Landschaft führte. Waldpartien wechselten mit graubraunen, von kurzem Steppengrase besetzten Lichtungen ab; hie und da war der Grasbestand auf weite Strecken auch niedergebrannt. Fast eine Stunde lang aber ging es wie durch einen verlassenen, verwilderten Park mit überwucherten Blumenbeeten und feinsandigen, glatten Wegen, die zwischen Waldinselchen und Bosketts hindurchführten; nur die Schloßruine fehlte zur Vervollständigung des Bildes.

Ein tief in den vulkanischen Boden eingeschnittenes Thal, das wir zu überschreiten hatten, schloß den Park ab. Pfade führten durch Buschwald

hinab in die Tiefe, in welcher ein klarer Wasserlauf, der Ngare na erobi, — d. h. der kalte Bach — rauschte, dann wieder hinauf zu einer dürren Grassteppe, in welcher wir am Nachmittage lagerten. Zu unserer Ueberraschung standen da schon ungefähr 20 Wakikuju, welche uns, mit verschiedenen Lebensmitteln beladen, erwarteten.

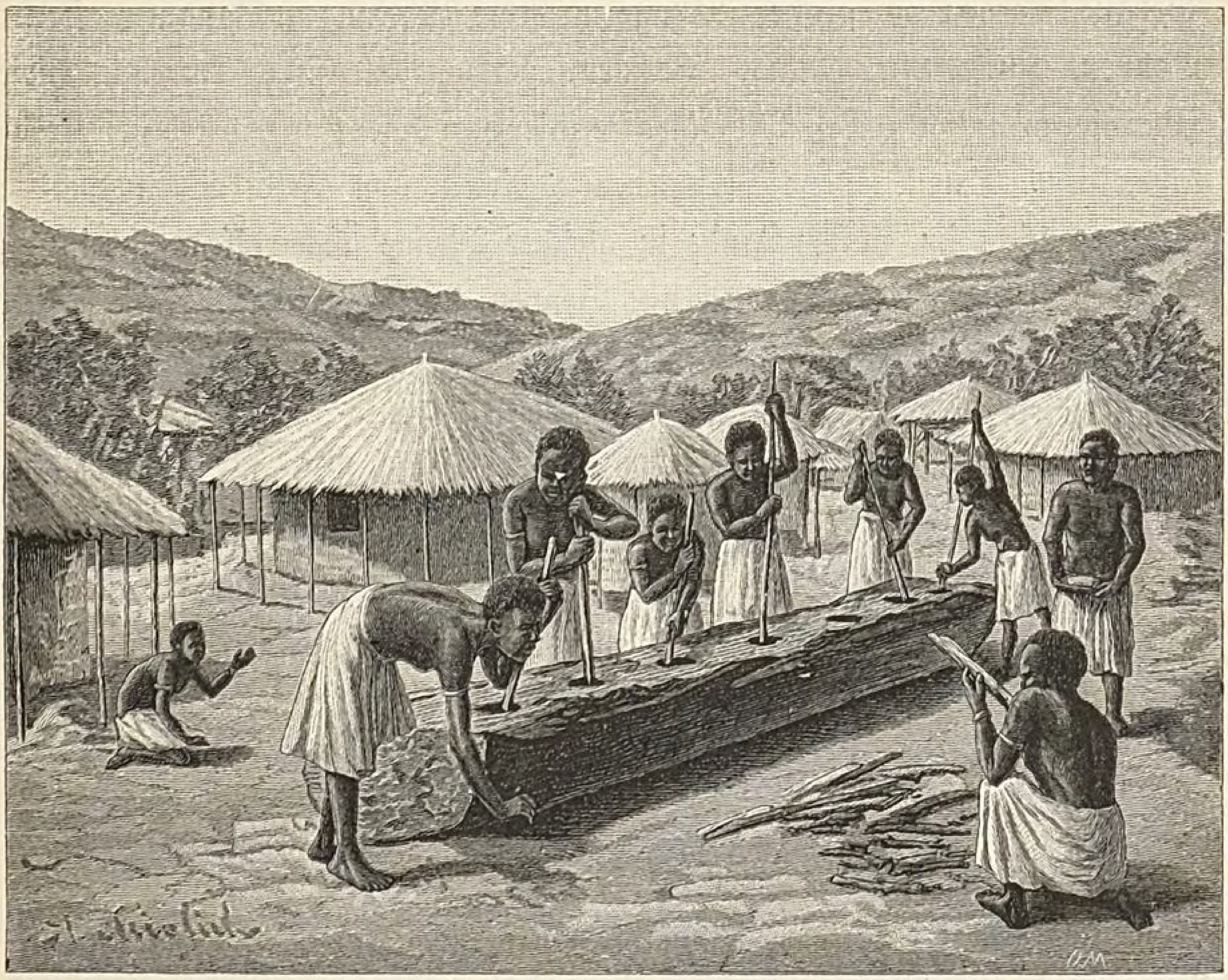
Der erreichte Platz war nun wohl Ndoro, doch paßte er uns schlecht. Der Weg zum Wasser war zu weit, der Grasbestand ungenügend. Und bei unserem ansehnlichen Viehbesitze waren dies wichtige Umstände. Wir verlegten das Lager daher am folgenden Tage $^3/_4$ Stunden weiter, an den Oberlauf des Ngare na erobi, welcher da in einem flachen, leichtzugänglichen Bette floß. Auch hier war zwar das Steppengras trocken wie Stroh, doch es stand höher und dichter; grünes Gras gab es in der Umgebung überhaupt nirgends. Hart an das linke Bachufer grenzte eine Waldzunge, die vom Keniahange sich heraberstreckte. Der Platz entsprach somit im Großen und Ganzen unseren Bedürfnissen und wir blieben daselbst auch während der kommenden Wochen.

Damit war ein weiterer Theil unseres Programms, der Vormarsch zum Kenia auf dem Wege durch das Kikujuland, zur Durchführung gelangt. Für meinen kranken, bereits bis zur Hoffnungslosigkeit herabgekommenen Körper war es höchste Zeit, daß wir zu ruhigeren Verhältnissen gelangten und insbesondere auch, daß sich mir unter Einem die Gelegenheit eröffnete, nun ausschließlich von frischer, nahrhafter Milch zu leben. Unter anderen Umständen wäre der Kenia wohl der Markstein geworden an dem meine Reise geendet hätte.

Bevor wir nun für längere Zeit vom Lande der Wakikuju Abschied nehmen, will ich versuchen, einen gedrängten, ergänzenden Rückblick auf dieses reichste und zukunftsvollste Gebiet Ostafrikas und seine Bewohner zu geben.

Das Volk der Wakikuju — oder Wakekojo — wie es sich selbst nennt, bewohnt einen 14 bis 20 Kilometer breiten Streifen Landes, der sich von Ngongo Bagáß nach Nordosten zum Kenia hinzieht. Das Land ist, soweit wir es kennen gelernt haben, im Süden 1800 bis 2000 Meter, im mitt-

leren Theile 1400 bis 1600 Meter und im Norden 1600 bis 1800 Meter hoch gelegen. Es ist mit parallelen NW—SO gerichteten Höhenrücken bedeckt, deren Thalhöhen zwischen 30 und 160 Meter schwanken, und fällt im Großen und Ganzen in der Richtung der Rücken, von NW. nach SO. allmälig ab. Ganz Kikuju war einst zweifellos waldbedeckt. Davon haben



Pombe-Fabrikation in Kikuju.

jedoch die fleißigen Eingeborenen im Inneren fast jede Spur vernichtet und dermalen besteht nur an den Grenzen ein 1 bis 2 Stunden breiter, überaus dichter Waldgürtel.

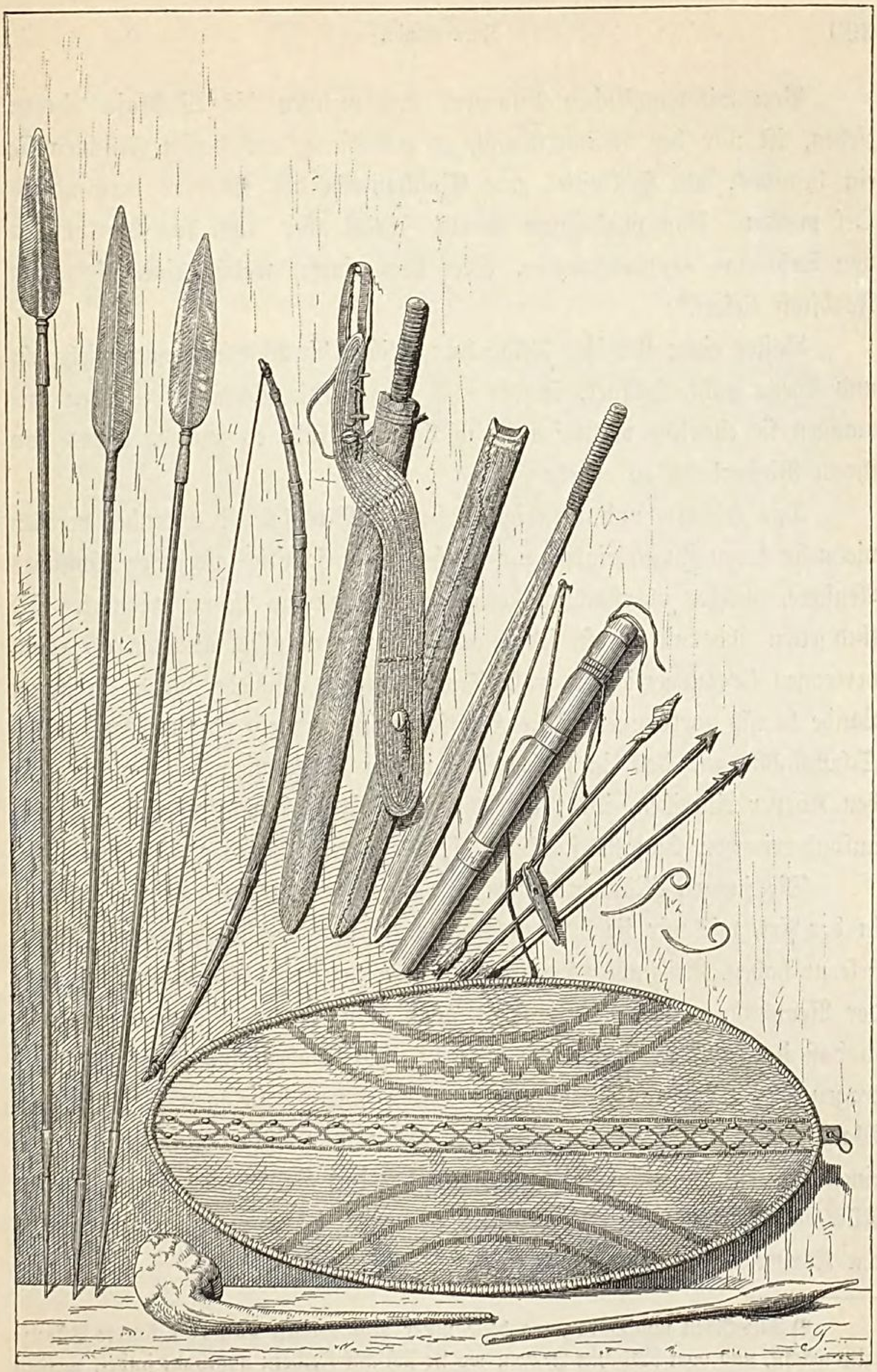
Eine große Anzahl von Bächen — wir überschritten deren 62 — berieselt das Land. Die südlichen, 42 an der Zahl, vermengen sich mit den Moriobächen zu dem unter dem Namen »Kaja« bekannten Oberlauf des Sabaki; die 20 nördlichen, welche durchwegs wasserreicher sind, vereinigen sich mit mehreren Abflüssen des Kenia zu einem bedeutenden,

Sagana genannten Bergfluß und bilden den südlichen Quellarm des bei Lamu in den indischen Ocean mündenden Tana.

In dem lichtgrauen, vulkanischen Boden des Landes gedeihen fast alle in Ostafrika gepflanzten Feldfrüchte wunderbar gut, und ist das Kikujuland in der That die Kornkammer für eine weite Umgebung. Gebaut werden in großer Menge mehrere Gattungen Bananen, ferner Bohnen, Zuckerrohr, Mais, Bataten, Yams, Eleusine, Durrha, Hirse (Pannicum italicum L.), Mawéle (Pennisetum spicatum), Kürbisse, Kolokasien und Tabak. Diese verschiedenen Arten von Feldfrüchten werden übrigens nicht im ganzen Lande in gleicher Menge angetroffen. So ist im südlichen Kikuju, neben Bataten und Bohnen, noch die Hirse vorherrschend, während im Norden die Bananen überwiegen, dagegen keine Hirse angebaut wird.

Das Vorkommen der Hirse im Kikujulande verdient besondere Beachtung, weil dieselbe bisher in keinem anderen Theile von Afrika angetroffen wurde. Nach der Ansicht des Prof. Dr. Georg Schweinfurth kann diese Pflanze nur von Indien herrühren, und ihre jetzige Verbreitung im Kikujulande würde daher auf einen indischen Einfluß in vormohammedanischer Zeit hinweisen. Die Wakikuju nennen die Hirse »mkombe«, im enthülsten Zustande »mkombe mokonjore«.

Die Banane wird selten bis zur Reife gelassen, sondern unreif gepflückt und gekocht gegessen, oder getrocknet zu Mehl zerrieben. Reife Bananen haben wir nur höchst selten erhalten können. Mehl wird auch aus der Durrha, der Eleusine und der Yamswurzel gemacht. Sehr üppig gedeiht das Zuckerrohr, doch erreichen hier die Schafte nicht mehr jene Größe, wie in den tropischen Niederungen. Die Eingeborenen kauen es als Nahrungsmittel, zumeist jedoch wird es zur Bereitung eines berauschenden Getränkes verwendet. Fast in jedem Dorfe findet sich hiezu ein langer, zubehauener Baumstamm mit einer Reihe von zehn bis zwölf sauber ausgeschnittenen Löchern von circa 3 Liter Fassungsraum, in welchen das geschälte und zerschnittene Zuckerrohr von Weibern zerstampft wird. Der ausgepreßte Saft wird drei Tage gähren gelassen.



Kikujuwaffen.

Von wildwachsenden Pflanzen, aus welchen die Wakikuju Nutzen ziehen, ist nur der Ricinusstrauch zu erwähnen, aus dessen Früchten sie ein braunes, als Heilmittel zum Einschmieren des Körpers verwendetes Oel pressen. Von praktischem Werthe scheint aber auch das Vorkommen von Eriosema erythrokarpon, einer Leguminose, welche einen tiefgelben Farbstoff liefert.*)

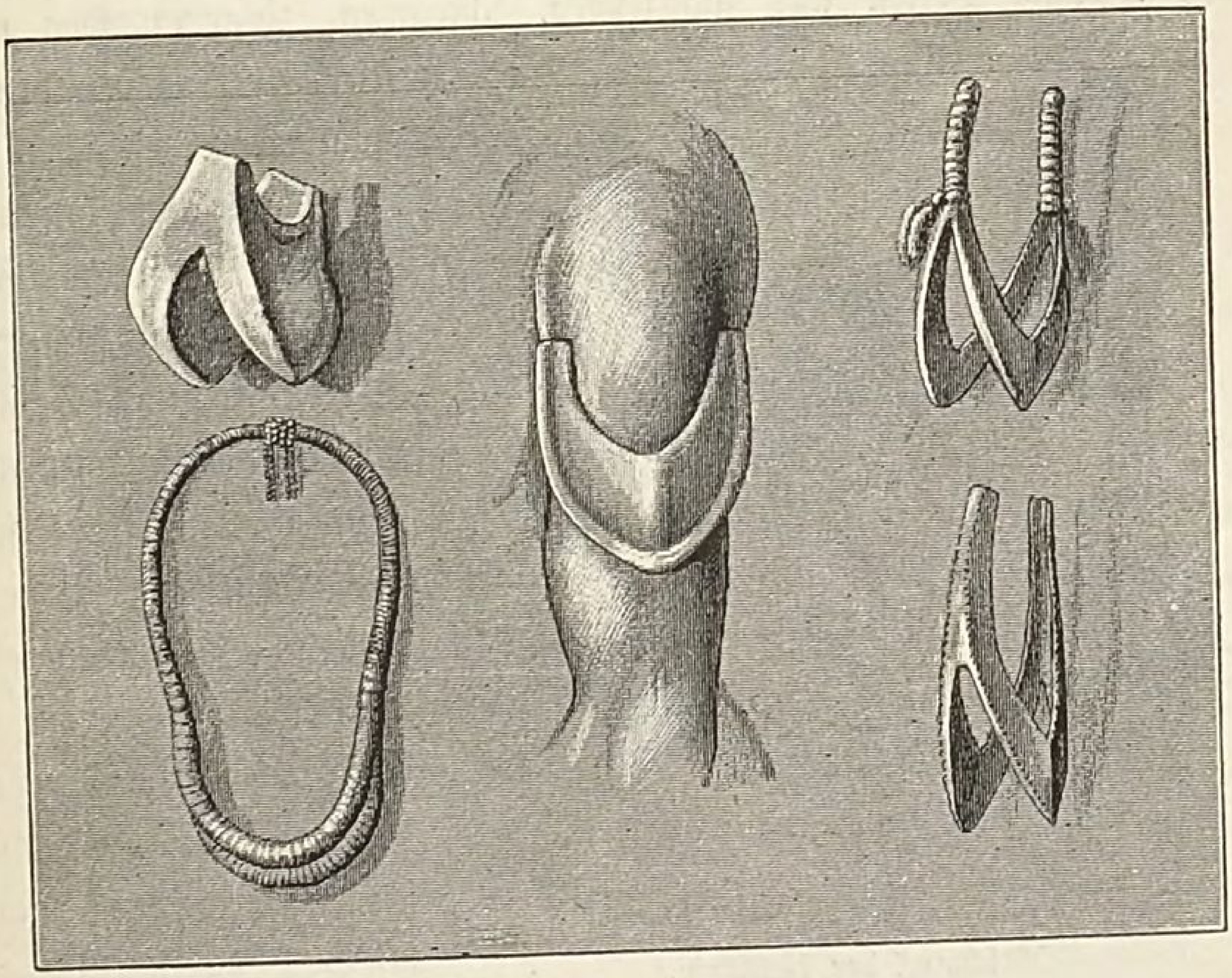
Außer einer fleißigen Feldcultur treiben die Wakikuju noch Viehzucht und Bienenzucht. Hühner, Schafe und Ziegen (die Böcke der letzteren entmannen sie einseitig) verkaufen sie willig, doch fällt es schwer, etwas von ihrem Rinderbesitz zu erstehen.

Das lebhafte und unruhige Wesen der Bewohner des Landes verräth vielmehr deren Zugehörigkeit zur großen Bantufamilie, als deren physisches Aeußere, welches oberflächlich betrachtet sehr an die Masai erinnert. Sie sind selten über mittelgroß, jedoch gut gebaut, muskulös, ausdauernd; auch vertragen sie ausgezeichnet große Temperaturunterschiede, welche in ihrem Lande häufig vorkommen. Ihre Hautfarbe ist ein mehr oder minder dunkles Schokoladbraun, das in Folge der rothen Fettschmiere, mit welcher sie den Körper einreiben, ins Röthliche spielt. Ihre Tracht und ihr Körperaufputz erinnern ebenfalls stark an die Masai, indeß auch an die Wakamba.

Die jungen Männer tragen das Haar verschieden geordnet, zumeist in der Art, wie wir sie bei den Tawetanern und den Masai-Morán kennen gelernt haben. Bei jungen Leuten sieht man manchmal Federn (vom Bauche der Repphühner oder Wildtauben) ganz dicht in das Haar eingebunden, so daß der Kopf wie geschuppt aussieht. Die Knaben und älteren Männer tragen das Haar glatt geschoren oder in einem beliebigen Stadium des Wachsthums. Die jungen Mädchen lassen von ihrem Haarwuchse nur einen kreisrunden, käppi-artigen Fleck um den Haarwirbel herum stehen. Alle Geschlechter und Altersclassen entfernen jeden sonstigen Haarwuchs am Körper durch Ausrupfen.

*) Aus Aden und Harar, wo diese unter dem Namen »wars« bekannte Pflanze wild wächst, und vom südlichen Yemen, wo sie sich auf Feldern angebaut findet, werden alljährlich große Mengen davon nach Indien ausgeführt.

Die Bekleidung beschränkt sich, trotz der oft niedrigen Temperaturen, welche in diesem Lande vorkommen, bei den Männern auf ein meist braun behaartes, rechteckiges Stück Ziegenfell, das an der rechten Schulter zusammengebunden wird und kaum den Oberkörper bedeckt. Ferner gehört zur Kleidung ein herzförmig zugeschnittenes Sitzleder, das vom Halse an einer dünnen Schnur nach hinten herabhängt und bei Regen auch zum



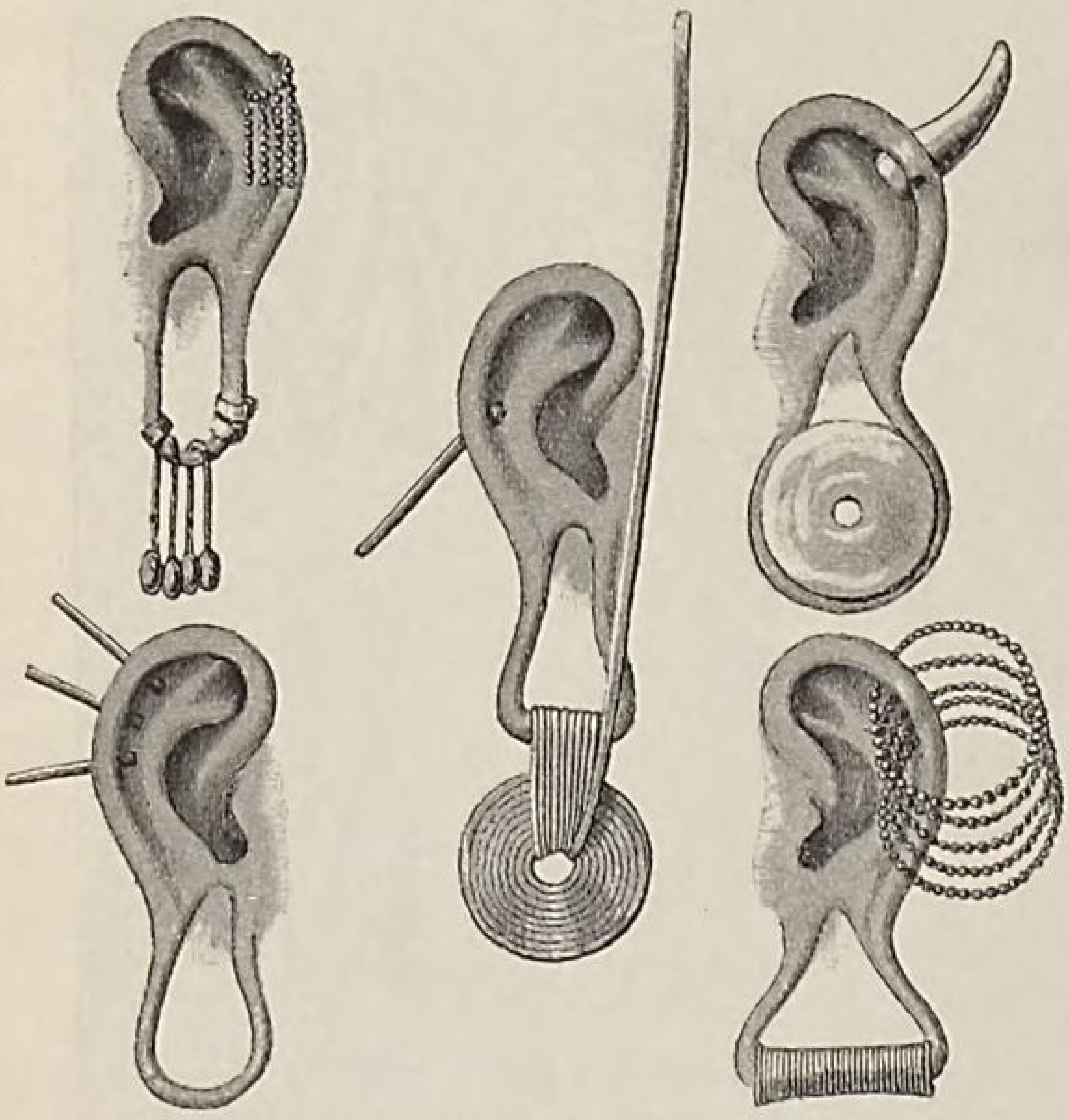
Armschmuck der Wakikuju.

Schutze des Kopfes als Regendach benützt wird. Häufig wird indeß auch diese Garderobe schon als zu viel betrachtet, und besonders die jungen Männer tragen das Mäntelchen gern zusammengerollt als Gürtel.

Die Frauen tragen einen Schurz aus gegerbtem und enthaarten Ziegenleder um die Hüften geschlungen, der bis zu den Knien oder Knöcheln hinabreicht, bei Regen oder besonders kühlem Wetter überdies noch ein großes vom Halse bis zu den Knien reichendes Frauenleder.

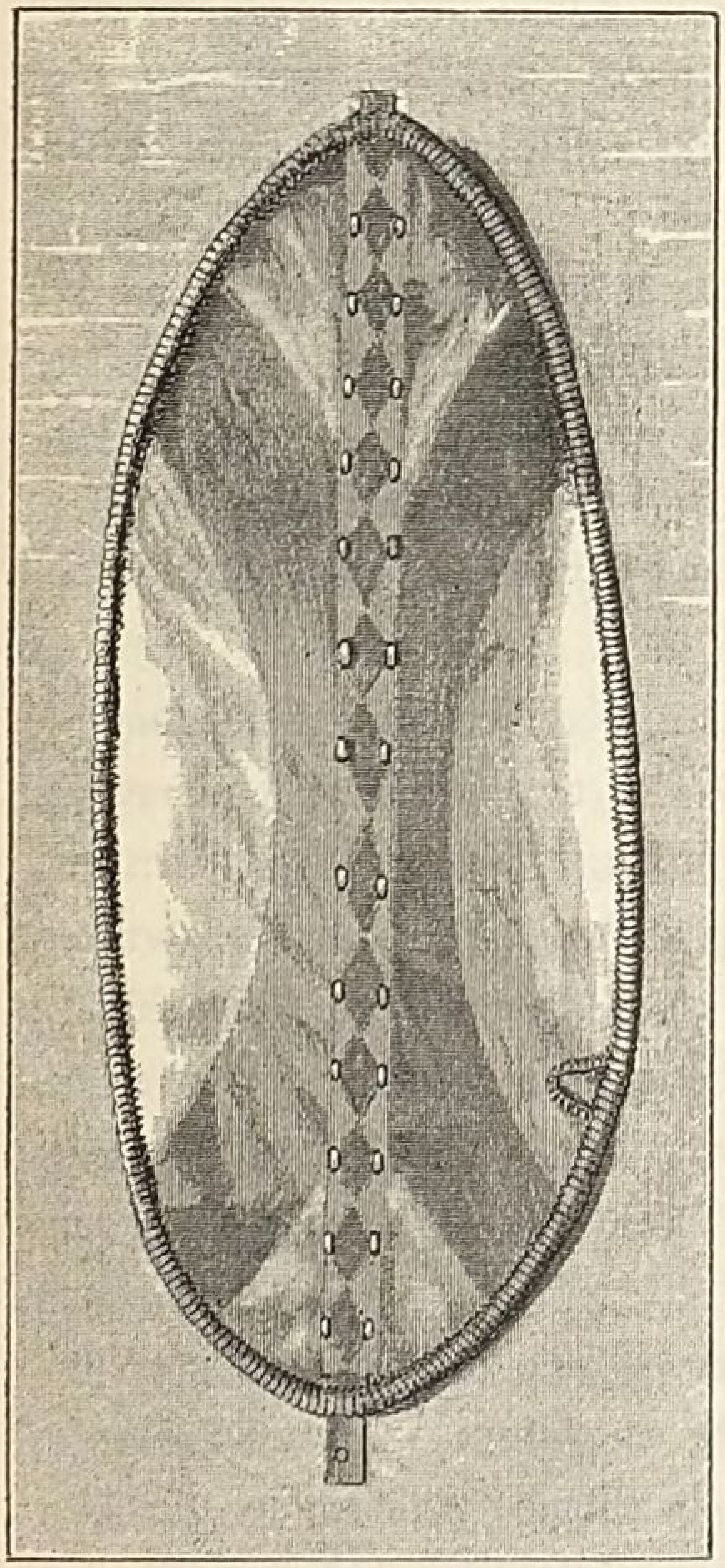
Die Wakikuju tragen Schmucksachen in den Ohren, am Halse, an den Ober- und Unterarmen, um die Lenden, unterhalb der Kniee und an

den Fußgelenken; es sind häufig Nachahmungen von Masaischmuck. Die Ohrränder werden vielfach durchbohrt, die Ohrläppchen ausgedehnt, und Stäbchen oder Scheiben aus Holz, Drahtspulen und dergl. hineingesteckt. Am linken Oberarme tragen die Männer verschiedenartig geformte Armringe aus Elfenbein, Büffelhorn oder Holz, um den Leib mehrere Reihen dunkelblauer Perlenschnüre oder mit Perlen besetzte Ledergürtel. Auch selbst erzeugte Perlen aus glänzenden, schwarzen, zinnoberrothen oder strohgelben Samenkörnern findet man.


Ohrschmuck der Wakikuju.

An Waffen haben sie Speere, Bogen und Pfeile lange Schwerter, hölzerne Wurfkeulen und Schilde. Von letzteren kommen zwei Formen vor; beide sind aus Büffelhaut gemacht und mit Wappenmalereien in Schwarz — Weiß — Roth an der Außenseite versehen. Die neueren Schilde sehen jenen der Masai fast vollkommen gleich, die älteren sind viel länger und schmäler. Die Pfeilköcher aus Leder enthalten 10 bis 15, meist vergiftete Pfeile. Die Pfeilspitzen sind aus Eisen, seltener aus in Feuer gehärtetem Holz gemacht. Die Klingen der Schwerter sind zweischneidig, oft meterlang und werden in einer hübschen Scheide an einem bis zu 12 Centimeter breiten Ledergurt an der rechten Seite getragen. Daneben stecken meist ein bis zwei zierliche Holzkeulen. Diese kleinen, schön glattpolirten Keulen scheinen mehr als Zierat zu dienen, da die eigentlichen, für den Kampf bestimmten Wurfkeulen meist ganz roh aus Wurzelstöcken zugeschnitzt sind. In der Hand beinahe eines jeden Kikuju sieht man einen Spazierstock, oft

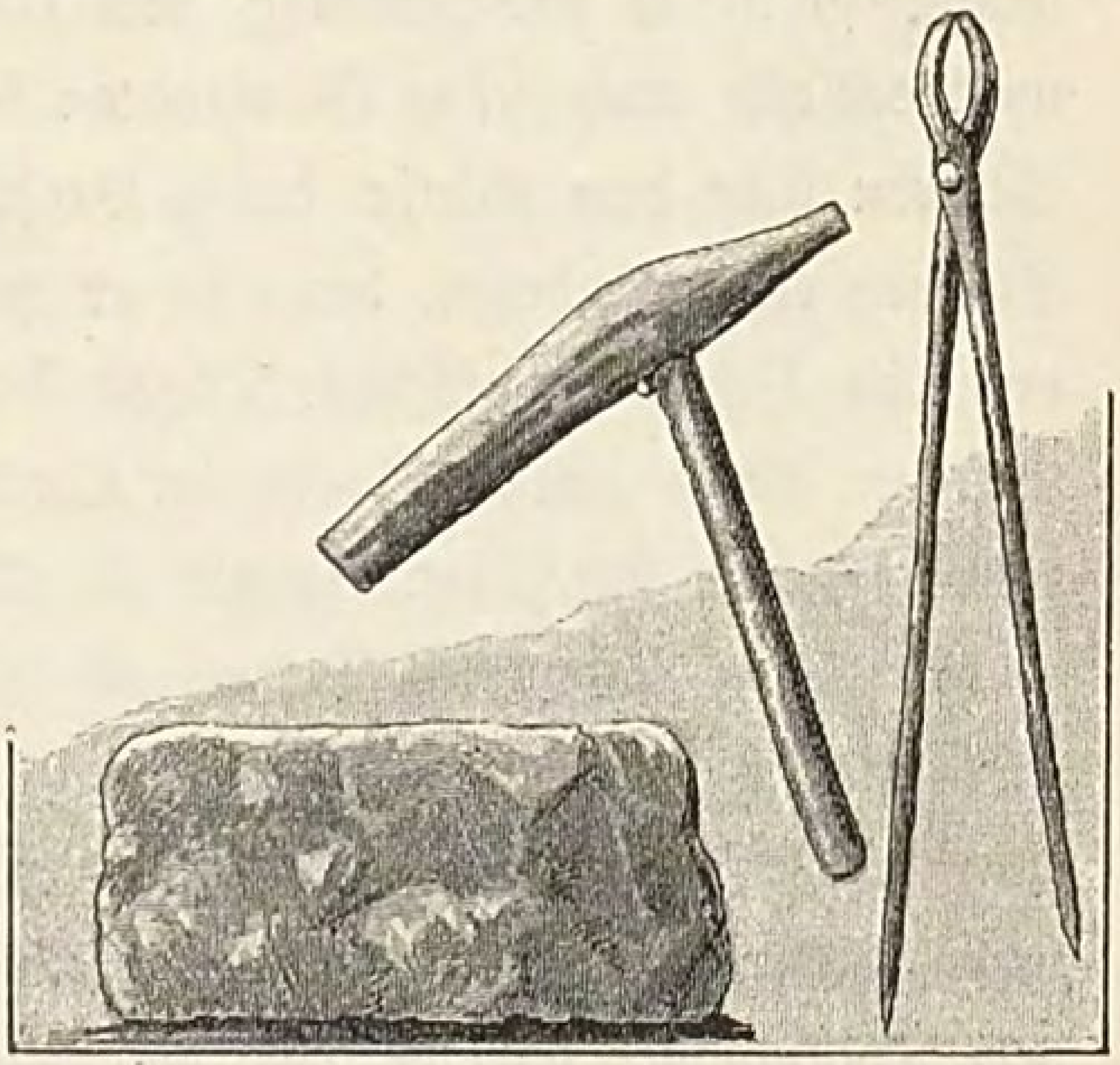
von Manneslänge und darüber, mit dem dickeren Ende nach unten — eine Sitte, welche wir auch bei den Masai-Morúo und später bei den Wakamba antrafen. Nach ihren Waffen zu urtheilen sind die Kikuju sehr geschickte Schmiede.



Aelterer Kikujuschild.

Beide Geschlechter schnupfen und kauen Tabak; den Schnupftabak bergen sie in kleinen, zierlich geformten Dosen aus Elfenbein, Horn oder Palmfrüchten, die am Halse hängen.

Bei den Wakikuju herrscht keine so strenge Scheidung in Krieger und Verheiratete, wie bei den Masai. Auch die älteren Männer nehmen Theil an den Kämpfen, andererseits kann der Krieger heiraten und dennoch weiter



Schmiedewerkzeuge der Wakikuju.

Krieger bleiben, d. h. sich fleißig einfetten und schmücken, den Tag über herumstolziren und jede Arbeit unter seiner Würde finden. Die jungen Männer wohnen in den elterlichen Dörfern, jedoch in gesonderten Hütten beisammen; zwischen den ledigen, jungen Leuten herrscht freier Verkehr.

Im Kikujulande gibt es weder einen Beherrscher des ganzen Volkes, noch solche über einzelne, größere Gebiete. Nur zwei Oberleibóne könnten gewissermaßen als Repräsentanten der Zusammengehörigkeit der einzelnen Landestheile betrachtet werden. Im Uebrigen zerfällt das Land in selbstständige Thalschaften, welche unter sich nicht einmal durch das Band einer gewissen Bundesgenossenschaft vereinigt sind. Jede Thalschaft hat vier Obere. Einen Samaki oder Häuptling, einen Stellvertreter, einen Leibon und einen Leigwoánan. Letzterer, gewöhnlich ein älterer Krieger, ist der Sprecher bei Berathungen und der Anführer bei Kämpfen, ganz wie der Leigwoánan bei den Masai. Die wirkliche Macht aller dieser Würdenträger scheint jedoch nach unseren Erfahrungen nur eine sehr geringe zu sein.

Die Samaki haben die Obliegenheit, die landesüblichen Strafen, von welchen einige in Nachfolgendem angeführt seien, zum Vollzug zu bringen.

Hat sich ein Kikuju je eines Mordes oder Todtschlags schuldig gemacht, so ist er zur Zahlung von 100 Ochsen verpflichtet; dazu müssen im Nothfalle auch seine Verwandten beisteuern. Ueber seine Frauen und Sclaven steht dem Kikuju freies Verfügungsrecht zu; tödtet er aber den Sclaven eines Anderen, dann ist er zu einer Entschädigung — im Werthe von vier Ochsen verpflichtet. Dieses Strafausmaß ist insoferne interessant, weil der Preis eines Sclaven im Lande selten den Werth eines, höchstens zweier Schafe übersteigt. Stiehlt ein Kikuju einen Ochsen oder ein Schaf, so hat er den zehnfachen Betrag als Strafe zu erlegen; stehlen Mehrere in Gemeinschaft einen Ochsen, so hat merkwürdiger Weise ein Jeder nur einen Ochsen als Sühne zu erlegen. Wird ein Kikuju bei einem Diebstahle vom Eigenthümer betroffen und bei der Verfolgung getödtet, so erwachsen dem Todtschläger daraus keine nachtheiligen Folgen.

Die Wakikuju heiraten, oder besser gesagt, kaufen mehrere Weiber, je nach Maßgabe ihres Besitzes; das Heiraten scheint ohne besondere Ceremonien zu geschehen. Ebenso beschränkt sich die anläßlich eines Todesfalles übliche Feier auf ein Trauermahl, bei welchem je nach den Vermögensverhältnissen ein Ochse oder ein Schaf verzehrt wird. Die Todten

werden auf ihren Grundstücken begraben, nur Leute, welche weder Anverwandte noch Freunde haben, werden einfach liegen gelassen. Die Beschneidung der Männer nach Masaiart ist allgemein.

Ziegen und Schafe tödten diese Eingeborenen durch Erwürgen, damit kein Blut verloren gehe. Ochsen tödten sie ebenso wie die Masai: Maul und Nasenlöcher werden zusammengeschnürt, und wenn das Thier schon halb erstickt ist, wird es durch einen Messer- oder Speerstich ins Genick getödtet.

Ungemein schwer hält es, etwas tiefer in die Welt der religiösen Vorstellungen der Eingeborenen einzudringen. Von äußeren, sichtbaren Anzeichen, welche damit im Zusammenhange stehen, waren nur Amulette zu sehen, die aus kleinen Bündeln von Hörnern, Stäbchen und dergl. bestanden. Fetische oder geweihte Oertlichkeiten sind uns weder untergekommen, noch konnten wir etwas über den Bestand von solchen erfahren. Zweifellos aber haben die Wakikuju in ihrem Ideenkreise auch die Vorstellung von einem höheren Etwas. Im allgemeinen fällt dieselbe mit der wesenlosen Idee des Unbegreiflichen, des Wunderbaren zusammen; andererseits aber liegt schon eine gewisse Personificirung dieses höheren Etwas darin, daß sie glauben, es habe seinen Wohnsitz auf dem Kilimara (Kenia) aufgeschlagen. Ebensowenig konnten wir etwas über ihre Vorstellungen von einem Jenseits erfahren.

Unsere Reise hat nur durch den südlichen Theil des von Wakikuju bewohnten Landes geführt. Nach den erhaltenen Auskünften erstreckt sich dasselbe um den Ostfuß des Kenia herum noch weiter nach Norden, bis zum Aequator. An das von uns bereiste, eigentliche Kikuju schließen sich angeblich noch die Gebiete Muimbi, Kitu, Embu, Djanja, Daitscho und Meru. Der bisher noch unbekannte Lauf des Guasso Nagút soll die Nordgrenze bilden. Alle diese ferneren Kikujugebiete sollen in jeder Beziehung ähnliche Landesverhältnisse aufweisen, wie die von uns vorgefundenen.

VI. Capitel.

Ndoro, Reisen in Leikipia und zum Baringosee.

(8. October bis 7. December 1887.)

Stillleben am Keniafuße. — Ein Kikujuleibon. — Lebensmittelankauf. — Wir machen mehr Regen als nöthig. — Teleki's Abmarsch zum Kenia. — Einfluß der Regen auf das Land. — Teleki's Keniabesteigung. — Mein Besuch der Bambusregion. — Vier Löwen. — Unsere weiteren Pläne. — Teleki marschirt voraus. — Ein falscher Alarm. — Vereinigung am Guasso Njiro. — Längs der Aberdarekette. — Ein Masaikriegszug. — Wandernde Masai. — Büffeljagd. — In den Marmanéttbergen. — Nach Lare lol Morio. — Lekibés, der Leibon von Leikipia. — Theilung der Expedition. — Längs des Guasso Njiro. — Rückkehr nach Lare. — Mein Marsch zum Baringosee. — Der erste Anblick des Sees. — Schlimme Nachrichten.

Unser einsamer Lagerplatz von Ndoro hatte eine wenig malerische Umgebung. Er war in 1939 Meter Meereshöhe, wohl noch am Fuße des Kenia, doch schon in der Nähe der Senkung gelegen, welche sich zwischen ihm und der Aberdarekette hinzieht. Nach diesen beiden Seiten stiegen grasige Hänge fast unmerklich an, die einen zum vielgipfeligen Gebirgsmassiv im Westen, die anderen hinauf zur luftigen Höhe des Kenia. Im Norden schweifte der Blick über welliges Steppenland, nahe in Südost rauschte ein klares Bächlein, an dessen jenseitiges Ufer ein dichter Buschwald schloß. Wir standen kurz vor der kleinen Regenzeit. Wald und Flur waren in herbstliche Farben gekleidet und die Steppe mit dürren, graugelben Riedgräsern bedeckt. In der Entfernung weniger hundert Schritte fand sich in einer seichten Mulde ein schmaler, mit Lotos und Schilf bewachsener Sumpf, der zeitweise von Moorschnepfen und Pfauenkranichen aufgesucht wurde; allnächtlich aber tönte von dorther ein viel-

stimmiger Froschchor zu uns herüber. Sonst schien die Umgebung von Menschen und Thieren in gleicher Weise gemieden zu sein. Wir fanden da auch jene Ruhe, welcher wir so sehr bedürftig waren und konnten nun das Stillleben in der Wildniß führen, nach dem wir uns während der vergangenen Wochen so oft und so heiß verlangt hatten.

Pfauenkraniche.

Unsere Ankunft brachte natürlich einiges Leben in die Landschaft. Rührig ging es ans Klarmachen des Platzes, ans Fällen von Stämmen und Aesten und ans Errichten einer festen Lagerpallisade, welche für unsere Ruhe auch den nöthigen Schutz geben sollte. Dann wurden Häuser gebaut, umfangreiche Stallungen für unsere herabgekommenen Tragthiere und unser vieles Vieh, die Schutz vor der nächtlichen Kälte sowie vor den nahenden Regen haben mußten, ferner Vorrathsschuppen für die Waren und die Lebensmittelvorräthe, welche wir für die Weiterreise zum Baringosee anzusammeln hatten, schließlich die Hütten für unsere Leute. Wir selbst blieben in unseren Zelten, die wir überhaupt stets jeder Hütte vorzogen, weil wir darin viel weniger vom Ungeziefer zu leiden hatten. Sie standen mit der Thürseite gegen den Kenia gerichtet, um ihn gleich vor Augen zu haben, so oft der dichte Wolkenschleier sich lüftete, der ihn gewöhnlich umgab.

Zu Beginn unseres Aufenthaltes in Ndoro war dies häufig der Fall, meist am frühen Morgen und Abends, fast genau zur Zeit des Sonnenunterganges; dann jedoch stets nur für wenige Augenblicke. Tagsüber blieben die höheren Bergregionen in der Regel verhüllt. Vom Lager aus gesehen, war das Gesammtbild des Kenia im allgemeinen jenem gleich, welches wir von ihm schon im Kikujulande empfangen hatten; nur traten die Umrisse nun schärfer hervor, besonders der sanft und gleichmäßig ansteigenden Hänge des Pyramidenstockes und des schroff aufragenden Felsgipfels. Dessen Westseite stürzt so steil ab, daß Schnee nur an einigen Stellen haften bleibt, und der Berg heißt bei den Masai deshalb auch »Oldonjo egére«, d. h. gefleckter Berg. Kenia, was ganz allgemein »großer Berg« bedeutet, nennen ihn die Wakamba, und »Kilimara«, wie erwähnt, die Wakikuju.

Die behagliche Ruhe, welche in unserem Lager herrschte, nachdem wir einmal mit der Einrichtung in Ordnung waren, wurde in den nächstfolgenden Tagen meist erst spät am Vormittage durch eine Anzahl von Kikujumännern und -Weibern unterbrochen, welche der Verabredung gemäß Lebensmittel zum Verkaufe brachten. Meist kamen ihrer zwanzig bis vierzig. Was sie brachten, verkauften sie billig, doch genügte es eben nur für unseren täglichen Bedarf, und als wir uns deshalb beklagten, erfuhren wir, daß das Land unter einer Mißernte leide.

Eine weitere, tägliche Unterbrechung, an der wir uns stets vergnügten, bildete die Heimkehr unserer stattlichen Herde von der Weide und das damit verbundene Treiben der Mutterthiere mit ihren Jungen, die immer schon ganz ungeduldig ihrer Abendstillung entgegensahen. Auch freudige Ueberraschungen waren da nicht selten zu verzeichnen und unser Jungviehstand erfuhr eine ganz ansehnliche Bereicherung. An Milch fehlte es uns nun nicht mehr, doch brauchten wir auch eine schwere Menge davon für die vielen Dysenteriekranken, welche wir hatten. Bei jedem Eintriebe wurde die Herde genau abgezählt, um unseren spitzbübischen Leuten im Voraus jede Versuchung zu benehmen, sich an einem Extrabraten gütlich zu thun.

Außer Feldfrüchten brachten uns die Wakikuju auch acht graue Esel zum Verkaufe. Während des vierwöchentlichen Zuges durch ihr Land hatten wir von 59 Tragthieren, die wir besaßen, nicht weniger als 23 verloren. Wir begrüßten jetzt den theilweisen Ersatz um so freudiger, als wir darauf gar nicht gerechnet hatten, weil die Wakikuju selbst keine Esel züchten. Bezüglich unserer Grauen will ich noch erwähnen, daß sich von den ursprünglich an der Küste gekauften 25 nur mehr ein einziger am Leben befand. Nichtsdestoweniger empfiehlt sich das Mitnehmen solcher für Gegenden, wo die Ernährung von Menschen mit Schwierigkeiten verbunden ist.

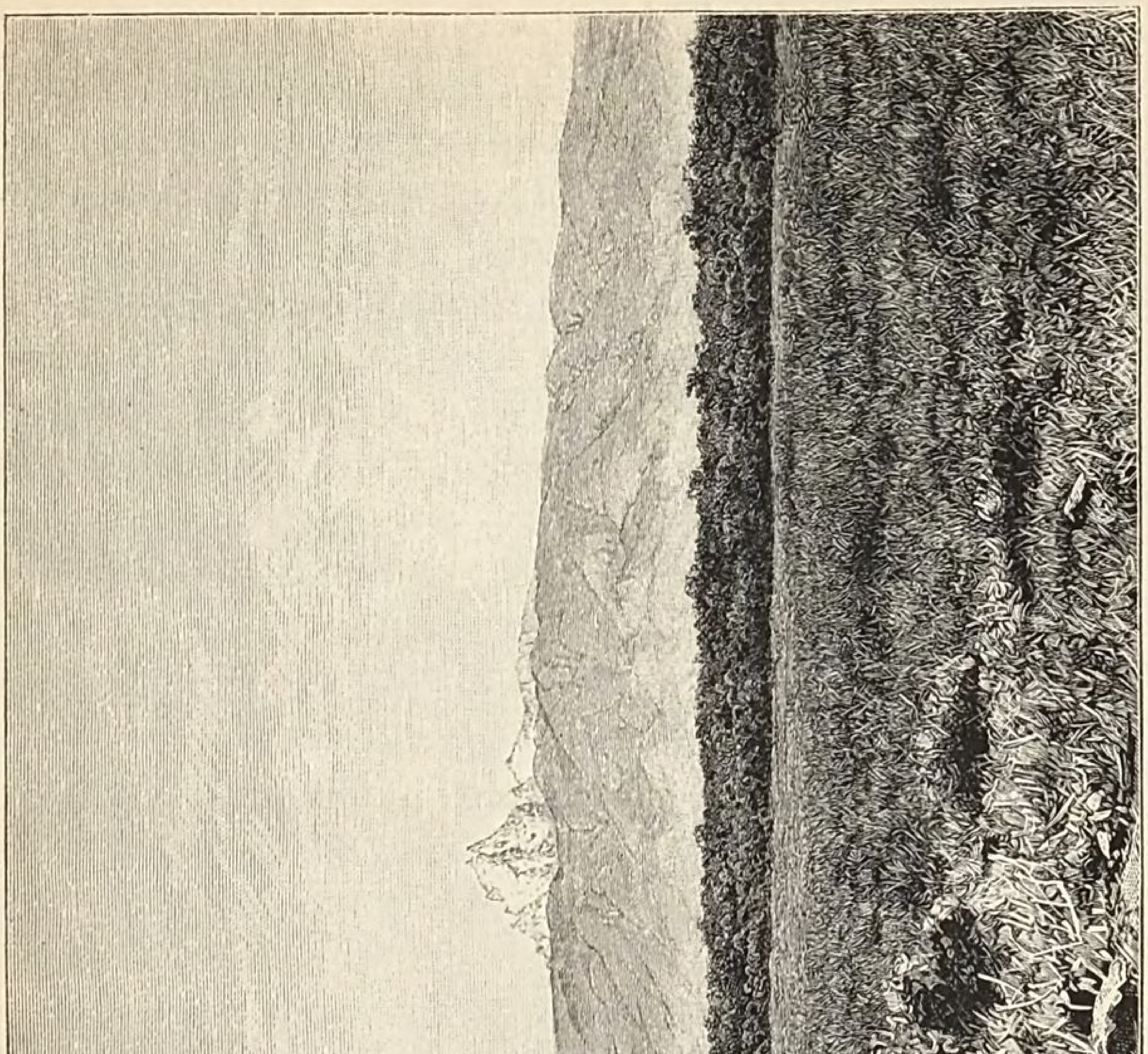
Am 13. October traten unsere Beziehungen zu Kikuju in ein anderes Stadium. Ein alter, gebrechlicher Mann fand sich mit einer Ziege und einem Topfe voll Honig im Lager ein und bat um Regen. Er sagte, er wäre der Leibon des Grenzbezirks, hätte von unserer Zaubermacht gehört und daher den weiten Weg nicht gescheut, um auch für die Grenzkikuju den Regen zu erwirken, welchen wir Anderen in so reichem Maße hatten zukommen lassen. Daß wir uns eine so schöne Gelegenheit nicht entgehen lassen durften, war selbstverständlich. Für's Erste wurde daher die Bitte abgeschlagen, und Dschumbe Kimemeta — in solchen Machenschaften grau geworden — erklärte dem Manne, daß der weiße Oberleibon nichts davon wissen wolle. Er hätte einmal, dann wieder einmal Regen in schwerer Menge gemacht, doch als der Boden damit vollgesogen war, hatten die Wakikuju sich schlecht benommen und die Bemühungen des Leibons mit Undank gelohnt. Nun mögen er und die anderen Leibone von Kikuju nur selbst zusehen, was sie vermöchten. Nach langem Bitten ließ sich der weiße Oberleibon jedoch versöhnlicher stimmen, und der Mann erhielt die Zusicherung, daß der mächtige Ngai, welcher bekanntlich sein Zelt auf den wolkigen Höhen des Kilimara (Kenia) aufgeschlagen hat, darum ersucht werden würde. Dahin sei es jedoch weit, und da wir in der Zwischenzeit nicht hungern wollten, müßten die Wakikuju genügende Mengen von Lebensmitteln bringen. Ueberglücklich mit diesem Versprechen, zog der Kikujuleibon von dannen, um seinerseits die Lebensmittelzufuhr bei seinen Landsleuten zu veranlassen.

Graf Teleki aber machte sich zu seinem beabsichtigten Besuche des Kenia bereit und brach am Morgen des 17. dahin auf. 40 Träger, Maktubu, Bedue, die Somâl Mohammed Seiff und Dschama Jussuf, und der Suahilibursche Schomari als Koch, bildeten seine Begleitung. Jeder trug einen für acht Tage reichenden Lebensmittelvorrath, außerdem wurden 24 Schafe mitgetrieben, da diese auf Märschen ausdauernder als Ziegen sind. In trüber Resignation sah ich der kleinen Karawane nach, bis sie meinen Augen entschwunden war. Gerne hätte ich den Ausflug mitgemacht, doch war bei meinem Zustande daran nicht zu denken.

Bald nachdem Graf Teleki abmarschirt war, traf die erste große Kikujukarawane mit Lebensmitteln im Lager ein. Und schon thürmten sich auch schwere Gewitterwolken am Firmament auf.

Der Regen blieb an dem Tage wohl aus, doch war ein Umschlag in der Witterung unverkennbar in naher Aussicht. Und als am folgenden Mittag der alte Leibon an der Spitze einer fast dreihundertköpfigen Lebensmittelkarawane seinen Einzug ins Lager hielt, ging ein schwerer Regen nieder, der eine volle Stunde andauerte. Zitternd und aschgrau vor Kälte, doch augenscheinlich frohen Muthes, führte der Leibon eine fette, schwarze Kuh vor und fragte nach Teleki. Das war nun wieder Wasser auf die Mühle unserer Leute. »Was!« riefen Dschumbe Kimemeta, Kinjandscha, Dschuma Mussa und die übrigen Kikujugelehrten wie auf Verabredung aus. »Merkst Du denn nicht, daß Du bis auf die Knochen naß bist?!« »Wo anders soll der weiße Leibon sein, als bei Ngai am Kilimara?! Wer hätte den Regen sonst gemacht!?« Und in dieser Weise ging es fort. Der gute Alte aber war glücklich und versprach so viele Lebensmittel zu schicken, als wir nur immer brauchen würden.

Wir kauften an dem einen Tage allein 3500 Rationen. Obwohl die Eingeborenen damit fünf bis sechs Stunden weit herzuwandern hatten, gaben sie dieselben zu dem überaus billigen Preise von einem Perlenstrang für drei bis vier Rationen ab. Aehnlich große Fruchtmengen kamen auch während der folgenden Tage, trotz der sündfluthartigen Regen, welche täglich niedergingen, und wir hatten alle Hände voll zu thun, um die Säcke zu



Der Kenia vom Ndorolager aus.

nähen, in welchen die verschiedenen Mehlgattungen und die Maiskörner und Bohnen aufbewahrt wurden; die grünen Bananen, Yamswurzeln und Bataten wurden sofort als Ration ausgegeben, weil sie für den Transport zu schwer gewesen wären.

In diesen Tagen regnete es fast ohne Unterlaß; nur die Mittagszeit von 1 bis 3 Uhr brachte ziemlich regelmäßig eine Unterbrechung. Diese Beobachtung gab mir bald Gelegenheit, mich selbst etwas in der Kunst des Wettermachens zu versuchen. Am 21. waren nämlich abermals 150 Kikujuweiber angekommen, und es strömte dermaßen, daß unser Lagerraum halb überfluthet wurde. Das war nun auch dem Leibon zu arg, und er kam daher mit der Bitte, ich möge dem Regen während der Marktzeit Einhalt thun. Es fehlten eben wenige Minuten auf 1 Uhr, ich versprach daher auf gut Glück, daß der Regen bald aufhören werde. Eine kurze Weile möge er sich indeß gedulden, weil ich zu dem Zwecke erst den Oberleibon verständigen müsse, der ja am Kilimara sei. Der Himmel war in der That so gütig, mein Versprechen einzulösen, und der Markt ging nun nach Wunsch vor sich.

Der Handel hier vollzog sich stets in der kürzesten Zeit, weil die Leute noch den weiten Heimweg vor sich hatten. Nur der Leibon blieb während aller dieser Tage bei uns, da er die gute Gelegenheit, sich kräftige Zaubermedicinen zu verschaffen, ausnützen und deshalb auf die Rückkehr Teleki's warten wollte. Ich hatte mich weislich gehütet, ihm irgend Etwas zu geben, da in dem Augenblicke wahrscheinlich unsere Lebensmittelquelle versiegt wäre.

Mittlerweile ließ Dschumbe Kimemeta wegen seines Elfenbeinhandels Umschau halten. Zehn seiner Leute hatten fünf volle Tage die Umgebung nach Wandorobbo abgesucht, rückten jedoch unverrichteter Dinge ein. Sie hatten weder Wandorobbo, noch Masai, noch Eingeborene überhaupt zu sehen bekommen, obwohl sie nach ihren Erzählungen ein unglaublich weites Gebiet abgegangen hatten. Am darauffolgenden Morgen machte sich nun Kinjandscha, der sich auf seine Landeskenntniß nicht wenig zu Gute that, mit nur vier Begleitern neuerdings auf die Suche. Kurz vorher hatten uns die Eingeborenen die Nachricht überbracht, daß die nordwestlichen

Wakikuju einen Angriff auf das Lager planten. Es konnte sich wohl nur um unser Vieh handeln, das in der That gefährdet war, da es der besseren Weide wegen meist in ziemlicher Entfernung vom Lager unter Aufsicht einiger Eseljungen graste. Die erhaltene Warnung veranlaßte mich nun, weiterhin stets auch eine Bedeckung von 20 Leuten mit auf die Weide zu schicken. Im Uebrigen war sie uns nicht unerwartet gekommen. Wir hatten im Gegentheile schon bei der Anlage des Lagers mit dieser Eventualität gerechnet und aus dem Grunde auch eine so starke Pallisadenwand errichtet. Bei alledem wurden wir nicht wenig in Aufregung versetzt, als eines Nachmittags in der Richtung unserer Herden mehrere rasch hintereinander abgefeuerte Schüsse zu hören waren. In wenigen Secunden war der Befehl »zu den Waffen« befolgt, und es war ein wirkliches Vergnügen, zu sehen, wie die Scharen im schnellsten Laufe davonstürmten, um möglichst rasch den vermeintlichen Kampfplatz zu erreichen. Sehr bald stellte sich jedoch heraus, daß der Alarm durch Kinjandscha und seine Begleiter verursacht war, welche in ihrer Freude, die Wandorobbo endlich gefunden zu haben, einige Salutschüsse abgegeben hatten, als sie sich wieder im Bereiche des Lagers wußten. Kinjandscha war bis Subugo, einer irgendwo am Nordfuße der Aberdarekette gelegenen Landschaft, gekommen. Sie hatten daselbst die Händlerkarawane getroffen, die mit uns bis Turuka gereist war, und auch Wandorobbo, und Kinjandscha erzählte von großen Elfenbeinvorräthen, welche dort zu haben seien. Unbedachter Weise hatte er es sich auch beifallen lassen, als Beweis für seinen Erfolg einen Trupp von zehn Masai-Morán mitzubringen, deren Anwesenheit im Lager unseren friedlichen Verkehr mit den Wakikuju voraussichtlich nur stören konnte. Wir ersuchten daher die Masai, sich am folgenden Morgen wieder auf den Heimweg zu machen und unsere Wakikuju in Ruhe zu lassen. Doch war es schon zu spät, denn die Wakikuju wagten es nun nicht mehr, ohne Bedeckung unsererseits zu uns zu kommen, und während der folgenden Tage blieben die Zufuhren sogar ganz aus.

Obwohl es noch immer häufig und tüchtig regnete, war doch eine Abnahme sowohl in der Stärke, als in der Dauer der Gewitterregen zu

beobachten. Unser Lagerplatz war indeß zu einer abscheulichen Pfütze geworden, auch hatten unsere Herden, besonders die empfindlichen Ziegen, schwer darunter zu leiden, so daß wir uns Alle schon sehr nach einer Aenderung des Wetters sehnten.

Eine erwünschtere Folge der Regenzeit war, daß das Wild, welches nicht mehr, wie während der Trockenzeit, an bestimmte Tränken gebunden war, sich nun über das ganze Land zerstreute, um die zarten, rasch sprießenden Gräser aufzusuchen. Einiges kam zeitweise auch in unsere Nähe, und das erste, was sich bei uns einstellte, waren Tigerpferde. Eine kleine Herde von solchen wagte sich eines Nachmittags recht nahe heran, so daß ich ohne Anstrengung zum Schusse kam und drei Thiere verwundete; eines davon fiel bald, die beiden anderen gingen mit dem Reste ab. Von den beiden verwundeten Thieren hatte das eine den Hinterlauf zerschossen, und da ich mich selbst noch zu schwach fühlte, um ihm nachzugehen, willfahrte ich der Bitte der Somâl, es jagen und mit dem Messer abthun zu dürfen. Die behenden Bursche liefen mit einer Schnelligkeit und Ausdauer, die alle Anerkennung verdienten, aber von einem Einholen des Zebra war keine Rede, und wenn sie demselben auch zeitweise recht nahe kamen, so fand das Thier doch immer noch Kraft genug, um rechtzeitig wieder einen Vorsprung zu gewinnen. Plötzlich erhielten jedoch die Somâl eine ganz unerwartete Unterstützung durch drei Hyänen, welche sich an der Jagd betheiligten und dem flüchtigen Opfer unausgesetzt an die Nüstern und den Hals sprangen, so daß es fast den Anschein hatte, als wollten sie dasselbe absichtlich den Somâl entgegentreiben. Das Zebra hatte nun einen schweren Stand, und es gelang den Somâl schließlich, es niederzustechen.

Am folgenden Frühmorgen weckte uns ein ungewöhnlich heftiges Hyänengeheule, und als wir uns darnach umsahen, gewahrten wir in etwa 800 Schritt Entfernung das interessante Schauspiel, wie ein augenscheinlich krankes Tigerpferd — wohl das dritte von denen, welche ich am Tage vorher verwundet hatte — sich gegen eine Meute von mindestens 30 Hyänen wehrte. Der Ausgang des Kampfes war wohl kaum zweifelhaft, doch bekamen wir ihn nicht zu sehen.

Die auffallendste Veränderung in Folge der Regen war mit unserer Umgebung vor sich gegangen. In den Wäldern und Fluren, welche eben noch verschmachtet, in fahlen Farben dagestanden hatten, sprießte es nun aus jedem Triebe, und bald schimmerte Alles im herrlichsten Grün. Das wüste Ndoro war wie durch Zauber in einen Garten verwandelt worden, und war das überraschend plötzliche Erwachen der Natur eine der überwältigendsten Erscheinungen, welche wir im Laufe der Reise zu beobachten Gelegenheit hatten. Ndoro ist zu dieser Zeit ein wahres Paradies für den Botaniker. Insbesondere sind es Knollengewächse, welche da in reicher Fülle des Sammlers harren.

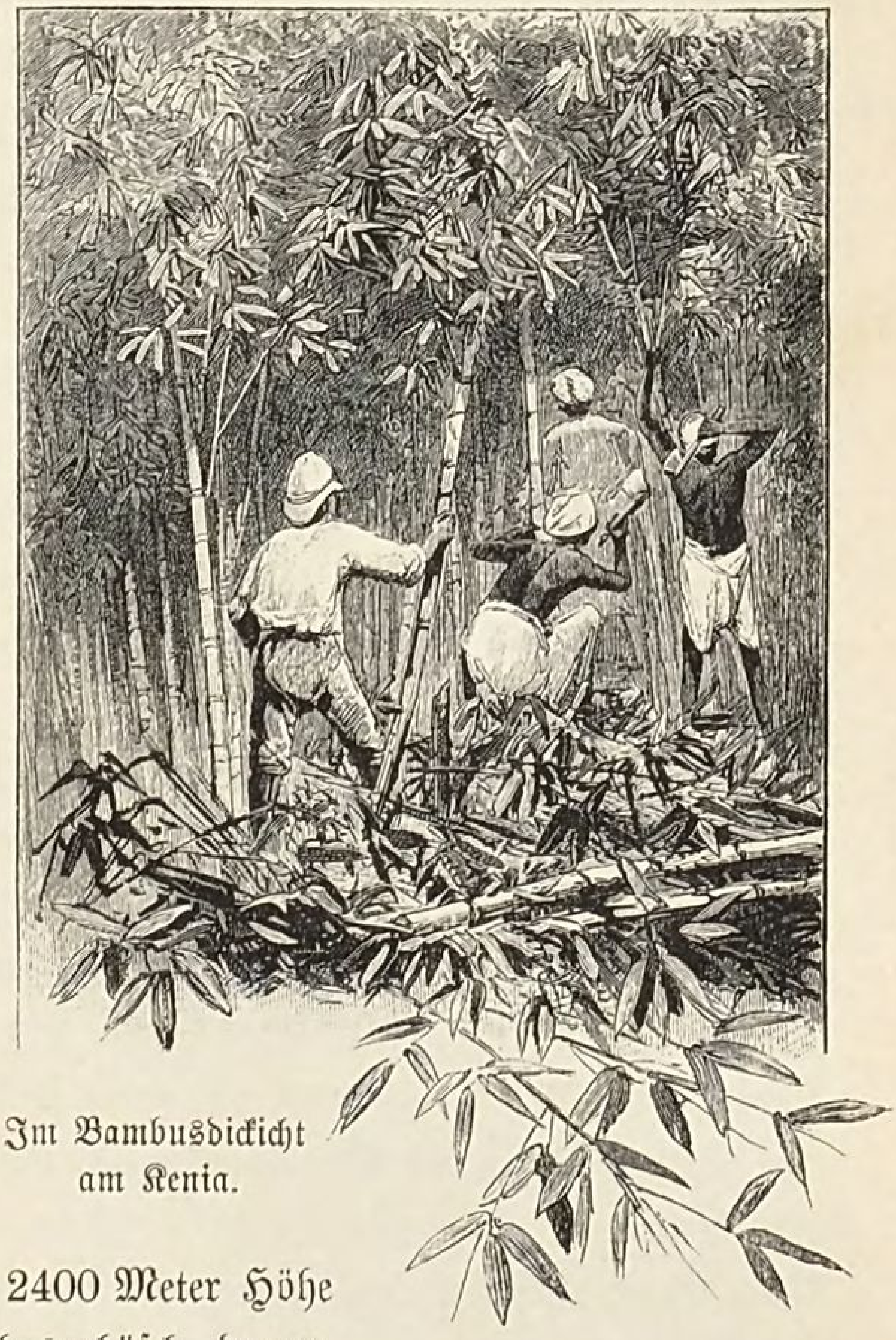
So genußreich aber jetzt der Aufenthalt in der Ebene war, so wenig konnte dies in den höheren Regionen des Kenia der Fall sein, wo gerade Graf Teleki weilte. Der Berg blieb fast unausgesetzt von schwerem Gewölke verhüllt, und sein Gipfel zeigte sich nur selten und für kurze Augenblicke. Eine tief herabreichende Schneelage ließ ahnen, wie unwirthlich es oben aussehen mochte. Ich sah daher der Rückkehr Teleki's nicht ohne Unruhe entgegen und war herzlich froh, ihn endlich am Vormittage des 25. gesund und wohlauf wieder im Lager begrüßen zu können. Der Ausflug war wider mein Erwarten vollkommen gelungen, der Kenia bis zur Höhe von 4680 Meter Meereshöhe erstiegen, die Natur seiner Hänge und des Kraters erkundet. Nur die 800 bis 1000 Meter hohe Felsspitze harrt noch ihres Bezwingers.

Graf Teleki erzählte mir über seine Tour Folgendes:

»Am 17. October ging unser Marsch in nordöstlicher Richtung dem Kenia zu. Wir überschritten dabei drei kleine Bäche und nächtigten am Ufer des letzten derselben. Bis dahin waren die mäßig ansteigenden Berghänge nur mit grobem Steppengrase bewachsen, und Waldvegetation, die aus verschiedenen, hauptsächlich Thuja-ähnlichen Coniferen bestand, trat nur in den Mulden der Bachläufe auf. Tigerpferde, Elennantilopen und Wasserböcke — letztere hatten wir seit dem Ndschirisee nicht gesehen — tummelten sich in ziemlicher Zahl an den Waldrändern herum, und auch Elephanten verriethen einmal ihre Nähe durch das Krachen von Aesten.

Um den Keniagipfel lag die ganze Zeit über schweres Gewölke, und am Nachmittage entlud sich ein heftiges Gewitter mit Donnerbegleitung über unseren Köpfen. Die zerstreuten Waldbestände schienen weiter aufwärts näher aneinander zu rücken und sich zu einem ununterbrochenen Waldgürtel zu vereinigen. Kurz vor Sonnenuntergang wurde ich durch das Gebrülle zweier Löwen zu einem kurzen Pürschgang verleitet, ich bekam sie jedoch nicht zu sehen.

Am folgenden Tage marschirten wir eine Stunde lang noch abwechselnd über kleine Lichtungen, dann begann geschlossener Wald. Dieser Wald ist lichter und hochstämmiger, als der Urwald des Kilimandscharo. Das Untergebüsch steht da bei weitem nicht so dicht, auch fehlt die erdrückende Menge von Moosen und Flechten. Der Marsch durch den Wald bot auch keine Schwierigkeiten, und schon nach einer Stunde war der Waldgürtel überwunden. In 2400 Meter Höhe ungefähr schließt sich Bambusgebüsch daran.



Im Bambusdickicht am Kenia.

Im Beginne besteht dasselbe aus schwachen Rohren, die jedoch dicht wie Schilf beisammenstehen und ein Weiterdringen zur Unmöglichkeit machen würden, wenn sich nicht Elephanten- und Büffelpfade fänden, die streckenweise benützt werden können. Dennoch mußten wir uns oft genug der Standhauer bedienen und überhaupt immer die Rohrmassen mit den

vorgehaltenen Armen auseinandertheilen; das Vordringen in dem regentriefenden Dickicht wurde dadurch äußerst beschwerlich und ermüdend.

Kurz nach Mittag erreichten wir einen kleinen Bach und lagerten. Wir hatten die Höhe von 2620 Meter erreicht, doch gab es hier noch reiches Thierleben. Ueberraschend war das Vorkommen eines langgeschwänzten Affen (Colobus Guereza?) und eines Leopards in dieser Höhe, der uns seinen Besuch durch ein plötzliches, heiseres Brüllen in großer Nähe anmeldete, jedoch rasch wieder im Dickicht verschwand. Weiters unterbrach häufig das gellende Geschrei ganzer Flüge grüngefiederter Papageien mit rothen Backen, von der Größe einer Taube, die Stille des Waldes. Ein anderer Vogellaut, der oft zu hören war, glich dem Murksen unserer Waldschnepfe, während ein graugefärbter Vogel, welcher in der Gestalt einem Papagei nicht unähnlich sah, wie ein Rakelhahn balzte. Auch eine Hühnerart von der Größe einer Auerhenne und dem Aussehen eines schwanzlosen Fasans, mit rothbrauner, weißgefleckter Brust, war nicht selten zwischen den Büschen zu sehen, doch war da an ein Jagen nicht zu denken.

Am folgenden Morgen führte der Pfad immer noch durch Bambusdickicht; dabei rieselte es ohne Unterlaß vom Himmel herab. In dem Maße, als wir höher kamen, wurden die Bambusrohre stärker und die Arbeit des Wegbahnens noch bedeutend mühsamer; erst in der letzten Stunde erleichterten kleine Lichtungen zeitweise das Fortkommen. Zu Beginn des Marsches hatten wir einen 6 Meter breiten Bach zu überschreiten gehabt, gegen Mittag gelangten wir zu einem anderen Bächlein und hielten bei demselben für die Nacht. Die Lagerhöhe betrug hier 3048 Meter und bezeichnete gleichzeitig die obere Grenze des ausschließlich aus Bambus bestehenden Vegetationsgürtels. Später begannen wieder Laubbäume, hauptsächlich eine auch am Kilimandscharo häufige Conifere mit weidenblättrigem, halbsteifem Laub aufzutreten. Diese, aus Laubbäumen und Bambus gemischte Vegetation trat nicht mehr in zusammenhängenden Beständen auf. Nebel und Regen hatten tagsüber jegliche Orientirung unmöglich gemacht und mich ganz auf den Compaß verwiesen.

Am 20. ging es merklich stärker bergan. In ungefähr 3100 Meter erreichten wir die obere Grenze des Bambus. In 3200 Meter begann auch der Baumwuchs spärlicher aufzutreten, und weiterhin kamen nur noch vereinzelte Bäume vor. Eine Art Sumpfgras, das in Büscheln wuchs, verschiedene Lobeliaceen, von welchen eine Art unserem Salbei ähnliche Blüthen trug, Farne und andere Kräuter bedeckten die sumpfigen Berghänge. Auch während dieses Marsches hatte es heftig geregnet. Dabei betrug die herrschende Lufttemperatur +8° C., und der Zustand meiner Leute, die vor Kälte zitterten und völlig aschgrau geworden waren, zwang mich, schon zeitig am Vormittage Halt zu machen. Wir waren in einer Meereshöhe von 3536 Meter, und da ich den weiteren Aufstieg allein vollführen wollte, ließ ich meine Leute hier gute Hütten bauen. An Holz, Moos und Aehnlichem fehlte es wohl nicht, doch troff Alles von Feuchtigkeit, auch dauerte es lange, bevor wir es zu Stande brachten, das erste Feuer anzufachen.

Am Nachmittage hellte es sich ein wenig auf und ich konnte mich einigermaßen für den Weiterstieg orientiren. Es zeigte sich, daß die bisher eingehaltene Richtung nicht schlecht gewählt war, da der Rücken, auf welchem wir lagerten, zum Fuß der steilen, höchsten Felsspitze des Berges hinanzuführen schien. Weiter oben stieß ich wohl auf viele, oft senkrechte Felswände, doch fand sich dazwischen Raum zum Anstieg. Ganz merkwürdige, vollkommen freistehende, säulenförmige Felspartien von 20 bis 50 Meter Höhe bedeckten vielfach die Hänge. Wo Pflanzenwuchs auftrat — hauptsächlich Lobeliaceen, verschiedene, der Senecio Johnstonii ähnliche Gewächse, Moose und Flechten — waren die Berghänge sumpfig, wie denn überhaupt in jeder Falte des Berges ein Wässerchen abwärts rauschte. Auffallend war in dieser Höhe das Vorkommen einer Nectarinia-Art*) in Flügen von 10 bis 12 Stück. Mohammed brachte mir das Nest von ihnen mit einem Jungen. Ich legte dasselbe auf's Gras vor's Zelt, um die Alten auf diese

*) Die Art wurde vom Custos der zoologischen Abtheilung des Naturhistorischen Hofmuseums in Wien, Herrn Dr. Ludwig Lorenz R. v. Liburnau, als Nectarinia Deckeni erkannt.

Weise heranzulocken, und es gelang mir dabei, das Männchen zu erbeuten, das eben im Hochzeitskleide prangte.

Am 21. wollte ich mit einigen Begleitern die weitere Besteigung des Berges aufnehmen, doch zwangen mich Nebel und Regen bald zur Umkehr.

Nach einer Nacht, während welcher das Thermometer zum ersten Male auf 0° C. gesunken war, brach ein halbwegs klarer Morgen an, und ich machte mich neuerdings mit Maktubu, Mohammed und zehn Leuten zum Anstieg auf. Da ich mit Rücksicht auf die ungünstigen Witterungsverhältnisse nicht die Absicht hatte, weiter oben am Berge zu übernachten, entfiel die Mitnahme von Zelten, Decken u. dergl. Wir setzten uns um 6 Uhr 4 Minuten Früh in Bewegung. Nach einer Stunde scharfen Anstiegs machten wir einen kurzen Halt, um uns mit Brennmateriale zu versehen, wozu sich die hier noch häufigen, höher oben aber nur mehr ganz vereinzelt vorkommenden, trockenen Stämme der Senecios vorzüglich eigneten. Dann stiegen wir unausgesetzt bis 10 Uhr weiter. Der Rücken, auf welchem wir uns befanden, ging steil bergan und war mit einer fußdicken Moosschichte bedeckt. Während der ganzen Zeit blieb zu unserer Linken das Bett eines ziemlich bedeutenden Baches, indeß zahlreiche kleine Wasseradern zwischen den Farnkräutern und unter der Moosdecke hinabrieselten; die Berghänge erhielten dadurch einen entschieden sumpfigen Charakter. In 4000 Meter Höhe trafen wir die letzten größeren Vertreter animalischen Lebens: eine Nectarinie, einen schönen drosselartigen Vogel und ein lichtbraun behaartes, schwanzloses Murmelthier. Hier stießen wir bereits auf Neuschnee, der im Schmelzen begriffen war und das Steigen sehr erschwerte.

Um 10 Uhr hatten wir eine Höhe von 4150 Meter erreicht. Meine barfüßigen Begleiter froren jämmerlich, obwohl das Thermometer + 7° C. zeigte; ich beschloß deshalb, die weitere Besteigung allein fortzusetzen. Nach einem kräftigen Imbiß ließ ich die Leute bei ihren Feuern zurück und setzte um Mittag den Anstieg fort; nur der Somâl Mohammed Seiff ließ es sich nicht nehmen, noch weiter mitzuhalten. Um 2 Uhr 30 Minuten

erreichten wir den höchsten Punkt des Rückens, auf welchem wir die ganze Zeit über angestiegen waren. Während der letzten Wegstunde trafen wir bereits festes Eis, das mit einer fußhohen Schichte von Neuschnee bedeckt war. Verschiedene Senecioformen und eine üppige Moosflora hatten bis zur Schneegrenze hinaufgereicht, welche in ungefähr 4500 Meter Meereshöhe gelegen ist. Der Anstiegrücken, welcher Anfangs in gerader Richtung auf den Keniagipfel zu geführt hatte, wendete sich während der letzten Wegstunde südostwärts, und es zeigte sich nun, daß eigentlich der rechte Uferrücken des Baches zum Aufstieg zu wählen gewesen wäre, da derselbe unmittelbar in den Gipfel übergeht. Von meinem Standorte aus wäre er jedoch nur mehr mit großer Mühe zu erreichen gewesen, weil der Anstiegrücken nach der Bachseite 100 bis 150 Meter tief steil abstürzte. Eine ebenso tiefe Schlucht, die indeß leichter zu passiren gewesen wäre, und ein Theil der Kraterwand trennten mich noch vom Krater selbst; doch war die Wand niedriger als mein Standort und daher der Ueberblick nicht behindert.

Der Keniakrater mag einen Durchmesser von 3000 bis 4000 Meter haben, und sein ziemlich gleichmäßig mit Schnee und Eis bedeckter Boden um etwa 200 Meter tiefer als der Kraterkamm gelegen sein. Die Schmelzwässer des Kraters finden am Fuße des Felsgipfels einen Ausweg und speisen den Bach, welchen entlang ich angestiegen war. Ein Abstieg zum Krater wäre nicht schwierig gewesen, doch hielt mich davon der Umstand zurück, daß das lose Gerölle der Kraterwand mit einer hohen Schneeschichte bedeckt war. Zu meiner Linken erhob sich die schroffaufragende Keniaspitze — ein stehengebliebener Rest des einstigen Kraterkegels. Von ihren steilen Hängen müssen häufig Eismassen abstürzen, nach einem Chaos von Schnee und Eis zu urtheilen, das sich an ihrem Fuße aufgeschichtet fand. Das meist säulenförmig angeordnete Gestein (Phonolith) der höchsten Keniaspitze war von licht gelbbrauner Färbung. Der oberste Theil der Spitze ist gespalten und ragt in zwei Säulen auf. Der Abfall der Gipfelwände ist auf der Westseite ein ungemein schroffer, gegen Nordost und gegen das Krater-Innere zu ein geringerer; diese Seiten sind auch mit einer gleichmäßigen Schneeschichte bedeckt. Auf der Nordostseite des Kraterrandes

erhebt sich eine wenig bedeutende, mit Schnee bedeckte Kuppe, die nach außen schroff abzufallen scheint. Im Süden und Osten waren einige Stellen der inneren Kraterwand senkrecht und vollkommen eisfrei, sonst aber fallen die Wände des Kessels meist unter einem geringen Neigungswinkel zum Kraterboden ab. Zu meiner Rechten, am äußeren Fuße der westlichen Kraterwand, fand sich ein kleiner Hochsee, dessen volle Ausdehnung nach Süden ich jedoch in Folge vorstehender Felswände nicht übersehen konnte; ein Ausfluß aus diesem See wäre nur nach Süden möglich. Nach dem Stande des Aneroids befand ich mich in 4680 Meter Meereshöhe, und das ist als Durchschnittshöhe des abgestumpften Theiles der Keniapyramide anzusehen.

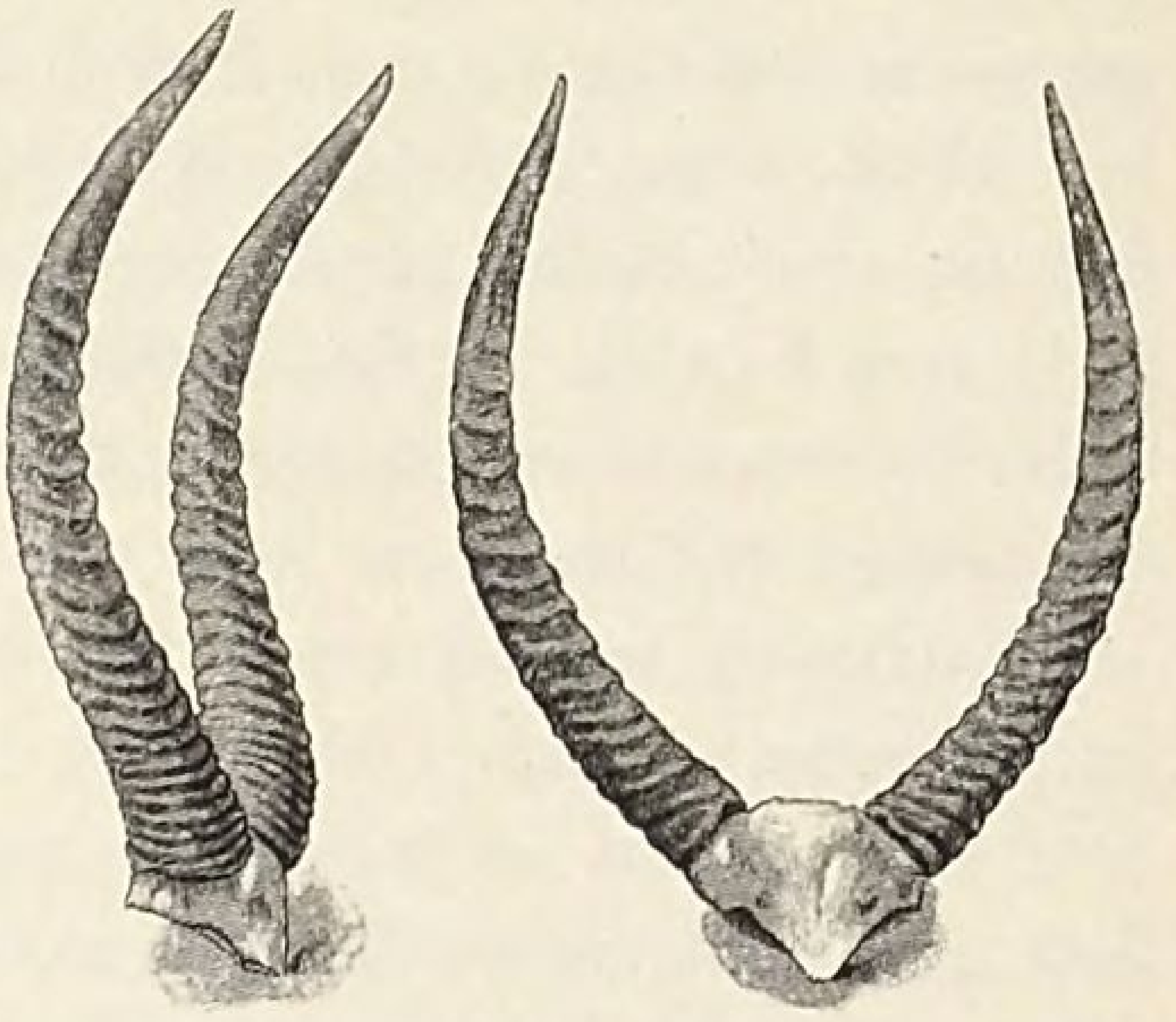
Nebel begannen sich bald einzustellen, die zwischen $+4{\cdot}5^{0}$ C. und $+7^{0}$ C. schwankende Lufttemperatur war für meinen Begleiter auf die Dauer unerträglich geworden, und ich kehrte daher nach gemachter Siedepunktbeobachtung um 3 Uhr zu meinen Leuten zurück. Auf dem Wege dahin kamen wir an einem zweiten kleinen Hochsee vorbei, der uns beim Aufstieg entgangen war und einen nach West gerichteten Abfluß hatte. Ohne Aufenthalt ging es dann weiter zum Zeltlager, das wir gegen 6 Uhr Abends erreichten.

Am folgenden Morgen bezogen wir den ehemaligen Platz im Bambusdickicht. Während des Abstieges dahin glückte es mir, eine kleine, einfärbig graubraunbehaarte Zwerggazelle zu erlegen. Am 24. erreichten wir unser unterstes Kenialager, und am Tage darauf marschirten wir nach Ndoro. Auf dem Wege dahin traten die Wirkungen der reichlichen Regen in auffallendster Weise zu Tage. Alles war jetzt grün und die vormals dürre Steppe mit den reizendsten Blüthen übersäet. Auch war durch die Regen das viele Wild vom Berge in die Tiefe vertrieben worden, und tummelten sich da nun zahlreiche Herden von Büffeln, Tigerpferden und Antilopen herum, und die Löwen, welche am schluchtenreichen Bergfuße hausten, mochten nun ihre gute Zeit haben.«

So weit Graf Teleki. Unser Aufenthalt in Ndoro hatte inzwischen sein natürliches Ende gefunden. Die Lebensmittelzufuhr von Seiten der

Wakikuju war in den letzten Tagen beinahe ganz ins Stocken gerathen, und wir durften auf eine nennenswerthe Vermehrung der angesammelten Vorräthe nicht mehr rechnen. Es war sonach an der Zeit aufzubrechen, ich konnte jedoch der Sehnsucht nicht widerstehen, auch meinerseits dem Kenia etwas näher zu kommen, und erbat mir daher einen dreitägigen Aufschub der Abreise, um wenigstens den Urwaldgürtel und das Bambusdickicht besuchen zu können.

Am Tage nach Teleki's Rückkehr regnete es unausgesetzt. Auch der 27. brach trübe an, doch ließ ich mich nun nicht länger halten und brach mit Maktubu als Führer und 30 Leuten zum Kenia auf. Nach einem langen Marsche über grasige, sanftansteigende Lehnen, durch lichten, frischen Buschwald, den Wasserböcke, Waldantilopen und Wildschweine belebten, gelangten wir Mittags an der ersten Haltestelle Teleki's vorbei und lagerten zwei Stunden später auf einer kleinen Lichtung, am Rande einer dichtbewachsenen Bachschlucht. Graf Teleki hatte hier sowohl beim Hin- als beim Rückmarsche wiederholt Löwen brüllen hören und mir daher gerathen, dort zu lagern. Der Marsch war aber auch das Aeußerste gewesen, was meine wiedererwachenden Kräfte zu leisten vermochten, und ich kam vollkommen erschöpft an der Stelle an.


Wasserbock-Gehörne.

Unterwegs hatte ich einen Wasserbock geschossen, die Leute waren daher guter Dinge und hatten im Nu eine Hecke um unseren kleinen Lagerplatz errichtet, um möglichst bald ans Braten gehen zu können. An solche, im kleinen Kreise in der Wildniß verlebte Stunden knüpfen sich unsere genußvollsten Erinnerungen.

Tiefer und tiefer steigen die Nebel vom Berge herab, und bald geht auch der Regen, der schon lange drohend am Himmel gehangen hatte, mit langweiliger Gleichförmigkeit ohne Unterbrechung nieder. Das thut der Sache jedoch keinen Eintrag. Mächtiger nur lodern die Lagerfeuer auf, dichter schließen sich die Gruppen um dieselben, und traulicher wird das Wasumgumsu*), das bald lebhaft in Gang kommt. Wie dann die Nacht ihre schwarzen Schleier herabzusenken beginnt, wird es stiller in der Runde, denn es naht die Zeit, wo der Löwe und der Leopard ihre Besuche zu machen pflegen. Das Gespräch erstirbt in leisem Geflüster und hört endlich ganz auf. Gespannt lauscht Alles den verschiedenen Thierlauten, die ab und zu die Stille unterbrechen. Doch es scheint, daß die befürchtete Gefahr ferne bleiben will, denn nichts rührt sich in der nahen Umgebung, und halblaut, dann lebhafter hebt die Unterhaltung wieder an, von Weib und Kind, von Sansibar und seinen Genüssen, bis plötzlich ein furchtbares Brüllen aus der nahen Schlucht der Gemüthlichkeit ein jähes Ende macht. Ein hastiges Aufschüren der Feuer, die nun weit umhersprühen, bildet unsere Antwort, das Geplauder aber ist verstummt, und lautlose Stille herrscht wieder im Lager.

So ging's uns an jenem Abend, doch blieb's bei der einen Störung. Nach einer durchregneten Nacht brach ein ziemlich heiterer Morgen an, und ich machte mich trotz meiner noch schmerzenden Glieder frühzeitig mit Maktubu und einigen wenigen Leuten auf, um die Bambusregion zu gewinnen. Wir waren kaum einige Minuten unterwegs, als ein scheinbar aus nächster Nähe kommendes Löwengebrülle unsere Schritte bannte. Die tiefen, vollen Baßtöne, mit welchen sich der König der Thiere ankündigt, klingen ungemein unbestimmt, so daß man sich nach dem Gehör allein nur schwer ein richtiges Urtheil über die Entfernung bilden kann, in welcher derselbe sich befindet. Gewisse Noten des dumpfdröhnenden, im Walde widerhallenden Gebrülles lassen ihn in größerer Ferne vermuthen, nach anderen hinwider fühlt man sich zur Annahme geneigt, daß er im nächsten Busche steckt.

*) Geplauder.

In diesem Falle hatte der Löwe in 400 Schritt Entfernung am Bache gebrüllt. Wir eilten sofort dahin, sahen wohl im weichen Ufersande die tiefeingeprägten Spuren seiner Tatzen, in welchen noch das Wasser zusammenlief, weiter jedoch nichts. Ein kurzes Brüllen ließ uns nach einer Weile erkennen, daß das Thier sich fliehend zurückgezogen hatte. Wir hörten ihn dann noch einmal in weiterer Entfernung und gaben daher die Verfolgung auf, um den Bergmarsch fortzusetzen. Eine Stunde lang wanderten wir durch einen schönen, alten Wald langsam bergan und gelangten dann an den Rand des Bambusgürtels. Dann aber hörte der Marsch auf, ein Vergnügen zu sein, denn wie Schilf standen die Rohre dicht beisammen; nur selten unterbrachen kleine Lichtungen den zusammenhängenden Bestand. Einmal waren wir eben im Begriffe, aus einem Dickicht heraus auf eine solche Lichtung zu treten, als wir gleichzeitig einen alten, einsamen Büffelstier gewahrten, der sich in 40 Schritt Entfernung von uns, im Grase liegend sonnte. Einen Augenblick sah er uns mit erstaunten Blicken an, dann stand er auf. Ich hatte indeß schon die Expreßbüchse Kaliber 577 an der Wange und feuerte dem Büffel eine Kugel von Vorne in die Schulter, worauf er zusammenbrach und regungslos auf der Seite liegen blieb. Ich wollte nun zu ihm hineilen, doch bat mich Maktubu, früher noch einmal zu schießen, weil diesen zählebigen Thieren nicht zu trauen sei. Da es der erste Büffel war, mit dem ich zu thun hatte, wollte ich dem Rathe Folge geben, hatte aber die Büchse kaum angelegt, als das Thier mit einem Satze wieder auf den Beinen uns gegenüber stand. Nach dem zweiten Schusse in die Schulter fiel es erst abermals auf die Seite und lag dann mit von sich gestreckten Beinen auf dem Rücken. Nun glaubten wir bestimmt, daß der Büffel todt sei, er stand aber nochmals auf und ging nun, schwer krank und ohne von uns weitere Notiz zu nehmen, langsam davon. Ein paar Secunden lang war er durch dazwischen liegendes Gebüsch gedeckt, als er aber wieder zum Vorschein kam, begrüßte ich ihn mit einem Blattschusse aus der Elephantenbüchse. Der Büffel brach zum dritten Male zusammen, raffte sich jedoch auch jetzt noch auf und war im nächsten Augenblicke im Bambusdickicht ver-

schwunden. Nach diesen Beweisen von Lebenszähigkeit hielt ich es für gerathen, ihm nicht sofort zu folgen, sondern steckte mir zuwartend eine Pfeife an, während sich die Leute mit dem Schneiden von Bambusrohren vergnügten, die wir mitnehmen wollten. Nach einer halben Stunde ungefähr machten wir uns auf die Suche nach dem Büffel, der nun wohl schon verendet sein mußte, doch umsonst. Eine lange Weile durchstöberten wir das Dickicht. Schweiß fand sich streckenweise in Menge, doch unterbrachen Wasserlachen oft jede Spur, und wir verloren sie schließlich ganz. Daraufhin kehrten wir zum Lagerplatz zurück.

Während einer kurzen, durch Regen gestörten Nachmittagspürsche traf ich auf eine aus Männchen, Weibchen und einem Jungen bestehende Waldantilopen-Familie, von welcher mir leider nur das Weibchen gut zu Schusse stand und auch fiel. Es war dies das erste Exemplar dieser, in unserem Reisegebiete nicht allzu häufigen Art, das wir erlegten. Aufgeschreckt geben diese Antilopen einen lauten, dem Plärren des Kalbes nicht unähnlichen Ton von sich; ebenso beim Verenden. Das erlegte Weibchen war viel lichter gefärbt, als das Männchen, und die charakteristischen weißen Punkte auf den Hinterbeinen und den Backen traten nur sehr schwach hervor.

Am 29. machten wir uns auf den Rückweg nach Ndoro. Die Nacht war kalt und klar gewesen und das Wandern in der warmen Frühsonne durch die mit blühenden Kräutern und Sträuchern besetzten Fluren ein wahrer Genuß. In der Steppe begegneten wir zahlreichen Wildherden. Büffelherden trieben sich weit abseits, Tigerpferde jedoch zu beiden Seiten des Weges zu Hunderten herum, und da ich meine Leute noch mit einem guten Braten versorgen wollte, ehe wir heimkehrten, ließ ich sie eine Strecke weit zurück und pürschte mich an eine Zebraherde heran, die in der Wegrichtung graste. Ich war bald auf gute Schußweite an dieselbe herangekommen und spannte eben die Gewehrhähne, als wiederholte gedämpfte »Bwana«-Rufe meiner Leute, die etwa 200 Schritte hinter mir des Erfolges harrten, mein Ohr trafen. Ich sah mich um, und da mich die Leute nun auch zu sich heranwinkten, ließ ich die Hähne wieder herab

und kehrte zurück. Nach wenigen Schritten schon fiel mein Blick auf vier Löwen, die in der Entfernung einiger hundert Schritte von mir in Zwischenräumen eiligst vorbeijagten. Es waren zwei Männchen, ein Weibchen und ein halb ausgewachsenes Junges, die gleich mir im Begriffe gewesen, sich an dieselbe Herde anzuschleichen, dabei jedoch durch meine Annäherung verscheucht worden waren. Die Löwen hatten sich die ganze Zeit über vollkommen stille verhalten.

Wir nahmen daraufhin den Marsch wieder auf und rückten gegen Mittag im Ndorolager ein.

Hier war inzwischen Alles so ziemlich beim Alten geblieben. Die Lebensmittelzufuhr war noch immer ausgeblieben, und zwar nur wegen der Furcht vor den Masai, doch weilte der alte Leibon noch im Lager, weil er die ersehnten Medicinen noch nicht erhalten hatte. Wir verlangten indeß früher noch einen großen Markt, erst dann sollte seine Sehnsucht befriedigt werden.

Und beide Theile hielten getreulich Wort. Der Markt kam zu Stande, und bald darnach war auch der Leibon im glücklichen Besitze aller unserer Geheimmittel. Der Mann hatte eine schwere Menge von Bedürfnissen. Zuerst natürlich die Regenmedicin, dann eine solche wider die Feinde im allgemeinen, wider die Masai im besonderen, gegen Viehseuchen, zur Abwehr der Vögel von den Feldern u. s. f. Aber auch unsere Mittel waren unerschöpflich. Da gab's alte Cacaoschachteln, Senfpulver, Alaun, Papierschnitzel u. s. w. und schließlich eine Schale Brausewasser, die er mit Bangen und Beben, doch gierig an den Mund führte und leerte. Zu guter Letzt spuckten wir ihm nach den Regeln der feinsten Sitte freundschaftlichst ins Gesicht und auf Brust und Hände — und wer war in dem Augenblicke glücklicher als er! Gar zu gerne hätte er die Kraft seiner Schätze auch gleich erprobt, doch begann ihre Wirksamkeit erst nach Verlauf von acht Tagen, weil vorerst noch der große Gott am Kenia von deren Ausfolgung verständigt werden mußte.

Nun waren wir klar zum Abmarsche, und jeder Tag, den wir länger in Ndoro verblieben, war nutzlose Zeitverschwendung. Unsere Viehherde

war in Folge Verbrauchs und Erliegens vieler Stücke auf ungefähr 40 Rinder und 400 Ziegen und Schafe zusammengeschmolzen. Dieser Rest mußte mit Rücksicht auf die schwierigen und unberechenbaren Ernährungsverhältnisse, auf welche wir uns in diesen, meist nur spärlich von Nomaden oder von selbst hungernden Ackerbauern bewohnten Gebieten gefaßt zu machen hatten, möglichst geschont und als eiserner Vorrath behandelt werden. Für uns Europäer besonders, die wir beinahe ausschließlich von Ziegen- oder Schaffleisch lebten, und ebenso für unsere Somâl, welche in Bezug auf Wild allerlei religiöse Scrupel hatten und lieber hungerten, als das Fleisch von irgendwie langhalsigen*) oder nicht rechtzeitig und streng rituell geschlachteten Thieren berührten, war das Kleinvieh von um so größerer Wichtigkeit, als solches bisher immer nur mit Schwierigkeiten in der genügenden Menge zu haben gewesen war. Da alle schwachen Thiere mit der Zeit gefallen oder geschlachtet waren, durften wir hoffen, den Rest ohne nennenswerthe Verluste weiterbringen zu können.

Unsere anderen, aus verschiedenen Mehlgattungen, aus Bohnen, Mais und etwas Hirse bestehenden Vorräthe konnten übrigens für 20 bis 24 Tage genügen. Vor uns lag ein vierzehn- bis achtzehntägiger Marsch nach Njemß, einer am Südende des Baringosees gelegenen Wakuafi-Ansiedlung, bei welcher wir den erhaltenen Auskünften zufolge wieder im Stande sein sollten, neue Vorräthe einzukaufen. Für diese Reise wären wir demnach genügend versorgt gewesen. Wir mußten jedoch auch auf Dschumbe Kimemeta Rücksicht nehmen, der das Versprechen erhalten hatte, daß ihm Gelegenheit geboten werden würde, in Leikipia Elfenbein einzutauschen. Ueberdies hatten wir selbst den Wunsch, den noch unbestimmten Lauf des Guasso Njiroflusses, sowie die Lage eines angeblich an diesem Flußlaufe vorkommenden Sees Namens Lorián näher zu erforschen.

Nach der Ansicht Kimemeta's war Subugo — eine noch im Hochlande auf halbem Wege zum Baringo gelegene Landschaft — der zum Ankaufe des Elfenbeins geeignete Platz. Dort wohnten Masai und

*) Das langhalsige Kameel ist davon ausgenommen, das Fleisch von pferd- oder eselähnlichen Thieren (Zebra) jedoch harâm, d. h. verboten.

Wandorobbo und sollte auch Elfenbein genug zu haben sein. Für den Einkauf desselben benöthigte er aber mindestens zwei bis drei Wochen, und da wir so lange Zeit in jener, sonst an Allem armen Gegend unmöglich mit der ganzen Karawane verweilen konnten, entstand der Plan, in Subugo nur einen Theil der Karawane zurückzulassen, das Gros aber sofort nach Njemß weiter zu führen. Und während Dschumbe Kimemeta in Subugo sein Elfenbeingeschäft besorgte, sollte eine andere Abtheilung der Karawane von dort aus zur Erforschung des Guasso Njiro entsendet werden, der in Njemß lagernde Theil aber inzwischen Alles für die Weiterreise Nöthige vorbereiten, so daß wir nach unserer Wiedervereinigung in Njemß ohne Aufenthalt nach unserem ferneren Reiseziele, dem unbekannten Norden des Baringosees, aufbrechen konnten.

So einfach derlei Feststellungen aussehen, so ziemlich schwierig ist oft ihr Werdeproceß im Fortschritte einer Forschungsreise, gar wenn, wie in unserem Falle, jeder kartographische Behelf mangelt. Die Angaben der eigenen Leute und der Karawanen, wenn man solchen zufällig begegnet, genügen dazu nur in den seltensten Fällen. Sie sind meist ungenau, oft auch durch geheime Nebenabsichten beeinflußt; und was von den Eingeborenen zu erfahren ist, reicht selten über wenige Tagmärsche hinaus. Der gute Glaube, das Hörensagen und mitunter lügenhafte Entstellung spielen überdies auch darin ihre Rolle. Aus hundert unreinen und verdächtigen Quellen muß geschöpft werden, bevor man zu einem halbwegs richtigen Bilde der Verhältnisse gelangt, denen man entgegengeht und die Vorsorge für den Weitermarsch anzupassen hat. Und wehe der Karawane, wenn Brot und Wasser nicht einigermaßen sichergestellt sind! Unsere Expedition wäre sicherlich ein halb Dutzend Male gescheitert, wenn wir in unserer Vorsorge nicht mit pessimistischer Aengstlichkeit gerechnet hätten.

Ein Blick auf unseren Troß ergab die Nothwendigkeit, einige Tagmärsche in Etapen zu machen, weil wir nicht im Stande waren, unsere, durch die Lebensmittel bedeutend vermehrte Zahl von Lasten auf einmal weiterzuschaffen. Aus diesem Grunde wollte Graf Teleki vorerst mit dem Gros der Karawane zwei Tagreisen weit vorausmarschiren, mich aber mit

dem Reste der Ladungen und einer Bedeckung von 50 Leuten in Ndoro zurücklassen. Sein Abmarsch war für den 1. November festgesetzt.

Während meiner Abwesenheit am Kenia hatte Graf Teleki die Entdeckung gemacht, daß sich im nahen Sumpfe zahlreiche Moorschnepfen aufhielten, und sich damit auch täglich eine sehr erwünschte Abwechslung in dem sonst recht einförmigen Menu verschafft. Diesem Sporte waren nun auch die Spätnachmittage der beiden letzten Tage gewidmet, und wir lernten dabei gleichzeitig den Sumpf als reiche botanische Fundgrube kennen. Außer reizend violett blühenden Lotospflanzen gab es da hauptsächlich am Rande eine ganz eigene, höchst mannigfaltige Flora.

Am Morgen des 1. November brach Graf Teleki in nordwestlicher Richtung auf. In drei Tagen sollten die nöthigen Mannschaften zurück kommen, ich versuchte es daher, in der Zwischenzeit noch einen Lebensmittelmarkt zu Stande zu bringen, und schickte zu dem Ende eine Abtheilung von zehn Leuten zu den Kikuju, um diesen bei ihrer Furcht vor den Masai als Bedeckung zu dienen. Spät am Nachmittage kehrten die Leute zurück. Sie hatten Eingeborene angetroffen und sie durch die Versicherung, daß keine Masai in der Nähe wären, auch beruhigt, jedoch nur das Versprechen erlangen können, daß wir am folgenden Tage einen Markt gewärtigen könnten.

Unseren zehn Leuten hatte sich am Morgen ohne mein Wissen und gegen meinen Willen auch ein Masai oder ein Mkuafi von Leikipia (ein sogenannter Leukop)*) angeschlossen, der sich schon seit Wochen als unser Gast im Lager herumtrieb, unter dem Vorwande, daß er nach einem Besuche bei Verwandten in Kikuju nun auf seinen Kral warte, der in kürzester Zeit die Weiden von Ndoro beziehen müsse; allein könne er den weiten Weg nach der Angata Bus, wo seine Brüder augenblicklich weilten, nicht wagen. Ich hätte es nun gewiß nicht zugegeben, daß er unsere Abtheilung zu den Wakikuju begleitete, weil mir der Mann immer verdächtig geschienen hatte. Besondere Gründe hatte ich wohl nicht dafür,

*) Es ist kaum möglich, einen Unterschied zwischen diesen beiden Stämmen herauszufinden.

aber einmal sprach mein Gefühl gegen ihn, dann war auch der Besuch eines Masai bei den Wakikuju nicht gut denkbar und seine ganze Geschichte daher wenig glaubwürdig. Der Mann war offenbar ein bei den Grenz-kikuju angesiedelter Mkuafi, wie es deren Viele gibt, und gleichzeitig deren Spion. In der That erfuhr ich bei der Rückkehr der Leute, daß der Mann bei den Wakikuju geblieben sei, was meinen Verdacht nur bekräftigen konnte.

Der Tag ging zur Neige und die traulichen Stunden des Diners und der verschiedenen nachfolgenden Pfeifchen brachen an. Ich war eben im Begriffe mein stilles Mahl zu mir zu nehmen, als mehrere meiner Leute mit verstörten Mienen zu mir hereingestürzt kamen und meldeten, daß ungeheure Massen Eingeborener vom Kenia her gegen unser Lager zögen. Das Gleiche bestätigte im Augenblicke darauf der Somâl Charscho. Aus den Zügen dieses schneidigen Burschen sprach sichtliche innere Aufregung, da mußte wohl eine ernste Gefahr im Anzuge sein. Messer und Gabel flogen daher in die dampfende Schüssel, und mit der Expreßbüchse in der Hand stürzte ich aus dem Lager hinaus, da die hohe Pallisadenwand jede Aussicht verhinderte. Da schien sich nun wirklich der Rachezug von ganz Kikuju wie ein breiter, schwarzer Strom an der grasigen Lehne, auf der wir lagerten, gegen uns heranzuwälzen. Das kleine Häuflein meiner Leute stand in stummer Erwartung an die Pallisadenwand gelehnt, und kein Athemzug unterbrach die Stille, während wir den schattenhaften Bewegungen der dunklen Scharen in der rasch zunehmenden Dämmerung folgten, bis die einfallende Nacht sie unseren Blicken entzog. Es mußte eine ganz gewaltige Menge sein, denn fort und fort waren neue Massen zum Vorschein gekommen, und noch hatten wir das Ende des Zuges nicht abgesehen. In einer seichten Mulde, in der Entfernung von ungefähr 2000 Schritten vom Lager, schienen sie sich zu sammeln. Dann schlug sich die eine Hälfte in den Buschwald im Süden, während die andere uns im Norden umging; man wollte uns also umzingeln. Kein Zweifel, daß Verrath dahinter steckte, das Werk jenes Mannes, den wir so lange im Lager beherbergten. Sie hatten die Theilung der Karawane

abgewartet, um nun den Vernichtungsschlag gegen den schwachen Rest auszuführen.

Obwohl unser Lager ziemlich fest umzäunt war, konnten wir doch nicht hoffen, es einer so großen Uebermacht gegenüber zu halten, da es viel zu ausgedehnt war. Ich stellte daher die gesammte Mannschaft vorläufig außerhalb der Pallisaden in gleichen Abständen auf, um bei einem Angriffe von irgend einer Seite her sofort unterrichtet zu sein und dann mit der ganzen Macht dorthin eilen zu können. Mit Dualla, Kimemeta und einigen Somâl blieb ich an der Stelle, von welcher aus wir die ersten Bewegungen der Scharen beobachtet hatten, um in den schwarzen Schatten, die uns umgaben, nach Anzeichen zu forschen, welche uns die Angriffsrichtung der Feinde verrathen konnten. Bald war es dann ein Vogelschrei im anschließenden Walde, was uns alarmirte und die Läufe der schußbereiten Gewehre dahin richten ließ, bald das Verstummen des Froschgequackes im nahen Sumpfe, was uns den Angriff von jener Seite her erwarten machte. Mit angespannten Sinnen standen wir solcherart eine lange Weile auf Wache, doch es rührte sich nichts weiter, weder im Walde noch auf der Steppe. Wir ergingen uns mit der Zeit daher in Vermuthungen, ob wir nicht vielleicht einen Kriegszug der Masai oder irgend eines anderen Volkes gegen die Wakikuju vor uns hätten, doch kamen wir immer wieder zum Schlusse, daß es nur der längst erwartete Rachezug der Kikuju sein könne, und faßten um so fester das Gewehr und lugten um so schärfer in die Nacht hinaus. Der Himmel, auf den wir unsere beste Hoffnung gesetzt hatten, schien uns bei der Gelegenheit auch im Stiche lassen zu wollen, denn der Vollmond blieb hinter einer schweren Wolkenbank verborgen und ein dichter Rieselregen begann bald niederzugehen.

Die Zeit verging mit schleppender Langsamkeit, sie brachte jedoch, allmälig wenigstens, einige Beruhigung. Schließlich hielt ich es für zwecklos, die ganze Nacht über in die Finsterniß hinauszustarren und begab mich ins Lager, um die kalten Reste meines Nachtmahles zu verzehren. Dann durchmaß ich mit langen Schritten den weiten, leeren Lagerraum, in welchem nun Stille herrschte, und hing den verschiedenen Gedanken

nach, die mir der scheinbare Ernst unserer Lage aufdrängte. In der ganzen Sache war Manches räthselhaft. So die Richtung, aus welcher die Scharen gekommen waren; auch der Umstand, daß sie sich ohne Nothwendigkeit gezeigt und damit ihre Absichten verrathen hatten. Daß wir uns getäuscht haben sollten und vielleicht ein großer Büffelzug uns genärrt hatte? Unmöglich! Zu viele scharfe Augen hatten das Herannahen der Scharen noch in der Dämmerung beobachtet.

In banger Erwartung.

Ich kam zu keinem Resultate. Nachdem jedoch die Mitternachtsstunde gekommen war, ohne daß sich beunruhigende Anzeichen eines bevorstehenden Angriffes gezeigt hätten, hielt ich es zur Schonung der Leute für das Beste, die Hälfte der Wachen zur Ruhe zu schicken, gab dann noch meine Befehle für den Fall einer nahenden Gefahr und streckte mich, wohl vollständig angekleidet und bewaffnet, aufs Bett. Der eintönige Ruf der Wachen und das gleichmäßige Rieseln des Regens übten ihre Wirkung, und bald schloß ein fester Schlaf meine Augen, aus dem ich erst kurz vor der Morgendämmerung erwachte. Ich fand Alles in Ordnung. Die Nacht war

ruhig vergangen, und nur das vielstimmige »Heheu« der Wachen erinnerte noch an die befürchteten Ereignisse. Dualla kam, meldete sein »all right« und »vom Feinde keine Spur«. Nun zweifelte ich nicht länger, daß wir doch das Opfer einer Täuschung gewesen waren und ertheilte ihm daher als einzige Antwort den Befehl, die Fährten der Scharen zu untersuchen. Ernst schulterten er, Charscho und Ali Mohammed die Gewehre und schritten in der Richtung des Kenia in die Morgennebel hinaus. Eine Stunde später brachten sie die Nachricht, daß der Boden von den Hufen einer ungeheuren Büffelherde wie zerpflügt erscheine.

Ruhig, doch ohne den versprochenen Markt vergingen der 2. und auch der Vormittag des 3. Novembers. Dann traf Maktubu mit 100 Leuten von der Hauptkarawane ein.

Wie gewöhnlich erhielt ich auch briefliche Nachrichten vom Grafen Teleki. Er war in zwei Märschen an den Quelllauf des Guasso Njiro gelangt und lagerte dort. Am ersten Tage waren sie einem Trupp von 80 Masai-Morán begegnet, die im Begriffe standen, einen Raubzug gegen die Wakikuju auszuführen. Da dies unseren Interessen zuwiderlief, suchte sie Graf Teleki durch Geschenke von ihrem Plane abzubringen, doch erklärten die Morán, bereits seit zwei Tagen nichts gegessen zu haben und daher auf irgend einen Raubzug angewiesen zu sein. Graf Teleki versprach ihnen nun auch Ochsen, und sie folgten daraufhin der Karawane zu dem am südlichsten Zuflusse des Guasso Njiro gelegenen ersten Lagerplatze. Kurz bevor dieser erreicht wurde, fand eine Begegnung mit einer anderen, ungefähr 150 Mann starken Masaischar statt, was dem Grafen Teleki die interessante Gelegenheit gab, eine Muthprobe dieser Schrecken der Viehherden aus der Nähe zu besehen. Die beiden Scharen hatten sich nämlich kaum zu Gesicht bekommen, als sie sich auch schon unter Zeichen voller Bestürzung in die Büsche schlugen, beide im Glauben, Wakikuju vor sich zu haben. Obwohl die eine Schar von Masaikriegern unter dem Schutze der Karawane stand, war sie doch nicht mehr zum Weitermarsche zu bewegen, auch dann nicht, als Teleki ihnen nach einem Blicke durchs Fernrohr die Versicherung gab, daß die gefürchteten Gegner ihre Stammes-

brüder seien. Lange wollten sie das nicht glauben und setzten sich erst in Bewegung, als Graf Teleki ihnen für den Fall, als es doch Wakikuju wären, vollen Schutz zugesichert hatte. Bald darauf vereinigten sich die beiden Kriegerscharen. Im Lager angelangt, entschädigten sie sich für die ausgestandene Angst mit Gesängen und Tänzen und brachen, nachdem sie zwei Ochsen verspeist hatten, in nordwestlicher Richtung auf.

Thatsächlich war das indeß nur ein Scheinmanöver gewesen. Am selben Nachmittage wie Maktubu trafen nämlich auch sieben Kikujumänner im Ndorolager ein. Schon bei ihrem Anrücken hatten wir eine auffallende Vorsicht in allen ihren Bewegungen beobachten können, und sie versorgten ihre schußbereiten Pfeile auch erst, nachdem sie den Lagerraum betreten hatten. Schweigend hockten sie sich dann nieder und baten um ein Schauri. Sie erklärten, daß sie zu ihrer Rechtfertigung gekommen seien, weil sie Lebensmittel versprochen hätten, dieselben unter den bestehenden Verhältnissen jedoch nicht bringen könnten. Vor zwei Tagen seien nämlich hundert Männer und Weiber, die auf dem Wege zu uns waren, von den Masai überfallen und dabei fünfzehn Wakikuju, darunter auch Weiber, getödtet worden. Gestern seien wieder Scharen von Masaikriegern an ihrer Grenze erschienen, doch hätten sich die Wakikuju diesmal vorgesehen gehabt und die Angreifer mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Obwohl wir nun selbst, theilweise wenigstens, an Allem Schuld wären, weil wir die Masai auf ihre Spur gebracht hätten, so wollten sie uns doch noch Lebensmittel verkaufen, wenn wir solche brauchten; nur müßten wir nun selbst darum zu ihnen kommen, denn auch unseren Leuten könnten sie nicht trauen, nachdem diese bei dem letzten Geleite ihren Weibern gegenüber Gewaltthätigkeiten begangen hatten. Schließlich wollten sie wissen, ob wir wegen der ausgebliebenen Lebensmittel den Regen in den letzten Tagen aufhören gemacht hätten.

Wir dankten ihnen für die Lebensmittel, da wir schon am nächsten Morgen aufzubrechen hatten, und entließen sie mit Geschenken. Dann wurden unsere ungalanten Leute vorgenommen und ihnen strenge Bestrafung im großen Lager angekündigt; es waren die zehn Mann, welche ich am Abmarschtage Teleki's unter der Führung Ali bin Omari's zur Kikujugrenze geschickt hatte.

Wir wollten den ganzen Weg zu Teleki's Lager an einem Tage zurücklegen und brachen daher am 4. November schon vor der Morgendämmerung auf. Fast einen vollen Monat hatten wir hinter der Pfahlwand gehaust, welcher wir nun den Rücken kehrten und der besonders ich zu freundlicher Erinnerung verbunden war, denn hinter ihr hatte ich meine Gesundheit wiedergefunden.

In der Kühle der Morgenstunden kamen wir rasch von der Stelle. Ein kleiner, vom Kenia kommender Bach, der nach Süden fließt, veranlaßte einen kurzen Aufenthalt, dann ging es wieder weiter über die grünende Steppe dem Fuße der Aberdarekette zu, an zahlreichen Masaikralen vorbei, die nun zwar verlassen standen, aber uns die Vorstellung erleichterten, wie es in Ndoro in ungefähr 14 Tagen aussehen mochte, wenn die Herren des Landes mit ihren Viehherden die Gegend belebten. In dem Maße, als wir uns dem Höhenzuge im Westen näherten, verlor die Landschaft an Reiz. Die hübschen Blümchen wurden seltener, der Graswuchs war spärlicher und häufig trat auch vulkanisches Gestein ganz nackt zu Tage. Der Weg führte dem Fuße der Aberdarekette entlang über die flachen, herabziehenden Rücken hinweg in nordwestlicher Richtung; zeitweise ging es durch lichten Buschwald aus Akazien mit vereinzelten Moriobäumen dazwischen. Auch mehreren Moránscharen begegneten wir, die uns zu einem Schauri zu bewegen suchten; doch wir hatten keine Zeit zu verlieren und eilten weiter. Sie befanden sich offenbar auf dem Kriegspfade, weil ihre Speerklingen mit rothem Fett eingeschmiert oder mit Fetzen umwickelt waren, um sich durch das Blinken derselben nicht zu verrathen. Um 2 Uhr erreichten wir das Lager, welches ganz reizend unter einer Gruppe schöner Bäume, darunter auch der Prachtbaum,*) am Bache gelegen war.

Unser Durchmarsch durch das Kikujuland hatte auf alle in der weiteren Umgebung desselben ansässigen Masai den größten Eindruck gemacht, und ihre Gespräche mit uns drehten sich nach Monaten noch um

*) Calodendron capense Thbg.

diesen Gegenstand. Alle waren sie darüber einig, daß uns derselbe nur Dank unserer mächtigen Kriegsmedicin gelungen sein könne. Die Masai, denen wir an dem Tage begegnet waren — im Ganzen etwa 300 Mann, welche in der That auf einem Kriegszuge gegen die Wakikuju begriffen waren — überlegten sich denn auch die Sache noch einmal und kehrten zum Lager zurück, das sie schon längst hinter sich hatten, um wegen Ueberlassung der Kriegsmedicin mit uns zu unterhandeln. Zu dem Zwecke stellten sich zwei Morúo bei uns ein, während die Krieger sich abseits hielten und weder das Lager betraten noch Tribut forderten. Nur um sie vom Halse zu bekommen, gab ihnen Graf Teleki eine kleine Büchse voll Senfpulver, knüpfte jedoch den Erfolg an die Bedingung, daß sie vier Tage lang an den Ufern des Guasso Njuki, eines am Nordwesthange des Kenia entspringenden Baches, lagern müßten. Vielleicht war ihnen diese Bedingung zu drückend, denn sie brachten uns nach längerer Ueberlegung die Büchse mit dem Senfpulver wieder zurück, mit der Bemerkung jedoch, daß es nicht anginge, die Medicinen zweier Leibone gleichzeitig anzuwenden, da man bei der Theilung der Beute dann nicht wüßte, welcher Antheil jedem derselben zufalle. Uns hatte es nachträglich ohnehin gereut, ihrem Begehren Folge gegeben zu haben, da wir damit unseren Freunden, den Wakikuju, entgegen handelten; es war uns daher sehr angenehm, daß uns dieser Vorwurf erspart blieb. Noch mehr freute uns die spätere Nachricht, daß der Raubzug vollständig mißlang.

Eine weitere Fortsetzung des Marsches in Etapen stellte sich als unthunlich heraus, weil damit zu viel Zeit verloren ging. Wir griffen daher wieder einmal zu dem Auskunftsmittel, alle Mann, vom ersten Anführer bis zum letzten Träger zu überlasten, was übrigens nur kurze Zeit andauern konnte, da täglich fünf bis sechs Traglasten an Getreide aufgingen.

Während der beiden folgenden Tage ging es immer in nordwestlicher Richtung über die flachen Hänge der Aberdarekette weiter. In den Mulden und Thälern fand sich überall schöner Wald, die Rücken hingegen waren nur mit saftlosen Steppengräsern bewachsen, und der Boden machte

den Eindruck geringer Fruchtbarkeit; zudem schien hier viel weniger Regen gefallen zu sein. Der Marsch bewegte sich fortwährend in 2000 bis 2200 Meter Meereshöhe, und wir hatten stets eine umfassende Fernsicht über das durchschnittlich 1800 Meter hohe, flachwellige Hochland, das sich vom Kenia und den Séttimabergen angefangen bis zur Loroghikette im Norden erstreckt; es ist dies das Hochplateau von Leikipia. Im Norden des Kenia kam nach und nach ein verhältnißmäßig niedriger Rücken, der Doenje lol Deika, der »Zopfberg« der Masai, zum Vorschein.

Am zweiten Tage lagerten wir am südlichsten der vier Nairótiabäche, welche vereinigt nach kurzem, östlich gerichteten Laufe sich in den Guasso Njiro ergießen. In unserer nächsten Nähe waren kurz vorher wandernde Masai eingetroffen und eben damit beschäftigt, einen alten Kral zu beziehen. Den Eseln wurden eben ihre Ladungen von Ochsenhäuten abgenommen, und einzelne Weiber schleppten Habseligkeiten herbei, indeß andere die alten Hütten mit Häuten bedeckten. Es dauerte auch gar nicht lange, und die streitbare Jugend kam singend und tanzend um den Hongo angerückt.

Die Landschaft zwischen den Nairótiabächen führt den gleichen Namen und ist ein ziemlich ständiger Aufenthaltsort von Wandorobbo.

Während des Marsches am 7. November, der uns zum Guasso Songorói brachte, bekamen wir das interessante Schauspiel wandernder Masai zu sehen. Sie kamen von der Westseite der Aberdarekette, welche sie im verhältnißmäßig niedrigen Norden überschritten, und strebten den Weideplätzen von Ndoro zu. Besonders anziehend war der Anblick ihrer gewaltigen Viehherden, die sich in mehreren Strömen über die Berghänge herab fortbewegten. Voran und hintennach gingen Männer und Weiber. Erstere trugen kleine Kälber auf den Armen, letztere schleppten schwere Mengen von Hausgeräthschaften und beaufsichtigten noch dazu die mit Ochsenhäuten, Milchgefäßen und dem Gestäbe der Hütten beladenen Tragthiere.

Ein mehrstündiger Marsch brachte uns am folgenden Tage bis nahe zum Nordende der Aberdarekette. Diese dacht sich daselbst ab, findet

jedoch in den anschließenden Marmanèttbergen eine Fortsetzung. Zwischen diesen beiden Gebirgen breitet sich ein ebenes Hochland aus, welches die Masai Angata Bus nennen und fast ständig bewohnen, da es ausgezeichnete Weiden hat; auch Wandorobbo sollen dort hausen.

Unsere Route bewegte sich immer noch in einer zwischen 2000 und 2100 Meter schwankenden, ziemlich nebelreichen Meereshöhe. Die Rücken und Schluchten begannen nun besser bewachsen zu sein, wie denn überhaupt der flache Nordhang der Aberdarekette weit besser bewaldet ist, als der Osthang. Meist sind es cypressenähnliche Bäume und die bereits erwähnten weidenblättrigen Coniferen, doch fanden sich auch Akazien, Kandelaber-Euphorbien, einzelne Moriobäume und Leleschwabüsche*) darunter.

Wir lagerten an dem Tage bei einem fast trockenen Bachbette. Nach einer guten Mittagsbeobachtung war der Platz in 0° 0' 11" Nordbreite gelegen, wir hatten somit zum ersten Male im Verlaufe unserer Landreise den Aequator passirt und nannten diese Haltestelle deshalb auch das Aequatorlager. Die durchzogene Landschaft hieß Laschau; sie ist, so wie Pore, Ndoro, Nairótia u. s. w. ein Theil von Leikipia.

Am 9. November lagerten wir in einer reizenden, mit saftigem Grase bewachsenen Lichtung, am linken Ufer des Guasso Narók. Er ist der nordwärts gerichtete Abfluß eines »Kopekope« genannten Sumpfes, der sich irgendwo am Nordwestfuße der Aberdarekette befindet. Im Oberlaufe bildet er einen Wasserfall, welchen der Engländer Thomson nach sich benannt hat. Die betreffende Strecke des Baches heißt nach dem Getöse der Wässer »Ururo«; erst später trägt derselbe den Namen Guasso Narók, d. h. schwarzer Bach.

Am 10. erreichten wir die in den Marmanèttbergen gelegene Landschaft Subugo, das Ziel Dschumbe Kimemeta's für seinen Elfenbeinhandel. Ein feiner Regen, welcher die ganze Zeit über niedergegangen war, hatte

*) Diesen für bestimmte Gebiete von Ostafrika charakteristischen Strauch (Tarchonanthes camphoratus L., eine Composite) hatten wir zum ersten Male in vereinzelten Exemplaren auf dem Marsche von der nördlichen Kikujugrenze nach Ndoro angetroffen, dann jedoch bis zu diesem Tage nicht mehr beobachtet.

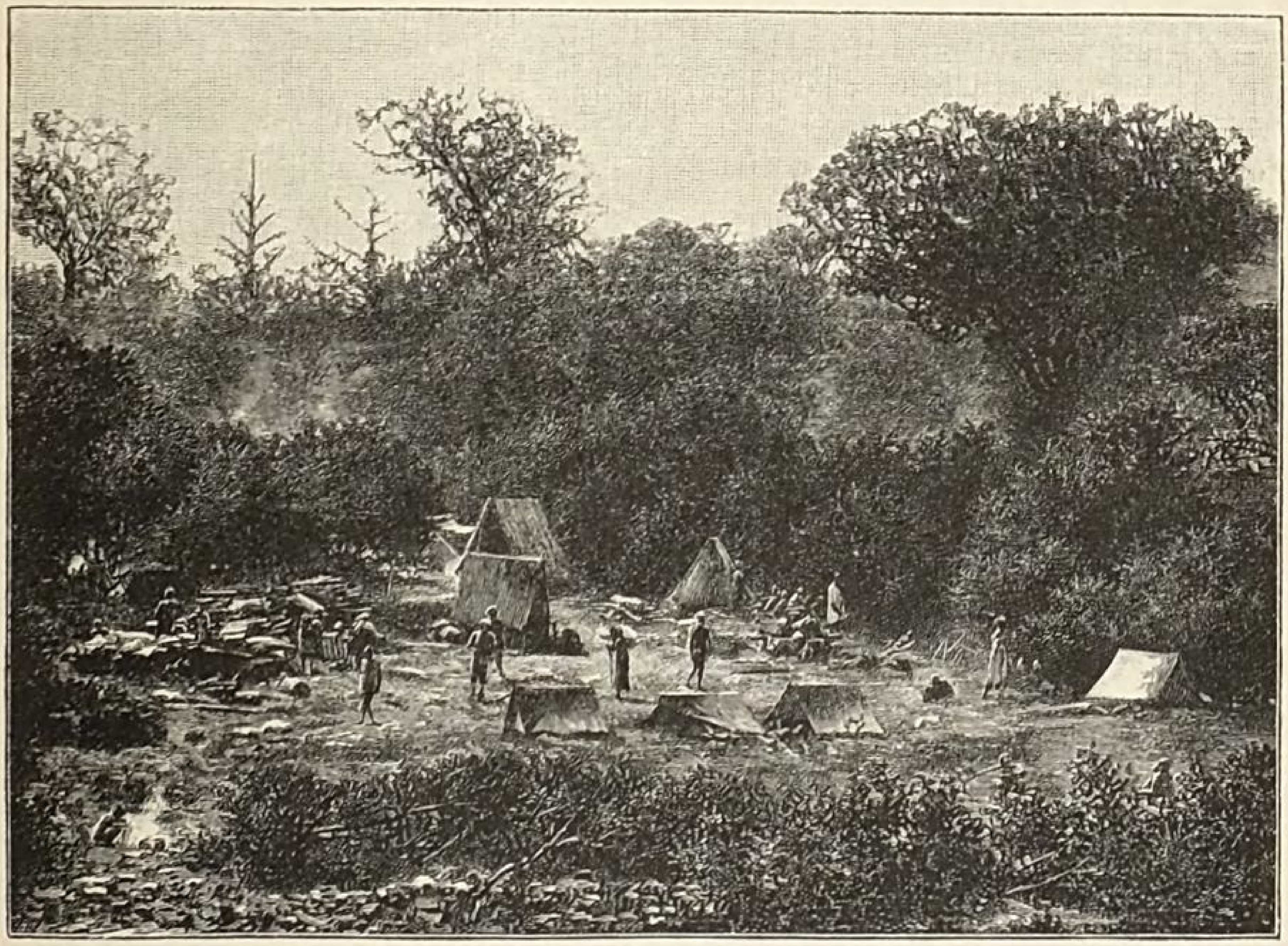
uns den Genuß an der schön bewaldeten und auch dicht von Masai bewohnten Landschaft, durch welche der Marsch gegangen war, stark verkümmert. Wir passirten nahe an einem großen Kriegerkral, aus welchem die zahlreiche Einwohnerschaft trotz des Regens in Scharen herauseilte, um uns unter lustigem Lachen vorbeiziehen zu sehen. Der Kral bestand aus mehreren hundert Hütten und befand sich in ganz offener Lage auf einem sanft ansteigenden, grasigen Hügel. Aus der Ferne gesehen, machte er den Eindruck eines regelrechten, kreisrunden Forts. Ein neuer, von Regen und Sonne noch nicht gebleichter Masaikral sieht ganz schwarz aus.

Das Lager wurde in einem hübschen Thale aufgeschlagen, durch welches ein sumpfiger Bach seinen Weg nahm. Nebel bedeckten die Höhen, ein feiner, kalter Rieselregen ging nieder, und das Thal mit seinen grünen Grasmatten und den schönen, ungeheueren Eichen gleichen Bäumen machte vielmehr einen europäischen Eindruck. Wir befanden uns in 2221 Meter Meereshöhe. Das Thermometer zeigte +13° C. an, und die kühle Witterung hielt auch die Eingeborenen von einem zahlreicheren Besuche ab; die wenigen aber, welche kamen, drängten sich in dichten Gruppen in den Schutz unserer Zelte. Wider Erwarten gab es auch hier geradezu fabelhafte Mengen von Fliegen. Wir holten da auch wieder unsere Winterkleider hervor und fühlten uns ganz wohl darin. Schlimmer ging es unseren zähneklappernden Leuten und den fröstelnden Eseln und Ziegen, die sich, anstatt zu fressen, zwischen den Leuten an die Lagerfeuer herandrängten. Noch am selben Abend wurde daher in einem Schauri mit Dschumbe Kimemeta beschlossen, einen tiefer gelegenen Ort für seinen Aufenthalt zu wählen. Den folgenden Tag blieben wir jedoch, weil früher noch Verbindungen mit den Wandorobbo angeknüpft werden mußten.

Am Tage darauf, noch vor Sonnenaufgang, brachte eine Büffelherde, die sich auf den nächsten Berghängen zeigte, einige Zerstreuung. Die Jagd hatte seit langer Zeit fast ganz geruht, und die Rufe »niamma wale!« und »bogo wale!«*), mit welchen die Leute das Erscheinen der Herde

*) »Dort gibt's Fleisch!« und »dort gibt's Büffel!«

angezeigt hatten, übten wieder ihren vollen Reiz aus; Graf Teleki war auch im selben Augenblicke aus dem Bette heraus und in die Stiefel gefahren. Eile war umsomehr vonnöthen, als die Büffel, ungefähr zweihundert an der Zahl, in der Wanderung begriffen waren. Der größte Theil der Herde war bald über alle Berge, Graf Teleki erreichte indeß noch einige Nachzügler und kam auch auf eine Kuh zum Schusse. Die



Der Aequatorlagerplatz.

Kuh ging angeschossen ab, und es hieß nun, in dem dichtbewachsenen Terrain die Verfolgung aufnehmen. Schon nach einer kurzen Weile hörte Graf Teleki das schwere Athmen des krankgeschossenen Thieres, näherte sich behutsam der Richtung, aus welcher das Geräusch kam, wurde jedoch bald durch das Krachen der Aeste aufmerksam gemacht, daß das Thier ihn gewittert hatte und aufgestanden war. In der That schoß die Kuh im Augenblicke darauf nahe an Teleki vorbei durch die Büsche, legte sich indeß in 40 Schritt Entfernung wieder nieder. Graf Teleki konnte nun

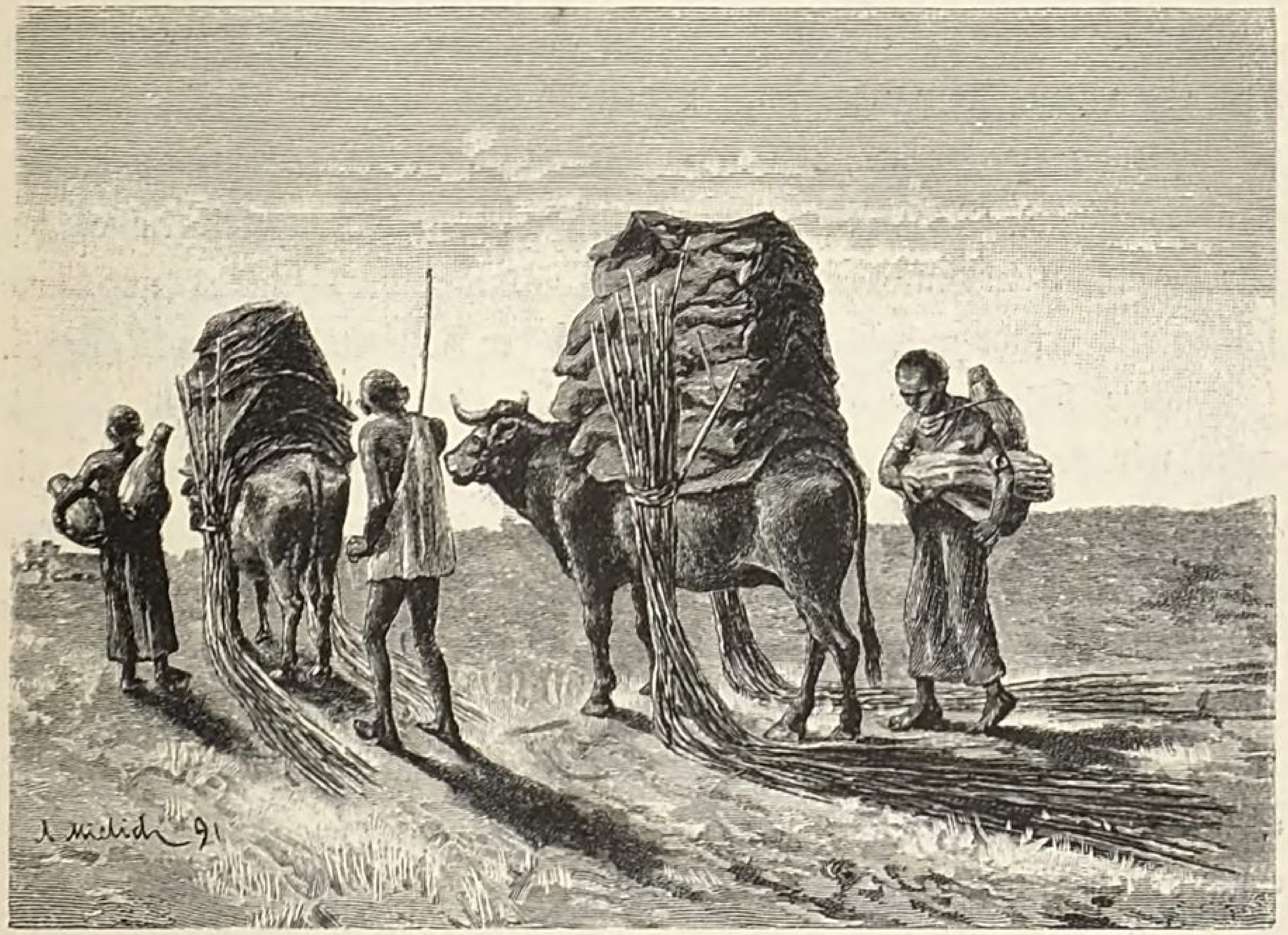
von ihr nur den Kopf sehen, schoß jedoch auf gut Glück hin. Die Kuh sprang daraufhin auf, bekam nun eine zweite Kugel auf's Blatt, worauf sie nach wenigen Schritten todt zu Boden stürzte.

Hart an unserem Lagerplatze führte ein Pfad vorbei, der nun stark von wandernden Masai begangen war. Fast allstündlich zogen Scharen dieser, die schwerbeladenen Esel oder Ochsen vor sich hertreibend, vorüber. Sie waren auf dem Wege, die Weidegründe der baumlosen Angata Bus zu beziehen und führten daher auch das zum Hüttenbau nothwendige Gestäbe mit sich. Diese Züge mit ihren hauptsächlich aus langen, dünnen, biegsamen Stäben und halbgegerbten, aufgerollten Ochsenhäuten bestehenden Ladungen machten einen recht eigenthümlichen Eindruck, denn einerseits überragten die Fellladungen thurmhoch die Rücken der Thiere, andererseits schleiften die langen, gebogenen Hüttenstäbe an deren Seiten wie Schlitten hinten nach. Nicht alle Masai sind im Besitze von Tragochsen. Wir hatten im Gegentheile solche in den letzten Tagen zum ersten Male in Verwendung gesehen.

Gegen Mittag erhielten wir ganz unerwarteter Weise den Besuch von sieben Wangwana, für uns, nebenbei gesagt, ein neuerlicher Beweis, daß es sich im weiten Lande der verrufenen Masai ohne besondere Gefahr reisen lasse. Sie brachten die Nachricht, daß eine 170 Mann starke Elfenbeinkarawane unter der Führung Mpujuj's am Guasso Narók angelangt sei und im Begriffe stehe, die Umgebung nach Wandorobbo abzusuchen. Es überraschte uns, daß Mpujuj, den wir, wie erinnerlich, in Klein-Aruscha getroffen hatten, nun schon wieder in Leikipia weile. Dieser Mann verdient übrigens einige Erwähnung, weil er nicht nur als der beste Kenner des Masailandes und der Masaisprache gilt, sondern auch mehr Muth und einen offeneren Kopf besitzt, als irgend einer der übrigen, heutigen Karawanenführer. Die bahnbrechenden Leute dieser Kategorie, welche es sich vor Decennien angelegen sein ließen, dem Elfenbeinhandel neue, weitere Gebiete zu erschließen, scheinen im Aussterben zu sein, und der bestehende Nachwuchs ihnen an Unternehmungsgeist lange nicht gleichzukommen. Wir entnahmen dies dem eigenen Geständnisse Dschumbe Kimemeta's, der heut-

zutage noch als ihr würdigster Nachfolger gilt. Mpujuj bereist Leikipia fast alljährlich schon seit einer ganzen Reihe von Jahren und kennt dieses Gebiet daher auch sehr genau.

Während des Nachmittags entlud sich ein heftiges Gewitter über das Thal, während dessen sich natürlich Alles so gut es ging verkroch. Diesen Umstand glaubten ein unternehmender Morán und seine Doje zu einem



Wandernde Masai.

größeren Perlendiebstahl ausnützen zu können, die beiden wurden jedoch ertappt und ihnen die Perlen, mehrere hundert Stränge, abgenommen. Der Morán wurde von unseren Somâl weidlich durchgeprügelt und unter allgemeinem Gelächter aus dem Lager gewiesen, seine betrübte Holde aber laufen gelassen.

Am Morgen des 12. November verließen wir das nebelfeuchte Subugothal, umgingen die östliche Berggruppe im Norden und lagerten nach kurzem Marsche am Nordostfuße derselben, in der Nähe einer sumpfigen,

schilfbewachsenen Mulde. Wir befanden uns da wohl noch immer in 1992 Meter Meereshöhe, doch machte sich schon ein Unterschied in der Lufttemperatur bemerkbar. Die Landschaft hieß Lare lol Morio. »Lare« bedeutet im allgemeinen einen durch Quellen gespeisten Sumpf geringen Umfanges. Nach den häufigen Moriobäumen, welche es in der Nähe desselben gibt, benannten die Masai den Platz »Lare lol Morio«. Wir werden mit der Zeit noch mehr »Lare« kennen lernen. Wie ich hier übrigens bemerken will, verfügen die Masai in manchen Zweigen des Sprachgebietes über einen ganz staunenswerthen Wortreichthum. So zur Bezeichnung der verschiedenen Bergformen, mit oder ohne Bezug auf die Bewachsung, zur Charakterisirung der Flüsse, Bäche, Quellen und Tümpel, der verschiedenen Färbungen, Altersstufen und Größenverhältnisse ihres Viehes und, wie wir bereits erfahren haben, auch bezüglich der Altersstadien der Menschen.

Hier hatte nun die geplante Theilung der Karawane vor sich zu gehen, wir gingen daher mit der vereinigten Karawane zunächst daran, für die zurückbleibenden Leute ein verhältnißmäßig kleines, doch fest mit Pallisaden umzäuntes Lager zu errichten. Graf Teleki hatte sich inzwischen entschieden, selbst mit dem Gros der Karawane nach dem Baringosee aufzubrechen, mich aber, mit Dualla, Dschumbe Kimemeta, sechzig eigenen und vierzig von Dschumbe's Leuten an dem Orte zurückzulassen. Während unser Karawanenführer seine Elfenbeingeschäfte betrieb, sollte ich die Erforschung des Guasso Njiroflusses ausführen, soweit dies in einem Zeitraume von zwanzig Tagen thunlich wäre; einen längeren Aufenthalt erlaubten unsere Vorräthe nicht.

Mit dem Errichten des Lagers, der Theilung der Karawane, der Ladungen, des Viehes und unserer sonstigen Proviantvorräthe hatten wir es um so eiliger, als durch jeden Tag, den wir länger beisammen blieben, der Aufenthalt der Zurückbleibenden um drei Tage verkürzt wurde. In unseren Arbeiten wurden wir durch die Eingeborenen wenig gestört. Die meisten waren aus der Gegend bereits fortgezogen, um andere Weiden zu beziehen, der noch vorhandene Rest bereitete sich dazu eben vor, wie wir durch die Wandorobbo erfuhren; letztere freuten sich darüber sehr,

hielten sich jedoch vorderhand noch von unserem Lager ferne. Ganz unbeschreiblich war dafür die Fliegenplage an diesem Orte. Es war uns geradezu unmöglich, ohne unausgesetzten Gebrauch der Fliegenwedel auch nur eine Minute zu bestehen, und wir flohen auch, sobald es nur anging, in den wenige hundert Schritte höher am Berge beginnenden Wald, um Ruhe zu haben.

Am ersten Abende, es herrschte bereits völliges Dunkel, beehrte uns Lekibés, der Masaileibon von Leikipia, mit seinem Besuche. Er ist sonderbarer Weise kein reiner Masai, sondern ein Mkuafi von Guasso Ngischu, einem ehemaligen, auf dem Hochlande im Westen vom Baringosee gelegenen Wakuafisitze. Groß und stark gebaut, verbindet Lekibés mit seiner stattlichen Erscheinung ein selbstbewußtes, herrisches Auftreten, in diesen Ländern ein Beweis großen Ansehens und entsprechender Beliebtheit. Lekibés verdankt seine Stellung zweifellos seinem klugen, offenen Kopfe. Seine ersten Worte waren, »daß er deshalb so spät am Abend gekommen sei, weil es für einen so mächtigen Mann, wie er, nicht passe, sich am hellen Tage ohne großes Gefolge zu zeigen. Bei der Hitzköpfigkeit seiner Leute hätten aber leicht Schlägereien entstehen können, weshalb er sich lieber in der Dunkelheit und ohne Begleitung auf den Weg zu uns her gemacht habe.« An Selbstbewußtsein fehlte es dem Manne, wie man sieht, nicht. Graf Teleki antwortete darauf ganz kühl, daß es von ihm ganz vernünftig gewesen sei, auf seine unbesonnenen Leute Rücksicht zu nehmen, weil sie sich möglicher Weise blutige Köpfe geholt hätten. Lekibés erhielt übrigens reiche Geschenke, weil wir nicht nur die zurückbleibenden Leute in Frieden mit Allen und in Sicherheit wissen wollten, sondern auch noch andere Dienste von ihm erwarteten. So hatte er Führer für Teleki und für mich, und auch einen »Elkonono« beizuschaffen, einen Schmied, der in unserem Lager einige Masaispeere anfertigen sollte. Lekibés versprach das Alles, ebenso eine oder zwei Kühe, welche er in der Eile nur vergessen habe, und schied, scheinbar recht befriedigt, mit dem Versprechen, am folgenden Tage wiederzukommen. Er erschien in der That am nächsten Morgen, diesmal mit einer größeren Begleitung. Die versprochenen Führer, der Elkonono und auch 21 Weiber

waren darunter, welch' letztere, wie er sagte, alle ihm gehörten; die versprochenen Kühe hatte er nicht mitgebracht, doch sollten sie später nachkommen. Auch bei den nun folgenden Abmachungen zeigte er sich als geriebener Bursche. So sollte nach seinem Vorschlage der für Teleki bestimmte Führer im Voraus bezahlt werden, ebenso jener, welcher mich zum Guasso Njiroflusse zu geleiten hatte. »Wir könnten es ruhig thun, denn er, Lekibés, der große Leibon, hafte dafür.« Daraus wurde jedoch nichts, und wir gaben ihm zur Antwort, daß, wenn er uns nicht trauen zu können glaube, wir gar keinen Grund hätten, ihm ein größeres Vertrauen entgegen zu bringen. Aehnlich verhielt es sich mit dem Elkonono. Dieser sollte die gewünschten Speere in der Bumba bei Lekibés schmieden, das hieß wohl, mit dem erhaltenen Draht auf Nimmerwiedersehen verschwinden; wir aber wollten die Arbeit im Lager und vor unseren Augen ausgeführt sehen. Lekibés lenkte schließlich scheinbar ein, doch kamen weder Führer, noch Elkonono, noch er jemals wieder zum Vorschein.

In Betreff der Elkonono sei es mir gestattet, hier eine Bemerkung einzufügen. J. Thomson und H. H. Johnston wollen in den Elkonono Angehörige eines eigenen Stammes sehen. Ich glaube vielmehr, daß das Wort lediglich »Schmied« oder »Handwerker« bedeutet, und keineswegs auf einen besonderen, einst unterjochten Stamm hinweise. Die Zahl der Elkonono im Masailande ist eine sehr geringe; aus dem Grunde ist es auch so schwer, von den Masai Speere zu kaufen. Nur in großen Kralen und volkreichen Bezirken gibt es Elkonono, und wir haben während des ganzen Verlaufes unserer Reise nur e i n e n, und zwar den oben erwähnten zu Gesicht bekommen. In ganz Leikipia soll es nach Lekibés, als unserem Gewährsmanne, nur zwei solcher geben. Wie unser Mann aussah, scheint mir im allgemeinen gleichgiltig, weil es doch nicht angeht, nach einem einzigen Individuum Stammesunterschiede aufstellen zu wollen; er hatte übrigens weder »krumme Beine« noch sah er irgendwie »herabgekommen« oder »halbverhungert« aus, es würde ihn im Gegentheile selbst Mpujuj nicht von irgend einem anderen Masaimorúo haben unterscheiden können.

Auffallender sah der Mann aus, welcher mein Führer hätte werden sollen. Klein und mager, erinnerte er uns an den Buschmännertypus, und später, als wir bereits Rándile zu Gesicht bekommen hatten, in mancher Beziehung an diese. Seine Hautfarbe war ein schmutziges, dunkles Gelb, sein Haar weniger kraus als beim Neger. Seiner eigenen Angabe nach gehörte er dem Stamme der Mumonjótts an. Dieser Stamm soll noch vor wenigen Decennien in der nächsten Umgebung des noch immer nicht sichergestellten Loriánsees oder Sumpfes gelebt und Viehzucht getrieben haben. In Folge von Kriegen und anderen Unglücksfällen soll der Stamm zersplittert worden sein, und leben die Uebriggebliebenen nun bei den verschiedenen, umwohnenden Völkern, so auch bei den Masai von Leikipia. Bei diesen letzteren befinden sie sich in sehr geringer Zahl, und ebenso wie die früheren Herren von Leikipia, die Leukóp, in keiner sehr geachteten Stellung.

Mittags kamen 35 Leute von Mpujuj's Karawane an und schlugen ihre Zelte hart bei unserem Lager auf. Sie beabsichtigten ebenfalls Elfenbein einzukaufen, was Dschumbe Kimemeta kaum gefreut haben dürfte uns jedoch weiter nichts anging. In dieser Art gehen die großen, von Pangani oder Mombas ausziehenden Händlerkarawanen immer vor. Bis zum Naiwaschasee oder dem Baringosee wird gemeinsam vorgedrungen, dann aber die weite Umgebung überschwemmt. Die für Leikipia bestimmte Theilkarawane in der Stärke von 150 bis 300 Mann trennt sich gewöhnlich schon beim Naiwascha ab. Irgendwo am Ostfuße der Aberdarekette bezieht diese letztere ein Hauptlager und entsendet gleichzeitig mehrere größere oder kleinere Karawanentrupps nach den verschiedenen Punkten des Hochlandes, um dasselbe nach Elfenbein abzusuchen. Anders wäre es ihnen nicht möglich, mit den knapp für zwei bis drei Monate ausreichenden Lebensmittelvorräthen, mit welchen sie sich in Ngongo Bagáß oder Miansini versehen haben, das Auslangen zu finden, da Leikipia kaum nennenswerthe Beiträge zu ihrem Unterhalte liefert. Die einzelnen Theile der Leikipiakarawane sammeln sich dann meist wieder in Miansini und warten dort auf die Karawane, welche in der Umgebung des Baringosees thätig war,

oder aber sie marschiren, wenn genügend stark, nach Taweta oder Klein-Aruscha, wo unter allen Umständen gewartet wird, bis sämmtliche Theilkarawanen eingerückt sind, um die schließliche Theilung des Elfenbeinertrages nach Maßgabe der von den einzelnen Theilhabern zu dem Unternehmen beigesteuerten Mengen von Tauschwaren vorzunehmen.

Mit den Eingeborenen hatten wir hier nur geringen Verkehr, weil dieselben, wie erwähnt, mit dem Umzuge beschäftigt waren. Zum Verkaufe brachten sie gar nichts, wohl aber tauschten sie gerne Ochsen oder gelte Kühe gegen unsere gesunden und jungen Kühe ein. Die Ochsen, die sie uns zum Tausche brachten, waren so gewaltig große Thiere, daß ich mich scheue, einen Vergleich anzustellen. Sie waren wahre Ungethüme, meist einfärbig dunkel grauschwarz behaart und hatten ganz kurze, massive Hörner. Sie rührten angeblich von einem vor Jahren weit im Norden ausgeführten Raubzuge her. Auch erhielten wir unschwer für vier bis sechs weibliche Ziegen oder Schafe einen Ochsen mittlerer Größe.

Spät am Abend des 13. November stellte sich im Lager zum ersten Male eine Anzahl Wandorobbo ein, um ihren Hongo zu erhalten. Ein solcher wird von den Elfenbeinhändlern stets gerne gegeben, und Dschumbe Kimemeta nahm die scheuen Gesellen auch sofort zu sich in sein Warenzelt, wo die geheimen Geschäfte immer abgemacht wurden.

Am Morgen des 14. November brach Graf Teleki mit seiner Karawane in westlicher Richtung auf, um zum Baringosee zu marschiren; er mußte den Weg ohne Führer machen, weil dieser, wie gesagt, nicht gekommen war. Unsere Trennung sollte aller Wahrscheinlichkeit nach ungefähr vier Wochen dauern, ich begleitete ihn daher eine Strecke weit, um noch gewisse Eventualitäten zu besprechen, dann verabschiedeten wir uns, und ich kehrte zum Lager zurück, um die Vorbereitungen zu meinem Ausfluge an den Guasso Njiro zu treffen. Dazu wählte ich von den zurückgebliebenen Leuten vierzig aus, so daß im Lager noch vierzig Mann von Dschumbe's Karawane und zwanzig eigene blieben, was vollkommen genügte. Den Leuten ließ ich neunzehntägige Rationen vormessen, für mich eine Anzahl kräftiger Ziegen und Schafe und auch einen grauen Esel

als Reitthier für den Nothfall auswählen. Als Anführer nahm ich Ali Schaongwe und Dschuma Mussa. Letzterer war zwar ein Erzlügner, jedoch der einzige Mann, welcher das östliche Leikipia zu kennen vorgab. Auch der für mich bestimmt gewesene Führer erschien nicht, doch brauchten wir nach der Ansicht Mussa's keinen solchen, da uns ein Eingeborener — ein Leukop — den er sich durch unentgeltliche Verabreichung einer hier nicht näher zu erörternden Daua verbunden hatte, zum Flusse führen würde; und einmal beim Flusse angelangt, sei der Loriánsee nicht zu verfehlen.

Ich kannte den Mann damals noch nicht genau genug und brach daher am folgenden Morgen, über diesen Punkt vollkommen beruhigt, auf. Der Leser aber, welcher die nachfolgende Erzählung an der Hand der beigeschlossenen Karte liest, wird sich wundern, daß wir, um zum Guasso Njiro zu gelangen, uns so weit südwärts wendeten. Er möge nicht vergessen, daß diese Karte damals noch nicht existirte, und wir so ziemlich ins Blaue hineinwanderten. Ja, ärger noch, weil Thomson, von dem allein der gedachte Fluß an einer Stelle berührt worden war, denselben unrichtiger Weise zwischen dem Kenia und dem Doenje lol Deika hindurch nach Osten fließen läßt. Auch behauptete der Führer, den Weg dahin zu kennen und wir folgten ihm daher.

Wir umgingen die Berggruppe, an deren Fuß unser Lager stand, im Osten und wendeten uns dann nach Süden, weil wir, wie uns der Führer erklärte, vor Allem den Guasso Narók erreichen mußten. Leicht beladen, wie wir waren, schritten wir kräftig aus und waren schon nach dreistündiger Wanderung bei dem großen Moránkral angelangt, an welchem wir gelegentlich unseres Marsches nach Subugo vorbeigekommen waren. Hier hielten wir eine Weile. Die Krieger des Krals waren erst in der vergangenen Nacht von einem erfolgreichen Raubzuge zurückgekehrt, den sie bei den Meru — einem im Nordosten des Kenia gelegenen Kikujubezirke — ausgeführt hatten. Den meisten sah man in der That auch die Schläfrigkeit und Ermüdung noch an. In ihre Naibere gehüllt, umringten sie uns bald in größerer Zahl, benahmen sich jedoch durchaus nicht über-

müthig, sondern schienen sich zu freuen, den Laschomba von ihren Heldenthaten erzählen zu können. 300 Kühe hatten sie erbeutet. Der eine Morán hatte drei, der andere fünf Wakikuju getödtet; und so ging es weiter. Doch wir hatten Eile und nahmen den Marsch bald wieder auf. Wir überschritten den Guasso Narók an derselben Stelle, an welcher wir wenige Tage zuvor mit der ganzen Karawane gelagert hatten, und zogen dann, von einem Ndorobbo geführt, bei ziemlich starkem Regen weiter bis zu Mpujuj's Lager, das wir gegen 3 Uhr Nachmittags erreichten.

Das Gebiet, welches wir vor einer Woche als unbewohnte Wildniß kennen gelernt hatten, war nun bezogen und durch die Anwesenheit Mpujuj's oder »Sukuta's«, wie ihn die Masai nennen, der Mittelpunkt eines lebhaften Verkehres geworden. Mpujuj stellte sich bald selbst bei mir ein, etwas später, als die anderen Händler, weil er geglaubt hatte, zur Feier der Gelegenheit sein Staatskleid, ein grünseidenes, gesticktes Hemd, anziehen zu müssen. Hier zeigte sich mir der Mann ganz in seinem Elemente als Karawanenführer. Sein Auftreten den Masai gegenüber bekundete große Sicherheit. Gleich Eingangs erwähnte er, daß es von diesen nun viele in der Umgebung gebe, doch hänge es ganz von mir ab, ob ich Hongo zahlen wolle oder nicht. Seiner Ansicht nach wäre es indeß angezeigt, den Kriegern durch ein Geschenk von circa 100 Perlensträngen den guten Willen dazu zu beweisen, mehr sei jedoch nicht nothwendig. Da ich mich mit Allem einverstanden erklärte, nahm Mpujuj die Angelegenheit sofort in die Hand, forderte die Krieger durch ein gebieterisches »tótona!« zum Niederhocken auf, und ein Schauri hob an, bei welchem nur er in fließendem Masai eine Zeitlang sprach. Hierauf übergab er ihnen die Perlen und die Sache war abgemacht. Mpujuj leistete mir dann noch einige Zeit Gesellschaft, bis ihn Elfenbeingeschäfte abriefen, und erzählte er mir unter Anderem, daß es ihm diesmal gelungen wäre, Leikipia zu erreichen, ohne auch nur ein einziges Mal Hongo zu bezahlen.

Am folgenden Morgen führte uns der Leukop erst südwärts, durch bewaldete Schluchten, dann in nordöstlicher Richtung, meist über dürre, oft kahle Steppen weiter. Unterwegs kamen uns häufig wandernde Masai-

Masai-Kriegerschar.

karawanen in die Quere, die uns mehrere Male zu Aufenthalten nöthigten, bis wir sie endlich alle überholt hatten. Wir mußten bei diesen Begegnungen immer Vorsicht üben, weil die Viehherden der Eingeborenen, durch uns beunruhigt, häufig Miene machten, auszureißen, wofür uns manch' unfreundlicher Blick zu Theil wurde. Recht störrisch erwiesen sich namentlich die Tragochsen, welche es wiederholt, und scheinbar ohne Ursache versuchten, ihre mehr umfangreichen und unbequemen, als schweren Lasten abzuschütteln. Einige Male gelang ihnen dies auch, trotz der begütigenden Zurufe der Treiber, ganz gründlich, und die mit Milch gefüllten Kürbisgefäße und ledernen Futterbeutel flogen dann in weitem Bogen auf die Erde und ergossen unter dem Jammergeschrei der Weiber ihren kostbaren Inhalt.

Gegen Mittag erreichten wir einen schmalen, ziemlich tiefen Bach und lagerten. Es war dies der nordwärts gerichtete Ausfluß des »Pes-Sumpfes«, einer kleinen seeartigen Erweiterung des Guasso Songorói, an welchem wir auf unserem Marsche nach Subugo am 7. November gelagert hatten. Den schilfbewachsenen See sahen wir in der Entfernung weniger Kilometer im Süden. Grüne Akazienhaine umrandeten ihn an den Seiten und setzten sich als schmale Ufersäume auch längs des Baches fort, an welchem wir eben hielten; letzterer mündet in den Guasso Narók.

Unsere Umgebung war von Masai bewohnt, doch gab es nur Morúokrale, und der Nachmittag verging in ruhiger Weise. Dschuma Mussa, der sich mit jedem Tage mehr als gewandter Unterhändler erwies, brachte es nicht nur zuwege, daß wir keinen Tribut zahlten, sondern überraschte mich im Gegentheile noch mit dem Geschenke einer Ziege; auch einen zweiten Führer verschaffte er, da sich der andere als unbrauchbar gezeigt hatte.

Unter dieser neuen Führung marschirten wir am folgenden Morgen in östlicher Richtung über eine flache Steppe. Nach drei Stunden erreichten wir zwei Mulden, welche, dem Sumpfgrase nach zu urtheilen, zeitweise Wasser führen, nun aber vollkommen trocken lagen, was uns lieb war, weil unser jetziger Führer, ein störrischer Charakter, trotz unseres Wider-

spruches darauf bestand, dort zu lagern. Wir ließen ihn ruhig nach Wasser suchen, waren übrigens entschlossen, ihn auch in dem Falle, als Wasser vorhanden gewesen wäre, zum Weitermarsche zu zwingen. So aber gab es in der That nicht einmal feuchten Schlamm, und mürrisch nahm der Mann von selbst die Führung wieder auf. Bei drückender Hitze durchmaßen wir raschen Schrittes während weiterer drei Stunden ein sandiges, kahles Steppenland, das streckenweise mit ziemlich dichtstehenden, doch ganz jungen Akazien bewachsen war, und gelangten dann zu einer Baumallee, die auf das Vorhandensein von Wasser schließen ließ. Wir fanden aber auch da keines, und die Enttäuschung war nun eine allgemeine, da wir sämmtlich inzwischen recht durstig geworden waren, und durch das frische Grün der üppig belaubten Bäume verführt, mit Sicherheit darauf gerechnet hatten. Nach vergeblichem Herumsuchen waren wir eben zu dem Beschlusse gekommen, geradeaus weiter zum Guasso Njiro zu ziehen, als zwei Eingeborene, welche zufällig des Weges kamen, uns auf ein Wasserloch aufmerksam machten, das wir in ungefähr 20 Minuten Entfernung gegen Norden suchen sollten. Wir hatten es bald gefunden und freuten uns desselben von ganzem Herzen, obwohl es keine plätschernde Quelle, sondern nur eine Pfütze mit trübgrünem Inhalte war, auf deren Oberfläche eine fingerdicke, zähe Schlammschichte schwamm. Hart am Rande derselben schlugen wir das Lager auf.

Wir befanden uns da in nahezu 1800 Meter Meereshöhe, in ungefähr gleicher Entfernung vom Kenia und der Aberdarekette. Genügend weit von beiden entfernt, empfingen wir nun zum ersten Male den vollen gewaltigen Eindruck von ihnen, welchen wir bisher immer vermißt hatten. Von der Kuppe einer der seichten Bodenerhöhungen aus betrachtet, erschienen die beiden Bergmassen doppelt hoch und großartig, das flachgewellte, ebene Leikipia selbst unermeßlich weit und im Glanze des Sonnenlichtes überaus schön. Da konnte auch die Größe der Contraste, welche sich dem Auge boten, zur vollen Wirkung kommen. Um uns herum die dürre, sonnverbrannte Steppe, und weiterhin die beiden Bergriesen mit ihren waldigen Hängen und frostigen Höhen. Ganz abenteuerlich aber

nahm sich in dem Bilde der mit ungeheuren Schneemassen erfüllte Krater des Kenia aus, und es fehlte nicht viel, so hätte ich die trüben Fluthen des Guasso Njiro auch noch weiterhin ihren Lauf auf unbekannten Wegen nehmen lassen und wäre diesem zugeeilt.

Den Nachmittag verbrachte ich in stiller Zurückgezogenheit, einen Büchsenschuß weit vom Lager, mit kartographischen Arbeiten. Ich nahm diese meist im Angesichte der freien Natur vor. Dazu ließ ich mir außer den nöthigen Instrumenten stets auch einen Tisch und Stuhl nachtragen, um in aller Bequemlichkeit arbeiten zu können. Dschuma und Baraka, meine beiden Suahilidiener, kannten meine Bedürfnisse in dieser Hinsicht bis ins Kleinste und entwickelten auch eine ganz überraschende Anstelligkeit und Aufmerksamkeit. Meist begleitete mich Dschuma bei solchen Ausflügen. Ungefähr 20 Jahre alt und vom Nyassasee herstammend, war dieser ein ganz eigenthümlicher Bursche. Ernst und schweigsam, pflegte er selten mit irgend Jemanden zu reden, und die gleiche Ruhe bewahrte er in Augenblicken der Gefahr. Er war angelegentlich bemüht gewesen, mich in allen meinen Neigungen und Gewohnheiten zu studiren, wußte genau, wie die vielen Instrumente und Apparate aufzustellen und wieder einzupacken waren, und kannte ebenso gut die verschiedenen Handgriffe bei ihrem Gebrauche. So konnte ich immer nur ganz kurz »pima dschua!« (Sonne messen!) oder »pima milima!« (Berge messen!) oder aber »piga pitscha!« (Photographiren!) befehlen, mich damit aus dem Lager begeben und in der angedeuteten Richtung vorausgehen, ohne jemals fürchten zu müssen, daß Dschuma irgend etwas hiezu Nöthiges vergessen würde. Dschuma dachte an Alles und beachtete Alles und fragte selbst nicht einmal zur unrechten Zeit, ob ich genug Zündhölzchen mithabe. Meist blieb er während der Arbeit in meiner Nähe, um mir die nöthigen Hilfsdienste zu leisten oder aber die Umgebung mit der Aufmerksamkeit eines Jagdhundes zu überwachen. War das Lager jedoch in der Nähe und die Landschaft freie Steppe, dann schickte ich ihn wohl auch zurück.

Dschuma war an diesem Nachmittage fort, ich selbst gerade in die Zeichnung des Kenia vertieft, und so war es möglich, daß sich eine kleine

Herde von Tigerpferden mir auf hundert Schritte nähern konnte, bevor ich sie gewahr wurde. Die Landschaft war frei wie eine gemähte Wiese, und ich erschrak fast, als ich, vom Tische zum Kenia aufschauend, plötzlich das Leitthier der Herde vor mir erblickte. Die Tigerpferde waren eben im Begriffe, mit gesenktem Kopfe und anscheinend in schläfriger Verfassung eines hinter dem anderen zur Tränke zu wandern. Sie hatten mich ebensowenig bemerkt und waren erst zurückgeprallt, als ich mich schon nach der Büchse gebückt hatte — zu spät für den Führer der Herde, der seine Achtlosigkeit mit dem Leben büßte.

Daß der Tümpel das einzige Wasser bot, welches in einer verhältnißmäßig weiten Umgebung zu finden war, konnten wir aus der Wildmenge entnehmen, die sich nach Sonnenuntergang in der Nähe desselben einstellte. Von allen Seiten näherten sich Antilopen und Zebraherden, um irgendwie zum Wasser zu gelangen. Doch es war unmöglich, weil wir hart am Rande der Pfütze lagerten, und die Tigerpferde gaben stundenlang ihrem Verdruß darüber durch ein lautes Kläffen Ausdruck. Erst als auch die nächtlichen Raubthiere aus ihren Schlupfwinkeln hervorkamen, und die Umgebung unsicher machten, verschwanden die Wildmengen. Ein Löwe hielt sich längere Zeit jenseits des Wassertümpels in kaum zwanzig Schritt Entfernung von uns auf, knurrte und brüllte in allen Tonarten und schien es auf unseren Esel abgesehen zu haben. Die Leute verbrachten einen guten Theil der Nacht in größter Aufregung, mit den schußbereiten Gewehren in der Hand, um im Nothfalle eine Salve auf das Thier abzugeben. Von dem Allen erfuhr ich erst am Morgen. Der feste Schlaf, in welchen ich nach dem ermüdenden Tagwerke verfallen war, und die, ich möchte sagen, fast heilige Scheu vor dem Schlafe eines Menschen, welche allen Negern eigenthümlich ist, hatten mich um das interessante Erlebniß gebracht. Meinen Burschen Dschuma, das Prototyp eines gehorsamen Sclaven, konnte ich trotz allen Donnerns und Wetterns nicht dazu bringen, daß er mich energisch aus dem Schlafe riß, wenn's Noth that. Mehr als einmal habe ich ihn, im Halbschlummer liegend, beobachtet, wie er, um mich zu wecken, eine halbe Stunde lang »Bwana, bwana« im

Flüstertone rief. Nun erhielt aber Schaongwe den gemessenen Befehl, mir zu jeder Nachtstunde und unter allen Umständen jedes Vorkommniß zu melden.

Am folgenden Tage führte der Marsch während der ersten Stunde dem Höhenrande eines ost-west gerichteten, tief eingeschnittenen, schmalen Thales entlang. Dann stiegen wir zur Thalsohle ab und folgten dem gewundenen Laufe derselben bis zu ihrem Ausgange ins Guasso Njirothal. Während der Pfad bisher immer über vulkanischen, mit Schutt, Lava oder Asche bedeckten Boden geführt hatte, knirschte schon während des Abstieges weißer Quarzsand unter unseren Füßen, und bald trat das Urgestein in Massen zu Tage. Ebenso wie es uns seinerzeit, während des Marsches längs des Darjamaflusses aufgefallen war, machte sich auch hier das Auftreten einer beiweitem artenreicheren Flora als Begleiterscheinung des Ueberganges zwischen den beiden Formationen bemerkbar.

Von Norden her mündete in das Thal ein gewundenes Bächlein, und bald umfing uns auch wieder der Schatten dichtbelaubter Bäume und immergrüner Büsche, indeß saftiges Gras den Weg umsäumte. Im Laufe einer Stunde sahen wir uns aus einer kahlen, wüsten Steppe wie durch Zauber in einen reizenden Park versetzt, den eine mannigfaltige, in allen metallischen Farben schillernde Vogelwelt mit ihrem Gezwitscher belebte. Nicht eine der vielen Arten, welche da vertreten waren, hatte ich je früher gesehen.

Im Thale begegneten wir zahlreichen wandernden Masai und ihren Herden, auch kamen wir an einem bereits bewohnten Krale vorbei. Gelegentlich einer kurzen Rast, in der Nähe desselben, besang uns ein Chor junger Mädchen zum Willkommen. Wie die Zigeuner heimatlicher Erinnerung stimmten sie bald das eine, bald das andere Lied geduldig an, doch vermochte keines unser Herz zu erweichen; wir mußten weiter. Auch eine Schar »fressender Morán« trafen wir später im Walde, als wir ahnungslos um einen Thalvorsprung bogen. Die Schar blickte, überrascht durch die unerwartete Erscheinung einer Karawane, auf, und Dschuma Mussa, der vorausging, fuhr im selben Augenblicke wie von einer Viper gestochen herum und wollte seitwärts in die Büsche verschwinden. Bei

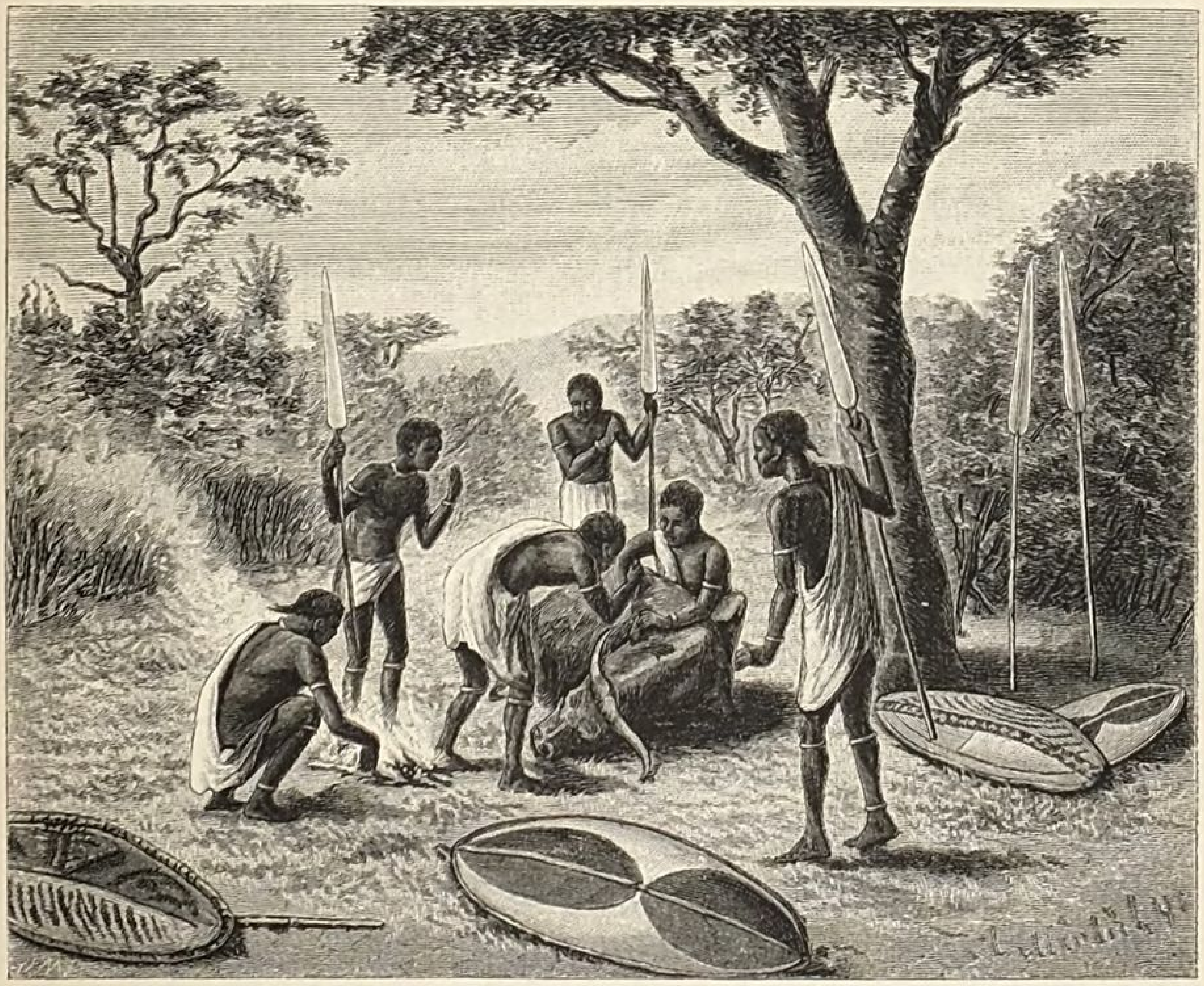
den Karawanenleuten ist nämlich der Glaube verbreitet, und auch J. Thomson behauptet es, daß die Masai-Morán in die höchste Wuth gerathen, wenn Fremde sie bei ihrem Mahle beobachten. Unser Dschuma Mussa aber war ein eigenthümliches Gemisch von Verwegenheit und bodenloser Feigheit. Die letztere trat insbesondere wilden Thieren und uns Europäern gegenüber zum Ausdruck. Ein Herkules an Kraft, zitterte er immer wie Espenlaub, wenn er als Erster durch dichteres Gebüsch zu gehen hatte, oder gerufen, vor uns erscheinen sollte. Insoweit wir in Betracht kamen, mögen seinem Benehmen das schlechte Gewissen — er war ein abgefeimter Schurke — und eine krankhafte Furcht vor körperlicher Züchtigung zu Grunde gelegen haben.

In diesem Falle donnerte ich ihm ein »Vorwärts geradeaus!« zu, und Dschuma Mussa, bleich und aufgeregt, bog im rechten Winkel wieder in den Pfad ein. Die Krieger waren eben im Begriffe einen Ochsen zu zertheilen und damit viel zu angelegentlich beschäftigt, um uns mehr als eines Blickes zu würdigen.

Gegen 10 Uhr Vormittags erreichten wir endlich den Guasso Njiro und lagerten in 1694 Meter Meereshöhe an seinem Ufer. Wir fanden ihn als 1½ bis 2 Meter tiefen und 10 bis 20 Meter breiten, reißenden Fluß, den wir im Nothfalle nicht hätten überschreiten können. Da der Besuch zahlreicher Eingeborener zu erwarten war, machten wir uns an das Errichten einer Lagerhecke und kamen, wohl nur aus dem Grunde, weil es inzwischen heftig zu regnen begonnen hatte, damit auch zu Ende, bevor jene erschienen. Und als sich die 40 bis 50 Krieger schließlich einstellten, erwies sich Dschuma Mussa abermals als ebenso feiner Kenner der Masaisprache sowohl, wie der Landesverhältnisse. Mit einer Sicherheit, die augenscheinlich Eindruck machte, und geradezu überraschender Fertigkeit sprach er die versammelten Krieger zuerst in einer längeren Rede an. Dann rief er den Leigwoánan als ihren Vertreter ins Lager, um ihm den Tribut zu übergeben, aber auch um ihn bestechen zu können: »Wenn diese 100 Stränge Perlen als Hongo genügen, dann erhältst Du als besonderes Geschenk zwei schöne Stränge Ukutaperlen und eine Naibere.« Dieser

Lockung konnte der Mann nicht widerstehen, und wir kamen auf diese Weise ganz billig davon.

Ein weiterer Vortheil des Geschäftes war für uns gewesen, daß der Leigwoánan seine Brüder sofort heimsandte, um bald in den Besitz des Extrageschenkes zu gelangen. Einige Stunden später stellte sich indeß ein



Masaikrieger beim Mahle.

einzelner Krieger im Lager ein, mit der Behauptung, daß er der richtige Leigwoánan des Gebietes sei und daher ein Geschenk haben müsse. Sein Benehmen war recht selbstbewußt, und er mochte vielleicht die Wahrheit sprechen, wir wollten jedoch auf keinen Fall die »Reingefallenen« sein und speisten ihn daher mit der Erklärung ab, daß 50 Masai vor ihm behauptet hätten, jener Andere sei der Leigwoánan, und nun wolle er, der einzelne Mann, uns glauben machen, daß dem nicht so sei!

Vom Fischreichthum, den die lehmfarbenen Fluthen des Guasso Njiro beherbergen sollten, hatten wir schon früher gehört, und wir fanden seinen Ruf diesbezüglich auch vollkommen gerechtfertigt. Es gelang uns in kurzer Zeit mit blos vier Angeln ungefähr zwanzig schöne, große Barsche zu fangen.

Ein der Gegend kundiger Leukop bot sich uns hier als Führer an. Wir nahmen ihn um so lieber auf, als es jetzt noch möglich war, die beiden anderen heimzuschicken. Dies durfte jedoch erst kurz vor dem Aufbruche geschehen, weil der neuaufgenommene Mann unter keiner Bedingung allein mit uns kommen wollte. Die Leute fürchten nämlich, und nicht mit Unrecht, daß sie eines schönen Tages, wenn sie überflüssig geworden sind, irgendwo entlassen werden und dann allein heimkehren müssen; wir hatten in der That nicht die Absicht, wieder an diese Stelle zurückzukehren. Am Morgen weigerte er sich denn auch mitzugehen, als er die Entlassung der beiden Anderen sah, wir nahmen ihm jedoch die Waffen ab, und einige Drohungen thaten das Weitere; später hatten wir indeß allen Grund, unser Vorgehen, zu welchem uns der knappe Lebensmittelvorrath geführt hatte, zu bereuen.

Der Mann führte uns nicht dem Flußufer entlang weiter, sondern über das Plateau, längs dessen Ostrand der Guasso Njiro nach Norden fließt. Er war allem Anschein nach ein prächtiger Bursche, der die Gegend wie seine Tasche kannte und die verschiedenen Bergketten und Gipfel, welche in der Ferne auftauchten, uns auch bereitwilligst benannte. Während des ganzen Marsches erfreuten wir uns eines beherrschenden Ueberblicks auf den nun nahen Doenje lol Deika und die dazwischenliegende Landschaft. Der Zopfberg zeigte sich als eine nahezu Nord-Süd gerichtete Reihe von kahlen, 400 bis 900 Meter hohen Bergen und Rücken, die in keinem Zusammenhange mit dem Kenia stehen dürfte, wiewohl sie uns von dessen Nordfuße auszugehen schien. Höchst eigenthümlich und fremdartig nahm sich die dazwischenliegende, Gadormurtu benannte Landschaft aus. Auf dem vollkommen wüsten Hange, welcher vom Doenje lol Deika nach Westen gegen den Fluß zu ganz allmälig abfällt, erheben sich eine Menge unge-

mein schroffer, klippenartiger Hügel und Hügelchen, welche der Landschaft durch ihre harten, eckigen Formen und durch die scharfen, schwarzen Schatten, die sie werfen, ein Aussehen von Todtenstarre verleihen, wie sie ähnlich die Beobachtung der Mondoberfläche bietet. Kraterformen fehlen da ganz. Die Hügel bestehen zweifellos aus Gneisfelsen, und sehr wahrscheinlich ist auch der Zopfberg aus solchen aufgebaut. Pflanzenwuchs war da drüben nur in einer Mulde, dem Bachlaufe des Guasso Njuki entlang zu bemerken, welchen wir von der halben Berghöhe des Kenia an bis zu seiner Mündung in den Guasso Njiro genau verfolgen konnten.

Der Guasso Njiro bildet in dieser Breite die Ostgrenze des Masaigebietes, und die Landschaft schien weiterhin ebenso unbewohnt, wie wildarm zu sein. Verlassene Masaikrale trafen wir auf der linken Flußseite mehrere; alle zeigten jedoch Spuren mehrjährigen Verfalles.

Bei einem kleinen, halbtrockenen Bächlein, zu welchem wir nach mehrstündigem Marsche gelangten, fanden wir einiges Wild, Elennantilopen, Gaz. Thomsonii und Strauße, und nach langer Zeit wieder etwas für unsere Spiritusflasche. Die Insectenarten, welche wir während unseres ganzen Aufenthaltes in Leikipia hauptsächlich beobachtet hatten, bestanden in gemeinen Hausfliegen und in einer größeren Art Netzflügler (Libellen). Auf den vereinzelten Akazienbüschen bei diesem Bache gab es nun 6 Centimeter lange, grünschillernde Prachtkäfer in Menge; auch einen schwarzweiß gesprenkelten Laubfrosch*) fingen wir. Als der Mittag nahte, machte der gefällige Führer den Vorschlag, an einen Halteplatz zu denken, und da wir zustimmten, schlug er daraufhin eine zum Flusse führende Richtung ein. Sobald wir vom vulkanischen Plateau abgestiegen waren, bedeckte wieder feiner, stark Glimmer hältiger Quarzsand den Boden. Der ziemlich mannigfaltige Buschwuchs, durch welchen der Pfad zum Flußufer führte, bestand der Hauptsache nach wieder aus den bereits fast vergessenen Vertretern der Njikaflora. Es gab hier die beiden Sanseviera-Arten**), die

*) Von Hofrath Dr. Fz. Steindachner als neue Art erkannt und Megalixalus pantherinus benannt.

**) Sanseviera cylindrica und eine zweite, wahrscheinlich neue Art.

dornigen Akaziensträuche mit einzelnen Moriobäumen dazwischen, cactusähnliche Euphorbien, kleine Aloën, die eben roth blühten, und beim Flusse eine schöne Liliacee mit großen, schwertförmigen Blättern und kleinen Blüthen. Da fanden sich auch zahllose Spuren von Nashornen vor. Der Guasso Njiro rauschte schäumend in seinem Bette von grobkörnigem, rosafarbigen Gneis dahin, was wir sehr bedauerten, weil wir nicht hoffen durften, hier Fische zu bekommen; unsere Angelversuche blieben auch ohne Erfolg. Der Hauer eines Flußpferdes, den wir am Ufer fanden, ließ uns dafür erwarten, diese Thiere anzutreffen, es blieb jedoch bei dem einen Zahne.

Am folgenden Morgen erhielt ich die unangenehme Meldung, daß der Führer durchgebrannt sei, wiewohl er mit Dschuma Mussa in einer Hütte zu schlafen gehabt hatte. Der Mann hatte mit Hinterlassung seiner ganzen Habe, soweit ich feststellen konnte, um Mitternacht das Weite gesucht. Sein Verlust war uns höchst unangenehm. Da in 800 bis 1000 Meter Entfernung ein alter, verlassener Masaikral stand, in welchem der Mann, sich bereits in Sicherheit wähnend, die Nacht verbracht haben konnte, untersuchten wir denselben noch rasch, fanden jedoch nichts und hatten unseren Marsch nunmehr führerlos fortzusetzen. Und das war nicht so einfach. Der Fluß war wohl da und konnte uns nicht entgehen, aber wohin er floß, wußten wir nicht. Der Gedanke, allen seinen Windungen folgen zu sollen, konnte mir um so weniger zusagen, als es mich viel mehr interessirte, zu erfahren, wohin er überhaupt seinen Lauf nahm, als eine genaue Aufnahme aller seiner Windungen auszuführen. Ueberdies begleitete seine Ufer ein undurchdringliches Pflanzendickicht, welches in der Hauptsache aus Armleuchtereuphorbien und einem ebenfalls milchigen, blattlosen Strauche bestand, dessen dichtes Astgewirre aus lichtgrünen, bleistift- bis fingerdicken, cylindrischen Trieben gebildet war, auf deren Enden zwei bis drei kleine, rothe Kügelchen — die Früchte — saßen. Dazwischen gab es eine Unmenge der schon erwähnten, rothblühenden Aloën, welche zum Ueberflusse mit den übrigen Sträuchern durch stachliche Ranken und Schlinggewächse zu einer fast compacten Masse verwebt waren. Wir konnten nur versuchen, am äußeren Rande dieses Dickichts vorzudringen,

wo die Büsche und Stämme weniger dicht beisammenstanden, doch führte uns die Richtung immer weiter vom Flusse weg. Schließlich gelangten wir zu einem kleinen Gneishügel, von dessen Gipfel aus wir die Entdeckung machten, daß ein guter Pfad geradenweges vom Hügel auf den Fluß zu führte, und den gingen wir nun. Nach einer Stunde standen wir wieder am Wasser. Hart am Rande desselben wuchsen große, schöne Bäume, meist Akazien und Sykomoren, deren Kronen mit zahlreichen Bienenkörben behangen waren; auf einzelnen waren bis zu 20 Stück. Sie hatten die gewöhnliche Cylinderform und bestanden aus ausgehöhlten Stammstücken der Armleuchtereuphorbien. Die Bienenstöcke waren zwar alle augenscheinlich leer, doch bewiesen sie uns, daß wir in einer von Wandorobbo bevölkerten Gegend waren, durch welche auch Pfade führen mußten, und zwar Pfade, die dem Flusse entlang folgten, da ja die Eingeborenen zu ihren Bienenkörben zu gelangen hatten. Bald darnach kam Dschuma Mussa mit der Botschaft, daß sich ein guter, lichter Pfad längs des Flusses hinziehe, der noch am selben Morgen von Wandorobbo begangen war; letzteres hatte er aus den häufigen Kohlen- und Aschenresten ersehen, welche sich auf dem Pfade verstreut fanden. Die Wandorobbo führen nämlich auf ihren Märschen stets brennende Holzscheite mit sich, um jederzeit Bienen ausräuchern oder Fleisch braten zu können.

Wir folgten diesem Pfade. Von unserer Umgebung bekamen wir während des Marsches nichts zu sehen, weil wir die ganze Zeit über am Grunde der gleichmäßig 10 bis 12 Meter tiefen Flußmulde wanderten und außerdem zu sehr im Dickicht steckten; wir hätten an den größten Bergen vorbeikommen können, ohne sie zu sehen. Zeitweise gaben wir einen blinden Schuß ab, um damit die Wandorobbo auf unsere Anwesenheit aufmerksam zu machen, und lagerten dann zur Mittagszeit hart am Rande des Flusses. Nach Mittag kamen zwei Wandorobbo des Weges. Obwohl wir sie beschenkten, waren sie kurz angebunden und sagten uns nur, daß wir am folgenden Tage zur Mündung des Guasso Narók in den Guasso Njiro gelangen würden, und daß dort in der Nähe ein Wandorobbodorf wäre; damit empfahlen sie sich.

Um zu irgend einem Aussichtspunkte zu gelangen, versuchte ich es am Nachmittage, durch das Euphorbiendickicht zu dringen, welches sich dem linken Flußufer entlang ausbreitete, und fand zu meiner Ueberraschung, daß viele Pfade hindurchführten, alle jedoch in ermüdendem Zickzack, so daß ich mich wie in einem Labyrinthe fühlte und auch nicht unterließ, die von mir gegangenen Wege zu bezeichnen. Der Vegetationsgürtel hatte nach einer Stunde Marsch noch immer kein Ende, ich gab daher den Versuch auf, ihn zu durchqueren, um zu einer Stelle zurückzukehren, wo mir beim Hermarsche ein verlassenes Wandorobbodorf in die Augen gefallen war. Es lag so versteckt zwischen den Euphorbien, daß ich es nur ganz zufällig entdeckt hatte, und auch der Zugang zu demselben war dermaßen verbarrikadirt, daß ich von dem Gedanken, da einzudringen, bald abließ. Die vollkommen wohlerhaltenen Hütten standen unregelmäßig umher, wie eben die Vegetationsverhältnisse deren Anlage erlaubt hatten. Sie glichen in Größe und Form ganz jenen der Masai, waren jedoch viel sorgfältiger aus Reisiggeflecht gemacht, und die Wände nicht mit Kuhmist verschmiert, sondern mit einer schön geschichteten, ganz dünnen Graslage gedichtet. Im Inneren des Dorfes und auch außerhalb desselben war der Boden mit Knochenstücken besäet.

Am 21. November wanderten wir dem Flußufer entlang weiter und erreichten nach zwei Stunden die Mündung des Guasso Narók. Wo das uns angedeutete Wandorobbodorf stecken mochte, war nicht zu ersehen; ich ließ daher halten und einige Alarmschüsse abfeuern. Lange ließ sich Niemand blicken, schließlich erschienen jedoch zwei scheue Gestalten am jenseitigen Flußufer. Sie gaben uns wohl genügende Andeutungen hinsichtlich der Lage des Dorfes, waren aber nicht zu bewegen, uns dahin zu führen so wie ich es wünschte, um die Stelle zu sehen, an welcher sie den Uebergang über den, unserer Ansicht nach, unüberschreitbaren Fluß bewerkstelligten.

Zum »nahen« Dorfe brachte uns ein $^3/_4$stündiger Eilmarsch. Ich hatte mich mit Dschuma Mussa dahin aufgemacht, weil ich ihm allein durchaus nicht trauen konnte; die übrigen Leute rasteten indeß am Flusse.

Bis zum Dickicht, in welchem das Dorf versteckt lag, führten uns die zahlreichen Aschenspuren, dann wiesen uns einige Wandorobboweiber zurecht, welche eben Brennholz suchten; diese waren weder durch unser Erscheinen überrascht, noch schienen sie besonders scheu zu sein. Das Dorf war derart im Dickicht verborgen, daß man es nicht überblicken konnte, auch standen die Hütten regellos herum; zudem gestattete ein fester Dornverhau nur theilweise einen Einblick. Vor dem Eingange saß ein alter Mann, welcher eben mit der Ausbesserung eines Bienenkorbes beschäftigt war; einige Kinder, die in seiner Nähe gespielt hatten, waren bei unserer Annäherung sofort verschwunden. Im Dorfe selbst herrschte vollkommene Stille. Ab und zu kamen einige Mädchen- und Frauengestalten zum Vorschein, die halbversteckt zwischen den Hütten hervorlugten, jedoch sofort verschwanden, wenn wir hinsahen; sie glichen ganz den Masaifrauen. Sonst schenkte man uns nicht die geringste Aufmerksamkeit, und selbst der alte Mann arbeitete unbekümmert an seinem Bienenkorbe weiter. Da wir jedoch ein Schauri wünschten, um Näheres über den weiteren Lauf des Guasso Njiro zu erfahren, veranlaßte ich den Alten, sämmtliche Männer herauszurufen. Langsam stellte sich einer nach dem andern ein und hockte sich hin, ohne uns zu grüßen oder auch nur anzusehen; sie machten alle einen müden, schläfrigen Eindruck. Als acht Männer beisammen waren, ergriff Dschuma Mussa die Sprecherkeule und erklärte den Leuten, wer wir wären, woher wir kämen und was wir wollten. Theilnahmslos hörten sie seinen Ausführungen zu. Erst als der Name »Lorián« erwähnt wurde, betheiligten sie sich auch an dem Gespräche. Dahin sei es weit; vielleicht 20 Tage. Darüber waren sie ziemlich einig, nicht aber, ob es ein Sumpf oder ein See sei. Mehrere meinten, er wäre das Ende des Guasso Njiro, Alle sprachen jedoch nur vom Hörensagen, und keiner hatte den Loriánsee gesehen. Zu Führerdiensten waren sie durch kein Anbot, auch nur für einen Tag weit, zu bewegen.

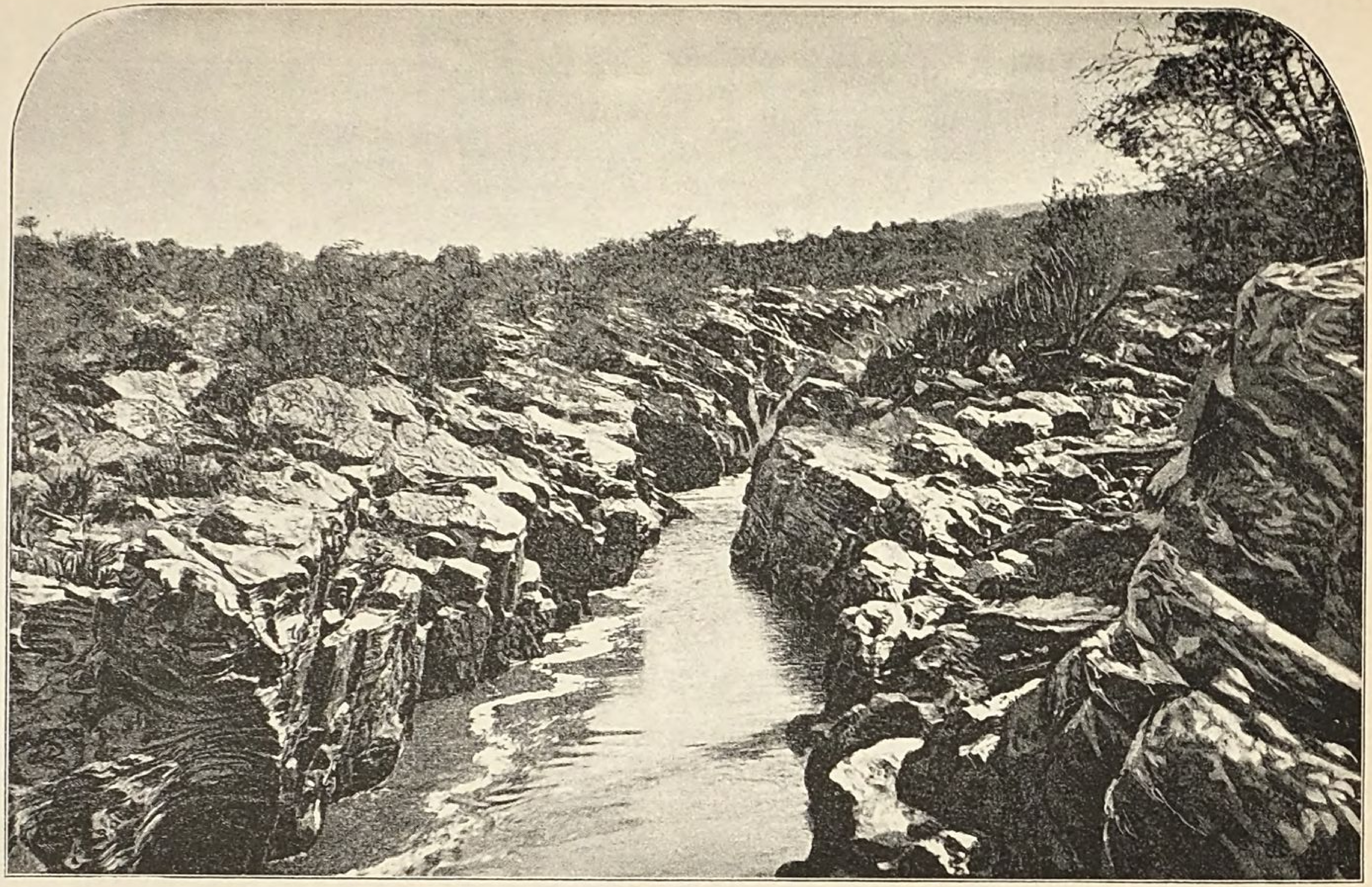
Wir kehrten zu unseren Leuten zurück, überschritten den Guasso Narók an der Mündung und setzten den Marsch auf guten, von Wandorobbo begangenen Pfaden dem Flusse entlang fort. Die Vegetationsver-

hältnisse blieben sich gleich. Hart am Rande des Flusses gab es schöne Laubbäume, von der Mündung des Guasso Narók an auch Fiederpalmen dazwischen, anschließend daran jedoch undurchdringbares Euphorbiendickicht. Während des letzten Theiles des Marsches nahm das Flußbett auf eine Länge von ungefähr zwei Kilometern eine äußerst interessante Gestaltung an. Bis dahin hatten sich die trüben Fluthen in einem meist felsigen, 10 bis 15 Meter breiten Bette fortbewegt. Hier schossen sie durch eine ganz enge, stellenweise nur $2\frac{1}{2}$ bis 3 Meter breite Gneisspalte mit 2 bis 5 Meter hohen, senkrechten Wänden.

Wir schlugen das Lager am nördlichen Ausgange des Spaltes, knapp am Rande des felsigen Ufers auf, trotz des betäubenden Getöses, von dem die Luft widerhallte. Als ich den Platz betrat, kroch eben eiligst ein Krokodil ins Wasser, das erste, welches wir bisher am Flusse zu sehen bekommen hatten.

Die Lagerhöhe betrug 1524 Meter. In der kurzen Strecke von ungefähr 50 Kilometer, die wir bisher vom Guasso Njirolaufe kennen gelernt hatten, waren seine Wässer demnach über ein 170 Meter starkes Gefälle gekommen. Neben dem grobkörnigen, rosafarbigen Gneis, der früher ausschließlich das Flußbett bildete, trat nun auch eine grauschwarze, sehr feinkörnige Gneisart auf. In den Felsen tummelten sich zahlreiche graue Eidechsen mit rothen oder grünen Köpfen herum.

Man hatte uns gesagt, daß es weiterhin keine Wandorobbo mehr gebe, und wir fanden in der That die Bäume nicht mehr, so wie früher, mit Bienenkörben behängt. Kohlenstückchen bezeichneten aber auch hier noch den Pfad. Derselbe wich wohl vom Flusse ab, doch wir verfolgten ihn auf gut Glück. Zu unserer Enttäuschung gelangten wir bald zwischen steile Gneishügel und Berge hinein, die so planlos aufgebaut schienen, daß es unmöglich war, einen Schluß auf die Richtung des Flußlaufes zu ziehen. Der vulkanische Plateaurand, welcher früher bis nahe an das Flußufer gerückt war, lief nun in größerer Entfernung westlich von demselben. Ein ähnliches Hügelland, wie das, welches wir zu durchziehen hatten, liegt sicherlich auch unter der Lavadecke des Plateaus von Leikipia, wie das



Guasso Njiro-Flußpartie.

dort stellenweise, in tiefen Wasserrissen zu Tage tretende metamorphische Gestein verräth. Während des nun steil bergauf und bergab führenden Marsches bekamen wir den Fluß gar nie zu sehen, obwohl wir von mancher Kuppe aus einen herrlichen Ueberblick über eine weitgedehnte Landschaft hatten.

Nach mehrstündiger Wanderung stießen wir auf ein verlassenes Wandorobbodorf, das in höchst romantischer Lage, im Dickicht zwischen mächtigen Gneisfelsen versteckt lag. Erst waren uns nur die häufigen Knochenreste aufgefallen, dann die alten Feuerstellen, und als wir den Platz näher untersuchten, fanden wir auch mehrere gut erhaltene Hütten. Die Stelle erweckte durchaus die landläufige Vorstellung von einer Räuberhöhle in den Abruzzen, und wir durchstöberten dieselbe mit großem Interesse. Schließlich ward uns die Entdeckung jedoch recht unangenehm, weil sie uns die Befürchtung nahelegte, daß wir weitab vom Flusse gekommen sein könnten. Thierpfade gab es in der Umgebung viele, doch war keiner mit Asche oder Kohle bestreut, und es blieb nichts übrig, als uns auf Pfaden weiterzuhelfen, die möglichst ostwärts liefen. Eine Zeit lang ging es durch Dick und Dünn, dann aber konnten wir bequem eine Richtung einhalten, die auf einen höheren Rücken zuführte, von welchem aus wir uns weiter orientiren wollten. Dort sahen wir zu unserer Freude, daß sich das Flußthal schon hinter dem nächsten Rücken befinden müsse, und wir fanden uns auch nicht getäuscht. Steil bergab ging es nun geradeaus auf den Fluß los.

Derselbe war hier seicht und reißend und füllte die breite Thalsohle so vollkommen aus, daß wir längere Zeit brauchten, bis wir eine zum Lagern geeignete Oertlichkeit ermittelten. Die nähere Untersuchung ergab, daß das Flußthal nur an dieser Stelle, welche wir zufällig getroffen hatten, verbreitert war; flußauf- und flußabwärts rückten die steilen Thalwände schluchtartig aneinander und ließen es ganz ausgeschlossen erscheinen, weiterhin dem Flußlaufe zu folgen. Ueber die vermuthliche Natur jener Strecke des Flußlaufes, welche unserer Beobachtung während des Bergmarsches entgangen war, gab das Barometer einige Anhaltspunkte,

da es nun eine Lagerhöhe von nur 1299 Meter anzeigte, was für den höchstens 28 Kilometer langen Flußtheil einen Fall von 235 Meter bedeutete; in diesem Theile muß der Fluß daher eine fast ununterbrochene Reihe von Cascaden und Stromschnellen bilden.

Da wir unseren weiteren Weg wieder über die Berge nehmen mußten, dies aber nicht ins Blinde hinein thun wollten, begab ich mich des Nachmittags mit einigen Leuten auf die Wegsuche. Bei glühender Sonnenhitze kletterten wir in angestrengter Weise in den Bergen herum, bis wir einen Aussichtspunkt gewonnen hatten. Lange Zeit untersuchte ich von dort aus die Gegend, um nach Anzeichen zu forschen, welche auf die vermuthliche Laufrichtung des Flusses hätten deuten können, ich kam jedoch zu keinem Ergebnisse. Nichts ließ entnehmen, ob er etwa weiter nach Norden floß, wie bisher, oder sich nach Osten oder aber nach Westen wendete. Wir pflegten uns niemals mit anderen Leuten als Dschumbe Kimemeta oder Dualla zu berathen. In diesem Falle war jedoch alles Rathen ein reines Errathen, und ich richtete deshalb mehr zum Scherze an Dschuma Mussa die Frage, welche Richtung er wohl einschlagen würde, wenn er die Karawane zu führen hätte. Und da behauptete nun Dschuma Mussa mit einer Bestimmtheit, die keinen Zweifel aufkommen ließ, er wisse es ganz sicher, daß der Guasso Njiro um einen Rücken, den er mir im Norden zeigte, nach Westen abbiege, daß wir daher den Fluß treffen würden, sobald wir unseren Marsch dahin richteten. Ich glaubte ihm zwar kein Wort davon, beschloß aber, da ich selbst es nicht besser wußte, ihm zu folgen und kehrte zum Lager zurück.

Am nächsten Tage ging es also mit Sack und Pack über Stock und Stein auf den Rücken zu, hinter welchem wir unseren Fluß wiederzufinden hofften. Wir sahen während des Marsches verschiedene Nashornspuren, mehrere Elennantilopen, ein Rudel Wasserböcke und ein Exemplar einer mir unbekannten, großohrigen, dem Weibchen des Buschbocks sehr ähnlichen Antilope, ohne jedoch auch nur ein einziges Mal zum Schusse kommen zu können. Baumeuphorbien gab es in den Bergen weniger häufig, dafür trat eine zierliche Drachenbaumart in größerer Zahl auf, welche auf einem

5 bis 10 Centimeter dicken und 3 bis 6 Meter hohen Stamme von lichtgrauer Färbung eine Blätterkrone trug, die einem Büschel breiter, halbsteifer Grashalme glich. Nach mehrstündiger Wanderung erreichten wir den Fuß des genannten Rückens und keuchten dann voller Erwartung den steilen Hang desselben hinan, um oben angelangt die unliebsame Entdeckung zu machen, daß wir ein vulkanisches Plateau erstiegen hatten, welches sich in langweilender Einförmigkeit noch weiterhin nach Nordosten erstreckte, gegen Norden bis an den Fuß eines Bergzuges — der Loroghikette — reichte, und nach Nordwest und West in unabsehbarer Ferne ausdehnte — eine wüste Landschaft, wohin wir schauen mochten, aber keine Spur von einem Flusse; dieser war irgendwo nach Osten abgebogen. Aergerlich in meinem Inneren, daß ich mich durch Dschuma Mussa hatte beeinflußen lassen, überlegte ich eine Weile, was nun zu thun wäre. Schließlich neigte ich zur Annahme, daß der Fluß dem Plateaurande entlang weiterfließen dürfte und schlug dementsprechend eine nordöstliche Richtung ein. Raschen Schrittes eilten wir eine Stunde lang über eine staubige Steppe, dann aber stiegen in mir Bedenken auf, ob wir in dieser Wüste wohl Wasser finden würden, wenn der Fluß eine andere, als die angenommene Richtung eingeschlagen haben sollte. Ein prächtiger, sandiger Thierpfad, der bald darauf unsere Route kreuzte, gab schließlich den Ausschlag, wenn er auch östlich lief. Demselben entlang entdeckten wir bald eine frische Löwenspur, die indeß aufhörte, als wir durch ein Buschdickicht kamen. Die kurze Zeit über war ich zu Dschuma Mussa's Freude vorausgegangen, um schießen zu können, falls wir das Thier zu Gesicht bekommen sollten. Wir fanden es nicht, dafür das wohlerhaltene Skelet eines jungen männlichen Elephanten, dessen Stoßzähne noch im Schädel steckten. Dschuma Mussa war so aufgeregt durch die Löwengefahr, daß er erst gar nicht begriff, was wir vor uns hatten, bis ich ihn scharf anfuhr, er möge doch die Elfenbeinzähne herausnehmen. »Pembe ghani?« (Was für Zähne?) war auch dann noch seine Antwort.

Der Pfad wurde rasch schlechter, indem er über unebenen, mit Felsen und Gerölle bedeckten Boden führte, und nahm auch bald eine südöstliche

und schließlich gar eine südliche Richtung an, welch' letztere er beibehielt. Er ging dann in einen fürchterlich zerstampften Büffelpfad über und führte im weiteren Verlaufe über einen sehr steilen Abhang, welcher nach den sichtbaren Spuren und Verwüstungen erst kürzlich einem größeren Elephantentrupp zum Abstiege gedient hatte, glücklich hinab zum Flusse.

Wir waren Alle an dem Tage sehr müde geworden und durch die geringen Fortschritte, welche wir bei gleichzeitig großer Anstrengung gemacht hatten, auch herabgestimmt. Die Hoffnung, den Loriánsee vielleicht doch zu erreichen, mußten wir unter diesen Verhältnissen fallen lassen, zumal die schwindenden Lebensmittelvorräthe — wir hatten solche nur noch für sieben Tage — uns an die Rückreise mahnten, da in dem Gebiete auf eine regelmäßige Jagdausbeute nicht zu rechnen war. Ich beschloß daher, dieses Lager zum letzten am Flusse zu machen und der Karawane einen verdienten Rasttag zu gönnen. Während desselben wollte ich den Fluß noch eine Strecke weit verfolgen, um womöglich einen Aussichtspunkt zu gewinnen, von welchem aus ich einigen Aufschluß über seinen weiteren Lauf erlangen konnte.

Am 24. Früh brach ich zu dem Zwecke mit nur so vielen Leuten auf, als zum Tragen der Instrumente und des photographischen Apparates nothwendig waren, und folgte dem Flußbette, das stellenweise breiter wurde, oft aber auch so steile Felswände aufwies, daß wir hart am Rande des schäumenden Wassers zu klettern hatten, um weiterzukommen. Bei einer Biegung, welche der Fluß um einen Terrainvorsprung machte, verließen wir sein Bett und bestiegen den Uferrücken, in der Hoffnung, damit den Weg zu kürzen. Oben angelangt sahen wir, daß die Mühe überflüssig gewesen, weil die Flußkrümmung eine ganz unbedeutende war. Wir machten indeß auch die angenehme Entdeckung, daß nur noch ein ungefähr 250 Meter hoher Gneisberg vor uns lag, womit das Bergland, welches uns während der vergangenen Tage solche Schwierigkeiten bereitet hatte, zu Ende war. Vom Gipfel des Berges war uns eine umfassende Aussicht gewiß. Wir stiegen daher nochmals zum Flusse ab, um unseren Durst gründlich zu löschen, dann machten wir uns bei glühender Hitze

an die Kletterarbeit. Am Fuße des Berges wurden wir durch verschiedenes Wild aufgehalten, das wir aufscheuchten. Ein einsamer Büffelstier, den wir in seinem Mittagsschlafe störten, eröffnete den Reigen; er entkam unbeschädigt, weil ich ihn zu spät bemerkte. Dann schoß ich mehrere große, braun behaarte Antilopen an (wahrscheinlich Wasserböcke im Winterkleide), wurde jedoch in deren Verfolgung durch ein Nashorn gestört, welches mir dabei in die Quere kam. Dasselbe erlegte ich, erlaubte meinen Leuten jedoch nur, es der Geier wegen mit Dornen zu bedecken, um mit möglichst wenig Unterbrechung den Marsch fortsetzen zu können.

Der Aufstieg in der Glühhitze war überaus erschöpfend, doch lohnte sich die Mühe und ich hatte die Befriedigung, auf eine weite Landschaft herabzusehen, die ich zum Theile wohl schon auf den früheren Märschen stückweise überblickt hatte, deren Zusammenhang mir jedoch bis dahin nicht recht klar gewesen war. Um uns herum erstreckte sich das Bergland, in welchem wir während der vergangenen Tage gesteckt hatten. Im Süden, in weiter Ferne, tauchte der Kenia auf, und im Anschlusse daran das niedrige Doenje lol Deika-Bergland. Im Osten und Nordosten war der Horizont in der Entfernung von 40 bis 50 Kilometer durch eine geschlossene Reihe von Bergen und Rücken begrenzt, die sämmtlich eine relative Höhe zwischen 1000 und 1500 Meter haben mochten. Unweit von uns, im Norden, lief der steile Rand des vulkanischen Plateaus noch weiter gegen Osten und umsäumte eine etwa 200 Meter tiefer gelegene, flache Landschaft, in welcher sich eine ziemliche Anzahl vereinzelter, niedriger Hügel erhob; viele derselben hatten schroffe Abhänge und tafelartige Gipfel. Der Berg, auf welchem wir standen, erhob sich hart am Flusse und gleichzeitig am Ostrande der mehrerwähnten Gneisberglandschaft. Der Guasso Njiro floß als gleichmäßig breiter Fluß noch 12 Kilometer weit durch eine Ebene ostwärts und dann wahrscheinlich in südöstlicher Richtung. Wir konnten seinem Laufe nicht weiter folgen, ich machte mich daher daran, die nöthigen Aufnahmen zu machen, dann kehrten wir zurück. Beim Nashorn beluden sich die Leute noch tüchtig mit Fleisch, und nach 4 Uhr erreichten wir das Lager, wo man uns bereits ungeduldig erwartet hatte.

Der Tag war heiß und anstrengend gewesen, ich fühlte mich auch so ermüdet, daß ich nur wenig Eßlust verspürte. Ein Rasttag wäre mir selbst nun recht angenehm gewesen, und ich kam zunächst auf den Gedanken, den großen Umweg über die Berge zu vermeiden und den Flußweg zu versuchen. War dieser gangbar, dann konnten bis zu unserem letzten Flußlager zwei, höchstens zweieinhalb Marschstunden sein, ich hatte somit am selben Tage auch noch Zeit zur Ruhe. In dieser Hoffnung brachen wir am folgenden Tage auf. Anfangs ging es ganz gut. In das steilwandige Thal konnte die Sonne erst später am Tage eindringen, der Morgen war daher kühl und das Wandern über die kleinen, saftigen Rasenflecke hart am Wasser und zwischen den prächtigen Sykomoren und vollbelaubten Akazien eine wahre Lust. Zu unserer Linken schoß die lehmfarbene Fluth des Guasso Njiro schäumend vorbei, oft um Felsvorsprünge herumwirbelnd, immer über Stromschnellen oder Cascaden, und mancher Schauer zerstäubter Fluth ging über unsere Köpfe nieder. Aber bald wurde das Thal enger, gewundener, die Hänge steiler und dichter mit stachlichen Euphorbien, Aloën, Akazien und Schlingpflanzen bewachsen. Die schönen Uferbäume verschwanden ganz, schroffe Felswände und mächtige Felspartien stellten sich uns immer häufiger entgegen, und immer wilder toste der Fluß durch die Schlucht.

In der steten Hoffnung, daß es das letzte sei, überwanden wir ein Hinderniß nach dem anderen, hoben und schoben geduldig die Lasten über die Felsen hinweg, krochen auf allen Vieren und zwängten uns durch Spalten durch, oder hieben schmale Pfade durch's Dickicht, um unüberwindliche Felsvorsprünge in der Höhe auf steilen Seitenwegen zu umgehen. Unser Esel war gleich zu Beginn des Marsches nicht im Stande gewesen, zu folgen, und daher durch Schaongwe und einen zweiten Mann den Bergweg geführt worden. Gern wären auch wir ihrem Beispiele gefolgt, doch war's dazu nun zu spät. Nach der Seite hin war kein Entkommen mehr möglich, und an eine Rückkehr mochten wir in der beständigen Erwartung eines baldigen Endes aller dieser Schwierigkeit gar nicht denken. Unsere Lage aber verschlimmerte sich mit jeder Stunde. Die Sonne stieg

höher, füllte mit ihren Strahlen das Thal, und Luft und Felsen erglühten in versengender Hitze. Doch vorwärts mußten wir, und fort kletterten wir über neue Felswände oder lichteten das Dickicht über ungangbare Stellen, bis die Arme erlahmten. Unser Beginnen wurde indeß immer hoffnungsloser, denn immer häufiger sahen wir uns Verhältnissen gegenüber, die uns rathlos machten.

Solcherart mühten wir uns bis zur völligen Erschöpfung ab. Dann lagen wir eine Weile da, die Einen bereits vollkommen theilnahmslos geworden, die Anderen von ohnmächtiger Raserei erfaßt über unsere Hilflosigkeit, bis allmälig wieder Ruhe und neue Hoffnung in unsere verstörten Gemüther einkehrten und mit neuaufflackernder Kraft uns den Kampf mit den Felswänden und Dornendickichten aufnehmen ließen. Elf Stunden dauerte diese Qual. Zerfetzt und zerschunden und fast bis zur Sinnlosigkeit erschöpft, langten wir schließlich kurz vor Sonnenuntergang am Lagerplatze an. So wie ein Jeder ankam, sank er auch hin und schlief bis in den folgenden Tag hinein. Keiner der Leute dachte ans Essen, wiewohl Niemand an dem Tage das Geringste genossen hatte.

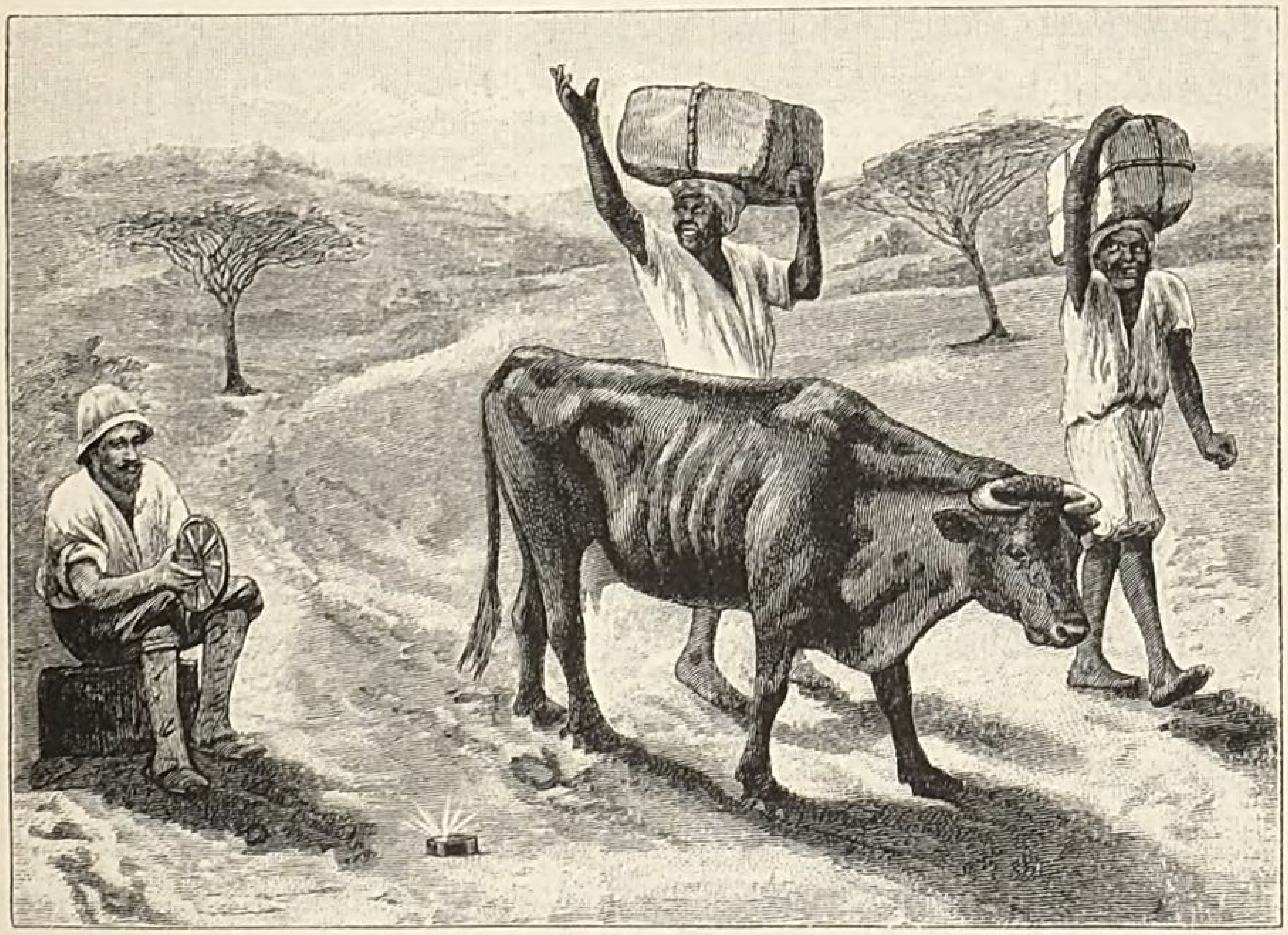
Bei mir stellte sich in Folge der Uebermüdung Brechreiz ein, dann fieberte ich; auch floh mich lange der Schlaf. Immer wieder tauchten einzelne Phasen des überstandenen Marsches in der Erinnerung auf, und nur nach und nach legte sich diese Aufregung und ich verfiel in einen todtenähnlichen Schlaf, der bis zum folgenden Nachmittage andauerte. Als ich erwachte, herrschte vollkommene Stille im Lager; die meisten Leute schliefen noch. Ich konnte noch immer fast keine Nahrung zu mir nehmen und fühlte mich selbst noch am folgenden Morgen nichts weniger als marschfähig. Ich wollte reiten und verlangte beim Abmarsche nach dem Esel; da stellte sich jedoch heraus, daß ein Mann, welcher an dem Schreckenstage böse gefallen war, desselben viel dringender benöthigte. Zu Fuß also schleppte ich mich mit der Karawane den Bergweg weiter nach Süden bis zur Mündung des Guasso Narók, woselbst wir lagerten. Schon während des Marsches hatten sich bei mir als weitere Folge der verschiedenen Ueberanstrengungen wieder Anzeichen von Dysenterie gezeigt, weshalb ich sofort

das Bett aufsuchte und den nächsten Tag zu rasten beschloß. Aus der Karte, welche ich fortwährend im Laufenden erhalten hatte, war zu ersehen, daß wir in drei Märschen nach Lare lol Morio gelangen konnten, und da wir der Rechnung nach für eben so viele Tage mit Lebensmitteln versehen waren, konnte ich mir den Rasttag gönnen. Ich hatte jedoch die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn Schaongwe meldete mir bald, daß keiner der Sansibariten auch nur eine Bohne mehr habe. Nur der eintägige, eiserne Vorrath war noch intact. Schon verstimmt durch den Wiederausbruch meiner Krankheit schickte ich sie in meinem Aerger zum Flusse Fische fangen, blieb aber bei dem Entschlusse zu rasten. Als jedoch alle Angelversuche erfolglos blieben und ich mit der Zeit auch wieder ruhiger geworden war, gab ich den Bitten nach, am folgenden Morgen weiter zu marschiren.

Von zwei Masaikriegern geführt, die zufällig zu den Wandorobbo gekommen waren, um diesen, ihren Schuldnern, die Daumschrauben anzulegen, wanderten wir dem Guasso Narók entlang bis in die Nähe ihrer Krale und lagerten dann. Die Umgebung war bewohnt, doch besuchten uns nur wenige Eingeborene.

In Ermanglung geeigneter Nahrung — ich wies in Folge krankhafter Einbildung jede andere als Milch zurück — legte ich mich bald zu Bette, indeß die Leute ihren Hunger mit zolllangen Fischchen zum Schweigen zu bringen suchten, die sie mit ihren Turbanen und Hemden als Netzen im seichten Bache fingen. Ein weiterer, willkommener Beitrag, wenigstens für Einige darunter, bestand in einer grünen Meerkatze, welche ich vom Bette aus schoß. Dschuma Mussa bemühte sich nach besten Kräften, mir einen Topf Milch zu verschaffen, und das Kunststück gelang ihm schließlich auch; für Geld war sie nämlich nicht zu haben gewesen. Was er Alles dem alten Manne, der mir spät Abends den Topf voll zum Geschenke machte, vorgelogen haben mochte, um ihn dazu zu bewegen, mag Gott wissen. Ich war ihm vom ganzen Herzen dankbar dafür und erfüllte auch gerne die Forderung des Morúo, die Milch vor seinen Augen auszutrinken, zumal es mir gar nicht beigefallen wäre, dieselbe zu kochen.

Außer der Milch hatte Dschuma Mussa auch einen Führer zu Stande gebracht, und wir setzten am Tage darauf die Wanderung fort. Wir ließen den Bach zur Seite, umgingen eine Reihe schroffer Gneishügel und bestiegen dann das flachwellige, vulkanische Plateau, über welches hinweg ein verhältnißmäßig guter Pfad in südwestlicher Richtung bis zum Guasso Narók führte, den wir Mittags erreichten.



Mambo kwa Muungu, Bwana!

Kurz zuvor hielt ich, um eine Breitenbeobachtung anzustellen, und ließ die Karawane an mir vorbei zum Bache ziehen, um ungestört zu sein. Als die letzten Nachzügler herankamen, sah ich, daß sie ein Thier vor sich hertrieben, welches sich mit der Zeit als eine Kuh entpuppte. Auf mein verwundertes »mepatta wapi?« (Woher habt ihr sie?) bekam ich die schmunzelnde Antwort, daß es ein »mambo kwa Muungu«, ein mit Gott gemachtes Geschäft sei. Die Leute, welche mich schon selbst dauerten, hatten zu rechter Zeit eine verlaufene Kuh gefunden. Am Nach=

mittage ließ ich den Bohnenrest vertheilen, auch erlaubte ich die Kuh zu schlachten, weil unsere Umgebung unbewohnt war und ein mittlerweile eingetretener schwerer Regen die unvermuthete Ankunft des Eigenthümers der verlaufenen Kuh nicht wahrscheinlich machte; schließlich hätte nämlich doch ich sie bezahlen müssen.

Ein heißer Marsch trennte uns noch vom Lare lol Morio-Lager. Wir legten ihn am folgenden Tage, den 30. November zurück. Lange hatten wir die Marmanéttberge vor den Augen und raschen Schrittes hielten wir auf die Vorberge zu, an deren Fuß unser kleines, trauliches Pallisadenlager stand; wir erreichten es jedoch erst um 5 Uhr Nachmittags. Man hatte daselbst bereits seit Tagen ungeduldig nach uns ausgeschaut, Dschumbe Kimemeta, Dualla und die meisten übrigen Leute kamen uns auch auf eine weite Strecke schon entgegen. Ich empfing die freudig Herbeieilenden mit wirklicher Genugthuung und drückte auch die vielen Hände, welche sich mir entgegenstreckten, mit herzlicher Wärme, hatte doch eine dornenvolle Zeit nunmehr ihren Abschluß gefunden. Am meisten rührte mich die Aufmerksamkeit Dualla's, der mich mit einem großen Topfe voll guter süßer Milch eigener Fechsung überraschte. Mit diesem verschloß ich mich bald in mein Zelt, um den köstlichen Inhalt ungestört genießen zu können.

Am nächsten Morgen ließ ich mir während eines längeren Wasumgumsu von Dschumbe Kimemeta und Dualla die Vorfälle erzählen, welche sich in der Zwischenzeit ereignet hatten. Im großen Ganzen war da nicht viel los gewesen. Bald nach meiner Abreise waren die letzten Masai abgezogen und das Elfenbeingeschäft hatte beginnen können. Dschumbe war davon nicht ganz befriedigt, weil er die gebrachten Mengen mit der kleinen Nachbarkarawane hatte theilen müssen. Unter seinem Antheil, der 500 Kilogramm wog, fanden sich mehrere schöne Zähne im Gewichte von 40 bis 50 Kilogramm. Eines Nachts hatte sich eine Elephantenherde beim Wasser eingefunden und war unbelästigt wieder weitergezogen. Wild überhaupt hatte sich in dem Maße, als die Gegend menschenleerer wurde, häufiger gezeigt.

Auch von einem Kriegszuge der Masai wußten sie zu erzählen. Derselbe war 800 bis 1000 Mann stark und gegen die Suk, einen im Norden des Baringo lebenden Volksstamme, gerichtet gewesen, in Erwiederung auf einen glücklichen Viehraub, welchen diese sechs Wochen früher in Leikipia bei den Masai ausgeführt hatten. Auf dem Marsche dahin entzweiten sich jedoch die Krieger, weil sie sich nicht über die einzuschlagenden Wege einigen konnten. Die Hälfte kehrte um, der Rest aber wollte sich, um nicht mit leeren Händen heimzukommen, bei den im Westen vom Baringosee wohnenden Kamassia für die bereits gehabte Mühe entschädigen. Dort waren sie jedoch schlecht angekommen, und zerstreut und in kleinen Scharen sah man sie nach mehreren Tagen abermals bei Lare lol Morio vorbeiziehen. Sie hatten sich nach ihrem eigenen Geständnisse ordentliche Schläge geholt und waren mit einem Verluste von 50 Todten zurückgetrieben worden.

Gerade der Vollständigkeit halber kam zuletzt noch die Meldung vom Tode zweier unserer Leute; sie waren der Dysenterie erlegen.

Mit Rücksicht auf unsere Lebensmittelvorräthe war es nun an der Zeit, an unseren Aufbruch zu denken. Wir besaßen wohl noch eine ziemliche Anzahl von Ochsen und Schafen, doch war das unser eiserner Vorrath, der für die Tage der Noth möglichst gespart werden mußte. An Vegetabilien hatten wir nur noch zwei Tagesrationen, und zum Baringosee brauchten wir nahezu eine Woche. Ich setzte daher den 3. December als Abmarschtag fest, und zur Freude Aller ging es am Morgen dieses Tages baringowärts. Njemß, unser Marschziel, hatte für die Ohren unserer Leute einen ähnlich guten Klang wie Taweta. Njemß bedeutete für sie Ruhe, Rast und, so sagte man uns wenigstens, Fische, Durrha, Eleusine, Kürbisse und, last not least, auch wieder warme Nächte, lauter fromme Wünsche für Leute, welche mehrere Monate bei knapper Ration auf dem kalten, nebeligen Hochlande zugebracht haben.

Bevor ich in der Erzählung der laufenden Ereignisse fortfahre, möchte ich noch einen kurzgefaßten Rückblick auf dieses Leikipia werfen, um womöglich eine klarere Vorstellung von seinem Aufbau zu geben, als

dies in der Beschreibung der Reise bisher möglich war. Zum Zwecke der Orientirung war meine Guasso Njiro-Tour nicht ohne Wichtigkeit, doch genügen die Ergebnisse dieser, sowie jene der vorhergegangenen Reisen nicht; wir müssen dazu auch die Erfahrungen unserer später erfolgten Reise vom Baringosee zur Loroghi-Bergkette vorausnehmen.

Aus der bisherigen Reiseschilderung haben wir das Plateau von Leikipia als ein verhältnißmäßig einförmiges, flachwelliges Hochland kennen gelernt. Diese Einförmigkeit wird, wie bekannt, im Süden durch den Kenia und die Aberdarekette unterbrochen, welche beide die Ebene, trotz deren großer absoluter Höhe, noch immer wie Riesen beherrschen. Zwischen denselben ist das Plateau schmal, wird jedoch nach Norden zu breiter und rechtfertigt eigentlich dort erst so ganz den Namen einer Hochebene, weil da die hohen Gebirge weniger störend in den Horizont treten. Bergketten finden sich auch dort noch, und zwar im Anschlusse an das Aberdaregebirge, doch sind sie verhältnißmäßig niedrig und stark an den Westrand gerückt. Das Hochland ist in seiner ganzen nordsüdlichen Ausdehnung im Westen höher als im Osten. Es bildet eine oder vielmehr zwei geneigte Flächen, welche beide von einer, im Durchschnitte 2000 Meter betragenden Meereshöhe zu einer solchen von 1300 bis 1600 Meter abfallen; der Lauf des Guasso Narók trennt die beiden Flächen von einander. Die Abfallsrichtung des südlichen Theiles ist eine nordöstliche, jene des nördlichen Theiles eine südöstliche; erstere geht vom Südende der Aberdarekette, letztere vom Nordende der Loroghiberge aus.

Es hat sich bereits früher mehrfach Gelegenheit geboten, zu bemerken, daß das Hochland vulkanischer Natur, oder genauer gesprochen, daß es vulkanischen Ursprungs sei, indem es durch Ueberschüttung einer metamorphischen Unterlage mit Lava und Asche entstanden ist. Bei der Frage nach seinem Bildungsprocesse haben wir, wie ich glaube, den Kenia bei Seite zu lassen, obwohl er der am meisten in die Augen springende Feuerherd des Gebietes ist, und müssen uns vielmehr durch die oben erwähnten Abfallsrichtungen leiten lassen. Wo aber mögen die Krater gelegen haben, welche die weite Umgebung mit der nivellirenden Aschenlage

bedeckt haben? Der Kenia kann dazu nur ganz im Süden und zum geringsten Theile etwas beigetragen haben. Er wuchs in die Höhe und hat dadurch seine schöne Kegelform gewonnen. Die Abfallsrichtungen der beiden geneigten Hochflächen aber führen uns zu Feuerherden, welche im Südwesten, beziehungsweise Nordwesten von Leikipia existirt haben müssen, wenn sie auch noch unbekannt sind. Sowohl das Aberdaregebirge als auch die Subugo- und Marmanéttberge sind vulkanischer Natur, nur der Stock der Loroghikette ist aus Urgestein aufgebaut. Obgleich nun keines dieser Gebirge auch nur annähernd Gipfel mit Kraterformen aufweist, so müssen die fraglichen Feuerherde doch in denselben gelegen haben, und muß daher die chaotische Gestaltung derselben auf eine großartige, vulkanische Thätigkeit schließen lassen, während welcher die bestandenen Krater und Kegel verwischt wurden. Die nähere Erforschung dieser, dem Plateaurande im Westen aufgesetzten Gebirgswelt sollte daher auch die Hauptaufgabe der nächsten, in dieses Gebiet führenden Forschungsreise sein, welcher gegenüber die weitere Erforschung des Kenia einstweilen in den Hintergrund zu treten hätte.

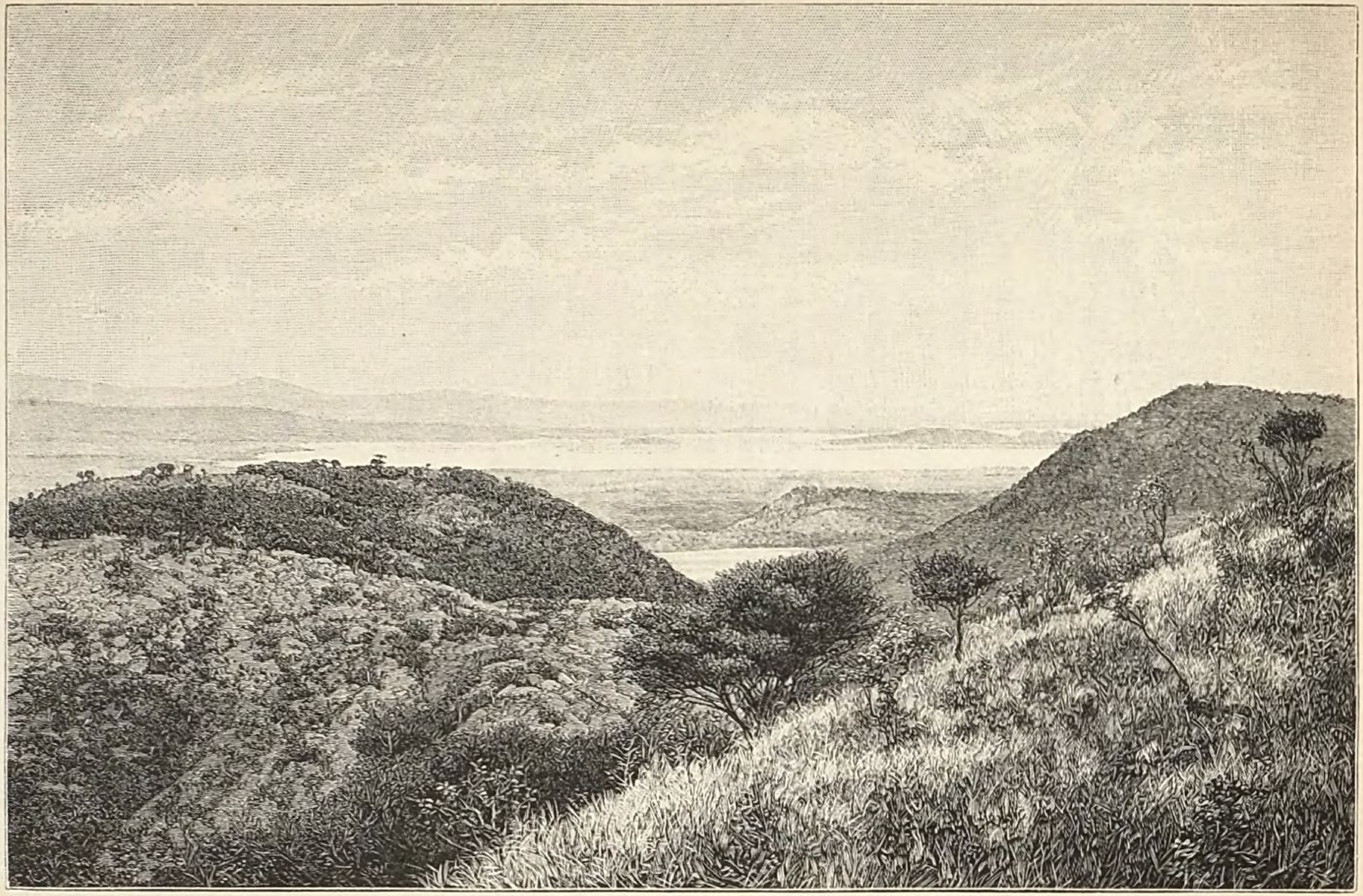
Nach dieser Abschweifung wollen wir zur Karawane zurückkehren und den Marsch zum Baringosee antreten. Wir überstiegen am ersten Tage nur einen niedrigen Rücken der Marmanéttberge, um darauf in ein großes, breites, mit Steppengras bewachsenes Thal zu treten, wo wir innerhalb der Umzäunung von Teleki's ehemaligem Lager für die Nacht Halt machten. Dieselbe stand hart am Rande eines trockenen Bachbettes, das jedoch zu jener Zeit nach den vorhandenen Anzeichen Wasser geführt haben mußte. Wir fanden solches wenige hundert Schritte weiter oberhalb im Walde, in einigen Tümpeln.

Ich hatte diesen frühen Halt, wahrscheinlich aus demselben Grunde wie Graf Teleki, gemacht, weil einige Leute die Gegend wohl im allgemeinen kannten, sich jedoch Niemand darunter fand, der uns hätte führen können; und mit einer schwerbeladenen Karawane ins Ungewisse hineinzuziehen, fiel mir nicht mehr bei. Dschuma Mussa und einige von Dschumbe Kimemeta's Leuten mußten sich demnach sofort auf die Wegsuche machen.

Das breite Thal, in dem wir uns befanden, war augenblicklich unbewohnt, doch legten die Reste zweier ganz ungewöhnlich großer Moränkrale Zeugniß davon ab, daß dasselbe zu Zeiten als wichtiger Grenzbezirk bezogen sein müsse.

Die ausgeschickten Leute kamen Abends mit der Nachricht zurück, daß sie Graf Teleki's zweites Lager gefunden hätten. Dschuma Mussa befand sich beim Anlangen in so glückseliger Stimmung, daß ich ihn unter anderen Umständen eines zu reichlichen Pombegenusses beschuldigt hätte. So aber war dergleichen undenkbar, und sollte auch die gute Laune bei ihm nur durch den Anblick des Baringosees hervorgerufen worden sein, dessen spiegelnde Fläche er gesehen haben wollte. Wenn ich ihm dies auch nicht glauben konnte, so lugte ich während des folgenden Marsches doch fleißig in westlicher Richtung aus, natürlich umsonst, da wir aus der Thalsohle gar nicht herauskamen und die Randhöhen jeden Fernblick verwehrten.

Diese niedrigen Rücken, welche uns als einfache Erhebungen erschienen, fielen nach der Westseite in überraschender Weise in 200 bis 300 Meter hohem, fast senkrechten Absturze zu tiefen Schluchten ab. Auf einen solchen, steilwandigen Felsenkessel zu, der nur einen schmalen Ausgang nach Norden hatte, führte auch unser Pfad an dem Tage, und man zeigte mir dann tief unten am waldbedeckten Grunde die Reste von Graf Teleki's Lager. Auf den ersten Blick schien es unmöglich, da in die Tiefe zu gelangen, doch führte ein ganz guter, wenngleich sehr steiler Pfad im Zickzack hinab, und ging der Abstieg auch ohne Unfall von statten. Am Grunde der Schlucht fand sich schöner, ebener Waldboden, auch floß ein schmales Bächlein, das dort seinen Ursprung hatte, durch den nördlichen Ausgang ab. Der Platz war höchst romantisch, und man mußte sich beim Anblicke der scheinbar unüberwindlichen Kesselwände, die so nahe aneinander schlossen, daß vom ganzen Firmament nur ein kleiner Fleck zu sehen war, fast unwillkürlich fragen, wie Menschen auf den Gedanken kommen konnten, diesen beinahe unterirdischen Weg zu gehen. Der Reiz der Lage wurde Nachmittags durch ein Gewitter noch bedeutend erhöht, das sich gerade



Der Baringosee vom Leikipia-Hochlande aus.

über uns entlud; die wie Kartätschensalven krachenden Donnerschläge fanden in den Wänden ein wundervolles Echo.

Insoweit war der Ort ganz prächtig. Uns aber drängte sich die Frage auf, wie wir von da wieder hinauskommen würden. Ich hatte eine Strecke weit den Bachlauf untersucht und bald einen ziemlich guten Pfad gefunden, den unzweifelhaft Graf Teleki's Karawane gegangen war, wie verschiedene Anzeichen entnehmen ließen. Einige Leute aber, mit Dschuma Mussa an der Spitze, erklärten, daß ein schmaler Pfad, der sich an der westlichen Kesselwand hinaufschlängelte, der richtige sei, und in noch frischer Erinnerung an die bösen Erfahrungen, welche wir am Guasso Njiro mit Bezug auf Schluchten gemacht hatten, beschloß ich den letzteren Weg zu gehen.

Zu dem Zwecke war es nothwendig, sämmtliche Eselsladungen noch am selben Tage hinauftragen zu lassen, und auch die Leute gingen am nächsten Morgen ganz nach Belieben einzeln ab, da wir uns erst auf der Höhe zum eigentlichen Marschantritte sammeln konnten. Wir mühten uns eine Zeitlang durch hohes, regensattes Steppengras, fanden indeß keine Spur von einem Pfade und kamen zur Einsicht, daß es so nicht weiterginge. Bis auf die Haut durchnäßt und fröstelnd überlegten wir dann, welch' andere Richtung wohl die richtige sein könnte, und beschlossen endlich, einen Pfad zu versuchen, der am nächsten, nördlichen Rücken sichtbar war. Keuchend ging es bergan, bis wir den Kamm des Rückens erstiegen hatten. Da bot sich uns mit einem Male ein überraschend schönes Landschaftsbild, dem gegenüber selbst die gefühlsstumpfen Neger nicht gleichgiltig blieben. Unferne im Nordwesten, in einer gelbgrünen Steppe, war die glitzernde Fläche des Baringosees, mit seinen Inseln — einer langgestreckten großen und mehreren kleinen — mit seinen Buchten und Baien und sonstigen Uferlinien wie ein Kartenbild zu sehen. Zu der bedeutenden Tiefe, in welcher der See sich befand — er lag in der That zu unseren Füßen — fiel das Hochland in einer mehrfachen Reihe von Stufen ab; wir zählten deren drei. Dunkle, graugrüne Flecke in der Ebene im Süden des Sees deuteten auf Wald, andere, hellergefärbte auf

Schilfwuchs und Sumpfgebiet. Hinter Allem erhob sich ein dunkler Bergwall, anscheinend bis zur gleichen Höhe, in welcher wir standen.

Hellster Jubel erfüllte uns beim Anblicke des schönen Bildes, mit dem unsere Noth wohl ein Ende hatte. Da lag der Baringo, dort in jenem Waldgebiete Njemß Mkubwa, das größere der beiden Wakuafidörfer. Das Grüne dort im Süden war ein Sumpf, und hart am Nordrande desselben war Njemß Mdogo, die kleinere Ansiedlung, gelegen. So und ähnlich erklärte uns Dschuma Mussa die Einzelheiten der Scenerie mit einem Feuer, als ob wir das gelobte Land vor Augen hätten. Seine Ausführungen aber schloß er mit einem begeisterten »Kescho samaki, kescho ugali, kescho maboga, kescho taschibba!«*)

Nachdem wir uns sattgeschaut hatten, zogen wir an der Lehne des Rückens weiter, meist hart am Rande einer Schlucht, welche wohl 300 Meter tief abfiel. Wir folgten hiebei einem ganz ausgezeichneten Thierpfade, welcher einem Alpensteige ähnlich, längere Zeit in stetig gleicher Höhe an der Lehne hinführte und dann auf einer sanfter geneigten Rippe zu einem breiten Thale abstieg. Von der Höhe aus hatten wir Gelegenheit gehabt, im Thale nach Wasser Umschau zu halten und einen kleinen, frischgrünen Fleck entdeckt, der aus der graubraunen, steinigen Umgebung wie ein riesiger Smaragd zu uns heraufleuchtete. Auf diesen schritten wir zu und lagerten. Da es nicht unmöglich war, daß Graf Teleki, wenn auch auf einem anderen Wege, zu eben diesem Quellsumpfe gelangt war, suchten wir sofort nach Lagerspuren, fanden jedoch nichts.

In fröhlichster Stimmung brachen wir am folgenden Morgen auf. Wir durchquerten das Thal, gelangten hierauf in ein zweites, das demselben im Westen vorlag und nur durch einen niedrigen Rücken getrennt war, und standen dann am Rande der letzten Stufe, 300 Meter über der Njemßer Ebene. Die Steilheit dieses letzten Abfalles forderte zum Schlusse noch unseren ganzen Spürsinn in die Schranken, um eine Stelle zu finden, an welcher der Abstieg möglich sein könnte. Nach mehrfachem

*) Morgen gibt's Fische, morgen gibt's Brei, morgen gibt's Kürbisse und morgen gibt's volle Bäuche.

Roquiren sahen wir uns schließlich nur noch durch einen Absatz von 30 Meter Höhe, eine senkrecht abfallende Riesenstufe von mehreren Kilometern Länge, von der Ebene getrennt. Wir nahmen jedoch auch dieses Hinderniß und eilten dann eine gute Stunde lang über eine kahle, staubige Steppe, auf den Rand eines frischgrünen Akazienwaldes zu, der in der Ferne winkte. Die Sonne schien drückend heiß, und wir langten endlich recht müde und durstig um 2 Uhr bei einem schilfbewachsenen Bacharme an, in dessen Verlaufe es einige trübe, schlammige Pfützen gab. Da wollten wir uns laben und ein wenig verschnaufen, dann aber weiter den vollen Fleischtöpfen entgegenziehen, von welchen uns nur noch ein kurzer Marsch trennen konnte.

Noch bevor wir unsere Rast beendet hatten, kam ein älterer Eingeborener daher, den Dschumbe Kimemeta auch gleich als Führer in Beschlag nahm. Vorerst aber wurden die »Habari« (Neuigkeiten) ausgetauscht. Woher wir kämen und wohin wir gingen, fragte er; wo das Lager des »Msungu« stünde und wie es mit den Lebensmitteln bestellt sei, interessirte uns. Und als Dschumbe Kimemeta sich mir darauf räuspernd näherte und seine Rede mit einem »mesikia bwana?« (Hast Du gehört?) einleitete, wußte ich im Voraus, daß er mir nichts Günstiges mitzutheilen habe. Es stellte sich heraus, daß in keinem der beiden Dörfer Lebensmittel zu haben waren, weil in Kamassia, der gewöhnlichen Kornkammer der Gegend, Hungersnoth herrschte und durch die dortigen Eingeborenen der geringe Ueberschuß an Getreide, welchen das Gebiet von Njemß selbst hatte, schon längst aufgekauft war; bis zur nächsten Ernte aber waren es noch sechs bis acht Wochen. Weiter erfuhren wir, daß Graf Teleki's Lager sich bei Njemß Mdogo befinde, daß er selbst aber augenblicklich irgendwo im Osten des Baringosees jage, um seine Leute zu erhalten.

Die schönen Hoffnungen, welche sich an unsere Reise nach Njemß geknüpft hatten, waren damit vollkommen zu Wasser geworden, und wir hatten nun keine Sehnsucht mehr, es früher als nothwendig zu erreichen, zumal Graf Teleki abwesend war. Einen Augenblick darauf erfolgte daher auch anstatt des erwarteten: »haya, safari!« (Vorwärts!) der Befehl: »túa misigo na fanja kambi!« (Macht das Lager!).

Es waren dies höchst unerwünschte Neuigkeiten, welche alle unsere vorgeplanten Absichten durchkreuzten und uns in dieser staubigen Gegend, weiß Gott wie lange, festhalten konnten. Eines nur mochte uns dabei freuen, nämlich, daß wir mit unserem Vieh, zum oftmaligen Verdrusse der Leute, so sparsam umgegangen waren. Selbst wenn es nach Dschumbe Kimemeta's Geschmack gegangen wäre, hätten wir nicht ein Stück mehr davon gehabt. In Berücksichtigung der erhaltenen Nachrichten wurde an dem Tage auch ein Ochse weniger geschlachtet, doch vermochte ich diesen Ausfall durch einen starken Wasserbock und eine Trappe zu decken, die ich gegen Sonnenuntergang in der Nähe erlegte. Ein schwerer, andauernder Regen hatte einen weitergehenden Jagdzug unmöglich gemacht.

Am darauffolgenden Morgen wurde es im Lager viel zeitlicher laut, als es nothwendig und mir erwünscht war. Die Ursache war einerseits der Regen, welcher die ganze Nacht gefallen war und unsere Leute den ersten Dämmerschein mit Freuden hatte begrüßen lassen, andererseits eine Schar junger Männer, Eingeborener aus Njemß Mkubwa, welche sich auf die Nachricht hin, daß eine Karawane mit Vieh angelangt sei, sofort zu uns aufgemacht hatten. Sie wollten das Vieh gegen Elfenbein umtauschen und betrachteten dasselbe nun auch mit wohlgefälligen Blicken, streichelten es und zankten sich unter einander darum, wie wenn es bereits ihnen gehörte. Wir lächelten darüber, störten die Glücklichen jedoch nicht in ihren Träumen, sondern hießen sie nur, Geduld zu haben und uns früher nach Njemß Mdogo zu führen; dort wäre Zeit, weiter zu verhandeln.

Ein zweistündiger abscheulicher Marsch über vollkommen graslosen, mit vereinzelten Akazien bestandenen Boden, der sonst staubig sein mochte, nun aber ein Kothmeer bildete, brachte uns zu unserem Lagerplatze von Njemß Mdogo.

VII. Capitel.

Njemß, Jagdleben am Baringosee, Vorbereitungen zur Reise nach Norden.

(7. December 1887 bis 10. Februar 1888.)

Meine Ankunft in Njemß. — Geschichte der Wakuafi von Njemß. — Teleki's Reise nach Njemß. — Maktubu auf der Suche nach Lebensmitteln. — Jagden am Baringo. — Zu den lauen Wässern. — Dualla geht zu den Kikuju. — Abmarsch von Njemß. — Verirrt! — Jagdleben am Guasso Njuki. — Thierleben im Thale. — Wir verpflegen eine Handelskarawane. — Marsch zu einem ausgetrockneten See. — Rückkehr zum Guasso Njuki. — Die ersten Elephanten auf der Strecke. — Weitere Jagdabenteuer. — Dualla's Rückkehr und Erzählung. — Rückkehr nach Njemß. — Vorbereitungen zur Weiterreise. — Abmarsch. — Die Suk kommen! — Wieder zurück ins Lager von Njemß.

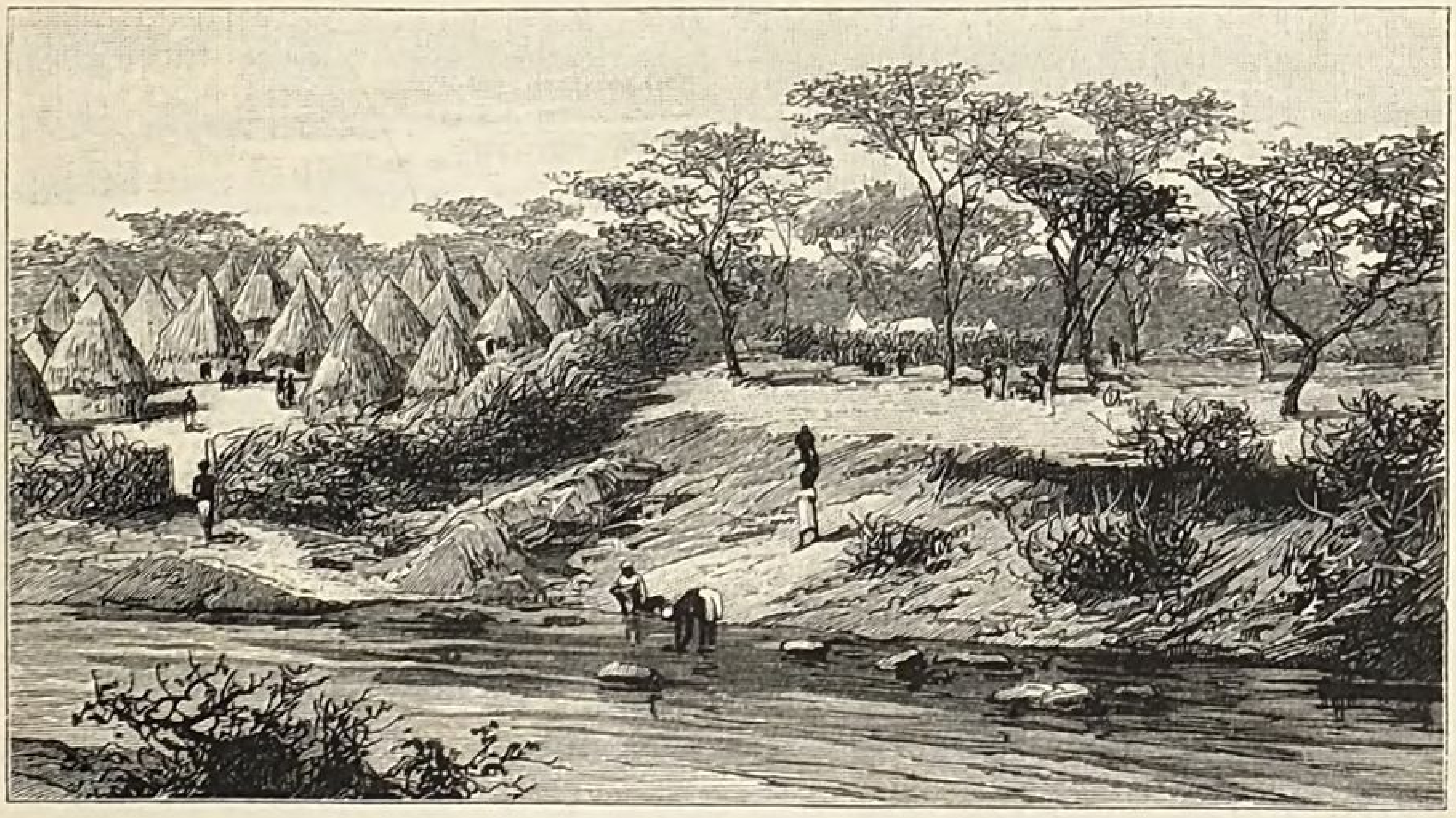
Nahe am Ufer des Guasso Njuki, der seine ziegelrothen Fluthen in einem tief in harten Lehmboden eingeschnittenen Bette dem Baringosee zuführt, erhob sich eine verdorrte und verstaubte Dornenhecke, die einige Zelte und Hütten umgab. Im Innern des umzäunten Platzes und auch außen herum standen vereinzelt spärlich belaubte Akazien. Das war Teleki's Lagerplatz, der nun verlassen aussah, weil er zur Zeit nur wenige Leute beherbergte. Knapp daneben war eine zweite, kleinere Hecke, welche der Händlerkarawane angehörte, die in Turuka von uns geschieden war, und hundert Schritte weiter, hart am Bachufer das Wakuafidorf Njemß Mdogo oder Klein-Njemß, dessen Hütten hinter einem höher und stärker angelegten Dornenverhau hervorlugten. Die ganze Umgebung war vollkommen flach, sandig oder lehmig, und kothig oder staubig, je nachdem es vor Kurzem geregnet hatte oder nicht. Den Baringosee, der 10 bis

12 Kilometer weiter im Norden lag, ahnte man gar nicht; ebensowenig waren vom Lager aus die hohen, wallartigen Randgebirge zu sehen, welche die Ebene von Njemß an den Seiten umsäumen. Die Lagerhöhe betrug 1160 Meter über dem Meere.

So also sah das geträumte Eldorado aus, welches die willige Phantasie uns stets als ein zweites Taweta vorgegaukelt hatte und dem wir voller Frohlocken zugeeilt waren. Die beiden Somâl und die 18 Leute, unter deren Obhut das Lager stand, kamen uns natürlich entgegen und begrüßten uns mit all' dem Feuer, zu dem sie sich emporschwingen konnten. Dann kamen Eingeborene vom nahen Dorfe, die ebenso armselig aussahen wie ihr Land, und die Leute der benachbarten Karawane, um uns ihre Freude zu bezeigen und ihre Neugierde zu befriedigen. Nach der großen Enttäuschung, welche wir erfahren hatten, vollzog sich unser Einzug jedoch recht stille.

Mit Njemß hatten wir eine reine Wakuafiansiedlung erreicht, wie man uns sagte, einen Stammsitz jenes eigenthümlichen Volkes, von welchem wir im Laufe der Reiseschilderung schon öfter Gelegenheit zu sprechen gehabt haben. »Mkuafi«, plur. »Wakuafi«, scheint ein der Bantusprache angehöriges Wort zu sein, dessen Bedeutung indeß selbst den Händlern dieser Gebiete unbekannt ist. Die Wakuafi selbst hören diesen Namen nur ungerne und nennen sich lieber nach der Oertlichkeit ihrer Wohnsitze: M'Aruscha, M'Taweta, M'Njemß, Leukop u. s. f. Doch auch dies sind bereits suahilisirte Worte. Von den Masai werden sie Mbarawujo genannt. Sowohl die physische Erscheinung, als die Sprache verrathen die enge Verwandtschaft, in welcher die Wakuafi mit dem Stamm der Masai stehen, und ihre Ueberlieferung erzählt auch, daß sie einst, ebenso wie Jene, Hirten gewesen sind und mit und neben den heutigen Masai in ungefähr demselben Gebiete ein Nomadenleben geführt haben. Vor circa 50 bis 60 Jahren kam es, wahrscheinlich nur im südlichen Masailande, aus unbekannter Ursache zu einem ernsten Bruderkriege, in welchem die Wakuafi unterlagen. Sie verloren ihr Vieh und wurden zerstreut. Ein Theil floh zu Verwandten nach Leikipia, an den Baringosee und nach der westlich davon,

auf dem Hochlande gelegenen Landschaft Guasso Ngischu; ein anderer Theil vermochte sich nach Taweta, Aruscha a Tschini, Aruscha a Dju und noch weiter nach Westen, nach Ngurumán, Ndassekere und Ndesseriáu zu retten. Nunmehr ohne Viehbesitz, waren sie gezwungen, sich ansässig zu machen und zum Feldbau zu greifen. Einzelne Ansiedlungen brachten es mit der Zeit wieder zu verhältnißmäßigem Wohlstand und zu Macht. So sind die am Südfuße des Meruberges wohnhaften Wakuafi schon wieder ein starkes und gefürchtetes Völklein geworden.



Njemß Mdogo.

Der Charakter der Wakuafi ist nach unseren Erfahrungen schlimmer, als jener der Masai. Wo sie es vermögen, treten sie viel unverschämter auf als diese, und es mag vom Standpunkte der culturellen Entwicklung dieser Gebiete als ein glücklicher Zufall bezeichnet werden, daß in dem erwähnten, und auch in einem zweiten, späteren Vernichtungskriege die Masai Sieger geblieben sind. Nach dem erstgedachten Bruderkriege gab es nämlich nur ungefähr 40 Jahre Ruhe im Lande, und es kam im Jahre 1875 oder 1876 abermals zum Kriege. Den nördlichen Wakuafi, den Leukop, scheint mit der Zeit der Kamm gewachsen zu sein, denn sie waren es, welche einen blutigen Rachezug gegen die Masai eröffneten. Anfangs

unterlagen die Masai, und selbst ihr Oberleibon, der Vater des jetzigen, fiel in diesem Kampfe. Unter seinem Nachfolger Mbatián wendete sich aber das Kriegsglück, und die Leukop wurden vollständig niedergeworfen; daher stammt das große Ansehen, dessen sich Mbatián erfreut. Wer sich von den Leukop retten konnte, floh zu den Wakikuju, zum Baringosee und zu den Burkenedschi; eine kleine Zahl blieb im Lande und suchte bei den Masai, ihren nunmehrigen Herren, in dienender Stellung ein Unterkommen. So wurde etwa die Hälfte des ursprünglichen Masaivolkes dem Ackerbau zugeführt.

Die meisten Wakuafi führen ein kümmerliches Leben und zeigen dies auch in ihrer physischen Entwickelung. Die Feldfrüchte, die sie bauen, sind je nach der Fruchtbarkeit der Gebiete, welche sie bewohnen, verschieden. Die Wakuafi von Taweta (nicht zu verwechseln mit den eigentlichen Tawetanern) und von Klein- und Groß-Aruscha haben es in dieser Hinsicht günstig getroffen. Andere sind durch die Bodenverhältnisse ihrer Ansiedelungen darauf beschränkt, Durrha und Eleusine zu bauen. Ihr Hauptaugenmerk richten sie noch immer auf ihren, derzeit wohl geringen Viehstand, den sie nach Kräften zu vermehren suchen. Mitunter betreiben sie nebenher noch die Jagd, die Bienenzucht und den Fischfang. Nicht alle Wakuafi haben sich indeß von ihren einstigen Gebräuchen, welche ganz jenen der Masai glichen, losgesagt, und man würde z. B. einem Leukop vergebens Wildpret anbieten.

Bewaffnung und Schmuck der Wakuafi sind ebenfalls nach den Wohnorten verschieden, und besitzen speciell die Njemsser nur Bogen und Pfeile und schlechte Speere, welche in der Form jenen der Suk und Turkana — nördlicher wohnende Völkerschaften — gleichen.

Die Wakuafi von Njemß leben dermalen in zwei Dörfern (Groß- und Klein-Njemß) und auf der einen großen Insel im Baringosee. Noch vor 15 Jahren gab es hier vier Dörfer. In Folge der unausgesetzten Beunruhigungen von Seiten der Masai und der Suk wurden jedoch zwei derselben verlassen und deren Einwohner wanderten aus. Ein Theil bezog die große Insel, ein anderer wendete sich nach Norden, dem Njiroberge

zu, und nach Marsabit. Den Inselbewohnern erlag der geringe Viehbesitz, den sie zu retten im Stande gewesen waren, bald ganz, und sie leben seither vom Fischfange und auch von der Jagd. Ersterer scheint sehr ergiebig zu sein und liefert ihnen die Mittel, bei ihren nachbarlichen Verwandten Durrha einzutauschen. Die Inselwakuafi mögen vielleicht über Boote verfügen, wir haben jedoch keines zu Gesicht bekommen, und es scheint vielmehr, daß sie durch den seichten See watend mit dem Lande verkehren.

Der Feldbau um Njemß beschränkt sich auf Durrha, Eleusine und Kürbisse. Die dortige Durrha ist eine geringwerthige rothbraune Gattung; Kürbisse haben wir selbst nicht vorgefunden, weil sie angeblich bereits aufgegessen waren. Auch Anbauversuche mit Mais, welchen die Händler mitgebracht hatten, sind gemacht, jedoch wieder aufgegeben worden. Der Feldbau vollzieht sich auf einem ganz ebenen, lehmigen Boden, welcher selbst nach starkem Regen bald hart wird und dann zu Staub zerfällt, der hauptsächlich Nachmittags der böenartigen Winde wegen sehr lästig fällt. Große Flächen solchen Terrains sind schachbrettartig in sechs Quadratmeter große Beete abgetheilt; ein ganz niedriger, nur wenige Zoll hoher Erdaufwurf bildet die Umfassung. Zum Theile fanden wir die Beete brach liegen, es scheint somit, daß der äußerst unfruchtbar aussehende Boden einen fleißigen Anbauwechsel nothwendig macht. Zum Zwecke der Bodenbewässerung haben die Eingeborenen schmale, seichte Canäle gegraben, in welche das Wasser der Bäche geleitet wird, die hiezu aufgedämmt werden müssen. Viel Arbeit bei geringem Ertrag, welcher ihnen überdies durch eine abnorm zahlreiche Vogelwelt streitig gemacht wird. Zum Ueberflusse stellen sich zeitweilig auch Elephanten ein, doch haben es diese dann mit recht verwegenen Jägern zu thun, welche ihnen mit Pfeilen, Speeren und Bränden hart an den Leib rücken. Ihr Vieh wagen sie räuberischer Einfälle wegen nicht bei den Dörfern zu halten, sondern hüten es in den Bergen von Kamassia.

Hinsichtlich der Tauschwaren sind die Einwohner von Njemß durch die häufige und langdauernde Anwesenheit von Karawanen sehr verwöhnt.

Glasperlen sind werthlos. Das geringste Maß von Korn wollen sie mit Stoffen bezahlt sehen, und ihr Elfenbein ist nur für Vieh zu haben. Auch ein ziemlicher Tribut wird verlangt.

Die Gesammtsumme der Bewohner der beiden Dörfer dürfte 1500 bis 2000 betragen. Eine große Freizügigkeit und auch eine gewisse Thatkraft gehören zu den Charaktereigenschaften der Njemßer, und es ist aus diesem Grunde leicht, daselbst Führer zu erhalten.

Nach dieser Unterbrechung wollen wir indeß wieder zum Lager zurückkehren. Dort ging es bald lebhafter zu, da die Leute sich sofort an den Bau von Hütten machten. Ich selbst verbrachte den Rest des Vormittags im Schatten der »barasa« — des Sonnendaches, welches wir bei allen längeren Aufenthalten zu errichten pflegten — und erging mich in Gedanken über unsere wenig rosige Lage, denn Alles, was uns der Mann am Sumpfe erzählt hatte, war mir nun bestätigt worden. Maktubu war mit hundert Leuten schon seit 15 Tagen aus, um Elgejo, eine im Nordwesten von Njemß gelegene Berglandschaft, nach Lebensmitteln abzusuchen. Hier war nämlich absolut nichts zu haben, und die Eingeborenen nagten selbst am Hungertuche. Graf Teleki war sofort nach seinem Eintreffen aufgebrochen, um einen ergiebigen Jagdgrund aufzusuchen und die Karawane unter Schonung unseres Viehstandes erhalten zu können. Vorderhand konnte ich wohl auch nichts Besseres thun, als seinem Beispiele zu folgen. Mit einigen Leuten setzte ich daher am Nachmittage über den Bach, und war im Süden von Njemß auch bald so glücklich, zuerst einen Wasserbock, dann einen Büffelstier zu erlegen, womit die Leute, für welche ich zu sorgen hatte, für zwei Tage verpflegt waren. Der Büffel hatte zehn Expreßkugeln Kaliber 500 nothwendig gehabt, ehe er fiel.

Am folgenden Vormittage traf unerwarteter Weise Graf Teleki mit seiner Karawane ein. Er befand sich zu meiner Freude in bester Gesundheit und prächtiger Stimmung, wozu er allerdings allen Grund hatte, da er auf ganz überraschende Jagdergebnisse zurückblicken konnte. Er hatte in kurzer Zeit 38 Stück größeren Wildes erbeutet und seinen Leuten ganze Fleischberge bieten können. Ueber seinen Hermarsch erzählte Graf Teleki,

daß er in der That in der von mir berührten, kesselartigen Schlucht gelagert hatte und dann auf die Angabe Maktubu's hin dem Laufe des Baches gefolgt war, welcher daselbst entspringt. Ueber eine Stunde lang führte ein guter Pfad weiter, dann aber schlossen die Felswände enger aneinander, und der Marsch wurde hauptsächlich der Tragthiere wegen, für welche erst Pfade geschaffen werden mußten, immer beschwerlicher. Am nächsten Tage öffnete sich jedoch das Thal, und sie gelangten in eine breite, schöne Mulde zu einem Bächlein, an dessen beiden Seiten Wasserpalmen ganze Haine bildeten. Es war dies ein ganz reizender Platz und dort wurde auch gelagert. Die Umgebung wies zahlreiche frische Elephantenspuren auf, und solche Thiere waren auch während des Marsches gesichtet worden. Maktubu, der am Nachmittage auf Wegsuche ausgegangen war, kam sogar in die Gelegenheit auf einen Elephanten zu schießen, und als Abends davon die Rede war, rückte auch Ali Hassan, der Leibsomâl Teleki's, mit der Erzählung heraus, daß er drei dieser Thiere gar nicht weit vom Lager angetroffen und eine halbe Stunde lang beobachtet habe.

Graf Teleki hatte beim Bache eine 3·4 Meter lange Python geschossen, in deren Leibe, der an einer Stelle 70 bis 80 Centimeter Umfang hatte, sich beim Zerlegen eine junge, noch unverdaute Kuhantilope fand.

Am nächsten Tage folgte Graf Teleki eine Strecke weit dem Bachlaufe, setzte dann aber, da derselbe immerfort nach Norden lief, über einen Rücken hinweg gegen Westen und gelangte in eine kesselartige, hübsch bewachsene Mulde, die am Fuße eines 30 Meter hohen Felsabsturzes in einigen Tümpeln auch Wasser führte. Den vorhandenen Anzeichen zufolge floß über die Felswand zur Zeit der Regen ein Bach, und es zeigte sich später, daß dies der Oberlauf des Guasso Bolio ist, eines kleinen, im Südosten in den Baringo mündenden Baches.

Am 19. November erreichten sie die Ebene von Njemß und lagerten an demselben sumpfigen Bacharme, an welchem ich 17 Tage später nächtigte.*)

*) Es ist dies der Unterlauf des Guasso Njuki, welcher einst wohl in den Baringosee gemündet haben dürfte, denselben heute jedoch nicht mehr erreicht, sondern früher versumpft.

Der Weg dahin hatte in westlicher Richtung gerade über die Bergrücken geführt, und der Abstieg zur Ebene war auf einem recht guten Elephantenpfade erfolgt. Erst während dieses letzten Marsches hatten sie den Baringosee zu Gesicht bekommen. Auch zahlreiches Wild wurde an dem Tage angetroffen, unter anderem waren einmal, noch in den Bergen, vier Löwen auf 300 bis 400 Schritt Entfernung plötzlich aufgesprungen.

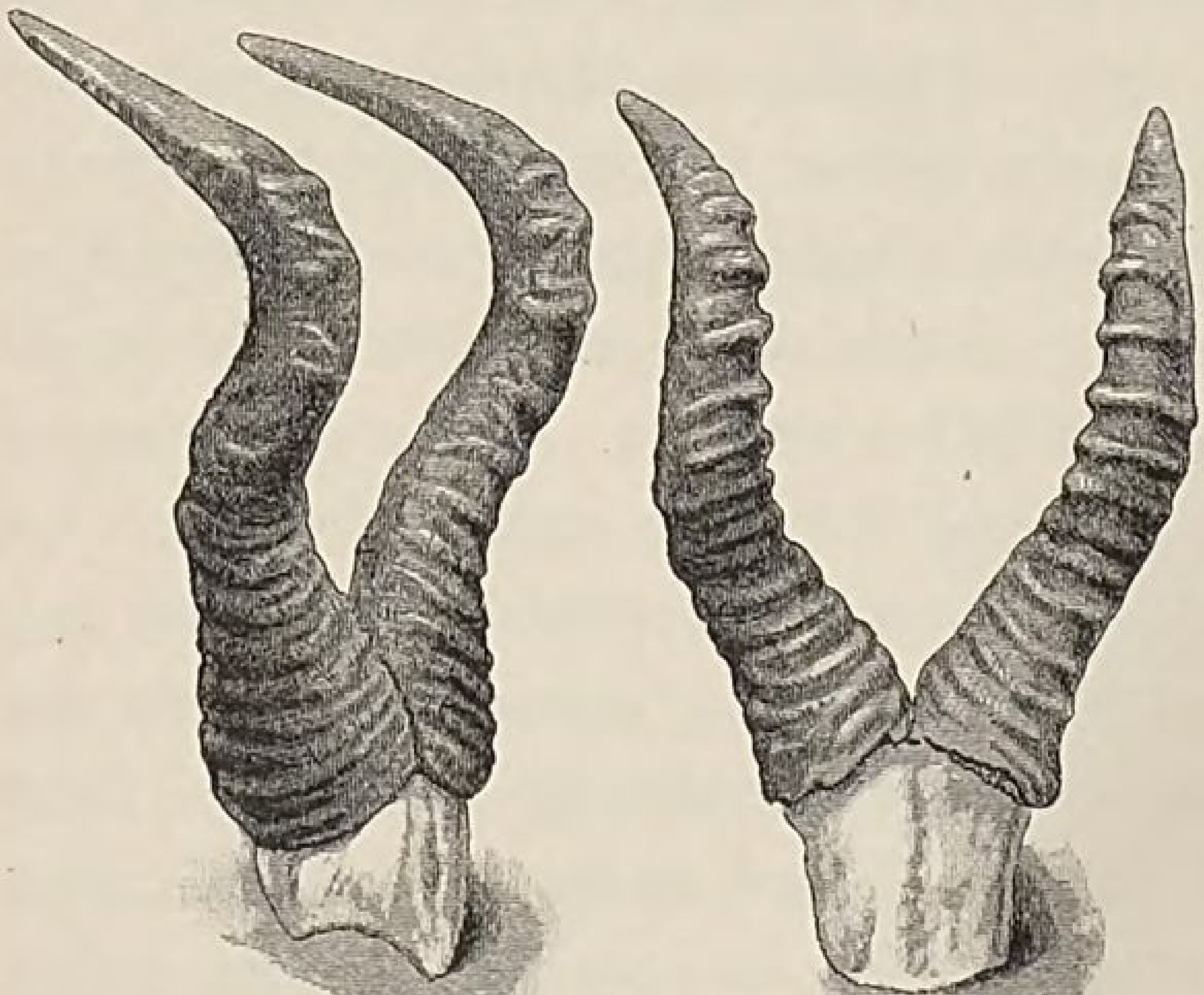
Ein weiterer, anderthalbstündiger Marsch brachte die Teleki'sche Karawane nach Njemß Mkubwa. Dasselbe ist am rechten Ufer des Guasso Tigeritsch, eines von Kamassia kommenden Baches, ungefähr ³/₄ Stunden von Njemß Mdogo entfernt, und zwar in nordöstlicher Richtung gelegen. Hier erfuhr Graf Teleki die schlimme Nachricht von dem Mangel an Lebensmitteln, und Karawanenleute riethen ihm, lieber bei Njemß Mdogo zu lagern, wo wenigstens hie und da eine Kibaba Durrha zu bekommen sei. Am Tage darauf bewerkstelligte er daher den Umzug zum kleineren Dorfe, welches auch insoferne angenehmere Verhältnisse bot, als es da mehr Schatten und weniger Eingeborene gab, die uns belästigen konnten. Die nächsten Tage waren der Jagd und der Zusammenstellung einer hundert Mann starken Karawane gewidmet, welche unter der Führung Maktubu's nach Elgejo abzugehen hatte, um eine möglichst große Menge von Lebensmitteln einzukaufen; Munyji Hamis und drei Askari der Händlerkarawane schlossen sich ihr als Führer und Dolmetsche an.

Da sich die Jagd in der näheren Umgebung von Njemß als nicht genug ertragreich erwiesen hatte, war Graf Teleki am 25. November unter Zurücklassung von zwanzig Leuten als Lagerbedeckung aufgebrochen, um eine wildreichere Gegend aufzusuchen. Eine solche fand sich in der Entfernung von drei Stunden im Süden von Njemß. Daselbst breitet sich ein mit Schilf und Papyrus bewachsenes Sumpfgebiet aus, das bis zum Fuße der Bergrücken reicht, welche die Baringoebene im Süden abschließen. Zwei warme Quellen (+39° C.), die am Fuße dieser Rücken entspringen, und ein Süd-Nord fließender, lauwarmer Bach, welcher aus einem der Längsthäler herauskommt, speisen in der Hauptsache den Sumpf. Dieses Gebiet ver-

einigt alle vom afrikanischen Wilde bevorzugten Bodenverhältnisse. Da gibt es saftige Weiden im Südosten, sandigen, dürren Boden für die Strauße im Südwesten des Sumpfes; schroffe, felsige Rücken, wie sie die verschiedenen Antilopen und die Tigerpferde lieben, Schlammbäder für Büffel und Nashorne, und schließlich schattige Buschdickichte als Ruheplätze dem Bache entlang. Während der drei Tage, welche Graf Teleki dort verbrachte, bestand seine Jagdbeute in einem Büffel, einem Nashorn, sechs Wasserböcken, zwei großen Kudus, zwei Mpala-, zwei Kuhantilopen und einem Wildschwein. Der Büffel und das Nashorn waren ihm an einem Tage zur Beute gefallen. Teleki hatte sich zeitlich am Morgen aufgemacht, um von einem Rücken aus Umschau zu halten. Auf dem Wege dahin waren ihm zuerst zwei Löwen aufgestoßen, jedoch zu flüchtig, um sie schießen zu können. Von der Höhe aus hatte er zwei Büffelstiere bemerkt, welche sich eben in das Schilfdickicht des Sumpfes vertieften. Diesen beiden war er nachgegangen, hatte jedoch kaum den Schilfrand erreicht, als anstatt der Büffel ein Nashorn aus demselben herausfuhr. Graf Teleki empfing dasselbe mit einem guten Schuß in die Schulter, worauf es umkehrte und auf demselben Wege wieder im Schilfe verschwand. Durch den Schuß waren aber auch die beiden Büffel aufgestört worden und zum Vorschein gekommen. Der zweite Lauf kam daher gerade recht für den einen, welcher sich weiter herausgewagt und die breite Seite gezeigt hatte. Graf Teleki ging dann der Spur nach, fand schon nach vierzig Schritten den todten Büffel und hart daneben unerwarteter Weise auch das Nashorn. In den Bergen schoß Graf Teleki an demselben Tage noch die zwei Kudu. Von den übrigen Thieren, welche da zur Strecke kamen, wären die beiden Kuhantilopen zu erwähnen, weil sie die ersten wirklichen Kuhantilopen (Alcelaphus Caama) waren, die wir angetroffen haben; alle früher geschossenen gehörten der Art Alc. Cokii an. Die beiden Arten unterscheiden sich in auffallender Weise durch die Form und Größe der Hörner.

Gelegentlich dieser Jagden gelangte Graf Teleki eines Tages zu einem kleinen, am Fuße des Plateauabfalles gelegenen, lauwarmen See, welchen er nach seinem Entdecker, den unglücklichen Bischof Hannington

benannt hat. Der See ist langgestreckt und schmal. Das Wasser schmeckt bittersalzig, ist klar, jedoch mit staubkorngroßen, grünen Algen durchsetzt; dessen Temperatur ist am Nordende kaum höher, als die der Luft, sie soll jedoch im Süden, wo sich die warmen Quellen befinden, welche den See speisen, erheblich höher sein, wie Bedue und andere Begleiter des Bischofs erzählten. Am Rande des Sees waren Flußpferdspuren zu sehen. Auf der Seefläche tummelten sich zahllose Wasservögel, insbesondere Flamingos, und zwar die kleinere, dunkler rosa befiederte Art, und erlegte Graf Teleki mit sechs Schrotschüssen deren fünfundzwanzig. Ein anderer interessanter Vogel, welchen Teleki hier, jedoch nur in einem



Alcelaphus Cokii.

Alcelaphus Caama.

einzigen Exemplare erbeutete, war eine Schnepfe mit weißer Brust, stahlgrünem Rücken und rothen Ständern.

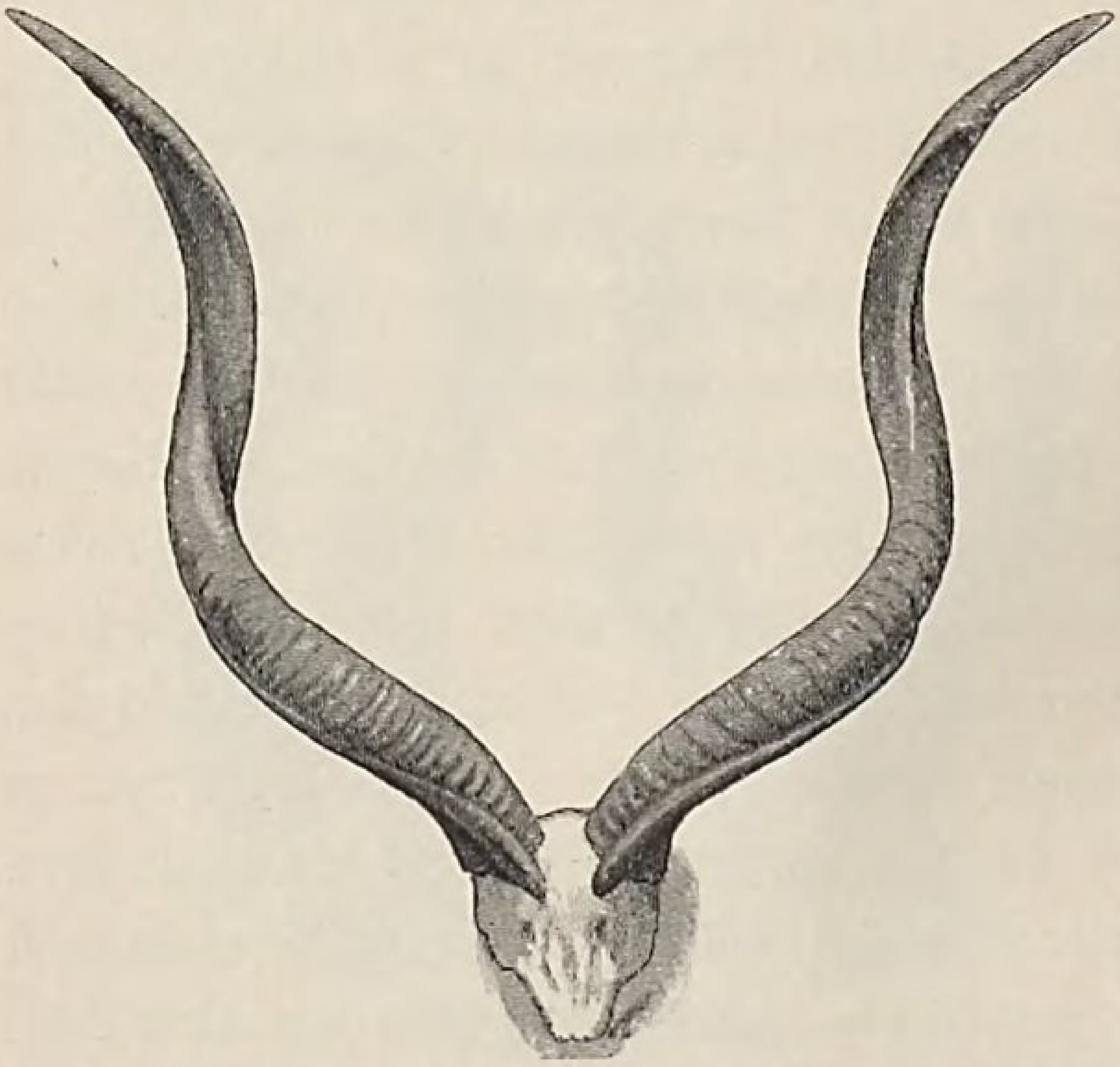
Am Abend des 27. kehrte Graf Teleki nach Njemß zurück, um einen Tag der Ruhe zu widmen. Eine kleine, übrigens ergebnißreiche Abendpürsche am nächsten Tage und die Verfolgung der Spur eines dabei verwundeten Büffels am Vormittage des 29. November bildeten sodann die Einleitung zum zweiten, größeren Jagdzuge, zu dem Graf Teleki am Nachmittage des 29. aufbrach. 52 Träger, 2 Askar, 2 Somâl und Bedue bildeten dabei seine Begleitung. Seine Erlebnisse und Erfahrungen während dieses achttägigen Jagdausfluges gibt Graf Teleki im Nachstehenden:

»Ich wendete mich diesmal nach Nordosten, um die Gebiete aufzusuchen, in welchen J. Thomson im Jahre 1883 auf Elephanten jagte. Am ersten Nachmittage marschirten wir nur zwei Stunden weit, bis zum sumpfigen Nordende des Guasso Njuki. Der Tag begann schlecht, indem ich drei Wasserböcke nacheinander fehlte und nur zwei Perlhühner erlegte. Am darauffolgenden Morgen wanderten wir dem breiten Schilfgürtel entlang, welcher den Baringosee im Süden und Südosten umsäumt, und hielten am Guasso Bolio, am Fuße der niedrigen Rücken, die dort in steilen Riesenstufen zur Ebene abfallen. Wild war da in großer Zahl zu sehen, es trieb sich jedoch entweder auf vollkommen kahlen Stellen oder aber in dem über mannshohen Schilfe herum, und an ein Jagen war da gar nicht zu denken. Nur mit der Paradoxflinte bewaffnet, schlenderte ich am Nachmittage daher mehr des Spazierengehens halber zum See, tödtete dort ein ganz bedeutend großes Krokodil und wollte dann heimkehren, als mir ein Büffelpaar auffiel, das sich im wogenden Schilfe eben davonmachte. Für diese aber taugte mein Gewehr nicht, und mein Begleiter Mohammed Seiff lief daher ins Lager, um eine Expreßbüchse zu holen, indeß ich den Thieren langsam nachging, um sie nicht aus den Augen zu verlieren. Dabei stieß ich im Schilfdickicht plötzlich auf einen einzelnen Büffelstier, der glücklicherweise so fest schlief, daß ich mich unvermerkt und unangefochten wieder zurückziehen konnte. Schließlich kam die Büchse und mit ihr auch eine Anzahl von Leuten. Ich veranstaltete mit diesen eine Treibjagd auf die Büffel im Schilfe, die jedoch erfolglos blieb, weil sie alle nach der Seite ausbrachen. Später schoß ich ein Nashorn, ein zweites verwundete ich.

Am nächsten Morgen schickte ich Bedue und einige Leute aus, welche seinerzeit mit J. Thomson gereist waren, um dort, wo dieser auf Elephanten gejagt hatte, nach einem günstigen Lagerplatze zu suchen, indeß ich selbst bachaufwärts pürschte. Mit einem Nashorn, einem Tigerpferd, einer Beisa-Antilope und drei Gazellen Grantii kehrte ich um 4 Uhr Nachmittags zum Lager zurück. Die Gazellen Grantii waren im Sommerkleide. Dasselbe ist so verschieden vom Winterkleide, daß ich sie kaum wieder

erkannte. Das Haar ist lichter, doch lebhafter gefärbt, und auf der Seite sowie an den Beinen treten verschiedene schwarze Streifen auf, die beim Winterkleide ganz fehlen.

Bedue hatte die Meldung gebracht, daß es in der angedeuteten Richtung zwar kein Wasser, wohl aber viel Wild gebe; ich brach daher am folgenden Morgen auf und zog im Osten des Baringosees einem niedrigen Ausläufer des Leikipiaplateaus entlang, bis zum trockenen Mogo-denibachbette, an dessen Rand wir in einer schönen Au lagerten. Wasser mußte vom Baringo geholt werden, dessen Ufer ungefähr eine Stunde weit entfernt war. Am flachen, staubigen Seestrande tummelten sich Tausende von Tigerpferden und Beisa-Antilopen herum. In dem völlig deckungslosen Terrain war es indeß ganz unmöglich, an dieselben heranzukommen, ich versuchte es auch gar nicht, sondern zog jagend ostwärts, wo es hohes Steppengras und vereinzelt auch Buschdickichte gab. Das erste Wild, welches mir unterkam, war ein Nashorn, dem ich zuerst einen Schuß in die Schulter gab, und als es umkehrte, mit einer zweiten Kugel von hinten das Rückgrat brach. Wir gelangten dann in ein Buschdickicht, sahen eine lange Zeit nichts, dann aber zwei starke Kudubböcke, welche leider sofort flüchtig wurden. Kudus sind selten, ich war deshalb sofort dahinter her. In scharfem Trabe ging es durch Dick und Dünn, in der Richtung weiter, welche die Kudus eingeschlagen hatten, bis ich zu einer Lichtung kam, wo



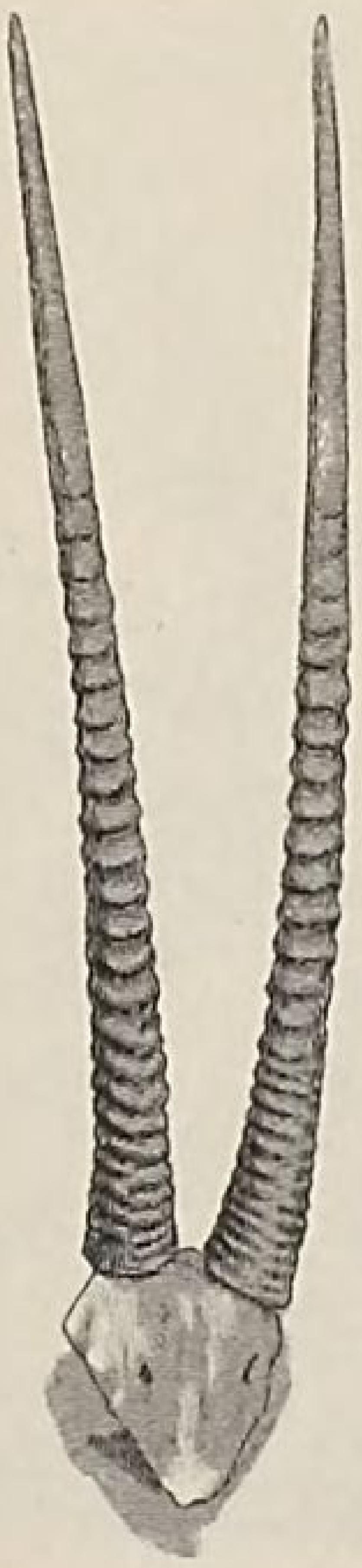
Kudu-Antilopen-Gehörne.

mich ein genußvoller Anblick überraschte. Drei Löwen waren da in fünfundzwanzig Schritt Entfernung von mir beisammen. Ein Löwe und eine Löwin saßen wie Hunde auf den Hinterbeinen, eine zweite Löwin lag auf der Seite im Grase. Einen Augenblick sahen sie überrascht zu mir herüber, gerade lange genug, um zu feuern. Die sitzende Löwin war getroffen, ging aber brüllend mit den anderen davon, und als der Rauch

Begegnung mit drei Löwen.

sich verzogen hatte, war sie verschwunden. Vorsichtig folgten wir nun der Schweißspur. Hohes Gras und Gebüsch machten die Nachsuche bald schwierig und auch gefährlich, weshalb ich meine Leute zur Vorsicht mahnte, als wir zur Stelle kamen, wo wir die Löwin vermutheten. Ich hatte kaum gesprochen, als man mir dieselbe auch schon im Grase zeigte. Den Kopf zwischen die Vordertatzen gesenkt, stand sie da und war wohl zum Angriff bereit; ich feuerte daher rasch eine Kugel auf ihren Kopf ab. Die Löwin taumelte daraufhin zurück und ging langsam davon. Nach einem

weiteren Schuß in die Weichtheile legte sie sich hin, schlug aber noch mit ihren Pranken in ohnmächtiger Wuth um sich, weshalb ich ihr rasch noch mit einem Schuß in den Kopf den Garaus machte. Meine erste auf den Kopf gezielte Kugel hatte oberhalb des Auges eingeschlagen, war abgeglitten und hatte nur die Stirnhaut auf die Länge von 20 Centimeter durchschnitten.



Beisa-Antilopen-Gehörne.

Am 3. December verfolgte ich jagend drei Stunden lang den Bachlauf, ohne auf Wasser zu stoßen. Wild gab es indeß genug, und ich erbeutete auch ein Nashorn, zwei Tigerpferde und eine Elenn-Antilope. Am darauffolgenden Tage wurde ich in der Jagd stark durch die spielende, unsichere Windrichtung behindert, ich schoß auch nur eine Beisa-Antilope, eine Wildkatze und am Heimwege drei Perlhühner.

Am 5. December begegneten wir Insulanern, welche uns erzählten, daß der Bach im Oberlaufe Wasser führe, sowie daß sich dort augenblicklich Elephanten aufhielten. Wir brachen sofort dahin auf und lagerten schließlich in der Nähe einer sumpfigen, schilfbewachsenen Verbreiterung des Baches. Wir hatten dahin einen kürzeren Weg über Berge eingeschlagen, der fortwährend über grobes, scharfkantiges Gerölle geführt hatte und sehr ermüdend gewesen war; während desselben schoß ich drei Nashorne und eine Elenn-Antilope. Beim Sumpfe fanden sich alle Anzeichen einer kürzlich unter Zuhilfenahme von Schilfbränden stattgehabten Elephantenjagd, und wir trafen auch die Jäger, ungefähr 30 Eingeborene von Njemß, noch dort. Sie hatten drei Elephanten von neun erlegt; der Rest war in die Berge entkommen. Von einer Verfolgung derselben war wohl nicht viel zu hoffen, dennoch machte ich mich am Tage darauf auf den Weg, drang in das enge, schluchtartige Thal, aus welchem der Mogodeni herausfließt, bewunderte dessen malerische Felspartien und die dunklen, mit Baumeuphorbien bewachsenen Schluchten,

mußte aber umkehren, ohne Elephanten gesehen oder auch nur einen Schuß abgefeuert zu haben.

Am 7. December traten wir den Rückweg nach Njemß an. Wir schritten geraden Weges über die Berge hinweg, um den Guasso Bolio auf dem kürzesten Wege zu erreichen. An dessen Ufer lagerten wir dann wieder. Während des Marsches hatte ich zweimal Gelegenheit, auf Nashorne zu schießen. Erst traf ich drei beisammen. Von diesen fielen zwei auf ein coup double im Feuer; das dritte entkam. Als wir dann an den Rand der letzten Plateaustufe gelangt waren, fand sich noch eines ungefähr 50 Meter fast senkrecht unter mir in der Ebene, welches ich durch einen Schuß ins Rückgrat niederstreckte. Auch eine kleine, mir unbekannte Antilopenart, von der Größe eines Schmalrehes und der Form einer Gemse, schoß ich auf diesem letzten Felsrücken. Sie war einfärbig dunkelbraun behaart, das Haar dick wie beim Reh, gelb und braun geringelt; die 5 bis 6 Centimeter langen, spitzen, geraden Hörner hatten an der Basis starke Rosen. Ihre Ohren waren unverhältnißmäßig groß und deren Rand mit einem schwarz-weißen Haarkranze versehen. Eine andere interessante Beobachtung, welche ich da machte, bestand darin, daß sich in den Terrassen des Plateauabfalles ganze Gemeinschaften von Hyänen eingenistet hatten. Jedes Thier lebte für sich in einem oberirdischen Bau, den es sich in das weiche tuffartige Gestein gegraben hatte. An der Seite dieser Höhlungen fanden sich regelmäßig Oeffnungen, welche ihnen als Auslug dienten. Am Tage darauf erreichten wir Klein-Njemß.«

Vom 7. bis 11. December regnete es fast täglich. Wir bedauerten dies umsoweniger, als uns nach dem Aufenthalte auf dem Hochlande die Temperatur von Njemß recht drückend schien und uns der Regen gleichzeitig auch von der lästigen Plage des Staubes, wenigstens für eine kurze Zeit, befreite. Der viele Staub hatte bei Manchem unserer Leute ohnehin bereits Augenentzündungen verursacht, obwohl der Lagerplatz täglich zweimal in ausgiebiger Weise bespritzt wurde. Wir benützten die nun folgenden Tage zum Baue eines verhältnißmäßig feuersicheren Vorrathshauses für unsere Waren und hielten auch fleißig Schauri mit den Eingeborenen

und den Händlern, um Näheres über die weiter im Norden gelegenen Gebiete zu erfahren. Alle Auskünfte waren aber spärlich und unklar, sogar darüber, ob es einen See oder zwei dort gäbe, bis sich endlich herausstellte, daß »Samburu« überhaupt nicht der Name eines Sees, sondern einer Landschaft sei. Freilich hatten wir darunter einen See verstanden, wie ein solcher ja seit mehr als 30 Jahren in verschiedenster Lage und Größe auf allen Landkarten verzeichnet erscheint. Sicher schien nur das Eine zu sein, daß wir durch schwachbevölkerte Gebiete kommen und daher mit großen Lebensmittelvorräthen zu reisen haben würden. Aus diesem Grunde sahen wir der Rückkehr Maktubu's und seinen Nachrichten mit Spannung entgegen.

Die späten Nachmittage füllten wir in der Regel mit kleinen Spaziergängen in die Umgebung aus. Meist vergnügten wir uns dabei mit der kleinen Jagd auf Vogelwild. Dieselbe bot uns immer Anregung genug, denn wir konnten sicher sein, mindestens mit einem halben Dutzend Perlhühnern heimzukommen. Die Vogelwelt war nämlich in der Nähe von Njemß ganz ungewöhnlich zahlreich, und zwar hauptsächlich die Hühner- und Taubenarten, doch fehlte es auch nicht an anderen, zierlichen, bunt und prächtig befiederten Vertretern. Ganz reizend zutraulich waren die stahlgrünen Glanzstaare und ein herrlich türkisblau und mausgrau gefärbtes Vögelchen von der Größe unseres Zaunkönigs. Von diesen trippelten, wenn wir bei Tische saßen, stets etliche zwischen unseren Füßen herum, um die Breibrocken aufzupicken, mit welchen unser Affe unbekümmert um die herrschende Hungerzeit verschwenderisch herumwarf.

Mitunter stieß uns indeß auch größeres Wild dabei auf, und einmal selbst eine Büffelkuh. Ich gab ihr einen Schuß von hinten ins Rückgrat, worauf sie zu Boden stürzte und wohl noch herumschlug, sich aber nicht mehr erheben konnte.

Am 14. December waren unsere Vorräthe an getrocknetem Fleisch zu Ende, von Maktubu aber hatten wir noch immer nichts zu hören bekommen. Graf Teleki beschloß deshalb wieder das Lager am lauwarmen Bach zu beziehen, da es von dort aus leichter war, die Karawane mit

Fleisch zu versorgen. Wir brachen noch am selben Tage mit dem größten Theil der Leute auf und machten uns auch gleich an die Jagd. Unsere Beute bestand in drei Wasserböcken, einer Elenn-Antilope und einer Kuh-Antilope; ein gekrelltes Tigerpferd entkam, nachdem es schon zehn Minuten am Boden gelegen hatte. Einer der Wasserböcke, der verwundet und in die Enge getrieben war, erwies sich dabei als ein sehr achtungsgebietender Gegner.

Am Nachmittage traf von Njemß ein Brief ein, der uns benachrichtigte, daß Maktubu mit einem nur viertägigen Lebensmittelvorrathe an Durrha eingerückt sei. Maktubu hatte während 22 Tage ein weites Gebiet abgesucht, jedoch überall nur hungernde Eingeborene angetroffen. Es war nun klar, daß wir in dieser Gegend die großen Vorräthe nicht bekommen konnten, die wir für die Weiterreise benöthigten. Wir kehrten daher schon am folgenden Tage nach Njemß zurück, um diesbezüglich irgend etwas zu veranlassen. Ein sofort eingeleitetes Schauri führte zum Beschlusse, alle entbehrliche Mannschaft unter der Führung Dualla's nach Miansini abgehen zu lassen, um dort bei den Wakikuju Lebensmittel einzukaufen. Die Auswahl der Leute und der Tauschwaren wurde noch am selben Tage getroffen, und Dualla konnte schon zeitig am Morgen des 17. Decembers abmarschiren. Unter seiner Führung standen 170 Träger, Askari und Anführer mit 22 Tragefeln. Er hatte den Befehl, Miansini in Eilmärschen zu erreichen und so viel Korn einzukaufen, als er überhaupt zu tragen vermochte. Bis Miansini sind gewöhnlich zehn Märsche. Um jedoch die gewünschte Eile sicherzustellen, wurde ihm nur eine fünftägige Ration in lebendem Vieh mitgegeben.

Wir sahen nun unseren Aufenthalt um voraussichtlich vier bis fünf weitere Wochen verlängert, während welcher wir auf die Jagd angewiesen waren, und brachen daher am Morgen des 18. December mit 37 Leuten gleichfalls auf, um ergiebige Jagdgründe aufzusuchen; auch sämmtliches Vieh wurde mitgeführt, da selbes in Njemß immerhin nicht ganz sicher war. Im Lager blieben nur zwei Somâl und fünfzehn, meist kranke Leute zur Aufsicht zurück, darunter die beiden Anführer Manwa Sera und Meri, welche Beide schon seit Taweta kränkelten.

Von Bedue geführt, welcher die Gegend im Süden von Njemß von seinen Reisen mit Thomson und dem Bischof Hannington genauer kannte, ging es auf dem bereits bekannten Wege den warmen Wässern zu. Unser Ziel war eine am Oberlaufe des Guasso Njuki gelegene, angeblich sehr wildreiche Landschaft. Einiger unaufschiebbarer Arbeiten wegen, die ich noch zu machen hatte, konnte ich erst lange, nachdem Graf Teleki abmarschirt war, losziehen und eilte dann mit Dschuma, Baraka und Schomari, meinen drei ständigen Begleitern auf den Märschen, der Karawane nach. Bei den warmen Quellen überholte ich unsere Viehherde, die langsam nachgetrieben wurde, sah sonst wohl noch immer nichts von Teleki's Karawane, wanderte jedoch unbekümmert darum durch das mir theilweise bekannte Bachthal weiter; dasselbe sollte ja nach Süden führen, wie ich gehört hatte, auch waren die frischen Fußstapfen von Menschen auf dem Pfade deutlich abgedrückt. Die Sonne stieg höher und brannte immer heißer, doch wir eilten nur um so rascher weiter, obwohl ich mir nicht enträthseln konnte, daß Graf Teleki's Karawane nicht zu sehen war. Unsere Augen hatten unausgesetzt die Fußspuren im Staube verfolgt, um zu entnehmen, wo die Karawane abgebogen war; doch sie liefen in stets gleicher Frische weiter. Auch war es in dem engen, von ziemlich steilen Rücken umsäumten Thale gar nicht denkbar, daß der Pfad anders als in demselben fortführen könnte. Je länger wir indeß marschirten, desto lebhafter wurde der Zweifel, daß wir die Karawane doch verfehlt haben mußten, und als wir schließlich eine Hyänenspur bemerkten, die dem Pfade entlang ging, und dann gegen 1 Uhr auf einige Tigerpferde stießen, die sorglos am Wege im Schatten der Bäume ruhten, standen wir vor der unangenehmen Gewißheit, daß wir uns vergangen hatten. Teleki war augenscheinlich gar nicht im Thale marschirt, und die Spur, welcher wir die ganze Zeit über nachgegangen waren, rührte von Dualla's Karawane her. Ich benützte nun zunächst die Gelegenheit, eines der Tigerpferde zu schießen, um uns mit Fleisch zu versorgen, denn es konnte möglicher Weise länger dauern, ehe wir mit Teleki wieder zusammentrafen. Dann machte ich mich auf, um nach Teleki's Karawane zu suchen, bestieg die beiderseitigen

Thalrücken, hielt Umschau nach Leuten, nach Rauch, welcher seinen Halteplatz andeuten konnte, sah jedoch nichts. Das niedrige, 200 bis 300 Meter hohe Bergland, welches vom Leikipiaabfall an bis zu der Kamassiakette die Ebene von Njemß der ganzen Breite nach im Süden abschließt, besteht aus einem Systeme von schmalen, meridional gerichteten Rücken, welche nach der Westseite meist steil, oft senkrecht abfallen. Graf Teleki war unbedingt schon vor den warmen Quellen in ein anderes Thal eingebogen, nur hatten wir die abweichenden Fußspuren im Gefolge der Viehherde (welche ebenfalls falsch gegangen war) übersehen. Ueber eine Stunde lang musterte ich vergeblich die Umgebung, dann setzte ich um 2 Uhr Nachmittags den Marsch in der einmal eingeschlagenen Richtung fort, indem ich darauf rechnete, daß sie wohl zu Wasser führen müsse, nachdem Dualla sie gegangen war. Und dort würde ich wohl mit dem Grafen Teleki, wenn nicht am selben Tage, so doch am folgenden zusammentreffen.

Wir marschirten ohne Unterbrechung bis gegen Sonnenuntergang, mußten dann jedoch ans Lagern denken. Die Gegend war steinig und wüste, ein Baum, der ganz vereinzelt am Rande eines Abfalles stand, fand sich jedoch, und im Schutze seines Laubdaches beschloß ich, für die Nacht zu halten. Dschuma mußte eiligst für Gestrüpp zu einer kleinen Dornenhecke sorgen, Schomari, der bei Nebenexpeditionen das Amt des Koches zu versehen gewohnt war, Brennholz sammeln, während Baraka auf die Suche nach Wasser ging. Wider Erwarten fand sich auch dieses, obwohl nur in geringer Menge, und noch vor angebrochener Dunkelheit waren wir von einer Hecke gesichert und brieten an einem helllodernden Feuer Zebrasteaks. Der Knall eines Gewehrschusses, der bald hernach in der Ferne zu hören war, überraschte uns nichtsdestoweniger in angenehmster Weise. Graf Teleki, welcher um uns besorgt war, hatte uns suchen lassen. Ich eilte daraufhin der Schußrichtung entgegen und traf bald auf den Askar Bakari, welcher die Viehherde zu beaufsichtigen gehabt hatte. Durch ihn hatte Teleki erfahren, daß ich dem Laufe des warmen Baches gefolgt war. Bakari meldete, daß Graf Teleki seinen Weg im nächsten, west=

licheren Thale genommen hatte und nun bei einem Wasser unweit von der Stelle lagere, an welcher ich das Tigerpferd geschossen hatte. Dahin in der Dunkelheit zurückzukehren war nicht der Mühe werth, zumal Graf Teleki an meinem augenblicklichen Halteplatze vorbeikommen mußte; ich ließ daher nur zurückantworten, daß wir in vollster Sicherheit wären und ihn hier erwarten wollten.

Die Nacht verging ruhig, wenn auch nicht sehr angenehm, da wir der Reihe nach wachen mußten, um der wilden Thiere und auch der Kälte wegen das Feuer zu unterhalten, denn so warm der Tag gewesen war, so bitterkalt hatten wir's während der Nacht. Der einzige Thierlaut, der die Nachtstille unterbrach, war der tiefe, schnurrende Ton eines großen Ziegenmelkers, der mit lautlosem Flügelschlage seine Kreise um uns zog. Fast steif gefroren erwachte ich in der Frühe, froh, mein hartes Graslager verlassen zu können, und erwartete Graf Teleki's Ankunft, die bald nach 8 Uhr erfolgte. Wir marschirten dann zusammen noch eine kurze Strecke weiter und lagerten bei einigen Wasserpfützen, an welchen auch Dualla genächtigt hatte, wie wir aus den vorhandenen Feuerstellen entnehmen konnten.

Am Mittage des dritten Tages erreichten wir ein breites, flaches Thal, durch welches der Guasso Njuki floß. Wir waren in dem Wildparke angelangt, welchen wir aufzusuchen gegangen waren. Schon während der letzten Strecke unseres Weges dahin waren Zebra und Elenn-Antilopen in ganzen Herden vor uns hergesprengt, und auch Nashorne hatten wir begegnet. Auf zwei dieser war Graf Teleki zum Schusse gekommen, und wir genossen bei dieser Gelegenheit das eigenthümliche Schauspiel eines Kampfes, welcher sich daraufhin zwischen den beiden verwundeten Nashornen entspann, weil wohl jedes von ihnen in dem anderen den Urheber seines plötzlichen Schmerzes vermuthete. Mit höchster Wuth fuhren sie auf einander los und bearbeiteten sich gegenseitig mit den Hörnern die Weichen. Das eine Nashorn — es hatte auf 300 Schritt Entfernung eine Kugel aus dem 500 Expreß erhalten — verendete bald, das andere wurde daraufhin jedoch flüchtig und entkam. Einen anderen, höchst eindrucksvollen

Anblick bot uns eine Büffelherde, welche wir in einer Mulde beim Mittagsschläfchen überraschten. Die Herde lag wiederkäuend dicht beisammen am Boden, und nur einige alte Thiere standen auf Wache. Als wir in ihrer Nähe zum Vorschein kamen, wurde zuerst ein kurzes, widerliches Grunzen laut, im nächsten Augenblicke aber standen sie schon eng aneinandergedrängt und die Köpfe gegen uns gerichtet auf den Beinen. Einen Moment glotzten sie uns an, dann stob die schwarze Schar in eine Staubwolke gehüllt davon, Anfangs in unentschiedener Richtung, später geradeaus über einen Rücken hinweg, und bald war sie unseren Augen entschwunden. Ganz wunderbar war dabei die Raschheit und Genauigkeit, mit welcher sie im Laufe der Flucht die verschiedenen Schwenkungen ausführten.

Bevor wir zum Guasso Njukithale abstiegen, sahen wir uns nach einem günstig gelegenen Lagerplatz um, von welchem aus wir einerseits nicht zu weit zu den Weidegründen der Wildherden hatten und andererseits dieselben bei länger dauernder Anwesenheit nicht zu sehr störten. Eine isolirte Gruppe niedriger Hügel trennte das Thal in einen nördlichen, engeren, und einen südlichen, mehrere Kilometer langen und breiten Theil. In diesem letzteren — er lag genau unter dem Aequator — trieb sich hauptsächlich das viele Wild herum, und wir lagerten daher ungefähr 1000 Meter im Norden der Hügelgruppe, hart am Uferrande des Guasso Njuki, der hier in einem mehrere Meter tiefen Bette mit ziemlicher Strömung floß. Sein befruchtender Einfluß beschränkte sich nur auf die allernächste Umgebung. Längs seiner Ufer stand hie und da ein vereinzelter Baum, sonst aber gab es kaum einen Strauch oder selbst Gras in genügender Menge für unsere kleine Viehherde. An einen der schattigeren Bäume war unser Lager gelehnt.

Als wir Njemß verließen war die Händlerkarawane neben uns eben daran, sich zur Rückkehr nach Pangani zu rüsten, und Dschumbe Kimemeta war deswegen auch zurückgeblieben, um den größten Theil seiner fünfzig Leute abzufertigen und im Anschlusse an jene Karawane heimzuschicken. Diese Gelegenheit wollten auch wir benützen, um unsere letzten

Briefschaften nach Sansibar gelangen zu lassen, weshalb wir zunächst die Karawane abwarten wollten, welche da vorbeikommen mußte. Die folgenden Tage wurden daher zum größten Theile dem Schreibgeschäfte gewidmet, einer Thätigkeit, welche auf Forschungsreisen, selbst unter ganz gewöhnlichen Verhältnissen, viel mehr Zeit in Anspruch nimmt als man glauben würde. Was gibt es da nicht an Tagebüchern, Wörterverzeichnissen, Beobachtungs- und Wirthschaftsjournalen, Waren- und Namenslisten zu führen!

Dabei ruhte jedoch auch die Büchse nicht ganz. Gleich nach unserer Ankunft — wir saßen eben beim Frühstück — kam ein kosendes Nashornpaar in die nächste Nähe des Lagers. Sie fielen, wo sie gestanden hatten. Das Weibchen, welches ich zuerst durch einen Schuß ins Rückgrat gelähmt hatte, wollte sich lange nicht ergeben, sondern setzte sich wie ein Hund nieder, erhob gleichzeitig ein lautes, ans Schwein beim Schlachten erinnerndes Geschrei, wie wir es noch niemals beobachtet hatten und rutschte so geschickt im Kreise herum, daß es mir trotz allen Hin- und Hermanövrirens immer nur die unverwundbare Stirne zum Schusse bot, bis ich schließlich durch einen raschen Seitensprung doch zu einem tödtlichen Blattschusse kam. Am darauffolgenden Morgen hielten wir in unserer Umgebung ein wenig Umschau. Graf Teleki wollte die Jagdgründe näher besehen, um deren Verhältnisse kennen zu lernen, während ich mich auf die Hügelgruppe begab, um kartographische Arbeiten auszuführen. Von der höchsten Kuppe derselben aus, die ich bald erreicht hatte, traf mein nach Süden gerichteter Blick ein in seiner Art einziges Bild. Nicht die Landschaft war's, die mich in verblüfftes Staunen versetzte, sondern die Thierwelt, welche dieselbe belebte, denn auf der theils kahlen, theils mit Steppengras oder mit silbrig glänzenden Leleschwabüschen bewachsenen Fläche, die sich zu beiden Seiten des Flusses ausbreitete, gab es Wild in nie geträumter Menge. Da zählte ich mit freiem Auge acht Büffelherden, jede aus mehreren hundert Stücken bestehend, dazwischen Tigerpferde, Nashorne, Elenn-Antilopen, Wasserböcke, Hartebeests, Gazellen, Strauße und Wildschweine in solcher Menge, daß ich meiner Arbeit vergaß, um mich

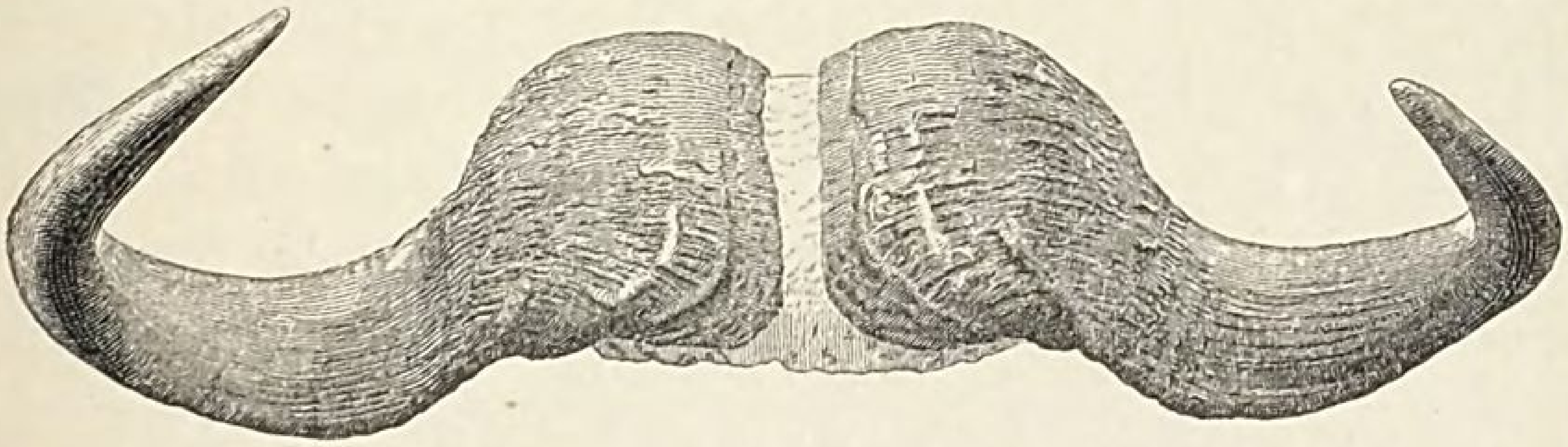
ganz dem Genusse hingeben, welchen das Belauschen der Thierwelt im Freien bietet. Eine Büffelherde trieb sich mehrere Stunden lang zu Füßen des Hügels herum, auf welchem ich stand; diese mit dem Fernglase zu beobachten, war ein köstlicher Genuß. Es sind plumpe, häßliche Thiere. Der gedrungene, bei älteren Thieren kaum behaarte Körper, ist je nach der Farbe des Schlammes, in welchem sie zuletzt gesuhlt haben, schwarz, grau oder braun, auch rothbraun gefärbt. Der verhältnißmäßig kleine Kopf trägt ein mächtiges Gehörne, das die ganze Stirne umgreift und

Nashornjagd.

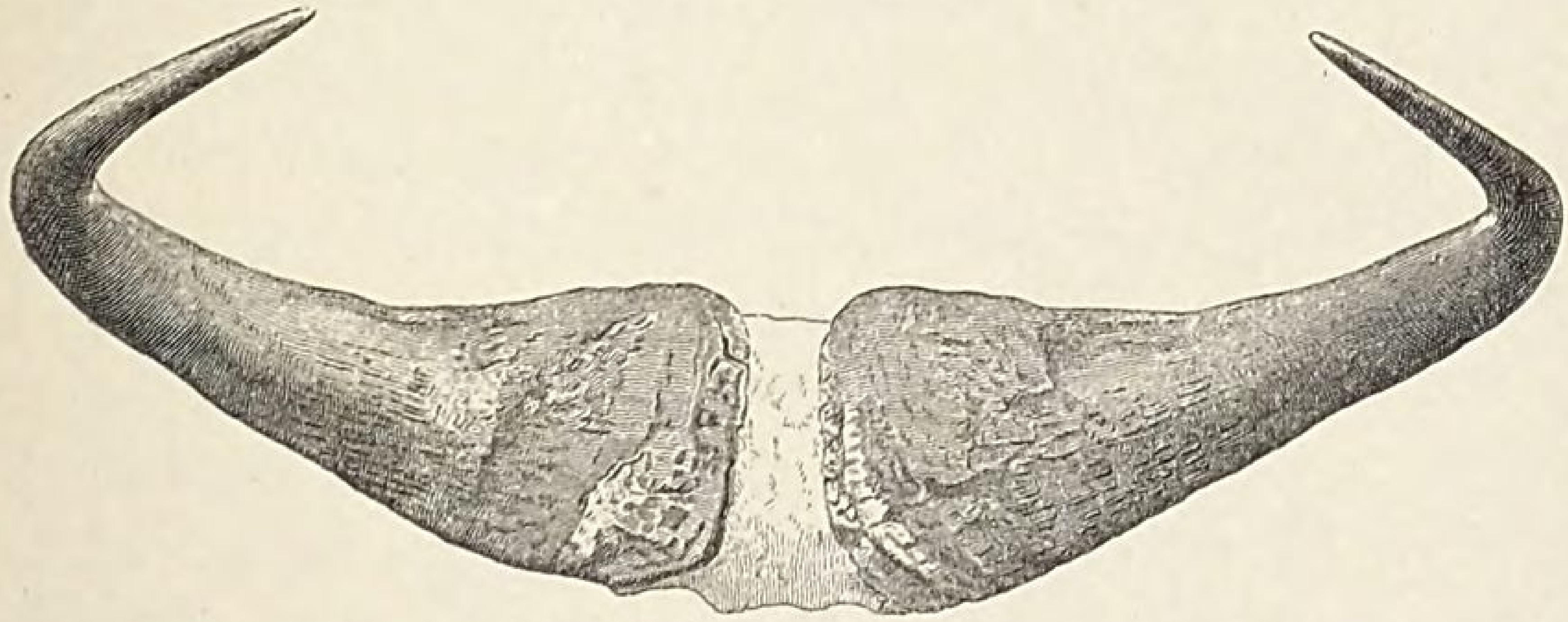
sie unverwundbar macht; die Hörner der Kühe sind schmäler, scheinbar auch länger als die gedrungeneren Hörner der alten Stiere. Sucht man aus einer Herde ein Thier mit auffallend großen und schönen Hörnern heraus, um es zu schießen, dann kann man sicher sein, eine Kuh gewählt zu haben; wir haben diese Erfahrung regelmäßig gemacht. Der Kopf sitzt auf einem kurzen, breiten, mähnelosen Halse. Er wird gewöhnlich gesenkt gehalten, bei scharfer Witterung aber nach vorne gestreckt und schwankt bei rascher Gangart in sehr häßlicher Weise auf und nieder; dann sieht ein einzelner Büffel in der Entfernung dem Nashorn ungemein ähnlich. Die Büffel, welche es hier gab, gehörten ausschließlich der Art Bos caffer

an. Scheinbar schläfrig und träge schritten sie grasend weiter und legten sich auch zeitweise wie die zahmen Rinder nieder, um wiederzukäuen; immer aber hielten einzelne Thiere, meist alte Stiere Wache. Und ließ einer derselben sein kurzes, häßliches Grunzen hören, dann war stets die ganze Herde im Nu auf den Beinen, um sich entweder bald wieder zu beruhigen und in die alte Schläfrigkeit zu verfallen, oder aber in eine Staubwolke gehüllt davon zu sprengen. Dieses Spiel wiederholte sich unaufhörlich und es sah mit ihrer Siesta schlecht aus, da alle Augenblicke etwas in der Luft zu liegen schien, was ihnen mißfiel. Eine andere Herde wollte den Bach überschreiten, konnte sich dazu jedoch lange nicht entschließen, wohl deßhalb, weil am selben Morgen Teleki zufällig an derselben Stelle passirt war. Erst nach längerer Zeit vorsichtigen Spürens und unmuthigen Grunzens wagte sich eines der Thiere bis an den Rand des Wassers, kehrte aber sofort in eiligster Flucht wieder zurück. Dadurch alarmirt, windete nun die ganze Herde eine zeitlang nach den verschiedenen Richtungen, bis allmälig die Unruhe wieder schwand und sie sich von Neuem an den Bach machten. Nach oftmaligem Hin und Zurück wagten sie schließlich den Uebergang. Höchst eigenthümlich nahm sich das Gebahren der ungeschlachten Nashorne aus. Ruhig wie Bildsäulen blieben sie stundenlang bei ihrer Regenwasserlache stehen. Ein paar Schritte vorwärts oder nach der Seite war meist die ganze Bewegung, zu welcher sich die plumpen Kolosse bequemten, so lange ich ihnen zusah. Pfauenkraniche, die häufig mit lautem Gelärme aufflogen, um sich anderswo ebenso geräuschvoll wieder niederzulassen, waren zumeist die Ursache, daß sich das Wild zeitweise beunruhigt fühlte. Büffel in Herden sind in der Regel nicht gefährlich. So sah ich vom Hügel aus, wie Graf Teleki einmal hart an einer solchen ruhig vorbeiging, ohne zu schießen. Die Thiere, welche keine Witterung gehabt hatten, fuhren mit ihren Köpfen unmuthig in die Höhe, spitzten die Ohren, peitschten mit dem Schwanze die Weichen, zerstampften den Boden, einige brummten und grunzten, alle äugten scharf nach der ungewohnten Erscheinung, aber keines machte Miene anzugreifen. Anders steht es, wenn man einsamen Büffeln begegnet, einzelnen Stieren oder trächtigen Kühen, und

besonders, wenn man sie im Schlafe stört. Später sah sich Graf Teleki plötzlich zwei einzelnen Stieren gegenüber und war gezwungen gewesen, zu seiner Sicherheit zum Gewehre zu greifen. Die beiden Schüsse mit dem 577 Expreß — dem einen auf die Kehle, dem andern auf's Blatt — trafen so glücklich, daß beide Thiere schon nach wenigen Schritten, die sie taumelnd zurücklegten, fielen; eines der beiden hatte jedoch noch drei weitere Kugeln



Gehörne eines Büffelstieres.



Gehörne einer Büffelkuh.

nothwendig, ehe es todt war. Beim Nachhausegehen stellte sich dem Grafen Teleki noch ein Büffel in den Weg, der jedoch auch mit einer Kugel genug hatte. Das sind aber glückliche Ausnahmsfälle, und die Jagd auf diese Thiere zählt ganz entschieden zu den gefährlichsten. Am folgenden Tage schoß Graf Teleki ebenfalls gezwungenermaßen ein Nashornweibchen mit einem sehr kleinen Jungen. Wir hatten bisher wohl häufig Fleisch von Antilopen, Tigerpferden oder Büffeln gegessen, jedoch niemals solches vom Nashorn versucht und ließen uns diesmal ein Stück vom Jungen braten. Es schmeckte vortrefflich, war zart, saftig, ohne den geringsten

fremden Beigeschmack und kam dem Fleische vom Rind noch am nächsten unter allen übrigen Wildbraten. Die Karawanenleute essen es sehr gerne, die Somâl hingegen berühren es nicht.

Unsere Kost bestand nun schon seit längerer Zeit fast nur aus Fleisch. Brot oder ähnliches hatten wir überhaupt nicht, und nur zur Hauptmahlzeit gab es einen steifen Brei aus Hirse, Durrha oder Eleusinemehl. Von Ziegen oder Schafen waren es stets die Rücken und die Schultern, welche als beste Stücke für uns gebraten wurden, von Rindern das innere Rückenfleisch (serara ndani), der Fetthöcker (niundu), die Zunge (ulimi) und das vordere Brustbeinfleisch (kidari); letzteres wurde gekocht, die Zunge langsam am Spieß gebraten. Dieselben Stücke pflegten wir uns von Büffeln zuzuwenden; das Fleisch derselben ist aber stark grobfaserig und hat mitunter einen ziemlich starken, an Moschus erinnernden Beigeschmack. Die Büffelzunge muß vier bis sechs Stunden lang gebraten werden, sonst hat sie das zähe Gefüge von Gummi elasticum; die Kidari dagegen, 12 bis 18 Stunden lang gekocht, ist zart und schmackhaft. Das Gleiche gilt von der Kidari der Elenn-Antilope. Unsere Nahrung bestand somit hauptsächlich aus eiweißhältigen Stoffen. Kohlenhydrate fehlten uns zeitweise ganz, weil uns Mehl, Reis, Zucker, Honig und Dergleichen theils schon längst ausgegangen, theils nicht immer zu haben war; auch ist das afrikanische Wild sehr fettarm. Der Mangel an Kohlenhydraten äußerte sich bei uns durch einen Fetthunger, der jenem der Eskimo gleichkommen mochte. Wir konnten das Fett pfundweise essen und freuten uns auf den Fettbuckel der Rinder schon Tage lang zuvor, denn er war uns geradezu ein Leckerbissen, welchen wir in unserer damaligen Geschmacksverfassung nicht für alle culinarischen Feinheiten Europas hingegeben hätten.

Unsere Leute waren zu jener Zeit ganz und gar auf Fleischnahrung angewiesen und hatten schon seit Wochen kein Durrhakorn bekommen. Salz pflegen die Karawanenleute überhaupt während der ganzen Dauer der Reise nicht zu sehen, und das mag vielleicht der Grund sein, daß sie die Mägen der Thiere allem Anderen vorziehen. Doch hatte diese ausschließliche Fleischkost keine wahrnehmbaren ungünstigen Folgen. Ver-

Graf Teleki sieht sich plötzlich zwei Büffelstieren gegenüber.

dauungsbeschwerden pflegen sich meist nur beim Uebergange von ausschließlicher Pflanzenkost auf reine Fleischnahrung nach vier bis sechs Tagen einzustellen. War dieser Zeitraum überwunden, dann fühlten sich die Leute bei der Fleischkost sehr wohl und wurden wohl magerer, doch kräftiger und widerstandsfähiger als zuvor. Der Fetthunger war auch bei ihnen stets in hohem Maße vorhanden, und Diebstähle vom Fette des erlegten Wildes waren zuletzt die alleinige Ursache von zeitweise noch nothwendigen Bestrafungen. Die Mannszucht in unserer Karawane war nämlich schon längst eine ganz ungewöhnlich feste, ja musterhafte geworden.

Am Nachmittage des 27. December kam endlich die Händlerkarawane von Njemß und lagerte in unserer Nähe, um sich nach langer Zeit wieder einmal tüchtig satt zu essen; das konnten sie auch sogleich recht gründlich thun, da Graf Teleki am Tage zuvor zwei Büffel geschossen hatte. Was für Mengen Fleisch die Neger zu verschlingen im Stande sind, ist geradezu unglaublich; ebenso erstaunlich ist aber auch ihre Fähigkeit zu darben. Die Leute der in Rede stehenden Karawane hatten seit mehr als drei Monaten von einer Handvoll Durrha oder Eleusine täglich gelebt und waren nun im Begriffe, die Rückreise nach Miansini ohne den geringsten Vorrath an Lebensmitteln anzutreten. Die Beschwerden, mit welchen das Herausbringen des Elfenbeins aus diesen Gebieten zur Küste verbunden ist, sind ungeheure, und es ist wohl nur durch eine leidenschaftliche Reiselust zu erklären, daß die Bewohner der Küste zwischen Dar es-Salaam und Mombas sich denselben alljährlich mit der gleichen Unbedenklichkeit unterziehen, obwohl der ganze, übrigens oft selbst fragliche Gewinn in die Taschen der Indier fließt, welche den Unternehmern die nöthigen Mittel zur Reise vorschießen.

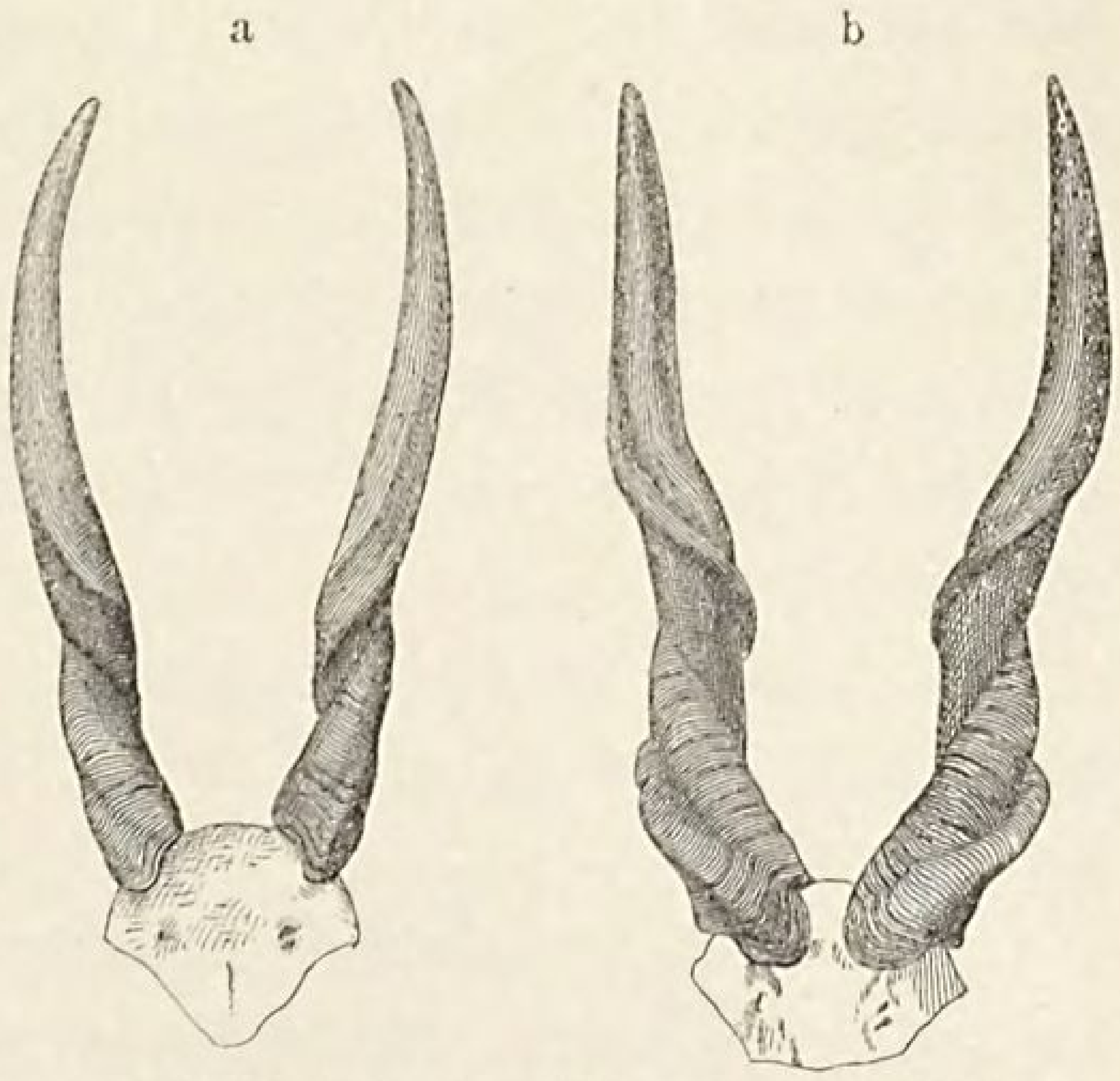
In ihrer Verlegenheit wandten sich die Karawanenführer an den Grafen Teleki mit der Bitte um einen Vorrath von Fleisch, das sie in getrocknetem Zustande mitnehmen wollten. Ihrem Wunsche wurde gerne entsprochen, obgleich nicht abzusehen war, wie die ohnehin stark überladene Karawane auch noch Lebensmittellasten mit sich führen sollte; und nach Miansini waren, wie bereits erwähnt, zehn Märsche. Ihr Plan war,

mit den Ladungen so weit zu gehen als sie nur konnten, dieselben sodann irgendwo zu vergraben und mit leeren Händen zur Kikujugrenze zu eilen, wo sie sich wieder mit den nöthigen Vorräthen versehen konnten. Graf Teleki beschenkte die Karawane am folgenden Tage mit seiner ganzen Jagdbeute, welche in zwei Büffeln, einem Nashorn und einer Kuh-Antilope bestand; drei Büffel und ein Nashorn waren, schwer angeschossen, leider entkommen. Ich hatte mich an der Jagd nicht betheiligen können, weil mein Zustand noch immer zwischen erneuerten Ausbrüchen der Dysenterie und verhältnißmäßigem Wohlsein schwankte und mich gerade an dem Tage ans Lager gefesselt hielt.

Um die Händlerkarawane länger und gründlich zu verpflegen, brachen wir am 29. gemeinschaftlich mit ihr auf. Wir wollten sie eine Tagreise weit, bis Miwiruni, begleiten, sie dort noch mit einer tüchtigen Wegzehrung versehen und dann weiterziehen lassen, während wir selbst von dort aus einen kleinen See aufsuchen wollten, der am Fuße des Leikipiaabfalles gelegen und, wie Bedue uns erzählte, seinerzeit vom Bischof Hannington besucht worden war. Wir durchschritten das breite, flache Thal, überstiegen einen niedrigen, steinigen Rücken und gelangten, sachte absteigend, in eine ähnliche Thallandschaft, wie die unseres Ausgangspunktes. In derselben floß ein kleiner Bach mit klarem Wasser, der nach kurzem Laufe versumpfte; hohes, grünes Schilf und saftiges Gras bedeckten den westlichen Theil der Thalsohle. Es war der Miwiruni. Während des Marsches hatten wir bedeutende Wildmengen zu sehen bekommen, hauptsächlich Büffelherden, die, von uns aufgescheucht, in ihrer blinden Flucht der langen, gewundenen Karawanenlinie genug oft so nahe kamen, daß es aussah, als wollten sie dieselbe durchbrechen oder auch angreifen; doch waren sie immer rechtzeitig abgeschwenkt.

Mit einem Nashorne und einem Tigerpferde, welche Graf Teleki während des Marsches schoß, war für den laufenden Tag gesorgt, am folgenden Morgen aber zogen wir aus, um unser der Händlerkarawane gegebenes Versprechen einzulösen. Trotz unserer redlichen Bemühungen gelang uns dies jedoch nicht ganz in erwünschtem Maße. Die großen

Wildmengen waren an dem Tage wie weggeblasen. Weder auf den Bergrücken, welche Graf Teleki absuchte, noch beim Sumpfe, wohin ich ging, gab's Büffelherden. Immerhin brachte Graf Teleki zwei Elenn-Antilopen und eine Kuh-Antilope, und ich einen Büffel und ein Tigerpferd heim. Den Büffel — ein Stier, den ich in Gesellschaft einer Kuh am Sumpfe angetroffen hatte — konnte ich erst nach einer mehrstündigen Verfolgung, und nachdem er zehn Expreßkugeln Kaliber 500 und zwei Schüsse aus der Büchse Kaliber 8 in den Leib bekommen hatte, zur Strecke bringen. Es zeigte sich hiebei wieder, daß die Expreßbüchse Kaliber 500, für alte Thiere wenigstens, zu schwach ist. Interessant war im Verlaufe dieser Jagd die Beobachtung, daß die Kuh ihren krankgeschossenen Gefährten, der sich langsam im Gebüsch weiterschleppte und oft auch legte, nicht verlassen wollte. Ich hatte nach dieser Jagd nur mehr eine einzige Expreßpatrone bei mir und kehrte daher zum Lager zurück,



a weibliches, b männliches Elenn-Antilopen-Gehörne.

während meine Begleitung beim Büffel blieb. Hart am Rande des schilfbewachsenen Sumpfes eilte ich raschen Schrittes heimwärts, ohne es auch nur im entferntesten für möglich zu halten, daß nach den vielen Schüssen, welche in der unmittelbaren Nähe des Sumpfes gefallen waren, darin noch irgend ein Wild stecken könnte, als sich der Schilfrand plötzlich vor mir zertheilte und der Schädel eines Büffelstieres daraus hervortauchte. Ich gestehe, daß es mich — ohne alle Deckung, wie ich war, und mit nur einer Patrone in der geschulterten Büchse — im ersten Augenblicke eiskalt überlief. Ich schritt weiter, wohl mehr »der Noth gehorchend als dem eigenen Trieb«, doch ohne mich zu besinnen, am Büffel vorbei, der

mit trotzig erhobenem Kopfe dastand. Nur horchte ich ängstlich dabei nach jedem Laut, der auf einen Angriff schließen lassen konnte, denn der Bestie in die Augen zu schauen, das ging mir über die Nerven. Ich kam glücklich vorüber, hatte dann aber das Thier in meinem Rücken, und peinliche Secunden vergingen, bis ich endlich das Schilf wieder rascheln hörte und mich umsehend bemerkte, daß der Büffel in den Sumpf zurückgekehrt war. Ich fühlte die Aufregung noch in mir — der Pfad führte immer dem Schilfrande entlang — als abermals ein im Schlafe gestörter Büffelstier aus dem Schilfe herausbrach. Ueberrascht blieb er einen Augenblick stehen, musterte mich ruhig von der Fußspitze bis zum Scheitel und zog dann langsam, immer nach mir schielend, in der Entfernung von zehn Schritten an mir vorbei. Einmal blieb er noch stehen, dann trabte er langsam, in großem Bogen über ein sanftansteigendes Gelände hinweg, auf das Gebüsch zu, in welchem ich meine Leute beim erlegten Büffel gelassen hatte.

Der Sumpf mit seinen unliebsamen Ueberraschungen war angenehmer Weise bald darauf zu Ende, und ich kam weiterhin ungefährdet zum Lager.

Für die Händlerkarawane waren die Tage, welche sie in unserer Gesellschaft verbrachte, wahre Festtage, denn in solchem Ueberflusse hatte sie lange nicht geschwelgt. Wo man hinsah brodelten die Töpfe oder brieten Fleischstücke auf Stäbchen gespießt an den Feuern, und kaum war eines der Fleischstücke halbgar geworden, als auch schon Einer in der Runde darnach griff, es mit den Zähnen erfaßte und dann mit einem knapp vor den Lippen geführten Schnitt den Bissen abtrennte; so gefährlich die Operation aussieht, so haben wir doch niemals beobachtet, daß sich Einer dabei verwundet hätte. So wird, wenn Ueberfluß herrscht, Tag und Nacht unausgesetzt gegessen, und man sieht manchmal Leute mit so vollgestopften Bäuchen, daß sie sich kaum zu rühren vermögen; sie glauben auf diese Weise überschüssige Kräfte aufstapeln zu können. Solcherart lebt der Neger in den Tag hinein, ohne an die Zukunft zu denken. Obwohl diese Karawane noch einen mindestens achttägigen Marsch ohne Hilfsquellen vor sich

hatte, mußte sie von uns nachgerade gezwungen werden, Fleisch zu trocknen und als Vorrath mitzunehmen. Im Gefühle der vollen Wänste sträuben sich die Träger gegen jede Vergrößerung ihrer Last, und ihre Herren sind zu gleichgiltig und theilnahmslos, um Strenge zu entwickeln. Bei den Händlerkarawanen dieses Gebietes kommen niemals Prügelstrafen zur Anwendung, und man kennt nur die »Kette« für eingefangene Flüchtlinge und Geldstrafen für sonstige Vergehen; Faulheit, Frechheit und Aehnliches werden gar nicht bestraft.

Der Lagerplatz Miwiruni liegt an der Nordgrenze des Masaigebietes. Die zwischen demselben und Njemß gelegene Landschaft ist unbewohnt und wird nur von Wandorobbo der Jagd wegen abgesucht. Masai stellten sich im Lager keine ein. Die Morán der Umgebung waren angeblich abwesend, die Morúo wollten ihre Krale nicht verlassen; dafür trieben sich Wandorobbo um so freier herum. Sie brachten auch Elfenbein, das die heimkehrende Karawane noch kaufte, wiewohl sie bereits übermäßig beladen war. Ein echter Mrima-Mann kann dem Anblicke von Elfenbein nicht widerstehen; es wird daher gekauft, so lange noch ein Stück Eisendraht oder ein Perlenstrang vorhanden ist, selbst wenn die Möglichkeit fehlt, die Lasten weiterzuschaffen; diese werden dann irgendwo vergraben. Die Heimreise vollführen solche Karawanen oft ohne alle Tauschwaren. Das Allernöthigste zum Leben wird dann mit den letzten Fetzen, die sie am Leibe tragen, mit Pulver, Blei, den eisernen Ladestöcken der Gewehre oder diesen selbst und fallweise, wenn die Reise durch Ukambani geht, auch mit Elfenbein erhandelt.

Am Morgen des letzten Tages im Jahre kamen wir wieder in Bewegung. Die Händlerkarawane marschirte mit unseren Briefen*) südwärts, während wir dem schroffen Abfalle des Leikipiaplateaus — hier Subugía genannt — zuschritten, um den kleinen See aufzusuchen. Erst gelangten wir in ein meridional gerichtetes Seitenthal, das im Osten durch den steilen Abfall des Plateaus und im Westen durch eine dreifache Reihe schmaler, langgestreckter Rücken gebildet wird, die ihren nahezu senkrechten

*) Sie langten Ende April 1888 wohlbehalten in Sansibar an.

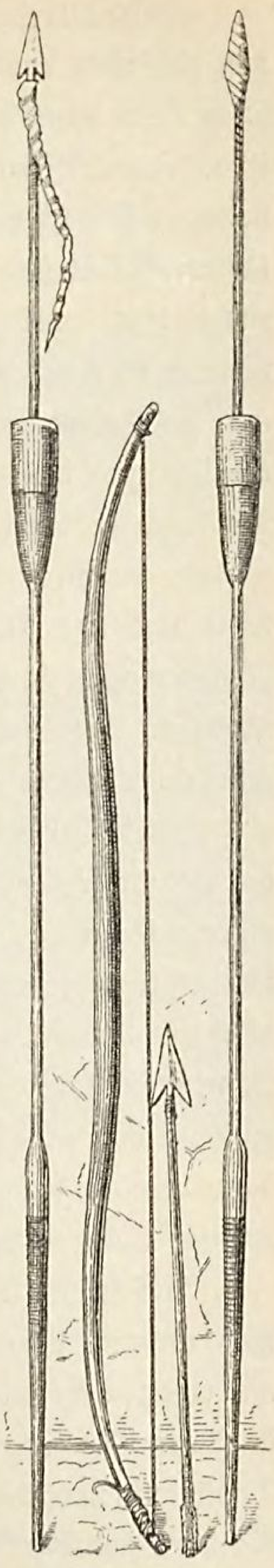
Absturz ausnahmsweise auf der Ostseite haben. Dann wanderten wir eine lange Weile herum, ohne den See entdecken zu können, bis uns eine kahle, flache Stelle am Nordende des Thales auffiel, auf welcher Staubhosen herumwirbelten und Strauße lustwandelten. Das war nun wohl der »See«, wie Bedue meinte, doch gab es in demselben zur Abwechslung einmal kein Wasser, und er hatte damit für uns an Interesse verloren. Wir lagerten daher ungefähr $^3/_4$ Stunden davon, an einem kleinen Bächlein, das von den Subugiabergen kommt. Dieser und noch ein zweiter, nördlicher fließender Bach mögen das Seebecken zur Zeit der Regen füllen, sie erreichten nun aber kaum den Rand desselben. Der Seeboden, welchen Graf Teleki im Laufe des Nachmittags besuchte, umfaßte eine 8 bis 10 Quadrat-Kilometer große Fläche. Dieselbe war vollkommen trocken und wies weder Thier- noch Pflanzenüberreste auf.

Graf Teleki hatte während des Hermarsches eine Elenn-Antilope und ein Nashorn erlegt, welch' letzteres mehrfache Versuche gemacht hatte, die Karawane anzugreifen. Um keinen längeren Aufenthalt zu veranlassen, waren die Thiere liegen gelassen worden, und erst nachdem wir gelagert hatten, wurden Dschuma Mussa und eine Anzahl von Leuten darnach ausgeschickt. Die Leute kamen bald zurück, Dschuma Mussa und Hussein b. Suleiman aber fehlten. Letzterer war ein Sclave, den sein Besitzer — ein auf Pemba ansässiger Araber — einfach davongejagt hatte, weil er ein ganz unverbesserlicher Taugenichts war. Es lag uns an Beiden verhältnißmäßig wenig, doch wunderte uns die Kühnheit ihres Entschlusses zu fliehen umsomehr, als sie leicht in die Hände Dualla's fallen konnten, da ihr Weg unbedingt über Miansini führte. Nach Dschumbe Kimemeta's Ansicht war Hussein das Opfer Dschuma Mussa's, der den Mann nur darum beredet hatte mit ihm durchzugehen, um einen Begleiter und auch einen Werthgegenstand zu haben, welchen er irgendwo entweder als Pfand zurücklassen oder verkaufen konnte.*) Wir verblieben vier Tage in dem

*) Dschuma Mussa hat nach Ausführung verschiedener Betrügereien, die ihm bei den Masai gelangen, glücklich die Küste erreicht und war zur Zeit unseres Eintreffens in Mombas in Diensten James Martin's am Tanafluß, also für den Arm der Gerechtigkeit unerreichbar.

Thale, die hauptsächlich mit einer recht ergiebigen Jagd ausgefüllt wurden, kehrten am Nachmittage des 4. Jänner nach Miwiruni und am folgenden Vormittage nach unserem Lagerplatze am Guasso Njuki zurück. Auf dem Marsche dahin zeigte sich das viele Wild im Thale ungemein scheu, und wir erkannten die Ursache bald in einer größeren Anzahl von Wandorobbo, welche jagten. Sie veranstalten wahre Hetzjagden, zu welchen sie auch Hunde — die gewöhnlichen, kleinen, gelbbraunen Köter, welche überall in Afrika heimisch sind — verwenden. In diesem Falle war es ein Büffel, den sie verfolgten. Sobald sich dieser stellte, schickten sie ihm einige Pfeile in den Leib, und das ging wahrscheinlich so lange fort, bis das Thier dem Blutverluste erlag. Wir haben das Ende der Jagd nicht gesehen.

Wir haben häufig Büffel, Nashorne und auch Tigerpferde erlegt, welche abgebrochene Pfeilspitzen unter der Haut sitzen hatten. Zur Jagd der Elephanten hingegen verwenden die Wandorobbo eigene Jagdspeere, die womöglich in die Weichtheile des Thieres gebohrt werden. Diese Speere bestehen aus einem hölzernen Schafte, in welchen vorne ein kurzer, starker Pfeil eingesetzt wird, der beim Zurückziehen des Schaftes im Thierkörper stecken bleibt. Die Elephantenjagden werden stets von größeren Gesellschaften betrieben, meist des Nachts, unter Zuhilfenahme von Feuerbränden und immer mit viel Geschrei, um das erkorene Opfer durch Schrecken zu verwirren. Obwohl die Pfeile der Jagdspeere vergiftet sind, soll doch auch ein gut getroffener Elephant erst nach frühestens zwölf Stunden fallen. So lange dauert daher auch die Verfolgung.



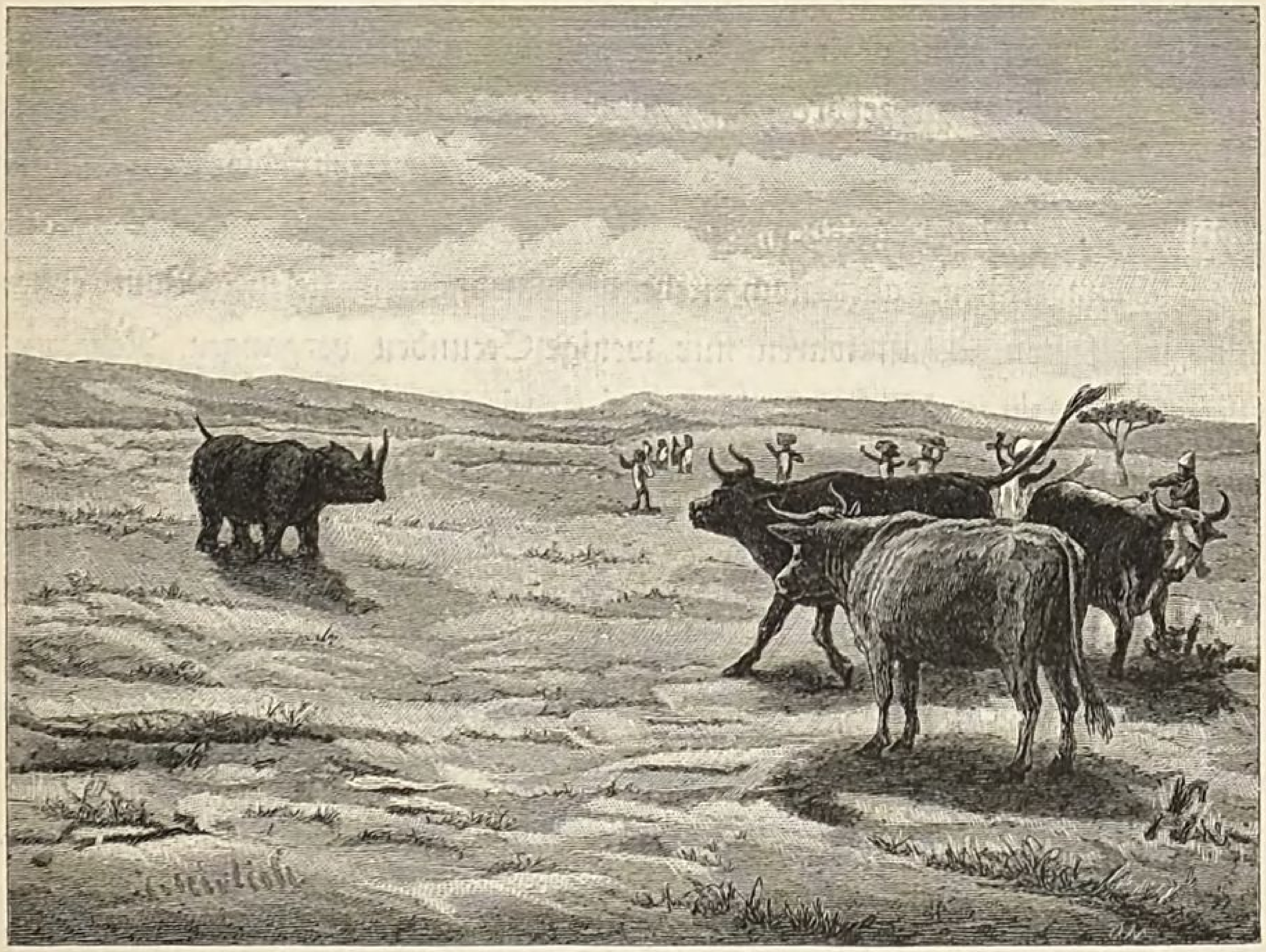
Wandorobbo-Waffen.

Beim Marsche durch wildreiche Gegenden kommt es nicht selten vor, daß ein oder das andere Stück Wild die lange Karawanenlinie durchbricht. So hatte dies am Tage zuvor ein Büffel gethan, ohne daß dabei jedoch irgend Jemand zu Schaden gekommen wäre. An diesem Tage versuchte es ein übermüthiges Nashorn. Der Angriff fand auf vollkommen kahlem Boden statt und drohte in erster Linie unserer Viehherde. Interessant war dabei das Benehmen der Kühe und Ochsen. Diese schritten nämlich schnurstracks und ohne die geringste Aufregung erkennen zu lassen, auf das herangaloppirende Nashorn zu, worauf dieses seinen Lauf erst mäßigte und schließlich in fünfzig Schritt Entfernung verdutzt stehen blieb. Da stand es dann eine Weile unschlüssig uns gegenüber, bis wir es vertrieben, da Graf Teleki kurz vorher einen Büffel zur Strecke gebracht hatte und wir Fleisch nicht weiter nöthig hatten. Daß die Büffel das Nashorn nicht fürchten, hatten wir schon öfter Gelegenheit gehabt zu beobachten. Die Esel dagegen verfallen beim Erblicken eines solchen in eine Flucht über Hals und Kopf.

Gleich zu Beginn dieses Marsches war bei mir wieder die Dysenterie in heftiger Weise ausgebrochen, was mich so schwach machte, daß ich unseren Lagerplatz am Guasso Njuki kaum zu erreichen im Stande war und mich sofort zu Bette legen mußte. Es war der Anfang einer langen, schweren Krankheitsperiode, die zu meinem Glücke in eine Zeit fiel, während welcher wir nicht zu reisen hatten. Anfangs schwankte mein Zustand zwischen abwechselnder Besserung und Verschlechterung hin und her, dann ging es langsam, aber stetig bergab mit meinen Kräften, scheinbar meinem Ende entgegen.

Am frühen Morgen des 7. Jänner stattete ein starker, alter Büffelstier unserem Lager einen Besuch ab, wurde vom Grafen Teleki jedoch mit einem Schuß in die Schulter empfangen, der ihn niederstreckte. Nachdem der Tag in so günstiger Weise begonnen hatte, machte sich Graf Teleki auf, um längs des Baches zu jagen. Ein zweiter Büffel und ein Nashorn wurden erlegt, dann war's Mittag und Graf Teleki kehrte, ausnahmsweise seinen Weg über die Hügelgruppe in unserem Süden

nehmend, heim. Seine Begleiter waren theils beim erlegten Wilde geblieben, theils folgten sie ihm, schwer mit Fleisch beladen, langsam nach. Selbst seine beiden Gewehrträger, Mohammed und Bedue, schlenderten mehrere hundert Schritte hinter ihm, und Niemandem fiel es ein, so nahe beim Lager noch an größeres Wild zu denken, als auf dem sanften Hange plötzlich drei Elephanten auftauchten und auf Teleki zuschritten. Die Thiere



Angriff eines Nashorns auf unsere Rinder.

hatten ihn noch nicht bemerkt, doch kamen sie rasch näher, und der Hügel war kahl wie eine Tenne, Graf Teleki aber ohne die geringste Waffe. Mohammed und Bedue hatten die Elephanten glücklicherweise im selben Augenblicke gesehen und eilten auch in vollem Laufe herbei, um Teleki, der sich indessen an seinem Platze ruhig verhalten hatte, die Gewehre zu reichen. Sie kamen eben noch zurecht. Die Elephanten — zwei Weibchen und ein junges Männchen — waren nur noch 25 Schritte entfernt und geradenwegs auf ihn zu gerichtet. Mit dem 577 und dem 500 Expreß

begann nun aber Graf Teleki ein Schnellfeuer zu eröffnen, das ich im Lager, wo die Schüsse deutlich zu hören waren, für die Schüsse mehrerer Leute, etwa zur Abwehr eines chargirenden Büffels hielt. Die ersten Kugeln zerbrachen den beiden vordersten Thieren je einen Fuß. Sie blieben daraufhin wie angewurzelt stehen, bewegten ihren Körper hin und her, konnten jedoch nicht mehr von der Stelle. Das dritte Thier, welches mittlerweile auf fünf Schritte nahe gerückt war, bekam einen Schuß aus der 500 Expreßbüchse in den Hinterlauf, doch war die Kugel zu schwach, um den Knochen zu zerbrechen, und der Elephant hinkte weiter, bis ihn ein Schuß in die Schläfen niederstreckte. Inzwischen war die Expreßbüchse Kaliber 577 wieder geladen, die zwei Schüsse krachten und die beiden, wohl lahmgelegten, aber noch stehenden Elephanten fielen. Vom ersten bis zum letzten Schuß waren nur wenige Secunden vergangen. Nach und nach kamen die zurückgebliebenen Leute herbeigeeilt, umstanden mit Staunen die gewaltigen Leiber und umtanzten sie dann mit freudigem Geheule. Der Askar Mohammed Mote, ein überspannter Halbaraber (nebenbei erwähnt ein Original, da er für Gefahr in welch' immer Form ganz unempfindlich war), wollte in seiner Freude eben den kleinsten der Elephanten besteigen, um von dessen hohen Rücken aus sein Jubelgeschrei erschallen zu lassen, als sich dieser zur allgemeinen Ueberraschung plötzlich erhob. Er war durch den Kopfschuß betäubt, jedoch nicht getödtet worden, und brauchte es hiezu noch zweier weiterer Schüsse.

Zu jener Zeit war uns die Jagd auf Elephanten noch eine ziemlich fremde Sache, in der wir erst unsere Erfahrungen zu machen hatten. Wo in seinem unförmlichen Schädel die Kugel eindringen müsse, um tödtlich zu wirken, und welches unserer Gewehre sich am besten zur Jagd auf diese Thiere eigne, das waren für uns damals lauter offene Fragen, deren Beantwortung wir uns erst mit so manchem gruseligen Augenblicke erkaufen mußten.

Wir befanden uns hier wohl in 1540 Meter Meereshöhe, doch schien die Sonne zur Mittagszeit drückend heiß (+33° bis +36° C.). Dabei war aber der Unterschied zwischen der Tag- und der Nachttemperatur

sehr bedeutend. Vor Sonnenaufgang beobachteten wir meist $+6^0$ bis $+10^0$ C. Unsere Leute litten darunter umsomehr, als es in der Umgebung nicht nur an Stoff zum Hüttenbau, sondern selbst an Brennholz mangelte, welches immer von weither geholt werden mußte. Auch sonst führten sie ein angestrengtes Dasein. Fleisch gab es wohl in Hülle und Fülle, das war aber auch Alles. Am Vormittage hatte der größte Theil den Grafen Teleki auf der Jagd zu begleiten. Die wenigen, welche im Lager blieben, gingen Brennholz suchen oder mußten Fleisch schneiden und an der Sonne trocknen. Dann war die Jagdbeute des Tages abzuholen, was oft bis nach eingebrochener Dunkelheit dauerte. Fallweise gab es Lasten von getrocknetem Fleisch nach Njemß zu schaffen, wohin es gut acht deutsche Meilen waren. Anfangs machten sie diese Strecke in zwei Tagen, später aber, wohl weil sie sich fürchteten zu Zweien oder Dreien in der Wildniß zu übernachten, immer schon in einem Tage. Das machte für den Hin- und Herweg 16 deutsche Meilen in zwei Tagen! Und dies führten sie einmal sogar mit der 70 Kilogramm schweren Medicinkiste als Rückfracht aus, die Graf Teleki meinethalben hatte kommen lassen.

Die bedeutenden Fleischmengen, welche sich in diesem unseren Jagdlager stets angesammelt fanden, lockten eine große Menge von Aasvögeln und Hyänen herbei, womit uns insoferne gedient war, als sie die Menge von Abfällen wegschleppten, welche den Platz verunreinigten und, bei der Indolenz der Neger, sonst bald verpestet hätten. Nur die Weihen wurden uns lästig, denn während die Geier und Marabuts sich blos in die nähere Umgebung des Lagers heranwagten und sich dort ruhig verhielten oder unter einander um die Knochen und weggeworfenen Fleischreste zankten, schwirrten jene zu Dutzenden im Lager herum und stibitzten dabei auch manches Fleischstück weg, das durchaus nicht für sie bestimmt war. Zudem ließen sie unausgesetzt ihr lautes, klagendes Pfeifen hören, das uns mit der Zeit ganz unausstehlich klang. Auf mich besonders übte der an und für sich schon ziemlich widerliche Anblick der allerwärts und fortwährend lauernden Aasvögel einen um so peinlicheren Eindruck aus, als ich längere Zeit hindurch einem nahe bevorstehenden Ende entgegensah.

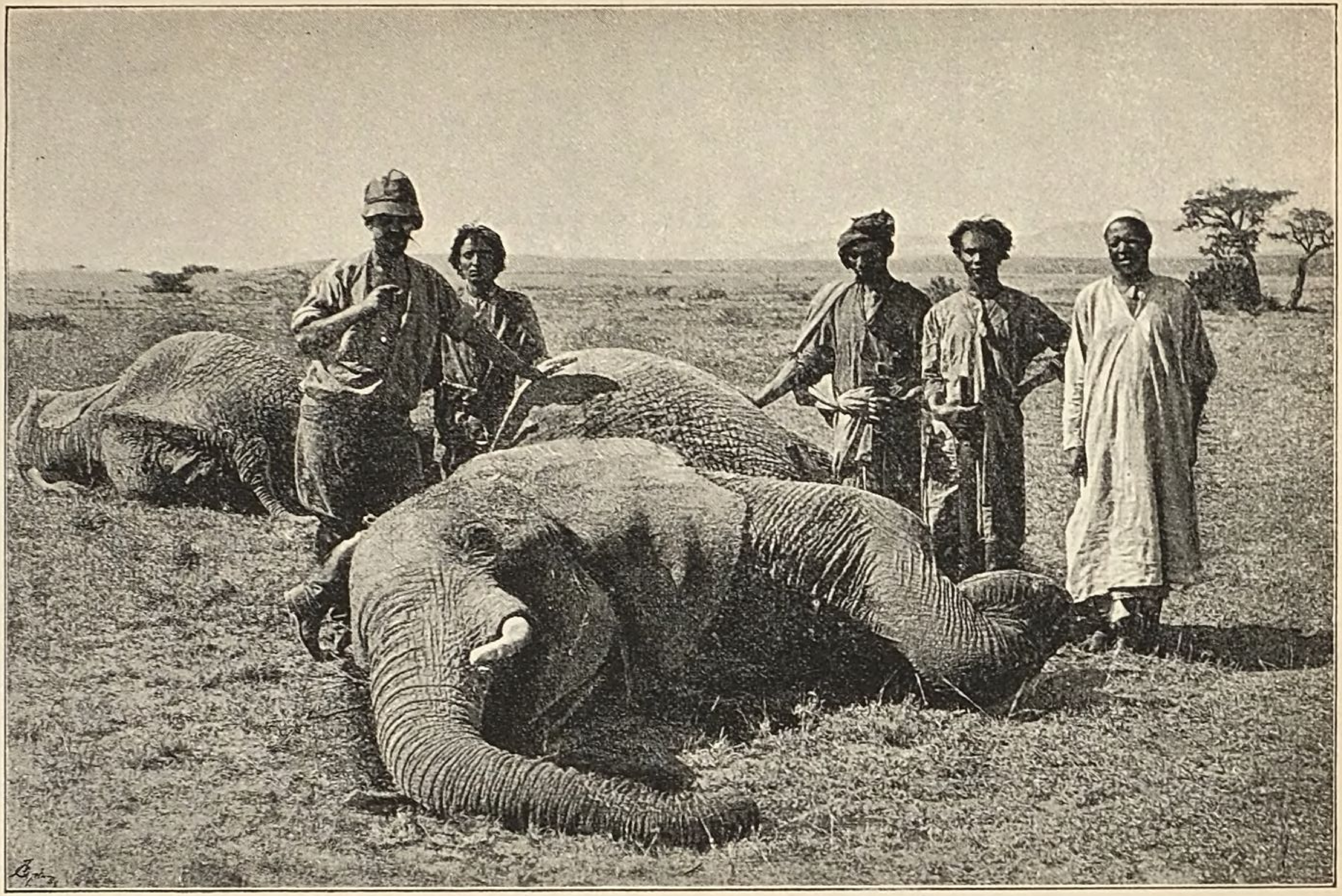
Einmal kam auch ein großer, schöner Schreiadler zugeflogen und setzte sich ganz ohne Scheu auf den Baum, welcher Teleki's Zelt beschattete. Der Adler hatte es auf unseren Affen abgesehen gehabt, welcher oben auf dem Baume seine Künste trieb, und nun in um so größerer Gefahr schwebte, als er dieselbe nicht kannte und auch ahnungslos auf seinen Angreifer lossprang — wohl, um ihm einige Federn auszurupfen, wie er es den Hähnen zu thun pflegte, die wir zeitweise als Spiel- und Kampfgenossen für ihn hielten. Graf Teleki war sofort mit einem Gewehre zur Hand, und es gelang ihm auch, den kühnen Räuber durch einen Schrotschuß unschädlich zu machen, ohne hiebei Hamis zu gefährden. Die theilnehmende Aufregung, welche wir für ihn ausgestanden, lohnte Hamis, wie so häufig, auch diesmal mit Undank. Der Adler war kaum erlegt und seiner schönen Schwungfedern beraubt, als auch er vom Baume auf's Zelt, und von dort zur Erde herabgesprungen kam, um seinen mächtigen Gegner mit aller Aufmerksamkeit zu untersuchen, wie er dies immer mit Allem zu thun pflegte, was ihm neu und fremd war. Seine Neugierde war indeß bald befriedigt und sein unruhiger Sinn wieder für andere Possen rege geworden, und war's dann Teleki's kostbarstes Kleinod zu jener Zeit, das letzte Stück Seife, das es überhaupt noch gab, an dem er seine Zähne versuchte. Die Gefahr, in welcher die Seife schwebte, war sofort bemerkt worden. Teleki's »Wirst du das stehen lassen!« hatte indeß nicht die gewünschte Wirkung, denn im Augenblicke darauf war Hamis mit dem Seifenstück im Maule auch schon in den höchsten Wipfeln des Baumes verschwunden. Eine Weile lächelte er uns von dort oben boshaft zu, indeß wir ihn mit den zärtlichsten Kosenamen von den über den Bach hängenden Aesten wegzulocken suchten. Doch Hamis ließ die seltene Beute erst los, als ihm der Geschmack derselben zuwider geworden war, und damit war sie auch rettunglos verloren. Die braunen Fluthen des Guasso Njuki nahmen sie auf, um sie nicht wieder herauszugeben, obwohl ein halbes Dutzend Neger flugs dahinter drein war und lange darnach tauchte.

So lange Dualla mit seinen 170 Leuten abwesend war, genügte es vollkommen, wenn Graf Teleki jeden zweiten Tag jagen ging. Das Wild

wurde dadurch weniger beunruhigt und erhielt sich auch dauernd immer gleich zahlreich in unserer Nähe, wenigstens was die Büffel betraf. Und auf die Jagd dieser hatte sich Graf Teleki zu jener Zeit hauptsächlich verlegt, so daß sie von unseren Leuten scherzhafter Weise immer nur »ngombe jetu«, d. h. unsere Ochsen, genannt wurden. Ab und zu kam indeß auch irgend anderes Wild als besondere Beute hinzu. So wurden am Morgen des 13. Jänner von den Viehjungen, welche eben unsere Herden austrieben, Elephanten gemeldet. Wir sahen sie auch sofort, wie sie längs des Fußes der Hügelgruppe auf unser Lager zukamen. Die Herde bestand aus sechs alten Thieren mit zwei Jungen und wanderte im Gänsemarsch; hinten nach kam ein altes Weibchen mit auffallend schönen Stoßzähnen. Graf Teleki war sofort bereit gewesen und dem linken Bachufer entlang bis zu einer Furth gelaufen, wo die Herde den Bach überschreiten mußte. An einer anderen Stelle war dies nicht gut möglich, weil der Guasso Njuki, wie erwähnt, in einem ziemlich tiefen Bette mit steilen, erdigen Wänden fließt. Dort bot ein Baum prächtige Deckung. Die Elephanten verriethen bald Unruhe; sie schnüffelten mit erhobenem Rüssel herum und lauschten zeitweise mit aufgeklappten Ohren, hielten jedoch an der eingeschlagenen Richtung fest. Graf Teleki hatte richtig gerechnet. Er ließ die Herde ruhig über den Bach gehen, bis die Elephantenstute mit den guten Zähnen an die Reihe kam. Es war ein altes, vorsichtiges Thier, das auch einen Augenblick stutzte, als es zur verhängnißvollen Stelle gekommen war, doch krachte schon der Schuß aus der Büchse Kaliber 8, und es stürzte mit schwerem Falle in die Tiefe. Die übrigen Thiere, welche eine gute Strecke weit voraus waren, blieben nach dem Schusse eine kurze Weile stehen und sahen sich um, setzten dann aber nichtsahnend den Marsch fort. Sie nahmen die Richtung gegen einen niedrigen, steinigen Rücken, welcher das Thal im Westen begrenzte. Graf Teleki folgte ihnen, so rasch er konnte, erreichte sie jedoch erst auf der Höhe des Rückens und eröffnete die Jagd zunächst auf ein großes Thier, das hinter den übrigen zurückgeblieben war. In ungefähr 30 Schritt Entfernung feuerte er demselben mit der Expreßbüchse Kaliber 577 nach

der Schläfe, erreichte damit jedoch nur, daß der Elephant seinerseits zum Angriffe schritt. Graf Teleki griff nun rasch nach der schweren Büchse, spannte den linken Hahn — doch der Schuß fuhr unversehens in die Luft. Damit stand aber das wüthende Thier auch schon in seiner nächsten Nähe, und kaum fand Graf Teleki noch Zeit, den anderen Hahn zu spannen und loszudrücken. Die wallnußgroße Hartbleikugel that ihre Schuldigkeit und der Elephant fuhr denn auch wie der Blitz herum. Ein weiterer Schuß in den Hinterlauf zerbrach ihm dann glücklich den Knochen, und er war lahmgelegt. Durch das zufällige Losgehen des Gewehres hatte Graf Teleki einen heftigen Schlag in die rechte Seite erhalten, die alsbald zu schmerzen begann, so daß er den übrigen Thieren nicht mehr rasch genug folgen konnte. Zweien, die langsamer gingen, kam er einmal wohl ziemlich nahe, sie rissen jedoch im richtigen Augenblicke aus. Das eine folgte dem voraus befindlichen Theil der Herde, das andere aber kehrte zu seinem lahmgeschossenen Gefährten zurück, welche Richtung daher auch Graf Teleki einschlug. Er war noch nicht dahin gelangt, als der verwundete Elephant verendend auf die Seite fiel, worauf der gesunde bei Teleki vorbei wollte, um sich der Herde wieder anzuschließen; ein Kopfschuß aus dem 577 Expreß streckte ihn jedoch früher noch nieder. Das waren nun abermals drei Elephanten, die in ganz unerwarteter Weise zur Strecke gekommen waren. Im Lager wurde die Büchse Kaliber 8 untersucht, und es stellte sich heraus, daß der linke Hahn verbogen war und sich überhaupt nicht spannen ließ.

Noch einmal, und zwar schon drei Tage nach der vorerzählten Jagd, näherten sich Elephanten unserem Lagerplatze. Die kleine Herde bestand aus vier Weibchen und zwei herzigen Jungen, die beide nicht größer als gute Mutterschweine waren. Die Tageszeit und auch die Richtung, in welcher sie erschienen, waren die gleichen wie am 13. Jänner, und wieder waren es unsere Hirtenknaben, welche den ersten Alarm gaben. Doch hatten sie diesmal die Elephanten zu spät bemerkt oder aber waren diese zu raschen Schrittes dahergekommen, kurz, die geängstigten Knaben liefen, unsere Herden im Stiche lassend, so rasch sie nur konnten, auf unser Lager zu.



Graf Teleki und seine Beute am 16. Jänner 1888.

Ob sie von den Elephanten bemerkt und gejagt wurden, oder ob diese nur den gewohnten Weg zur nahen Furth gingen und durch Teleki, der auf den ersten »tembo«-Ruf*) hin dort Stellung genommen hatte, noch näher zum Lager gedrängt worden waren, konnte man nicht bestimmt entnehmen, aber ein in hohem Maße fesselndes Schauspiel, das uns Allen unvergeßlich bleiben wird, war es, zu sehen, wie die kleine Herde gewaltiger Thiere entsetzt zurückwich, als sie sich plötzlich vor unserem Lager sah, dann, mit den beiden Jungen in der Mitte, zu einem Knäuel zusammendrängte, mit erhobenen Rüsseln und mächtig ausgebreiteten Ohren windete und lauschte und unentschieden hin und her schwankte, denn von jeder Seite drohte plötzlich Gefahr. Und als dann in der nächsten Secunde die todbringenden Schüsse krachten, der eine und der andere Koloß wie vom Blitze getroffen auf die Seite fiel, das dritte Thier plötzlich gelähmt dastand und das letzte schwer und langsam weiterhinkte! Denn so kam es, Schlag auf Schlag, vom Baume her. Und wie die erschreckten Kleinen von Weibchen zu Weibchen eilten, als ihre Mütter gefallen waren, dann dem einzigen Thiere zuliefen, das sich eine kurze Strecke weit fortgeschleppt hatte, bald jedoch stehen geblieben war, um bei demselben Schutz zu suchen. Wie dann auch diese Stütze zusammenbrach und sie, von Entsetzen erfaßt, sich zuerst in drolligster Weise, wie gereizte Puter, Teleki und seinen Leuten gegenüber zur Wehre setzten, schließlich aber die Flucht ergriffen und unaufhaltsam fortsetzten, bis sie unseren Augen entschwunden waren. Das Schauspiel, dem wir Alle mit angehaltenem Athem aus nächster Nähe beiwohnten, hatte mich mächtig erregt und für den Augenblick meinen schwerkranken Zustand völlig vergessen gemacht. Ich ließ mich auch auf den Schauplatz hinaustragen, zur Beute, um sie zu photographiren.

In diesen Tagen erlagen zwei unserer Anführer ihren Leiden: Manwa Sera und Meri. Ersterer beendete damit eine bewegte, genugsam bekannte Laufbahn als Karawanenführer; Letzterer war ein vielversprechender junger Mann, um welchen es uns ebenfalls sehr leid that. Beide kränkelten seit Taweta und dürften an der Schwindsucht gestorben sein. An die Stelle dieser

*) d. h. Elephanten!

Beiden rückten Andere im Range vor. Schaongwe wurde mit Uebergehung des arbeitsscheuen Bedue erster Anführer der Karawane, und Himidi bin Ali, ein sehr verläßlicher Comoroneger, den wir seinerzeit als einfachen Träger aufgenommen und später zum Askar gemacht hatten, erhielt nun den Rang eines Anführers.

Am Vormittage des 22. Jänner traf Dualla nach fünfunddreißigtägiger Abwesenheit endlich ein. Seine Leute sahen im höchsten Maße verwildert und herabgekommen aus. Viele waren kaum nothdürftig bekleidet, einzelne ganz nackt, allen sah man die Beschwerden und Entbehrungen an, welche sie durchgemacht hatten. Wir konnten uns den auffallend schlechten Zustand der Leute Anfangs gar nicht erklären, bis uns die lange Geschichte fortwährender Leiden, die Dualla nun zu erzählen begann, die Sachlage klar machte.

Er war in fünf Tagen nach Miansini, einer auf dem Hochlande im Osten des Naiwaschasees an der Kikujugrenze gelegenen Wandorobboniederlassung gelangt. Zu seiner Ueberraschung traf er da die mißlichsten Verhältnisse an. Mpujuj, Mbaruck und Munyi Hamis, die Anführer dreier Händlerkarawanen, befanden sich dort mit ihrer zahlreichen Mannschaft im größten Elend und in der ärgsten Verlegenheit wegen ihrer Heimreise, weil auch im Kikujulande Lebensmittelmangel herrschte und sie sich außer Stande sahen, selbst nur halbwegs genügende Vorräthe einzutauschen. Mbaruck, der Führer einer Theilkarawane, bei welcher auch Dschumbe Kimemeta interessirt war, hatte sich in Leikipia vollkommen verrechnet und nicht nur fast gar kein Elfenbein mitgebracht, sondern 30 Träger durch Hunger verloren. Er hatte sich zu spät zur Rückkehr entschlossen und von den Masai um keinen Preis Lebensmittel zu erhalten vermocht.

Das waren trübe Nachrichten, doch Dualla verlor den Kopf nicht, während die Händler ruhig zusahen, wie einer ihrer Leute nach dem anderen dem Hunger erlag. In Miansini vermitteln Wandorobbo den Handel mit den Kikuju. Das paßte Dualla jedoch nicht, und allen Warnungen zum Trotze drang er kühn durch den Grenzwald und setzte sich

mit den Eingeborenen in unmittelbare Verbindung. Die Kikuju, welche selbst an einer fast vollständigen Mißernte litten, konnten indeß nichts ablassen und Dualla vermochte seine Leute kaum zu erhalten. Dazu hatten sie furchtbar an Kälte zu leiden, denn Miansini ist ungefähr 2500 Meter hoch gelegen. Er blieb fünf Tage im Lande, dann wendete er sich nach dem Süden, wo Terrere, Kassa und Utaháj Uajaki, unsere ehemaligen Kikujufreunde, zu Hause waren. Dualla fand überall die friedlichsten Verhältnisse vor; es gab weder Geschrei noch Volksansammlungen, ja nicht einmal Tributforderungen. Willig führten ihn die Eingeborenen von Dorf zu Dorf und verkauften ihm die geringen Mengen, die sie von ihren Lebensmittelvorräthen abzutreten im Stande waren. So gelangte Dualla bis zu unserem ehemaligen siebenten Kikujulager. Seine Leute erhielt er immer noch mit halber Ration, und zwar ausschließlich mit grünen Bananen und halbreifen Bataten und Yamswurzeln, um Mehl, Bohnen, Hirse und Mais, kurz die haltbaren Vorräthe aufstapeln zu können. Mit vieler Mühe gelang es ihm, davon 128 Traglasten zusammenzukaufen, dann aber hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß ein weiteres Suchen vergeblich sei und den Rückmarsch angetreten. Auf dem Wege zum Naiwaschasee kam er an den beiden verlassenen Lagerplätzen der Händlerkarawane vorbei, welche sie in Miansini getroffen hatten. In dem einen fand er zwei halbverhungerte Träger, die zurückgelassen worden waren; einen derselben nahm er mit, der andere mußte, als dem Tode nahe, liegen gelassen werden. Am zweiten Lagerplatze traf er die halbverbrannten Kadaver zweier Leute, welche ebenfalls vor Hunger und Erschöpfung liegen geblieben und bei einem zufällig entstandenen oder nach dem Abziehen der Karawane durch die Masai angesteckten Lagerbrande umgekommen waren. So sah es im Beginne der Route aus, welche die Händlerkarawane genommen hatte; wie viele Leichen mögen wohl späterhin ihren Weg bezeichnet haben! Trotzdem waren dem Dualla gerade damals neun Leute, jeder mit seiner Last von 35 bis 40 Kilogramm Korn entwichen.

Ein Mann war gestorben, ein anderer kam in hoffnungslosem Zustande zurück. Nun aber hatte das Hungern ein Ende, und die Augen

der hohlwangigen Leute leuchteten auf beim Anblicke des Ueberflusses, der in unserem Lager herrschte. Graf Teleki hatte an dem Tage zum Glücke fünf Büffel erlegt, wovon zwei in unmittelbarer Nähe des Lagers. Auch der folgende Tag wurde ihnen zur Erholung eingeräumt, dann hatten sie nach Njemß abzugehen.

Dualla war mit 106 Lebensmittelladungen angelangt. Diese Menge genügte knapp für unsere Weiterreise, durfte jedoch bis dahin unter keinen Umständen angegriffen werden. An eine sofortige Abreise war aber bei der geschwächten Verfassung des größten Theiles unserer Leute nicht zu denken, und wir sahen uns demnach gezwungen, unseren Aufenthalt am Guasso Njuki zu verlängern. Für den Grafen Teleki, auf dessen Schultern die ganze Sorge für die Verpflegung der Karawane lastete, erwuchs daraus eine ununterbrochene Reihe von schweren Tagen, denn nun mußten täglich mehrere große Thiere, Büffel oder Nashorne, zur Strecke gebracht werden; und dies ging so fort bis zum 3. Februar. Die Jagd war auf ein verhältnißmäßig kleines Gebiet beschränkt, da sich die Hauptmasse des Wildes in der offenen Steppe und auf den niedrigen Rücken am Mittellaufe des Guasso Njuki aufzuhalten pflegte. Durch die nun fortgesetzt und täglich betriebene Jagd wurde dasselbe mit jedem Tage scheuer, und immer weitere Gebiete mußten zur Jagd herangezogen werden. Eine eingehende Schilderung der Jagden während dieser Zeit würde indeß zu weit führen, ich beschränke mich daher darauf, die Fülle von Abenteuern und Gefahren, welche Graf Teleki dabei erlebte, in Ziffern umzusetzen und in der Hauptsache das Gesammtergebniß dieser Jagdperiode allein sprechen zu lassen.

In den fünfzig aufeinander folgenden Tagen seit unserem gemeinsamen Aufbruche aus dem Lager bei Njemß erlegte Graf Teleki nicht weniger als 113 Stück großes Wild, und zwar 10 Elephanten, 61 Büffel, 21 Nashorne, 9 Tigerpferde, 6 Kuh-Antilopen, 4 Elenn-Antilopen und 2 Wasserböcke. Diese ganze große Menge fiel ausschließlich seinen Kugeln zur Beute, denn niemals durfte einer unserer Leute einen Schuß abgeben. Man wird sich nicht leicht eine richtige Vorstellung machen von der Summe an Gefahren, Mühen und Beschwerden, die nothwendig waren, um ein

solches, in seiner Art gewiß seltenes, wenn nicht einzig dastehendes Jagdergebniß zu erzielen, dem selbstverständlich noch so mancher zählebige Büffel und auch anderes Wild beizuzählen wären, welche schwer angeschossen nach langer Verfolgung doch verloren gingen. Mohammed Seiff und Bedue, seine beiden Begleiter bei den Jagden, wurden denn auch in Folge der außerordentlichen Anstrengungen der Reihe nach krank, Teleki selbst blieb die ganze Zeit über glücklicherweise frisch und gesund, nur seine Stimmung mochte in diesen Tagen vielleicht um einen Ton ernster geworden sein. Dazu war aber reichlich Grund vorhanden, denn die Momente der Gefahr wurden mit der Zeit immer häufiger. So wurde er in den letzten zwei Wochen elfmal durch Angriffe verwundeter Büffelstiere bedroht. Am 17. Jänner hatte er vier Büffel erbeutet. Einer derselben war angeschossen in ein Leleschwadickicht geflüchtet. Das Thier trug den Kopf hoch, nur die Spitzen seiner geschwungenen Hörner waren zu sehen, es erwartete also seinen Gegner. Ihm sofort ins Dickicht zu folgen, wäre unklug gewesen, weshalb sich Graf Teleki im Schatten eines Gebüsches hinstreckte, um selbst eine Pfeife zu rauchen und dem Stiere Zeit zum Krankwerden zu lassen. Mohammed, welcher sich gelangweilt haben mochte, schlich jedoch nach einer Weile zum Büffel hin, und Graf Teleki, der davon keine Ahnung hatte, sah plötzlich den Mann, hart vom Büffelstier bedrängt, auf sich zulaufen. Teleki sprang auf die Beine, und Mohammed, der auch in Momenten höchster Gefahr nie die Geistesgegenwart verlor, wich nun geschickt zur Seite, so daß Teleki Gelegenheit zu einem glücklichen Schusse auf den Hals des Thieres gewann, das im Feuer zusammenbrach.

Am zweitfolgenden Tage setzte ein verwundeter Stier seinen Angriff auf Teleki auch nach einem solchen, jedoch mißglückten Halsschuß mit ungebrochenem Ungestüm fort und fiel erst nach einem zweiten Schusse in die Kehle hart vor seinen Füßen todt nieder. Die Zahl von Angriffen, welche Graf Teleki von Seiten angeschossener Büffel und Nashorne erfuhr, nahm gegen das Ende dieser Jagdzeit in auffallender Weise zu. Am 19., 21., 23., 24., 26., 27. und 31. Jänner und am 1. Februar hatte er

solche zu bestehen. Am 19. und 21. Jänner waren es je zweimal Büffel; am 23. Jänner ein Büffel und ein Nashorn; am 24. ein Nashorn; an den übrigen Tagen wieder Büffel. Bei beiden Nashornangriffen entkam er nur mit genauester Noth.

Gegen Büffel wendete Graf Teleki mit Vorliebe Halsschüsse an. Dieselben sind von vollständigem und sofortigen Erfolg begleitet, wenn die Wirbelsäule getroffen wird, haben aber gar keine Wirkung, wenn dies nicht gelingt, und solche Schüsse bleiben daher immer gewagt. Ein Büffelstier, welcher am 27. Jänner seine Leute bedrohte, fiel erst nach dem vierten Halsschusse. Graf Teleki's Erfahrung in der Jagd auf Büffel wuchs natürlich von Tag zu Tag, in gleicher Weise aber auch die Ueberzeugung, daß diese Thiere ebenso heimtückisch wie in der Wuth unberechenbar sind.

Während der ganzen Zeit war ich ans Bett gefesselt, da mein Zustand sich von Tag zu Tag verschlechtert hatte. Dysenterie in Begleitung von fortwährendem, schwachen Fieber und andauernder Schlaflosigkeit hatten mich langsam um den letzten Rest meiner Kräfte gebracht, und am 24. Jänner schien es schließlich, als ob es mit mir zu Ende gehen sollte. Und als sich an diesem Abende ausnahmsweise eine gewisse Schläfrigkeit bei mir einstellte und ich fühlte, wie sich meine schwachen, kaum noch flackernden Lebensgeister allmälig umnachteten, schloß ich die Augenlider willig und im festen Glauben, daß es an den letzten, langen Schlaf ginge. Ich erwachte daraus gegen 4 Uhr Morgens, aber es dauerte lange, bis ich zum Bewußtsein gelangte, daß ich noch lebte. Immer wieder fragte ich mich, wie es denn eigentlich gewesen war und ob ich denn auch wirklich lebe. Allmälig dämmerte dann die Erinnerung in mir auf, wie Graf Teleki am Nachmittage an mein Bett getreten war und mich gefragt hatte, wie es mit mir stehe. Wie ich ihm, von jeder Hoffnung verlassen, die Antwort gegeben hatte, daß es mit mir zu Ende gehe. Und dann hatten sich graue Schleier über mich herabgesenkt — und ich war gestorben.

Nun aber, was war das für ein Zustand? War es mein Erwachen im Jenseits? Doch, war dies nicht ein Hahnenschrei?! Sollte ich wirklich leben?!

Noch lange wollte ich es nicht glauben, auch noch, als auf mein Rufen hin Dschuma erschienen war. »Boy!« wiederholte ich noch immer zweifelnd, und erst nachdem mir sein gewohntes »Bwana?« entgegengeklungen hatte, schiens mir Wahrheit und kein Traum.

Endlich überzeugt, daß ich noch am Leben war, regte sich in mir auch zum ersten Male wieder seit langer Zeit die Hoffnung, daß ich viel-

Mohammed Seiff vom Büffel verfolgt.

leicht noch gesunden könne, und ich machte mich ans Mediciniren, das ich bisher aus krankhafter Einbildung beharrlich abgelehnt hatte. Ich nahm 4 Gramm Ipecacuanha, wohl etwas zu viel, aber die Wirkung war dafür wunderbar. Mein Körper wurde daraufhin zwar furchtbar zerrüttelt und zerwühlt, jede Fiber im Leibe zuckte wie von prickelnden, elektrischen Schlägen bearbeitet, und der Schweiß floß in hellen Strömen über meine abgezehrten Glieder, obwohl ich seit Wochen fast keine Nahrung oder

Flüssigkeit zu mir genommen hatte. Nach 24 Stunden legte sich der Nervensturm. Ich war wohl furchtbar matt, fühlte aber Eßlust. Doch nun brauchte ich Eier, denn Milch oder Suppe vertrug ich nicht.

Und die Eier kamen! So unverhofft, so zur rechten Zeit, wie das gläubige Gemüth sich Gottes Hilfe denkt in der höchsten Noth. Ein Mann fand an dem Tage ein Nest mit elf frischen Straußeneiern, von welchen ich mich nun 20 Tage lang ernähren konnte; nie früher, nie wieder sind wir jemals auf Straußeneier gestoßen.

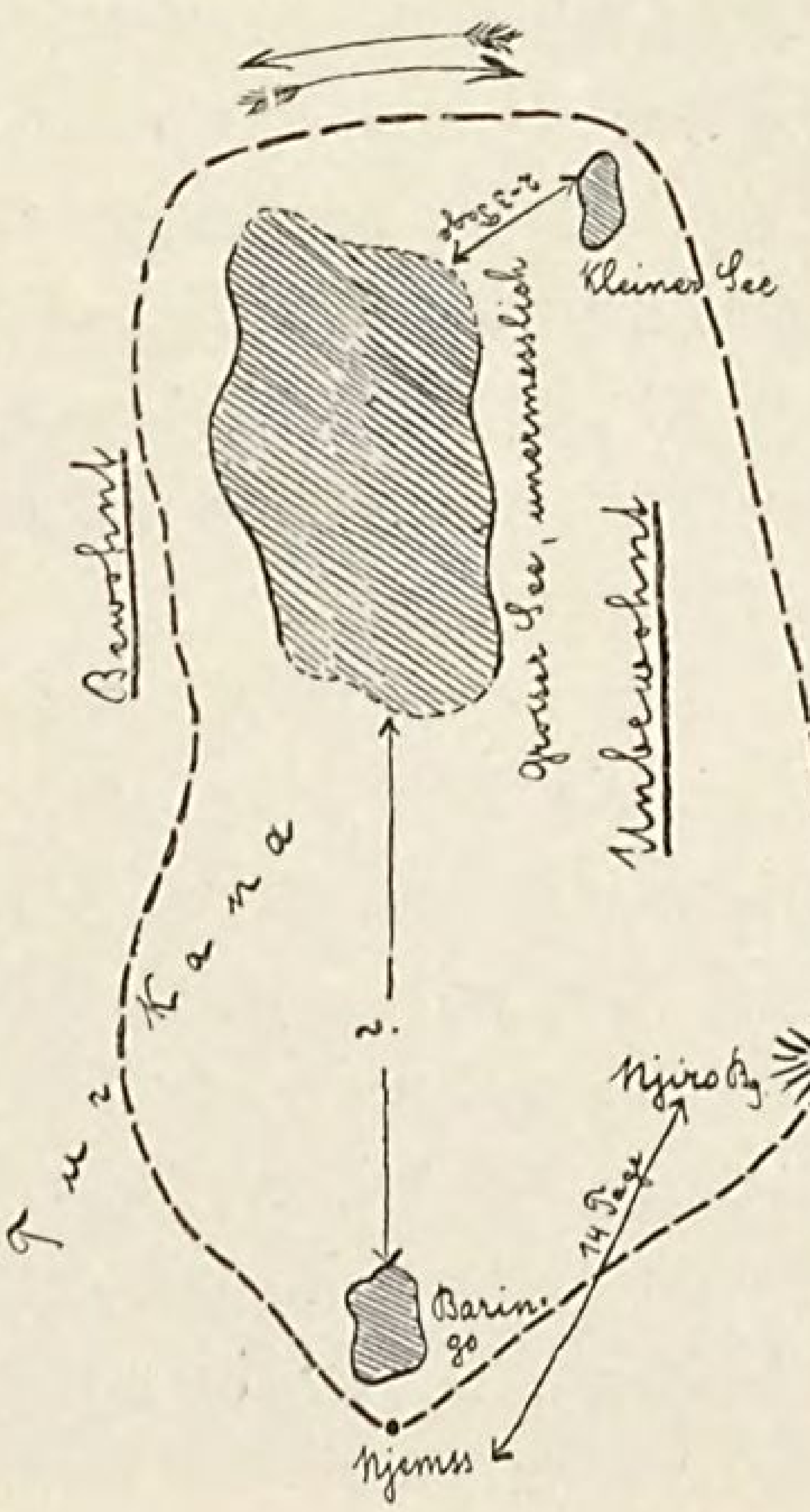
Ich genas nun langsam, war jedoch am 3. Februar, dem Tage unserer Rückkehr nach Njemß, noch so schwach, daß ich in einer Hängematte getragen werden mußte.

Den Marsch dahin traten wir mit einem Vorrathe von 1000 Kilogramm getrockneten Fleisches an; zweieinhalbmal so viel war im Laufe der vergangenen Wochen zur Erhaltung der Karawane nach Njemß geschickt worden. Am Mittage des 4. Februar trafen wir wieder in unserem Lagerplatze in Njemß Mdogo ein und gingen sofort an die Berathungen und Vorbereitungen zur Weiterreise. Es stellte sich bald heraus, daß wir die Hälfte unserer Waren zurücklassen mußten, da wir über hundert Lebensmittellasten mitzunehmen hatten, und führten wir zur Aufbewahrung unseres Rücklasses einen hölzernen, mit Lehmerde beworfenen Bau im Eingeborenendorfe auf.

Schwierig war die Auswahl der mitzunehmenden Tauschwaren, noch schwieriger die Entscheidung über die einzuschlagende Wegrichtung. Unsere Berathungen darüber mit Dschumbe Kimemeta und den Eingeborenen füllten ganze Tage aus. In keiner Hinsicht war etwas Bestimmtes zu erfahren, und immer fanden wir uns einem Chaos von vagen und sich widersprechenden, vielleicht lügenhaften Auskünften gegenüber, so daß unsere Entschlüsse bis zum letzten Augenblicke in der Schwebe blieben. Gab es einen See oder deren zwei im Norden? Diese Frage ließ sich nicht mit Sicherheit beantworten, denn keiner der vielen Eingeborenen wußte von den Seen im Norden aus eigener Anschauung. Noch weniger konnten wir erfahren, wie weit es zum näheren der beiden Seen sei, und die

Angaben über seine Größe schwankten zwischen zwei Monaten und einem Jahre! Er war unermeßlich.

Ueber die Lage derselben erfuhren wir, daß der große See auf verschiedenen Wegen zu erreichen war. Die kürzeste Route führte hart am Baringosee vorbei nach Norden, vorerst zu einem von armseligen Burkenedschi (einem uns damals noch unbekannten Volksstamme) bewohnten Berge Namens »Njiro«. Dieser Weg konnte jedoch nicht in Betracht kommen, weil er nur zur Zeit ausgiebiger Regen gangbar sein sollte. Ein zweiter Weg ging auf weiten Umwegen über's Hochland von Leikipia auch zum Njiroberge; der dritte sollte im Westen vom Baringosee durch bewohnte Gebiete bis zum See führen.



Lange vermochten wir uns nicht zu entscheiden, welche Wegrichtung wir nehmen sollten. Unser Plan war, das ganze unbekannte Seengebiet zu erforschen. Wir konnten dies von Westen über Osten thun und auch umgekehrt, wie sich bei Betrachtung des beigegebenen Kärtchens ergibt, welches das im Norden vom Baringo gelegene Seengebiet so darstellt, wie wir es uns zur Zeit unseres Aufbruches von Njemß vorstellten. Im Westen gab es — unserer Annahme nach — bewohnte Gebiete und daher auch Hilfsquellen; der Osten war unbewohnte Wildniß. Und dazwischen erstreckte sich als unüberschreitbare Schranke ein See. Der Weg im Osten desselben bildete der Erhaltung der Karawane wegen die größere Schwierigkeit. Sollten wir ihn zuerst vornehmen? Das hieß, auf unbekannten Pfaden, durch unbewohnte, wahrscheinlich wüste Gegenden unabsehbar weit vordringen, während der westliche Weg das Erreichen des einen Sees in bestimmte Aussicht stellte und uns bei eventueller Unmöglichkeit, weiter zu gelangen, auch den Rückzug sicherte. Wie

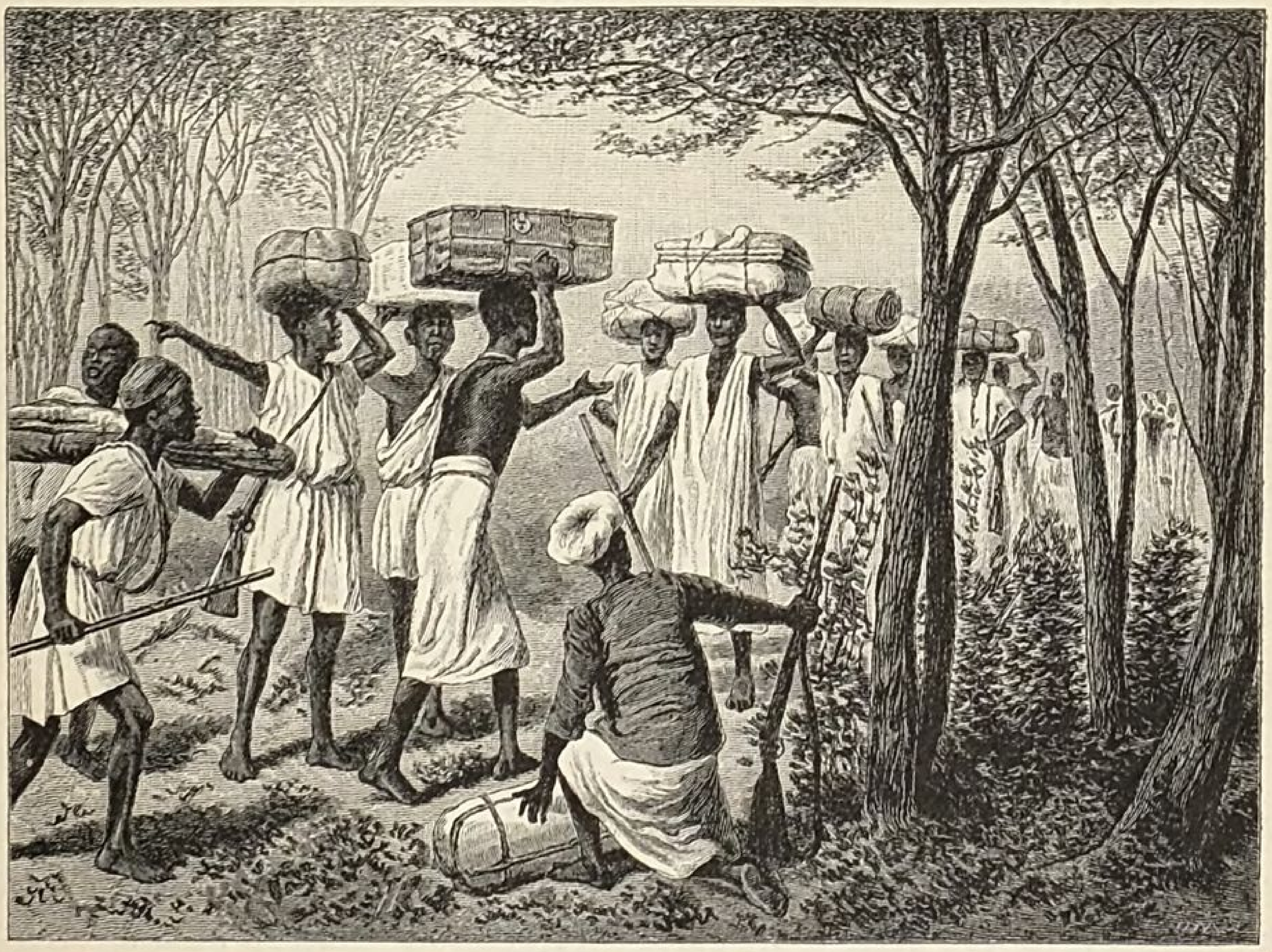
wenn wir uns in den Entfernungen verrechneten und irgendwo in der Wüste stecken blieben?!

Wir hatten uns zur Vollführung unseres Reiseplanes mit vieler Mühe und großem Zeitopfer einen Lebensmittelvorrath verschafft, der bei einiger Sparsamkeit für 35 Tage reichen konnte. Damit konnten wir sehr weit reisen, auch war Dies so viel, daß wir uns gar nicht denken konnten, uns irgendwo anders in den Besitz von Mehr setzen zu können. Gelang es daher mit dem Vorrathe nicht, die unbewohnte Ostseite zu überwinden, dann war es uns überhaupt nicht möglich, unsere Absichten auszuführen, ob wir dies nun von Westen oder von Osten aus versuchten. Wir mußten sonach zuerst den schwierigeren Theil anpacken, und dann, wenn derselbe zu Ende war, durch die bewohnten Gebiete heimkehren. Das war unsere letzte Ueberlegung. Wir wollten Alles oder Nichts und entschlossen uns, den Ostweg zu gehen.

Nun konnten wir auch zur Wahl von Eingeborenenführern schreiten. Sokoni, ein Mkuafi von Groß-Njemß, kannte angeblich das Land der Turkana und Suk, zu welchen wir im letzten Theil der Reise kommen sollten. Ein zweiter, jüngerer Mann erbot sich, uns bis zur Loroghikette zu führen; dort sollte er umkehren und für die folgende Strecke bis zum Njiroberge ein dritter Führer, ein ziemlich alter Mann eintreten. Für weiterhin hatten wir uns am Njiroberge nach Wegweisern umzusehen. Diesen Berg, welcher in unserem Reiseplane eine wichtige Rolle spielte, sollten wir in 14 bis 15 Tagen erreichen.

Eine Musterung unserer Karawane ergab außer den 8 Somâl und den 3 Suahiliburschen, 6 Anführer, 15 Askar, 197 gesunde und 9 kranke Träger und Eseljungen. An Vieh besaßen wir 19 graue Esel, 21 Ochsen und Kälber, und 60 Ziegen und Schafe; ein Theil der letzteren erwies sich jedoch als zu schwach zur Mitnahme. Die neun kranken Leute wurden unter dem Befehle des Askar Bori als Wache für die zurückbleibenden Vorräthe bestimmt. Bori hatte sich bisher als treu und verläßlich erwiesen, auch bot sein Grundbesitz bei Pangani eine gewisse Bürgschaft. Die Waren wurden übrigens vor seinen Augen gewogen und gemessen und ihm so förmlich übergeben.

Am Mittag des 9. Februar 1888 waren wir marschbereit. Die Leute befanden sich physisch zwar nicht in der allerbesten Verfassung — man sah noch vielen die kürzlich überstandenen Beschwerden und Entbehrungen an — sie bildeten jedoch eine durchaus ergebene und entschlossene Truppe, der es gar nicht einfiel, zu fragen, wohin es ging. Sie waren die »Safari a pále pále«, die Karawane, die überall hingeht, wohin



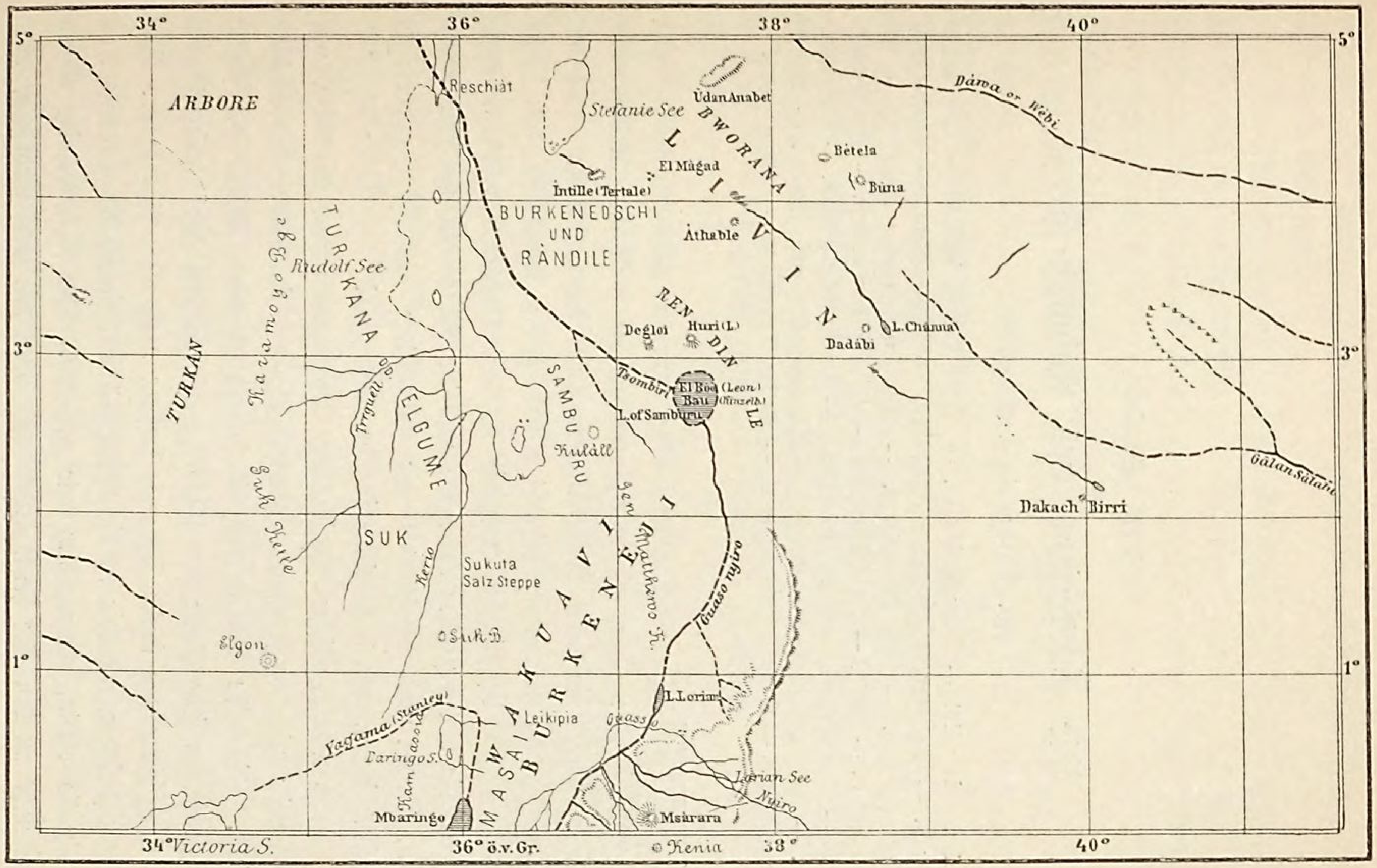
Die Suk kommen!

es auch immer sei, wie der hundertfach wiederholte Schlachtruf lautete, unter welchem sich am Nachmittage desselben Tages der Zug in Bewegung setzte.

Frohen Muthes bestieg ich meinen Grauen, obwohl noch ein schwankes Skelet, um mich der langen Reihe anzuschließen, die hastend und drängend das Lager schon verlassen hatte. Doch nach wenigen Minuten schon konnte ich eine Stockung wahrnehmen, und bald darauf sah ich die Leute auf demselben Pfade wieder zum Lager zurückkehren. Was war denn

los? Niemand wußte mehr, als daß plötzlich der Befehl zur Umkehr von Mund zu Mund gegangen war. Die Ursache aber war folgende: Charscho, einer unserer Somâl, den Graf Teleki nach Groß-Njemß geschickt hatte, war mit der Meldung zurückgekehrt, daß die Suk, ein nach Allem, was wir bisher über sie erfahren hatten, sehr räuberischer Volksstamm, Groß-Njemß überfallen haben. Daraufhin hatte Graf Teleki die Umkehr befohlen, denn unter diesen Umständen waren auch unsere Leute und Waren in Klein-Njemß gefährdet. Jetzt erklärte es sich uns auch, warum keiner der Eingeborenen unserem Abmarsche beigewohnt hatte, und was die vereinzelten fernen Ui-ui-Rufe bedeuten wollten, welche am Nachmittage zu hören gewesen waren. Graf Teleki sammelte rasch hundert Leute um sich und brach an der Spitze derselben eiligen Schrittes gegen Groß-Njemß auf, um den Eingeborenen Hilfe zu bringen. Schon nach einer halben Stunde kehrte er jedoch wieder zurück. Einige Morán von Klein-Njemß, welche er auf dem Wege traf, hatten ihn aufgeklärt, daß das Gerücht vom Einfalle der Suk falsch und nur auf die Nachricht hin entstanden war, daß am Tage zuvor ein Kampf zwischen den benachbarten Kamassia und den Suk stattgefunden hatte, wobei indeß die Letzteren zurückgeschlagen worden waren.

An einen neuerlichen Abmarsch an dem Tage war nicht mehr zu denken, wir schlugen daher unsere Zelte auf, indeß die Leute ihre kaum verlassenen Hütten wieder bezogen. Und als wir am Abend unsere Betten aufsuchten, mochte uns wohl Beide der Gedanke plagen, ob die unerwartete Störung des Abmarsches für uns etwa eine Vorbedeutung sein sollte.



Die Karte unseres Reisegebiets (von E. G. Ravenstein nach den vorhandenen Erkundigungen zusammengestellt) mit dem Rudolph- und Stephanie-See Vergleiches halber eingezeichnet.

VIII. Capitel.

Die Entdeckung des Rudolph-Sees.

(10. Februar bis 6. März 1888.)

Safari a pále pále! — Der Baringosee. — Unser Führer Sokoni. — Ein weißes Nashorn. — Auf dem Hochlande von Leikipia. — Lare Lólera. — Merkwürdige Schluchtenbildung. — Die Loroghikette. — Ein überraschender Ausblick. — Die Mathewskette. — Gold? — In Wassernoth. — Unser Führer verirrt. — Ein Gewaltmarsch. — Der Njiroberg und seine Bewohner. — Neue Erkundigungen. — Die Zebraarten. — Elephantenjagden. — Längs des Njirobergfußes nach Norden. — Weitere Jagdgeschichten. — Erster Anblick des Sees. — An der Tamisquelle. — Haya puani! — Am Rudolphseestrande. — Mißliche Aussichten.

Zeitlich am darauffolgenden Morgen, am 10. Februar 1888, machten wir uns wieder an den Aufbruch. Willig nahm die lange Reihe unserer Leute die Lasten auf, und mit erneuertem »Safari a pále pále« kehrten sie dem Lager den Rücken, stolz auf die kleine Viehherde, welche nebenher lief, auf die vielen prallen Kornsäcke und die schwere Menge von Stoffballen, Perlen und Draht, die wir mitführten; das Alles gehörte ja schließlich ihnen, und das reichte für so lange Zeit!

Bald war der lichte Akazienwald durchschritten und die kahle, nur streckenweise mit Steppengras bewachsene Savanne im Süden des Baringo erreicht. Die heiße Sonne und die stetigen trockenen Winde der letzten Wochen hatten jede Spur von Feuchtigkeit vernichtet, der lehmige Boden war ausgedörrt und breite Sprünge klafften nach allen Richtungen. Das wurde erst besser, als wir in die Nähe des Leikipiaabfalles gelangten, an den Guasso Bolio, an welchem wir lagerten. Der stufenförmige Abfall ist da nahe an den See herangerückt und endet mit zwei niedrigen, aber

langgestreckten, gerade gerichteten Terrassen, die wie Riesentreppen in die See-Ebene herabsteigen.

Am Fuße der unteren Terrassenstufe führte am folgenden Vormittage der Marsch weiter nach Norden und bog dann über den niedrigen Auslauf derselben ostwärts auf eine kahle, steinige Berglehne hinauf. Während der ersten Marschstunde kamen wir ziemlich nahe an eine Einbuchtung des Baringosees, dessen Ostrand ganz schilffrei ist, und marschirten überhaupt, so lange es in der See-Ebene nach Norden ging, über alten, zu Staub zerfallenen Seeboden. Den rothen Staubwolken, in welche wir uns dort fortwährend gehüllt fanden, waren wir auf den Berghängen wohl entrückt, doch machte hier das kopfgroße und scharfe vulkanische Gerölle, mit welchem der Boden dicht besäet war, das Gehen recht beschwerlich.

Dafür entschädigte uns ein umfassender Ausblick über die Landschaft. Die ungefähr 225 Quadrat-Kilometer große Fläche des Baringosees mit allen Inseln und Uferlinien, und das Flachland im Süden derselben, lagen wie ein Kartenbild zu unseren Füßen. Die Ufer des Sees sind im Westen und Nordwesten felsig, sonst flach und im Süden mit einem breiten Schilfsaum umgeben. Außer einer großen und vier kleinen Inseln im südlichen Theile des Sees konnten wir noch mehrere kleine in der Nordwestecke sehen. Die Form der großen Insel und ihre Lage im Verhältnisse zu dreien der kleineren Inseln ließen schließen, daß es die Reste eines gesunkenen Kraters sind, von welchem die Ostseite fehlt. Der Baringosee liegt in 1115 Meter Meereshöhe. Er ist abflußlos, führt jedoch süßes, trinkbares Wasser. Daß der See einst viel größer war und sich namentlich in südlicher Richtung weiter ausgedehnt hat, kann nach der unverkennbaren Bodenbeschaffenheit der dortigen Umgebung des Sees keinem Zweifel unterliegen; und die beiden Sümpfe, welche sich daselbst finden, sind mehr als wahrscheinlich erst durch das Zurücktreten der Seeufer entstanden.

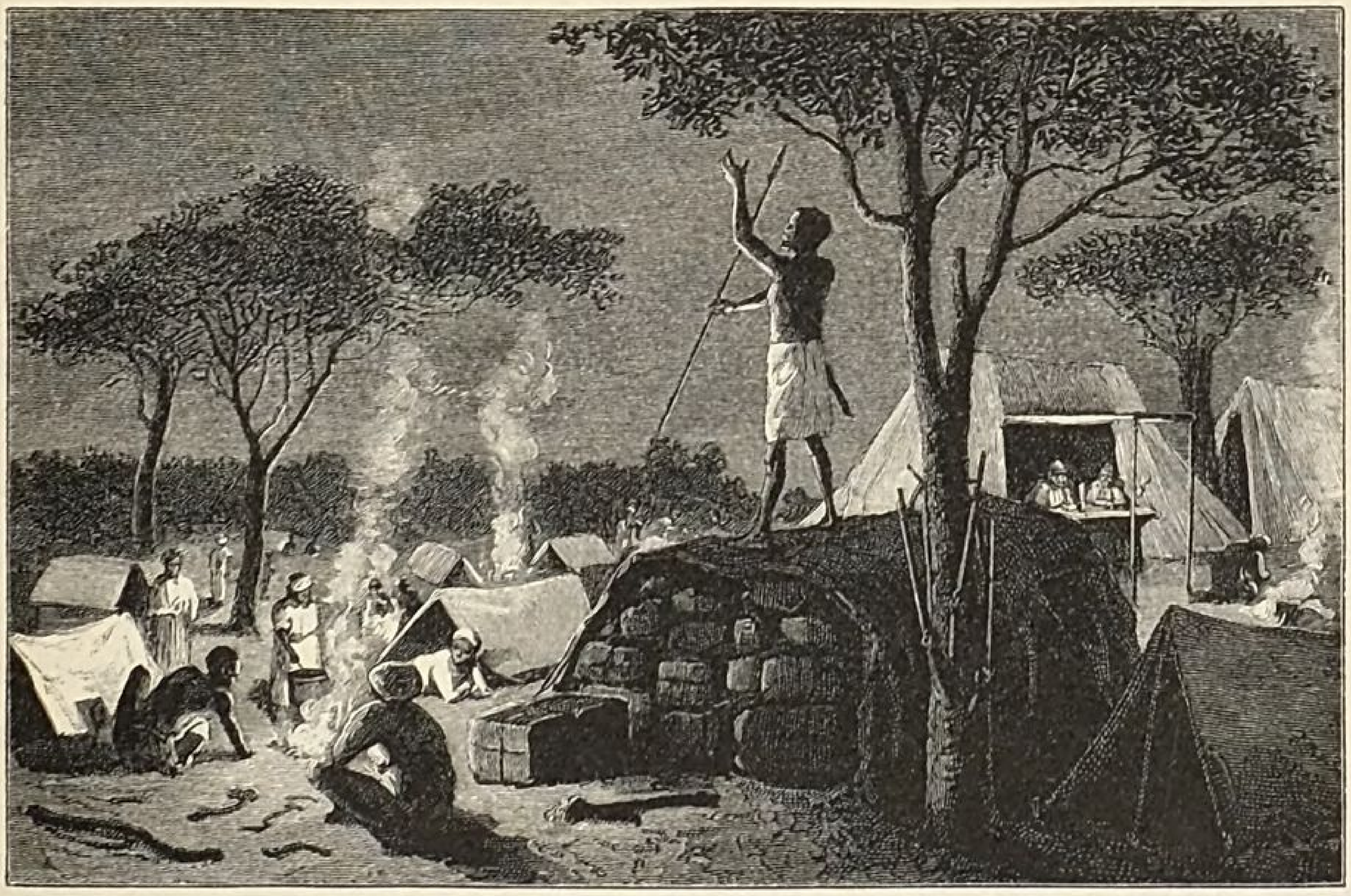
Auf der Sattelhöhe angelangt, sahen wir gegen Nordosten auf ein breites, durch das Mogodenibächlein bewässertes Thal hinab. Der Abfall des Leikipiahochlandes tritt dort weiter nach Osten zurück, und der Rücken,

auf welchem wir standen, war nur ein schmaler, verhältnißmäßig unbedeutender Ausläufer desselben. Bis zum Mogodenibache hatten wir noch einen weiten Marsch; Graf Teleki, welcher den Weg von seinem Jagdzuge her kannte, fragte daher die Führer, ob es nicht irgendwo näheres Wasser gäbe. Und in der That fand sich solches unerwarteter Weise ganz in der Nähe unseres Standortes, in einer tiefen Felsschlucht, die unseren Blicken entgangen war. Damit hatte unser Marsch an dem Tage, zur Freude vieler unserer Leute, die noch nicht recht marschfest geworden waren, ein Ende.

Die Folgen der kurz vorausgegangenen mehrwöchentlichen schlechten Ernährung jener Leute, welche den Kikujuzug Dualla's mitgemacht hatten, hafteten nämlich den meisten von ihnen noch an, und es hieß daher, von den vorhandenen Kräften, so lange es anging, einen schonenden Gebrauch zu machen, um die voraussichtlich schweren Anforderungen der kommenden Tage bestehen zu können. Der physischen Verfassung der Karawane wurde in diesen Tagen überhaupt die größte Aufmerksamkeit geschenkt, so daß sich einige der Leute selbst zu der mißverständlichen Annahme verleitet fühlten, insgeheim einen eigenmächtigen Eingriff in die Vorrathssäcke wagen zu dürfen. Unserem aufmerksamen Karawanenobersten Dualla war es jedoch beim Stauen der Ladungen aufgefallen, daß sich zwei Kornsäcke schlapper anfühlten als die übrigen, weshalb er sie am Abend nachwog. Da zeigte es sich nun, daß Einiges vom Inhalte fehlte. Die Empörung darüber war eine allgemeine, denn die große Mehrzahl der Karawane war jetzt schon selbst von dem Gefühle durchdrungen, in den Vorräthen unser kostbarstes Gemeingut zu sehen, und der verübte Diebstahl wurde daher von Allen als ein Eingriff ins allgemeine Vermögen betrachtet. Zum abschreckenden Beispiele wurden sowohl die Diebe als ihre Messegefährten — weil diese offenbar mitgegessen hatten — mit je 50 Karbatschehieben, dem höchsten unter gewöhnlichen Umständen vorkommenden Ausmaße, betheilt.

Sokoni, unser Njemßer Führer, benützte diesen Anlaß zu einer Standrede, welche er am späten Abend unter großem Beifalle in seinem aus Kisuahili- und Masaiwörtern zusammengesetzten Kauderwälsch hielt.

Der Mann war mit dem Reiseleben der Händlerkarawanen vollkommen vertraut, weil er einmal eine solche bis nach Pangani begleitet, anderen aber wiederholt als Dolmetsch und Führer nach den westlich und nordwestlich vom Baringo gelegenen Landschaften Kamassia, Elgejo, Ngabóto und Ngamátak gedient hatte. Was Sokoni an dem Abend sprach, nachdem er den Leuten Stille geboten hatte, war ganz vernünftig und übte auch



Sokoni redet.

sichtlich einen größeren Eindruck, als wenn es aus dem Munde irgend eines Anderen in der Karawane gekommen wäre. In Folge dessen gestattete Graf Teleki dem Manne auch weiterhin zeitweise seine Redekunst zu üben, denn das »schika mibuyu!« und »schika unga!«*), mit dem er seine Reden regelmäßig einzuleiten und zu schließen pflegte, konnte dem meist gedankenlos in den Tag hineinlebenden Volke nicht oft genug wiederholt werden. Wasser und Brot! Wie oft sollten wir uns noch darnach sehnen!

*) Achtet auf die Wasserflaschen! Spart euer Mehl!

Am nächsten Tage setzten wir unsere Reise in nordöstlicher Richtung fort bis zum Mogodenibache, wo wir nächtigten. Ein guter Pfad hatte uns durch ein breites, flaches Thal dahingeführt.

Der Bach entspringt im Hochlande von Leikipia und gewinnt die Ebene durch ein wildes, schluchtartiges Thal, das sich nahe im Osten unseres Lagerplatzes in den hier Elmarorój genannten Bergen öffnet. Er erreicht den Baringo jedoch nur zur Zeit der Regen; nun endete er in unserer Nähe als kleiner, schilfbewachsener Sumpf. In der Gegend gab's viel Wild, und Graf Teleki brachte während einer ganz kurzen Nachmittagspürsche zwei Nashorne zur Strecke; zwei angeschossene Büffelstiere waren ihm entkommen.

Am darauffolgenden Tage wanderten wir durch das mit kurzem Steppengrase bewachsene Thal, dem Fuße der Elmarorójberge entlang nach Norden, bis wir zu einem engen Seitenthale gelangten, aus dem ein fadendünner Quelllauf herauskam. Saftig grüner Rasen, wie wir ihn schon lange nicht zu sehen bekommen hatten, bedeckte da den Boden und lockte unsere Rinder und Ziegen auch so mächtig an, daß Graf Teleki in Rücksicht auf sie zu halten beschloß. Eine Büffelkuh, welche er während des Marsches erlegt hatte, bot für die halbe Tagesration Ersatz, und wir konnten uns die kleine Verzögerung des Marsches daher wohl gestatten. Kurz bevor wir in das Seitenthal einbogen, erfuhren unsere drei eingeborenen Führer, welche sich zufällig eine kleine Strecke vor der Karawane befunden hatten, einen ganz unerwarteten Ueberfall von Seiten einiger Wandorobbo, doch erlitten sie dabei keinen Schaden, weil die Angreifer sofort zurückwichen, als sie gleichzeitig die Karawane zu Gesicht bekamen. Der Vorfall ist indeß bezeichnend für den wahren Charakter dieses sonst so scheuen und scheinbar nichts weniger als aggressiven Volksstammes.

In dem engen, gewundenen Seitenthale, das fort eine üppige Rasendecke, dicht belaubte Büsche und schöne Bäume aufwies, ging es am nächsten Tage noch eine Zeit lang weiter, dann aber hatten wir uns zu allseitigem Bedauern von demselben zu trennen und auf kahle, mit vereinzelten blattarmen Akazienbüschen bewachsene Berghänge hinauf-

zuklimmen, um schließlich doch wieder zu einem felsigen, schluchtartigen Bachbette abzusteigen. Dasselbe hielt in einer Pfütze trübes, schlechtes Wasser und lag sonst trocken. Da war kaum Raum genug für unsere Zelte, doch blieb nichts übrig, als hier zu lagern, weil sich angeblich keine andere Wasserstelle in der Umgebung fand; die Schlucht mündete in ein breiteres Thal, in welchem der Bach zu Zeiten einen Sumpf bildet. Diese Gegend, welche den an europäische Wirthshausschilde erinnernden Namen »Lare lol bor' ngischu«, das heißt »die Quelle zum weißen Ochsen«, führt, fanden wir ebenso wie die ganze bisher durchzogene Landschaft unbewohnt.

Während der vergangenen Marschtage, hauptsächlich aber an den Abenden, hatten wir ganz unbeschreiblich von böenartigen Winden zu leiden gehabt. Windstille herrschte nur am frühen Morgen, sonst blies den ganzen Tag über ein heftiger, vom Hochlande zur Ebene streichender Wind, der gegen Sonnenuntergang immer zu einem förmlichen Orkane anwuchs und uns mehr als einmal trotz Sturmleinen unter unseren Zelten begrub. Das wäre indeß noch zu ertragen gewesen, der Alles durchdringende Staub aber, der im Gefolge des Windes auftrat, war geradezu entsetzlich. Kaum daß wir athmen konnten, und mit dicht umhülltem Kopfe mußten wir uns zu Bette begeben, um am Morgen unter einer dicken Schichte von Staub und Sand zu erwachen. Die Instrumente und Waffen verdarben, oder wurden wenigstens unverläßlich, und das Gekochte war kaum zu genießen, denn jeder Bissen knirschte unter den Zähnen. Das hatte glücklicher Weise mit dem Erreichen von Lare lol bor' ngischu ein Ende, und wir genossen mit wahrer Wonne diesen ersten kühlen und staubfreien Abend.

Am Tage darauf lagerten wir nach nur dreistündigem Marsche. Der frühzeitige Halt wurde durch ein Büffelpaar veranlaßt, welches Graf Teleki im engen Thale überrascht und erlegt hatte; und als sich in der Nähe zufällig Wasser in zwei Felslöchern fand, nächtigten wir auch gleich an der Stelle, da mit der Vertheilung der Beute ohnehin zu viel Zeit verloren gegangen wäre.

Wie bisher in nordöstlicher Richtung, dem Rande des Hochlandes entlang, meist durch enge Thäler marschirend, gelangten wir am folgenden

Mittage zum Amajabache, welcher durch einen breiten, nach Nordwesten ausmündenden Thalkessel fließt, den kahle Höhenzüge und steile Abfälle vulkanischer Plateaulandschaften fast ganz umranden. Der Bach ist ziemlich wasserreich, sein Bett jedoch tief eingeschnitten, so daß man ihn leicht übersehen kann, obwohl seine nächsten Uferränder schönen Baumwuchs aufweisen. Wir lagerten an diesem Tage, dem 16. Februar, in der That zuerst an einem vollkommen trockenen Bachlaufe und verschafften uns Wasser durch Graben, ohne zu ahnen, daß hart daneben der schönste Bach floß.

Während dieses Marsches erlegte Graf Teleki ein weißes Nashorn. Ich weiß, daß die Wissenschaft diese Art oder Varietät nicht kennt oder vielmehr nicht anerkennt und will sie auch nicht als solche hinstellen. Doch kann ich versichern, daß das Thier — ein ungewöhnlich großes Weibchen — so licht silbergrau gefärbt, so auffallend lichter als irgend eines der vielen Exemplare war, die wir bis dahin zu sehen bekommen hatten, daß es füglich nicht anders, als ein »weißes« Nashorn genannt werden konnte. Die Färbung rührte durchaus nicht von irgend einer lichterdigen Suhlung her, indem die Haut im Gegentheile auffallend schmutzfrei war.

Am 17. folgten wir dem Amajabachlaufe nicht ganz zwei Stunden lang bis nahe zu seinem Ursprunge, dann hieß es zu unserer Ueberraschung abermals halten. Nun aber waren wir die kurzen Märsche satt, die auch durch die Rücksicht auf das Befinden der Mannschaft nicht mehr geboten waren, und Barnoti, unser Führer auf dieser Wegesstrecke, erhielt die Weisung, die Märsche fortan ausgiebiger zu gestalten. Da stellte sich heraus, daß er den frühen Halt nur angeordnet hatte, um Zeit zu haben, sich über den Weg zu orientiren. Barnoti hatte die Strecke blos einmal in seinem Leben, vor etwa zehn Jahren, zurückgelegt und erinnerte sich nur mehr daran, daß der weitere Weg auf das Hochland hinaufzugehen habe, dessen Steilabfall uns im Osten und Süden umschloß. Er machte sich nun auch in Gemeinschaft mit Sokoni auf die Wegsuche.

Wir hatten uns bisher in sehr allmäliger Weise von der Baringoebene bis zur Meereshöhe von 1677 Meter erhoben; rascher bergan ging

es am folgenden Tage. Wir durchschritten erst das Thal und wendeten uns dann einem minder steilen Hange des Abfalles zu, der mit cypressenblättrigen Coniferen und vereinzelten Moriobäumen bewachsen war. Nahezu zwei Stunden mühten wir uns den augenscheinlich zeitweise von Menschen begangenen Pfad hinan — es fanden sich mit Steinen besetzte Opferbäume im Walde — bis wir die Höhe erreicht hatten, wo uns ein kalter, feuchter Ostwind empfing. Bisher hatten wir immer in Thälern und Schluchten gesteckt, so daß es unmöglich gewesen war, eine Vorstellung vom Aufbau des Landes zu gewinnen. Die Gehänge, von welchen wir stets umgeben waren, konnten ebensowohl Lehnen von Bergrücken, als Abfälle von Plateaus sein. Wir vermutheten zwar das letztere, waren aber nichtsdestoweniger sehr überrascht, als wir uns oben am Rande einer fast unabsehbar weiten, flachwelligen, nach Süden und Osten kaum merklich geneigten Hochfläche sahen; nur im Norden schloß ein etwa 400 Meter hoher, dunkelbewaldeter Gebirgszug — die Loroghikette — die Fernsicht ab. Kurzes Steppengras bedeckte den Boden, junge Akazien und vereinzelte Moriobäume bildeten streckenweise ganz lichte Bestände. Ein leichter Rieselregen ließ uns die herrschende Kühle noch unangenehmer empfinden, und wir eilten daher raschen Schrittes weiter, erreichten jedoch erst Nachmittags das bei einer sumpfigen Mulde, inmitten eines Cypressenwaldes gelegene Nachtlager.

Der Platz hieß Lare Lólera und lag 2071 Meter hoch. Die Landschaft, welche malerisch, aber nichts weniger als tropischen Charakters war, erinnerte uns lebhaft an die oberen Regionen des Kilimandscharo. Dort waren es die schwarzgrünen Baumeriken, hier die dunklen, mit Flechten behangenen Cypressen, welche sich grell vom gelben Steppengrase abhoben. Und so wie damals umstanden auch jetzt unsere Leute die rasch angefachten Feuer. Ueberraschend war uns in der frostigen Landschaft eine Herde Zebra, die gegen Sonnenuntergang zum Wasser gelangen wollte; auch Büffel zeigten sich für einen flüchtigen Augenblick.

Der regnerischen Nacht folgte ein trüber, unfreundlicher Morgen. Ein schweres herbstliches Gewölke bedeckte den Himmel, und im Walde

wollte es lange nicht Tag werden; unsere halberstarrten Leute lagen an dem Morgen auch zu einer Zeit, wo wir sonst schon längst auf dem Marsche waren, noch verschlafen bei den kaum qualmenden Feuern. Schließlich kamen wir jedoch in Bewegung. Es ging unausgesetzt in nördlicher Richtung, ziemlich nahe am Westrande des Plateaus weiter. Zu unserer Linken begleiteten uns fort die Ränder dunkler Waldbestände in größerer oder geringerer Entfernung, während sich zur Rechten die flachwellige Steppe in scheinbar ununterbrochener Gleichmäßigkeit bis an den Fuß des Gebirgszuges erstreckte. In Wirklichkeit fanden sich dazwischen tief in den Boden eingeschnittene Schluchten, die wir jedoch erst gewahr wurden, als wir in die nächste Nähe derselben gelangt waren. Sie sind lang und schmal, parallel zur Bergkette gerichtet und führen in der Tiefe Wasserläufe, die theils nach Osten, theils nach Westen fließen. Die schluchtartigen Thalrisse sind offenbar durch Einbrüche entstanden.

In der Grassteppe tummelten sich zahlreiche Zebraherden (wahrscheinlich Equus Zebra) als einzige Wildart herum. Graf Teleki erlegte deren drei.

Am Grunde einer weniger tiefen und steilrandigen Schlucht mit einer überraschend reichen und mannigfaltigen Flora lagerten wir. Obwohl wir uns da in 2344 Meter Meereshöhe befanden, war unsere Lage doch erträglicher als am Tage zuvor, weil wir vom kalten Ostwinde nichts verspürten, der unausgesetzt wehte.

Ein kurzer Spaziergang, den wir am Nachmittage in westlicher Richtung unternahmen, brachte uns ganz unvermuthet an den Rand des Plateaus, das hier in jähem Sprunge, in Hängen von unüberwindlicher Steilheit mehrere hundert Meter tief abstürzte. An den Fuß des Abfalles reihten sich schroffe Hügel und Berge, deren Westhänge gleichfalls fast senkrecht abfielen und in eine flache Landschaft von ausgesprochener Oede übergingen. Ferne im Westen schlossen duftig blaue Gebirgszüge den Gesichtskreis ab. Das Bild, welches wir überblickten, war reich an Gegensätzen, aber ohne jene anmuthende Heiterkeit, durch welche die Natur den Beschauer fröhlich stimmt. Aus den stillen Thälern zu unseren Füßen

lachte uns wohl frisches Grün entgegen, doch drang von dort kein Laut herauf, nichts regte sich auf ihrem Grunde, und nur Einsamkeit, starres Schweigen sprachen zu uns. In der tiefer gelegenen Ebene dagegen schien die heiße Sonne jede Spur von Wachsthum vernichtet zu haben; dort trieben Staub- und Sandhosen ihr Spiel, vom kalten, scharfen Ostwind gejagt, der uns um die Ohren pfiff. Im Süden der Steppe erhoben sich einzelne Höhen und flache Rücken — die kahlen Paga- und Erreberge — die bis zum Baringosee hinabreichen, der selbst auch noch als schmaler, spiegelnder Streifen zu sehen war.

Dem nächsten Marsche sahen wir mit besonderem Interesse entgegen, weil er über die Loroghikette führen sollte, welche sich als dunkler, waldiger Höhenzug am ganzen Nordhorizonte abhob. Wider Erwarten ging es noch mehrere Stunden nur langsam bergan, meist über sanft ansteigende grasige Hänge, oft hart am Rande bewaldeter Längsschluchten, welche alle parallel mit dem Gebirgszuge liefen. Ein Blick nach Nordwesten zeigte hiebei, daß die Loroghikette im Westen von Plateaulandschaften umgeben ist, welche in Bezug auf absolute Höhe der Kammhöhe des Bergzuges wenig nachstehen. Letztere mag ungefähr 2600 Meter betragen und dürfte im ganzen, circa 60 Kilometer langen Verlaufe der Kette ziemlich gleich bleiben. Die relative Höhe jedoch, mit welcher der Gebirgszug die umgebenden Plateaus überragt, nimmt von West nach Ost in dem Maße zu, als das Plateau nach dieser Richtung abdacht. Das Südende der Loroghikette war uns seinerzeit, gelegentlich der Guasso Njiro-Reise, in ganz bedeutender Höhe gegenübergestanden; hier verschwand der Kamm fast in der Umgebung. Aber dort hatten wir uns blos in 1400 bis 1500 Meter Meereshöhe befunden, während das Aneroïd hier 2500 Meter anzeigte, als wir den höchsten Punkt des Plateaus erreicht hatten. Auffallend beim Anstiege war uns, zeitweise auf metamorphisches Gestein zu stoßen, und wir gewannen hieraus die Vorstellung, daß der ganze Stock des Gebirgszuges aus solchem bestehen müsse und nur inselgleich aus dem Meere vulkanischer Ueberschüttung herausrage.

Auf der Höhe angelangt, empfing uns ein eisiger Hauch, welcher uns rasch weiter in den Schutz des Waldes trieb, der nun in geschlossenen

Beständen auftrat. Eine kurze Strecke ging es eben weiter, dann über die Nordseite hinab. Bald nahm uns ein nordnordöstlich gerichtetes Thal auf, welches das Westende des Gebirgszuges von den vorgelagerten Plateaus trennt. Herrliche Bäume, hauptsächlich Coniferen, umschlossen uns da in dichten Reihen, doch gewannen wir dabei auch manchen Einblick in gleich schön bewaldete Seitenthäler zu unserer Rechten. Die frohe Stimmung, in welche wir durch die schöne Waldlandschaft versetzt worden waren, die unbewohnt schien und den vollen Reiz der Einsamkeit und Jungfräulichkeit athmete, wurde durch einen grellen Mißton gestört, als wir tiefer kamen; denn da fanden wir die schöne Natur in trostloser Weise durch Menschenhand verwüstet. Ein von Wandorobbo — die der Jagd wegen in manchen Theilen des Loroghigebirges hausen sollen — angelegter Waldbrand, der gewiß schon seit Wochen unausgesetzt wüthete, hatte die mächtigen Baumriesen auf eine weite Strecke hin verzehrt oder verstümmelt. Allerwärts lagen Stämme und Aeste umher, und eine dicke Aschenschichte bedeckte den Boden; Qualm und Rauch erfüllten die Luft in Wolken.

Der Marsch durch diese Brandstätte war nicht ungefährlich, denn mehr als einmal brach eine der halbverkohlten Baumruinen hart am Pfade mit lautem Gekrache zusammen, und allerwärts gloste es noch unter der weißen Aschenschichte. Das Thal führte rasch bergab in die tiefergelegenen Regionen, welche vom Feuer verschont geblieben waren. Dort fand sich auch Wasser vor, Anfangs in kleinen vereinzelten Tümpeln, später in größerer Menge, so daß wir glaubten, am Ursprunge eines Baches zu stehen; doch endigten auch solche, kraftvollere Anläufe stets an einer dazu geeigneten Stelle als Tümpel. Die steilen Thalwände rückten oft so nahe aneinander, daß wir unseren Weg durch's Wasser nehmen mußten, das dann die ganze Sohle ausfüllte. Erst am späten Nachmittage fanden wir einen genügend freien, zum Lagern geeigneten Platz. Wir befanden uns da auf der Nordseite der Loroghikette in 1883 Meter Meereshöhe.

Obwohl wir nun schon seit Monaten in hochgelegenen und durchaus gesunden Gegenden reisten, starb da Hamis Djindja, einer unserer kräftigsten Träger am Fieber nach kaum dreißigstündiger Krankheit.

Im Thale führte unser Weg auch am folgenden Tage weiter. So lange die Bodenformation aus Gneis bestand, war die Thalsohle gut bewässert und bewachsen. Dies hörte jedoch auf, sobald wieder vulkanisches Gestein zu Tage trat. Die Wassertümpel wurden seltener und der Pflanzenwuchs einförmiger und spärlicher; gleichzeitig wies das Thal häufiger Verwerfungen auf. Gegen Mittag erlegte Graf Teleki ein Nashorn, ein ausnahmsweise großes und fettes Thier. Da wir eben auch an einer schwierigen Thalstelle angelangt waren, die scheinbar keinen Weitermarsch zuließ, lagerten wir daraufhin. Vor uns thürmten sich mitten im engen Thale mächtige Felsen auf, so daß es fast ganz versperrt war, und an den beiden Seiten stiegen die Thalhänge fast senkrecht an. Am folgenden Morgen ging es in der That zuerst eine Strecke weit zurück, dann führte ein steiler Pfad auf die Höhe der rechten Thalseite hinauf. Zu unserer Ueberraschung sahen wir uns dort wieder am Rande einer vulkanischen Plateaufläche angelangt, welche hier im Norden den Fuß der Loroghikette in derselben Weise umfaßt, wie es im Süden und Westen der Fall ist. Den Gebirgszug hatten wir nun schon im Rücken, und vor uns that sich eine weite, uns gänzlich neue Landschaft auf. Das Plateau, auf dem wir standen, war ganz schmal; wir konnten sehen, daß es nach einer kurzen Weile steil abbrechen müsse. Uns gegenüber, getrennt durch einen breiten Streifen Landes, der mehrere hundert Meter tiefer als unser Standort lag, erhob sich in der Entfernung von ungefähr 30 bis 40 Kilometer eine hohe Bergkette, die im Norden mit dem Njiroberge begann, dem Ziele, welchem wir zustrebten, nach Süden zu sich aber so weit hin erstreckte, als wir sie überhaupt verfolgen konnten. Und in dieser Richtung erkannte ich zu meiner Genugthuung verschiedene Bergformen, welchen wir am Endpunkte unserer Guasso Njiro-Reise gegenüber gestanden waren. Was wir nun vor Augen hatten, war also die Fortsetzung jenes Bergzuges, welchen wir damals im Halbkreise nach Norden hatten ziehen sehen.

Der Gebirgszug besteht aus mehreren getrennten Bergketten von etwa 2500 bis 2800 Meter absolute Höhe, die zur Loroghikette im allgemeinen parallel gerichtet sind. Unser Führer unterschied von Norden

nach Süden folgende fünf Theile: den Njiroberg und die Sáddim-, Doto-, Murkebén- und Lengijukketten. An die Lengijukkette reihte sich ein auffallender Berg, Ngarroni genannt, welcher als bedeutend schon seinerzeit am Guasso Njiro meine Aufmerksamkeit erregt hatte. Die zwischen der Loroghikette und dem Gebirgszuge gelegene Landschaft war auf der Loroghiseite mehr flach, auf der andern aber mit unregelmäßig hingestreuten Erhebungen von 100 bis 300 Meter Höhe bedeckt. Ziemlich gleichmäßig eben zeigte sie sich in der Richtung des Njiro- und in jener des Ngarroniberges. Das schluchtartige Thal, in welchem wir während der vergangenen zwei Tage gewandert waren, lief hart zu unserer Linken weiter nach Osten in die tiefer gelegene Landschaft aus, wo die Fortsetzung des Bachbettes sich durch eine Reihe frischgrüner Uferbäume weithin verfolgen ließ. Buschwuchs war noch in verschiedenen anderen Mulden und Einschnitten zu sehen, doch leuchtete überall das nackte Gestein zwischen durch.

Unser Marsch führte in östlicher Richtung übers Plateau fort. Wir begegneten bald zahlreichem Wilde, namentlich Büffeln, die jedoch bei unserer Annäherung zeitig das Weite suchten, und Nashornen. Eines der letzteren — ein Weibchen mit seinem Jungen — kam plötzlich aus einem Buschdickicht heraus und auf Teleki zugerast, so daß er kaum Zeit zum Losdrücken fand. Es fiel in der That vor seinen Füßen zu Boden.

Die nun folgende Fleischvertheilung machte einen längeren Aufenthalt nöthig, der uns, Angesichts des massenhaften neuen topographischen Materiales, diesmal recht willkommen war. Wir beschlossen unsere Arbeiten damit, daß wir den Gebirgszug nach unserem Freunde, dem General Lloyd Wm. Mathews in Sansibar »Mathewskette« tauften, in Erinnerung an die werkthätige Unterstützung, mit welcher er unser Unternehmen gefördert und damit die erste Entdeckung uns ermöglicht hat.

Bald darnach erreichten wir den Plateaurand; dann ging es auf so steilem Pfade, wie ihn eine beladene Karawane eben noch verträgt, im Sprunge um 200 bis 250 Meter in die Tiefe. Damit vollzog sich gleichzeitig und haarscharf der Uebergang vom vulkanischen auf metamorphisches Gebiet. Anstatt wie früher mit Asche, Lava, Basalten und Bimsstein, war

nunmehr der Boden mit verschiedengefärbten Gneissen und Glimmerschiefern, Feld= und Kalkspathen und Aehnlichem besäet, und war auch bald eine ganze Mineraliensammlung in Dschuma's Hängetasche geborgen.

Bislang hatte uns der junge Njemßer Barnoti geführt. An diesem Morgen war der alte »Baringo« (wie wir der Einfachheit halber den zweiten Führer nannten) an die Spitze der Karawane getreten. Unser Ziel an dem Tage war ein Wasserplatz Namens Barasalój, welcher seinen Angaben gemäß von Krokodilen und Flußpferden belebt war; dahin sollten es angeblich nur wenige Stunden sein.

Wir hatten mit Bestimmtheit erwartet, daß nach Ueberschreitung der Plateaustufe unser Weg nach Norden gerade auf den Njiroberg zuführen würde, der in blauer Ferne als wenig bedeutende Masse zu sehen war, und wunderten uns daher nicht wenig, als es statt dessen in östlicher Richtung dem trockenen Bachbette — der Fortsetzung des Thales — entlang weiter ging. Doch Baringo mußte das besser wissen. Der Mann hatte angeblich hier herum in der Jugend seine Schafe geweidet, und er gab sich auch, wie wenn er sich da noch immer wie zu Hause fühlte. Und unverdrossen wanderten wir ihm nach im glühenden Sonnenbrande, durch den tiefen Sand des Bachbettes, immer in der gespannten Erwartung, bei der nächsten Biegung des Flusses einen binsenbewachsenen Weiher zu sehen. In Aussicht auf einen nur kurzen Marsch hatte sich am Morgen Niemand mit Wasser versehen, doch trieb der Durst die Leute um so rascher weiter. Stunde auf Stunde verrann, die Landschaft blieb aber gleich wasserlos und wüste. Ab und zu zeigten sich einzelne Giraffen und Beisa=Antilopen, beides echte Wüstenthiere, die eher auf alles Andere, als auf Vorhandensein von Wasser schließen lassen. Auch eine uns neue Gazellenart trafen wir während dieses Marsches zum ersten Male an. Sie erinnert insoferne an die Giraffe, als ihr Hals unverhältnißmäßig lange ist und auch der Rücken so wie bei jener nach hinten stark abfällt; wir nannten sie für unsere Zwecke immer nur die »Giraffen=Antilope.«*) Später stießen wir auf viele Nashorne; Graf Teleki erlegte deren zwei, ohne vom Pfade abzuweichen.

*) Es ist die Gazella Walleri Brooke.

Geologisch interessant war das Vorkommen von Hügeln, die aus rein weißem Gestein (Quarz oder Kalkstein?) bestanden und in der strahlenden Sonne wie frisch gefallener Schnee leuchteten. Bei ihrem Anblicke konnten wir den Gedanken an Gold nicht los werden, doch sie blieben alle abseits vom Pfade liegen, und bei der Eile, mit welcher der Marsch vor sich ging, war es uns nicht möglich, sie darnach zu untersuchen. Das sollte übrigens vom Lagerplatze aus geschehen, der nun doch nicht mehr ferne sein konnte.

Es wurde indeß 3 Uhr, 4 Uhr, schließlich neigte sich die Sonne dem Untergange zu. Viele der Träger schleppten sich nur mehr mühsam weiter, ebenso verriethen die Esel, Ziegen und Schafe Zeichen großen Durstes; dann schlugen sie, trotz ihrer Müdigkeit, zeitweise einen Galopp an. Um diese Zeit traf ich Barnoti, der mit zwei schönen Elfenbeinzähnen auf den Schultern, welche Graf Teleki unterwegs gefunden hatte, zurückgeblieben war.

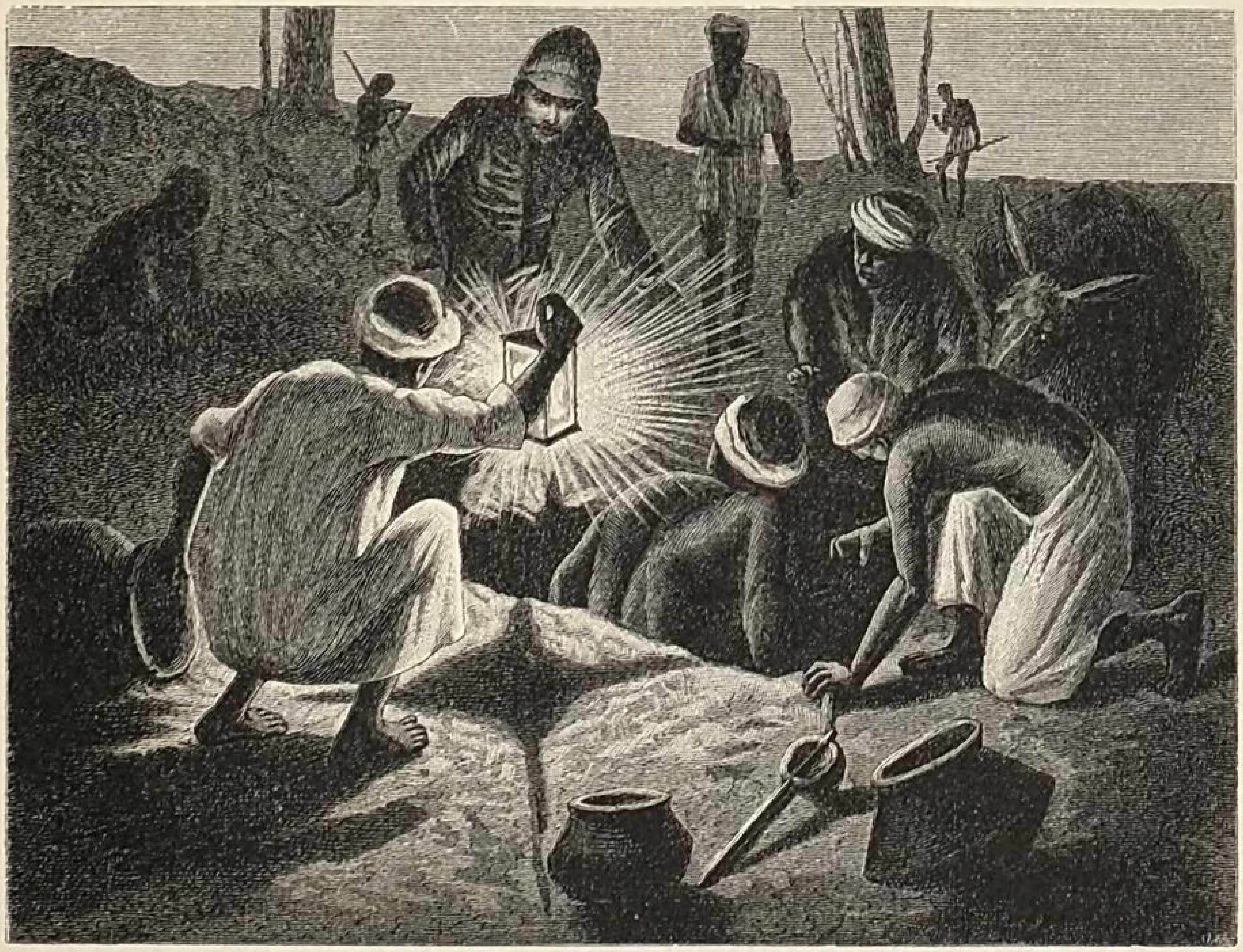
»Barnoti! Wo ist denn das Wasser?«

»Meáta ngáre táta!« »Es gibt heute kein Wasser!« lautete die niederschmetternde, wenn auch fröhlich gegebene Antwort des immer munteren Burschen.

Bald stieß ich auf den Grafen Teleki und Baringo, die mit der Spitze der Karawane rasteten. Nun erst stellte es sich heraus, daß der alte Mann keine Ahnung von der Gegend hatte, daß er uns den ganzen Tag über dem trockenen Flußbette nur in der Annahme hatte folgen lassen, es werde sich irgendwo im Verlaufe desselben schon Wasser finden. Mit dem Geständnisse war er aber erst jetzt herausgerückt, nachdem Barnoti ihm gegenüber fest bei der Meinung blieb, daß es seines Wissens nirgends in der Gegend Wasser gebe.

Diese unerwarteten Eröffnungen beunruhigten uns nicht wenig. Wir befanden uns bereits volle zwölf Stunden auf den Beinen, und Menschen und Thiere waren in gleicher Weise ermüdet und durstig. Wasser hatte keiner der Leute seit dem frühen Morgen über die Lippen gebracht, und was davon vorhanden war, bestand in ungefähr 1·5 Liter, die sich in

unseren beiden Feldflaschen befanden. Nach einigen Augenblicken wortloser Stille, während welcher sich wohl Alle fragten, was nun geschehen würde, gab Graf Teleki den Befehl zu lagern. Dann schickte er sieben Abtheilungen zu je 20 Leuten unter der Führung je eines der Somâl nach verschiedenen Richtungen aus, mit dem Befehle, die Gegend nach Wasser abzusuchen. Der solange bangen Stimmung folgte nun große Rührigkeit



In Wassernoth.

— war doch wenigstens der Hoffnung wieder Raum gegeben — und fünf Minuten später verschwanden die verschiedenen Scharen mit den Kochtöpfen in der mittlerweile eingetretenen Dämmerung. Dann ward's wieder ruhig im Lager, denn erwartungsvoll umstand Alles eine Grube, die bei Laternenschein in hastiger Eile ausgehoben wurde. Dualla hatte das Flußbett sorgfältig untersucht und dann eine Stelle angegeben, an welcher man durch Graben vielleicht auf Wasser stoßen konnte. Der Sand wurde wirklich schon in einem Meter Tiefe feucht, doch blieb es dabei,

auch nach dem zweiten Meter und — ein schlechtes Zeichen — der feuchte Sand blieb immerfort gleich warm. Trotzdem schaufelten wir fort und fort, bis in 3½ Meter Tiefe eine Felsschichte unseren Bemühungen ein Ende machte.

Diese neuerliche Enttäuschung stimmte uns nun schon nachdenklich, weil wir mit ziemlicher Bestimmtheit gehofft hatten, durch Auswerfen von tiefen Schachten im Flußbette zu Wasser zu gelangen. Das Bewußtsein, uns ohne Wasser in einer Wüste zu befinden, und vielleicht auch die Besorgniß, daß unter diesen Verhältnissen irgend Jemand sich unseren Vorrath aneignen könnte, erzeugte in uns Beiden zunächst ein ganz plötzliches Durstgefühl, und es dauerte nicht lange, so war der letzte Tropfen des in den Flaschen vorhandenen Wassers in unseren Mägen geborgen.

Die ausgeschickten Abtheilungen hatten die Weisung erhalten, sofort einige Gewehrschüsse abzugeben, falls sie Wasser gefunden hatten, und mit ängstlicher Spannung lauschten wir darnach in die Finsterniß hinaus. Doch eine Stunde verann nach der andern, ohne daß sich aus irgend einer Richtung der sehnlichst erwartete Knall hören ließ, und unsere Hoffnungen schwanden immer mehr, indeß unsere Gedanken immer häufiger sich mit dem Rückzuge nach dem am Morgen verlassenen Wasserplatze befaßten, dem einzig möglichen Schritte unter diesen Umständen. Ein solcher bedeutete nichts weniger als ein Aufgeben unseres Reiseplanes, denn ohne Wasser war an eine Fortsetzung des Marsches zum Njiroberge, unserem Stützpunkte für das weitere Vordringen nach Norden, gar nicht zu denken. Der Berg lag nach unserer Schätzung auch jetzt noch in gerader Linie 70 bis 90 Kilometer weit. Das machte, gering gerechnet, 25 Marschstunden, und nicht ein Zehntel von unseren 200 Leuten wäre im Stande gewesen die Leistung zu überstehen.

Man mag sich darnach unsere Freude vorstellen, als gegen 11 Uhr plötzlich einige dumpfe Gewehrschüsse in unbestimmter Entfernung zu hören waren. Aber noch durften wir uns nicht in Sicherheit wiegen, es konnten ja auch Nothschüsse Verirrter gewesen sein. Eine ziemlich bange halbe Stunde verging, dann aber kamen dunkle Schatten einhergeschritten mit den Koch-

töpfen auf den Köpfen, ein Beweis, daß sie nicht leer waren. Es war die von Dschama Jussuf geführte Abtheilung, die nun mit lautem Halloh empfangen wurde. Die Leute waren dem Flußlaufe gefolgt, hatten denselben immer gleich sandig und trocken gefunden und sich schließlich auf's Graben verlegt. In Ermanglung von Werkzeugen mußten sie dies zwar mit den Messern, Bechern und Händen thun, doch ging es in dem lockeren Sande ganz gut, und schon in $1\frac{1}{2}$ Meter Tiefe war ihre Arbeit mit Erfolg gekrönt. Viel war's zwar nicht, was am Grunde der Grube zusammensickerte, doch es war Wasser, klares, gutes Wasser.

Auf Signalschüsse hin rückten mit der Zeit auch die andern, weniger glücklichen Abtheilungen ein, und dann eilte Alles mit den vorhandenen Schaufeln versehen zum Fundorte des Wassers, um verschiedene Schachte zu graben und sich sattzutrinken. Die Gruben lieferten nur sehr wenig Wasser, und das Trinken der Leute und das Tränken des Viehs dauerte auch den ganzen folgenden Tag.

Gaz. Walleri nach F. L. James' »The Unknown Horn of Africa«.

Um die Ration für den Tag hereinzubringen, hauptsächlich um nach Nashornen auszuschauen, ging ich Vormittags aus. Wir hatten am Abend zuvor, kurz bevor wir das Lager bezogen, in der Ferne ein Nashorn mit so außergewöhnlich langem Horne gesehen, daß das Thier uns wie ein phantastischer Spuk vorgekommen war und wir demselben auch sprachlos nachgestaunt hatten, bis es in der Ferne verschwunden war. Darnach war nun wohl mein Ehrgeiz gegangen, ich brachte jedoch trotz allen Jagdeifers nur ein weibliches Exemplar der früher erwähnten »Giraffen-Antilope« als einzige Beute heim. Das Weibchen ist hornlos und mit Ausnahme eines lichtbraunen Streifens an den Seiten röthlich-

rehbraun gefärbt. Von Nashornen bekam ich kein einziges zu Gesicht, so zahlreich dieselben am Tage zuvor aufgetreten waren, und müssen dieselben daher auf der Wanderung begriffen gewesen sein; daß die Gegend kein Standort von Nashornen war, dafür sprach der völlige Mangel an Fährten und Losungen. An sonstigem Wilde sah ich nur ein Giraffenpaar.

Auf dem Heimwege berührte ich die Wasserlöcher, um mich eine Weile an dem Anblicke des lebhaften Getriebes zu vergnügen, welches dort statthatte. Außer drei tiefen Schachten für die Herde waren noch ein Dutzend Gruben von 2 bis 2½ Meter Tiefe für die Leute ausgeworfen. Zum Tränken der Herde wurde das Wasser in unsere Kautschukbadewannen und großen eisernen Waschbecken geschöpft. Um die übrigen Gruben waren die Eigenthümer, die Leute nämlich, welche sie gegraben hatten, herumgeschart, um sie zu bewachen und der Reihe nach zu trinken. Da es immer nur einen kleinen Becher voll des edlen Nasses pro Kopf gab, war jeder Mann in der Regel schon wieder durstig, bevor noch die Reihe von Neuem an ihn kam. Dabei gab es alle Augenblicke Streit oder zum mindesten Wortwechsel, wenn sich gelegentlich ein »Nichtmiteigenthümer« einschleichen wollte und wegzubeißen war, oder wenn, was meist der Fall, der gereichte Becher nicht genug voll war, oder zu viel Sand enthielt.

Dadurch, daß wir Wasser gefunden hatten, war unsere augenblickliche Lage wohl eine gesicherte, doch blieb die weitere Durchführung unseres Reiseplanes noch immer stark in Frage gestellt, weil das nächste Wasser allen Versicherungen der Führer zufolge erst beim Njiroberge anzutreffen war. Und von unseren Leuten verfügte kaum jeder vierte oder fünfte Mann über eine Wasserflasche; der größte Theil der gebrechlichen Kürbisflaschen war mit der Zeit eben den Weg alles Irdischen gegangen. Zu allem Ueberflusse verschwand an dem Tage auch unser Führer Baringo, der einzige Mann, welcher den Weg zum Njiroberge vielleicht kannte. Graf Teleki hatte ihn mit Maktubu und einigen Leuten am Morgen ausgeschickt, um sich über den einzuschlagenden Weg zu vergewissern. Die Leute kamen in recht erschöpftem Zustande spät am Nachmittage zurück, jedoch ohne den Führer. Sie waren zuerst viele Stunden lang in der

Richtung zum Njiroberg marschirt und hatten dann gerastet. Während der Rast hatte sich Baringo mit den Worten entfernt, daß sie eine Weile ruhen mögen, er wolle nachsehen, ob es hinter dem nächsten Hügel keinen besseren Weg gebe. Baringo war damit verschwunden. Er kam weder zurück, noch konnte er trotz Suchens und Rufens aufgefunden werden.

Am Morgen des zweiten Tages nach unserer Ankunft in Barasalój verlegten wir das Lager zu den Wasserlöchern, und Graf Teleki machte sich nun selbst auf, um die weitere Umgebung genauer kennen zu lernen und sich je nach den Verhältnissen für irgend einen Plan zu entscheiden. Er hatte mit seiner Begleitung das Lager kaum verlassen, als unsere Viehherden unter dem lauten Angstgeschrei der Aufsichtsjungen, daß »die Suk kommen«, über Hals und Kopf zum Lager getrieben wurden. Wir kannten diesen Volksstamm damals nur vom Hörensagen, und darnach wäre uns ein Besuch der auch von den Masai wie die Pest gefürchteten Eingeborenen des Suklandes gar nicht erwünscht gekommen. Ich ließ daher die Leute zu den Waffen greifen und auch den Grafen Teleki zurückholen. Bald stellte sich jedoch heraus, daß die ganze Aufregung unnöthig gewesen war, indem der Alarm auf einem Mißverständnisse beruhte. Einige unserer Leute, welche in der Umgebung umhergestreift waren, hatten fremde Fußspuren gesehen, doch weiter nichts. Aus der besonderen Form des Sandalenabdruckes hatten sie auf die Suk geschlossen und daraufhin unsere Viehjungen gewarnt, sich nicht zu weit vom Lager zu entfernen. Diese hatten die Warnung mißverstanden und sofort Lärm geschlagen.

Graf Teleki kam Mittags von seinem Rundgange zurück. Seiner Schätzung nach konnte der Njiroberg in 22- bis 24-stündigem Marsche erreicht werden. Es war dies wohl eine starke Zumuthung für Leute, welche 40 bis 50 Kilogramm zu tragen hatten, doch sollte der Versuch gemacht werden. Im Hinblicke auf die bevorstehende außergewöhnliche Anstrengung wurde der Karawane noch ein weiterer Rasttag gewährt und das Geschenk zweier Ochsen als Extraration zugewendet, um sie leistungsfähiger zu machen.

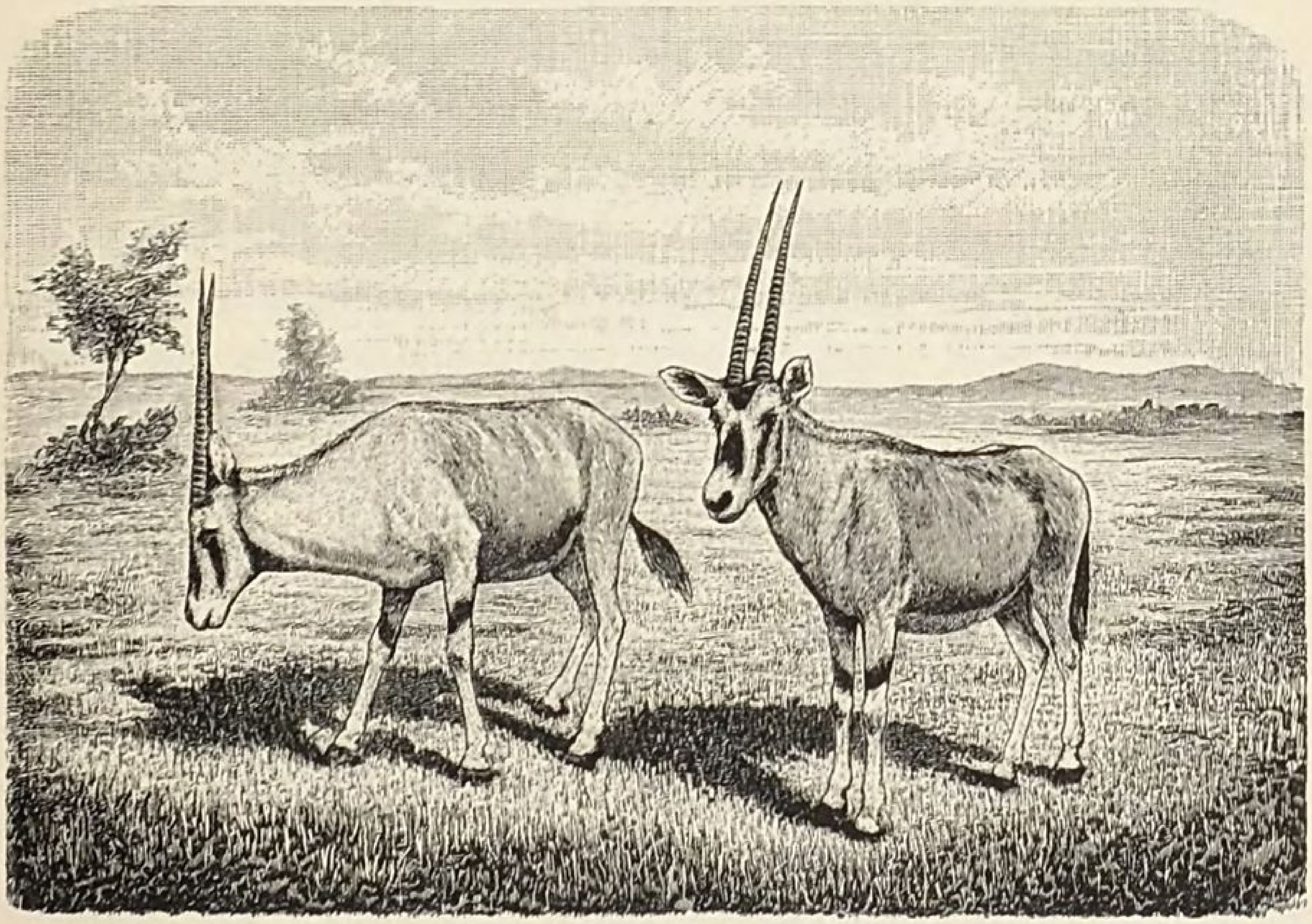
Um $^1/_2$ 2 Uhr in der Nacht vom 25. auf den 26. Februar traten wir dann den Gewaltmarsch an. Der fahle Schein des Halbmondes und

mächtige Reisigfeuer, die angezündet worden waren, beleuchteten unseren Aufbruch und ermöglichten uns, mit den Vorbereitungen rasch zu Ende zu kommen. Bis zum letzten Augenblicke, bis die Spitze der Karawane hinter den nächsten Hügeln in den Schatten der Nacht verschwunden war, hatten das Tränken des Viehs und der Zank der Leute um die Herrschaft über die Wasserlöcher gedauert. Der Marsch ging durch das Hügelland, welches der Mathewskette vorgelagert ist, in ziemlich gerader Richtung auf die Ostseite des Njiroberges zu und dauerte mit einer halbstündigen Unterbrechung zur Zeit des Sonnenaufganges und einer dreistündigen Mittagsrast bis 8 Uhr Abends. Dann wurde an einem trockenen Bachbette, an dessen Ufern schöne Bäume standen, gelagert. Die durchzogene Landschaft war trostlos kahl. Dürres, gelbes Gras und vereinzelte, nun blattlose Akazienbüsche bedeckten nur hie und da den Boden. Am Nachmittage kamen wir durch eine sandige Steppe — die Barta-Ebene. Da war eine Herde von Beisa-Antilopen als einziges Wild vorhanden, aus welcher Graf Teleki zwei Böcke erlegte. Die Sonne hatte drückend heiß geschienen, doch langte die Karawane in guter Verfassung am Lagerplatze an.

Unsere Hoffnung, in der Umgebung vielleicht doch Wasser zu finden, mußten wir bald aufgeben, obwohl die Hälfte der Karawane trotz der großen Tagesleistung sich aus eigenem Antriebe sofort auf die Suche machte und kein Anzeichen, das auf Wasser schließen ließ, unberücksichtigt gelassen wurde. Auch als sich unsere im Freien weidenden Rinder am späten Abend unruhig geberdeten und immer wieder nach einer bestimmten Richtung ziehen wollten, machte sich Dualla dahin auf, weil die Thiere, wie er sagte, entweder Löwen oder aber Wasser witterten; es fand sich jedoch keines von Beiden.

Die Rechnung ergab, daß wir an dem Tage in 14 Marschstunden 50 Kilometer zurückgelegt hatten, und wir zweifelten nun nicht mehr, daß wir rechtzeitig zum Wasser gelangen würden. Lange bevor der Morgen graute war die Karawane wieder auf dem Wege. Anfangs ging es noch ganz gut. Die lange Reihe blieb geschlossen und drängte sogar der rasch

voraneilenden Spitze der Karawane nach. Mit jeder Stunde aber mehrten sich die Anzeichen allgemeiner Ermüdung, und auf der letzten Wegstrecke blieb der Eine und der Andere auch erschöpft am Wege liegen. Wer konnte, eilte weiter, dem dunklen, schroffen Walle zu, als welcher der Njiroberg uns nun immer näher rückte. Die Landschaft wurde rasch hochwellig, ansteigend und hügelig, blieb jedoch bis nahe am Berge ziemlich kahl. Nach



Beisa-Antilopen.

siebenstündigem, ununterbrochenen Eilmarsche langten wir endlich am Fuße des Berges an. Ein gut bewaldetes Thal nahm uns auf, ein halbvertrockneter Sumpf mit trübgrüner, schlammiger Jauche bot uns die erste Labung. Etwas weiter thalaufwärts lagerten wir dann unter den schönen, hohen Uferbäumen eines wasserarmen, von dichtem Gebüsch umschlossenen Baches, dessen Ende der vorerwähnte Sumpf bildete. Unsere erste Sorge war nun, Leute mit Wasser zurückzuschicken, um die aus Erschöpfung Zurückgebliebenen durch einen Trunk aufzurichten. Einzeln und paarweise rückten diese dann im Laufe des Tages ein. Zwei Mann jedoch waren

den Anstrengungen bereits erlegen, als man sie auffand, zwei andere starben in der folgenden Nacht, obwohl sie rechtzeitig gelabt worden waren.

Wir hatten an dem Tage 30 Kilometer gemacht, wonach sich die Gesammtlänge der wasserlosen Steppe zwischen Barasalój und dem Njiroberge mit 80 Kilometer ergibt.

Der erste Eindruck, welchen der Njiroberg auf uns machte, ließ uns ziemlich enttäuscht. Weder im Thale, in welchem wir lagerten, noch auf den steilen Hängen des Berges, die wir nun vor uns hatten, waren Anzeichen von menschlichen Ansiedlungen zu entdecken, und die ganze Gegend hatte den Anschein geringer Fruchtbarkeit. Und um des Njiroberges froh zu werden, mußten wir vorerst in der Erinnerung zurückgreifen auf die Auskünfte, die wir in Njemß über seine Bedeutung für uns erhalten hatten, und welche übereinstimmend das Erreichen des Berges als die unumgängliche Voraussetzung unseres weiteren Vordringens nach Norden bezeichnet hatten. Der Berg aber war, wie es sich später zeigte, bewohnt, und wenn wir hier auch nicht hoffen durften, unsere geschwundenen Vorräthe ergänzen zu können, so waren wir nach siebzehntägigem Marsche durch unbewohnte Wildniß doch wieder zu Menschen gelangt, die uns weitere, nothwendige Aufklärungen geben konnten. Wir hatten die Schranke durchbrochen, welche den bewohnten Süden von dem bewohnten Norden trennt, und darin lag der schwerwiegende Erfolg, den wir damit erzielt hatten.

Die nächsten Tage waren in der Hauptsache der Erholung der Karawane und unsererseits der näheren Erforschung der Umgebung und der Jagd gewidmet. Vom Njiroberge kam dabei nur dessen Ost-West gerichtete Südfront in Betracht. Sie zeigt in ihrer ganzen, 10 Kilometer betragenden Ausdehnung gleich schroff abfallende Berglehnen von 500 bis 700 Meter Höhe, die überall mit Baumeuphorbien gut bewachsen sind, und bildet zwei kurze, nach Süden offene Steilthäler. Im östlichen Thale, in 1289 Meter Meereshöhe, befand sich unser Lager. Eine Anzahl vereinzelter, nicht unbedeutender Erhebungen im Süden des Njiroberges stellen eine Verbindung zwischen demselben und der Saddimkette her, so daß

ersterer in der That das Nordende der Mathewskette bildet. Nahe im Osten des Njiroberges erhebt sich ein sehr schroffer, felsiger Berg, Loldibó mit Namen, indeß noch weiter im Osten das Land stark abzudachen und vollkommen eben zu sein scheint. Diese flache Landschaft war, wie man uns sagte, das von uns so oft begehrte »Samburu«, aber einen See dieses Namens kannte man nicht.

Am ersten Nachmittage stellten sich nur zwei eingeborene Männer in unserem Lager ein. Sokoni, Barnoti und Dschumbe Kimemeta nahmen sie sofort in Empfang, um sie über unsere Absichten zu beruhigen, dann wurden sie beschenkt und aufgefordert, ihre Leute zu einem Besuche unseres Lagers zu bewegen, weil wir ein großes Schauri zu halten wünschten. In den folgenden Tagen kamen die Eingeborenen auch zahlreicher, doch beschränkte sich die Zahl der jeweilig Anwesenden auf 30 bis 40, Frauen und Mädchen mit inbegriffen, wonach zu urtheilen die Kopfzahl der Bergbewohner nur gering sein kann. Sie sind Burkenedschi, und zwar die südlichsten Vertreter dieses Volksstammes, welcher in der Hauptsache das weiter im Norden gelegene Samburuland bewohnt. Mit den Masai, insbesondere mit den nördlichen Wakuafi sind sie nach Abstammung und Sprache aufs innigste verwandt. Sie halten Rinder, Ziegen und Schafe, leben fast ausschließlich von der Viehzucht und betreiben weder Ackerbau noch Jagd, obwohl es an der letzteren am Fuße des Berges nicht fehlen würde. Zeitweise sollen sie sich Feldfrüchte im Tauschwege von den Turkana, einem mehr im Westen lebenden Volke, verschaffen. Aus Furcht von Ueberfällen der Turkana und Suk halten sie sich sammt ihrem Viehbesitz immer in den höheren Bergregionen auf.

In ihrem Aussehen gleichen sie fast ganz den Njemßern, und gilt dasselbe auch von dem wenigen Schmuck, welchen sie an sich haben. Das Haar wird kurz geschoren getragen, die Ohrläppchen haben sie ausgeweitet. Als Bekleidung sieht man bei den Männern häufig ein Stück groben, wie Sackleinwand aussehenden Schafwollzeuges, das um die Schultern oder die Lenden geschlungen, oder an der rechten Schulter geknotet getragen wird; oft jedoch gehen sie auch ganz nackt einher. Das Zeug erhalten sie

durch die Rándile, einen von ihnen ganz verschiedenen Volksstamm, mit welchem sie indeß gemeinsam das Samburuland bewohnen. Die Frauen und Mädchen sind nach Masaiart in Ziegenhäute gekleidet. Zu ihren Schmuckgegenständen verwenden sie mit Vorliebe Messingdraht, doch waren ihnen alle unsere Tauschwaren willkommen, am meisten Kupfermikusus, ohne daß sie dieselben früher gekannt hätten.

Ihre aus Bogen und Pfeilen, Holzkeulen, Sime, Schild und Speer bestehende Bewaffnung sieht im allgemeinen schlecht aus. Die Speere sind von der in Njemß, Kamassia, Kavirondo, Suk und Turkana üblichen Form; die Schilde aus Büffelhaut haben sie ebenfalls den beiden letzteren Stämmen entlehnt.

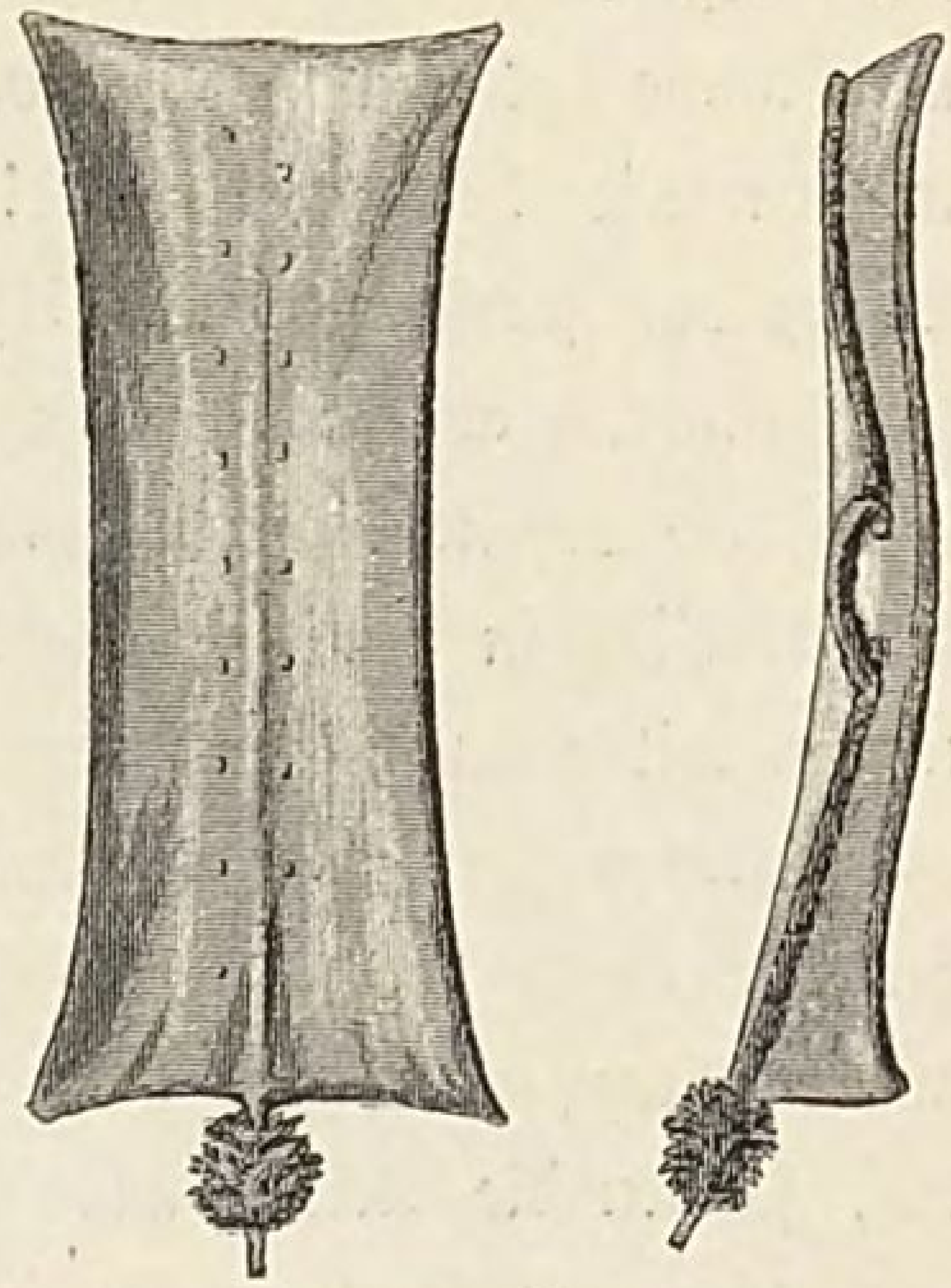
Sokoni, unser Njemßer Mann, war hier der stete Vermittler unseres Verkehrs mit den Eingeborenen und dabei auch, wie wir zu unserer Genugthuung bemerkten, ein ganz eifriger und ehrlicher Makler in unserem Interesse. Selbst ein Eingeborener und zugleich mit den Bedürfnissen einer Karawane genau vertraut, machte er sich uns in diesen Tagen sehr nützlich. Durch ihn ließen wir den Eingeborenen unsere Wünsche und Absichten bekannt geben und erfuhren hinwider Alles, was wir wissen wollten, ohne an dem, auch hier endlosen Schauri selbst theilnehmen zu müssen. Und sicherlich haben wir es nur dem Umstande, daß sich zwei Stammesverwandte in unserer Karawane befanden, zu verdanken, wenn sich einer der Bergbewohner dazu bewegen ließ, uns für die Folge als Führer zu dienen. Es war ein junger Mann, der angeblich im äußersten Norden des Samburulandes zu Hause war und nur zum Besuche von Verwandten am Njiroberge weilte. Wir nannten ihn »Lembasso«, weil er unser Führer zu den Seen sein sollte, welche bei den Burkenedschi allgemein Basso hießen.

Ueber die im weiteren Norden gelegenen Gebiete und die dahinführenden Wege erfuhren wir Nachstehendes:

Wir konnten zwei Wege einschlagen. Der eine führte in wenigen Tagen zu einem großen See, den sie Basso Narók, d. i. schwarzer See, nannten. Die nächste Umgebung des Sees sei unbewohnt und bleibe

auch so auf eine lange Strecke, dann würden wir jedoch auf den Volksstamm der Reschiát oder Rissiát stoßen, bei welchem wir Rinder und auch Kornfrüchte erhalten könnten. Vor den Reschiát warnten sie uns jedoch gleichzeitig als verrätherisch.

Der zweite Weg ging nordöstlich durch's Samburuland, und zwar zuerst nach Marsabit, der Hauptansiedlung der Burkenedschi, welche wir in fünf bis sieben Tagereisen durch unbewohntes Land erreichen würden. Von Marsabit gehe dann der Weg zunächst zu einem kleineren See, dem Basso Ebór, d. h. weißer See; derselbe sei jedoch sehr weit und sie wüßten auch nicht, wie viele Tage wir bis dahin zu marschiren hätten, weil der Weg ganz von den jeweiligen Wasserverhältnissen abhinge. Rindvieh, Ziegen, Schafe, Esel, Kameele und auch Pferde, die beiden letzteren unter den Rándile, gäbe es im Samburulande genug, Kornfrüchte jedoch keine. Dafür könnten wir auf gute Jagd hoffen, hauptsächlich bei Marsabit, dessen Umgebung der Tummelplatz von allerlei Wild sei.



Schild der Burkenedschi.

In Anbetracht der augenscheinlich mißlichen Wasserverhältnisse im Samburulande schwankte Graf Teleki nicht lange in seinem Entschlusse und entschied sich für den Weg zum Basso Narók und zu den Reschiát.

Am Mittage des 29. Februar erschien ganz plötzlich Baringo, unser alter Führer im Lager, den wir fünf Tage zuvor verloren hatten. Dem Manne sah man es an, daß er fürchterlich gelitten haben mußte. Wie erinnerlich hatte er am 23. Februar gelegentlich der Wegsuche Maktubu rasten lassen und war in der Richtung der Mathewsberge weitergegangen, um einen besseren Pfad ausfindig zu machen. Unterwegs hatte er sich niedergesetzt und war eingeschlafen, um erst bei Sonnenuntergang wieder zu erwachen. Er erzählte nun, daß er derart erschrocken sei, als er sich

allein in der Wildniß sah, daß er jede Orientirung verlor. Zwei Tage irrte er in der Gegend herum, dann traf er die Wasserlöcher, die wir gegraben hatten. Dort hatte er seinen Durst gelöscht und sich ein wenig erholt, dann aber unsere Spur aufgenommen und war nun glücklich, uns wieder erreicht zu haben. Seine Nahrung während dieser Tage hatte nur aus Gummi bestanden.

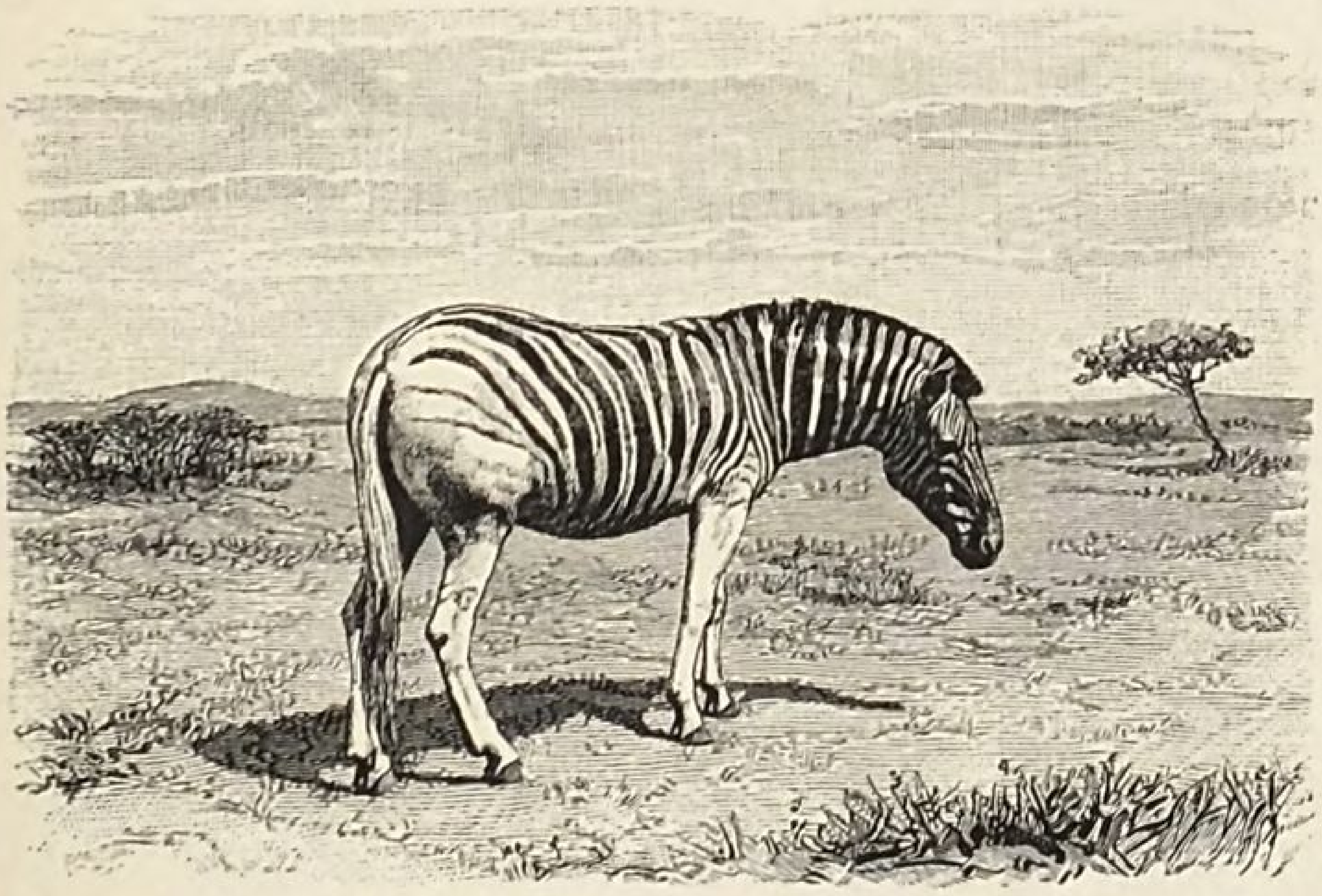
Unser Aufenthalt am Südfuße des Njiroberges war mit einer erfolgreichen Jagd auf Elephanten verbunden. Gleich beim ersten Eintreffen am Berge war Graf Teleki auf ein altes Männchen gestoßen, das einsam am Rande des Sumpfes stand. Es fiel erst, nachdem es sechszehn Schüsse in den Leib bekommen hatte! Als Teleki daraufhin, den Marsch zum Lagerplatze fortsetzend, ans Uferdickicht beim Bache gelangte, sah er sich ganz plötzlich abermals einem Elephantenbullen gegenüber. Diesen erlegte er auf 30 Schritt Entfernung mit einem Schläfenschuß aus dem 577 Expreß. Ein tödtlich in den Kopf geschossener Elephant fällt wie vom Blitze getroffen mit ausgestreckten Beinen auf die Seite.

Kurze Zeit nach unserem Eintreffen am Lagerplatze brachten dann herumstreifende Leute die Meldung, daß sich weiter oben am Bache noch andere Elephanten aufhielten. Selbstverständlich brachen wir sofort dahin auf, fanden die kleine, aus drei Weibchen bestehende Herde jedoch erst nach längerem Suchen; sie stand im Schatten der Bäume und schlief. Graf Teleki überließ es diesmal mir, die Gelegenheit auszunützen, und ich erlegte zwei der Thiere, das dritte entkam. Wir machten dabei erneuert die Erfahrung, daß Elephanten, die durch Kopfschüsse niedergestreckt worden sind, sich oft nur im Zustande der Betäubung befinden, und kam Graf Teleki bei einem dieser beiden Thiere, das wir längst für verendet gehalten hatten, eben noch zurecht, um demselben den Fangschuß zu geben.

An einem der folgenden Tage streifte Graf Teleki in der Umgebung herum, um nach dem hier einheimischen Wilde auszuschauen. Er traf auf zebraartige Thiere, die sich in mancher Beziehung von den früher gesehenen unterschieden, kam jedoch nicht zu Schuß und hatte auch nicht genügende Gelegenheit, sich über die Unterschiede klar zu werden. Auch den ihn be-

gleitenden Somâl waren jedoch die Thiere aufgefallen, und sie hatten jubelnd erklärt, das wäre ihr Zebra, es könne daher nun nicht mehr weit nach dem Somalilande sein.

Soweit mir bekannt ist, kennt die Wissenschaft, wie ich hier kurz anführen will, fünf zebraartige Thiere, und zwar: 1.) Das isabellenfarbige, nur am Kopfe, dem Halse und an den Schultern gestreifte Quagga (Equus Quagga), welches bereits seit mehr als 25 Jahren ausgestorben und selbst in Museen nur mehr als Seltenheit zu sehen ist.*) 2.) Burchell's



Equus Burchellii.

Tigerpferd, auch Dauw genannt (Equus Burchellii). 3.) Chapman's Tigerpferd (Eq. Chapmanii). Diese beiden Arten nähern sich, ebenso wie das Quagga, in Gestalt dem Pferde, und soll die letztere am ganzen Körper bis zu den Hufen hinab gestreift sein, während Burchell's Tigerpferd diese Streifen an den Beinen entbehrt; mit Sicherheit sind jedoch die beiden Arten nicht zu trennen. 4.) Das Zebra oder Bergpferd (Equus Zebra), welches am ganzen Leibe gestreift ist und sich von den vorgenannten Arten hauptsächlich dadurch unterscheidet, daß es in seinem Baue mehr Aehnlichkeit

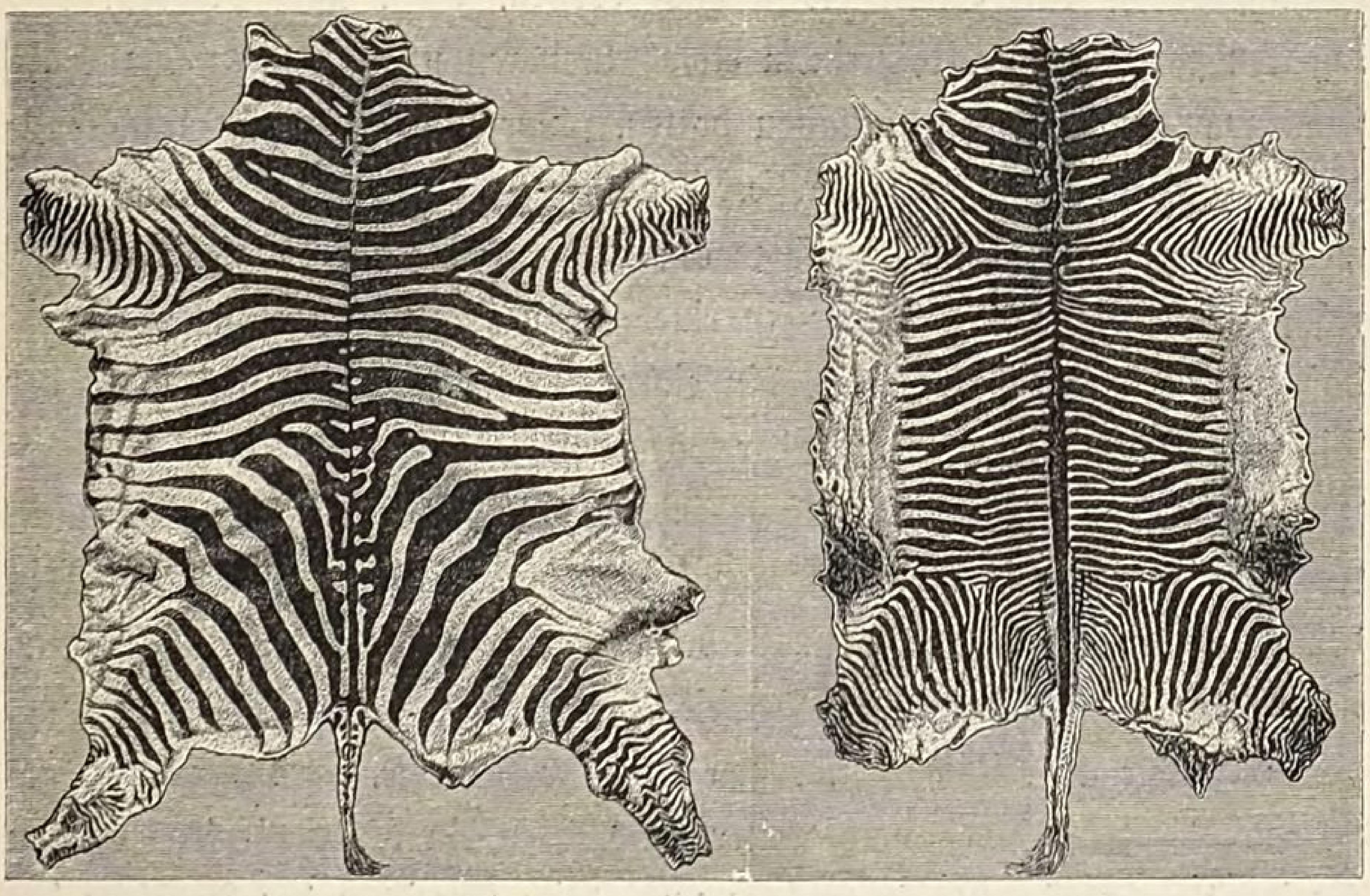
*) Beiläufig erwähnt, befindet sich ein solches im Naturhistorischen Hofmuseum in Wien.

mit einem Esel aufweist. Schließlich 5.) Grevy's Zebra (Equus Grevyi), das hauptsächlich im nordöstlichen Afrika vorkommt. Es gleicht in der Form dem Zebra (hat eselähnlichen Kopf) und unterscheidet sich von diesem besonders durch die viel schmälere, engere Streifung und vielleicht auch dadurch, daß es größer ist. Die zebraartigen Thiere, welche wir bis zu diesem Tage gesehen hatten, waren Tigerpferde (Equus Burchellii und Chapmanii). Nur die vom Grafen Teleki am Fuße der Loroghikette in 2300 Meter Meereshöhe geschossenen sind wahrscheinlich eigentliche Zebra gewesen, und zweifellos scheint es mir, daß die hier am Njiroberge angetroffenen Thiere der Equus Grevyi-Art angehörten.

Diese unter Anderem auch viel scheueren Thiere hatten den Grafen Teleki trotz aller Vorsicht nicht auf Schußweite herankommen lassen, und anderes Wild war nicht vorhanden. Erst zum Schlusse der Pürsch bot sich ein Elephant zum Schusse. Es war abermals ein einzelnes Männchen, das aus dem westlichen Nachbarthale heraus auf Teleki zugeschritten kam. Am Rande einer Terrainstufe Stellung nehmend, erwartete Teleki das Thier und feuerte auf 30 Schritt mit der Büchse Kaliber 8 nach dessen Schläfe. Dem Schusse folgte diesmal ein kurzer Trompetenton. Graf Teleki, welcher schlecht gestanden war, fand sich im selben Augenblicke durch die Gewalt der Büchse zu Boden geworfen und konnte gleichzeitig sehen, daß der Elephant zum Angriffe auf ihn loskam. Bedue hatte das Gewehr im Fallen glücklicherweise aufgefangen und dem Grafen, der im Nu wieder auf den Beinen stand, sofort gereicht. Dennoch blieb kaum noch Zeit, den zweiten Hahn zu spannen. Diesmal krachte der Schuß jedoch nicht vergebens, und der Elephant brach mit solcher Wucht zusammen, daß sein linker Stoßzahn in Trümmer ging. Die erste Kugel war zu weit hinten in den Kopf eingedrungen.

Die große Menge Elephantenfleisch kam leider nicht der Gesammtheit unserer Leute zu Gute, weil selbes von allen Mrimaleuten und von den meisten echten Sansibariten verschmäht wird. Am wenigsten wählerisch erwiesen sich in dieser Hinsicht unsere Wasanguleute; diese kannten keinen Ekel und aßen selbst schon halb verfaultes Fleisch. Nach ihnen kamen die

Wanyamwesi und die Manyema. Diesen beiden Kategorien, welche sich natürlich mit Vergnügen auf das schöne Elephantenfleisch stürzten, schlossen sich mit der Zeit wohl auch Sansibariten an; ein Drittel unserer Leute erklärte aber bis zum Schlusse der Reise Elephantenfleisch nur im äußersten Nothfalle berühren zu wollen. Während sich die Ersteren somit toll und voll fressen und in Fett schwelgen konnten, hatte der andere Theil der Leute magere Tage, weil die Rationen, die Dualla austheilte, täglich kleiner



Equus Chapmanii. Equus Grevyi.

wurden. Mit jeder Woche, die wir länger unterwegs blieben, als wir angenommen hatten, steckte unser sparsamer Karawanenchef einen Finger mehr in den Becher, mit welchem er das Mehl vormaß. Schließlich schnitt er gar einen Fingerbreit vom Rande des ohnehin nur eine halbe Ration haltenden Maßes ab. Dergleichen, dem allgemeinen Wohle zukommende Kniffe brachte Dualla ganz aus eigenem Antriebe zur Anwendung.

Unter der Führung Lembasso's, der die Reise ohne anderen Schmuck, als den seiner ebenholzschwarzen Haut und mit einem schlechten Speere als einziger Habe antrat, verließen wir am 2. März das trauliche Thal, in

welchem wir fünf Tage verweilt hatten, um unsere Wanderung fortzusetzen. Von den Eingeborenen schieden wir im besten Einvernehmen; darauf deutete wenigstens das in zwei Schafen und einem Kalbe bestehende Abschiedsgeschenk, mit welchem uns die armen Teufel noch am letzten Tage überraschten. Unser Ziel, den räthselhaften Basso Narók, sollten wir schon in wenigen Tagen erreichen, ein Gedanke, welcher uns mit freudiger Genugthuung erfüllte. Wir zogen an dem Tage dem Fuße des Njiroberges entlang zuerst eine Strecke weit nach Westen, dann nach Norden, und lagerten zur Mittagszeit in einem etwas breiteren und offeneren Thale, als jenes war, welches wir verlassen hatten. Der Marsch bot in landschaftlicher Hinsicht manches Interesse. Hart zu unserer Rechten stiegen in malerischer Steilheit die Berghänge an, während die Landschaft im Westen rasch um 700 bis 800 Meter in eine oder zwei Plateaustufen abfiel, so daß sich uns nach dieser Seite hin ein weiter Ausblick eröffnete. In der Tiefe fand sich die Fortsetzung der Sukuta-Salzsteppe, jenes wüsten Flachlandes, das uns schon vom Lagerplatze am 19. Februar aus aufgefallen war. Sie machte ganz den Eindruck eines alten Seebodens und soll in der That mit einer dicken Salzkruste bedeckt sein; »sukuta« bedeutet übrigens »Salz« in der Masaisprache. Jenseits der Salzsteppe, in der Entfernung von ungefähr 45 Kilometern, erhob sich eine niedrige, nordnordöstlich gerichtete Bergkette, indeß noch weiter im Westen ein hoher Gebirgszug den Horizont abschloß. Es überraschte uns, beim Erreichen der Westseite des Njiroberges wieder auf vulkanischen, aus Lava und Asche bestehenden Boden zu stoßen, wiewohl der Bergstock selbst noch weiterhin die schroffen, den Gneisgebirgen eigenthümlichen Formen aufwies. Die vulkanische Decke tritt hart an den Westfuß des Njiroberges heran und bricht weiter im Westen in der gleichen Art, wie wir es im ganzen Verlaufe des Leikipiaabfalles gesehen hatten, in Stufenform ab. Es blieb uns vollkommen räthselhaft, woher die vulkanischen Massen gekommen sein mochten.

Wir nächtigten an einem kleinen Bache, der sich nach kurzem Laufe in einen Längsspalt am Bergfuße verlor. Graf Teleki hatte während des Marsches ein Nashorn erlegt und damit reichlich für die Elephantenfleisch-

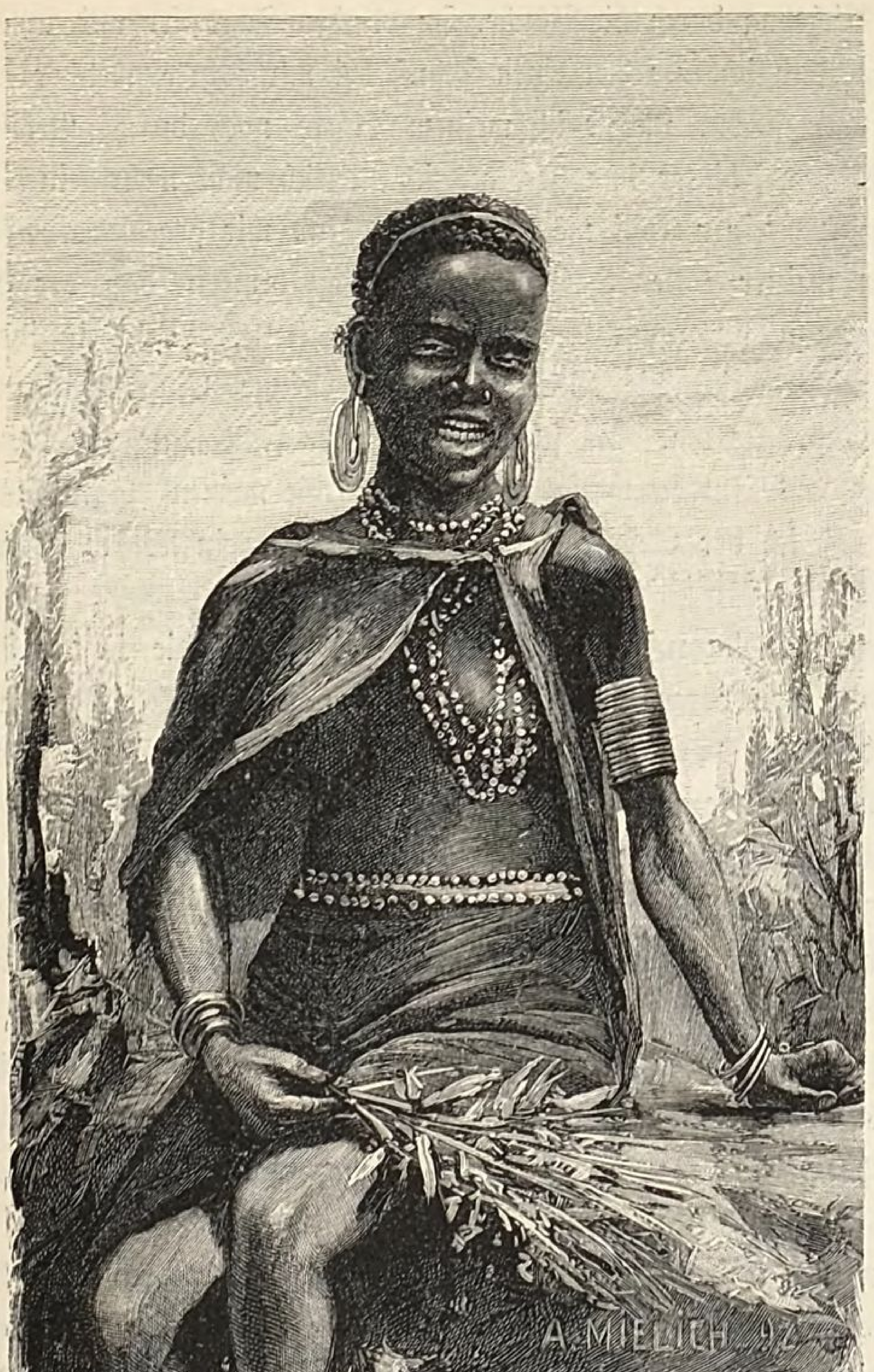
verächter gesorgt, doch bot sich uns am Nachmittage Gelegenheit, auch die Töpfe der übrigen Leute zu füllen. Nach dem Frühstücke hieß es nämlich plötzlich, daß Elephanten ganz in der Nähe wären. Graf Teleki und ich machten uns in der angedeuteten Richtung auf und trafen schon nach wenigen Minuten einen einzelnen Elephantenbullen, der eben mit langen Schritten eine grasige Lichtung durchquerte. Es mangelte wohl an Deckung, doch war Eile vonnöthen, wollten wir das rasch entschwindende Thier nicht verlieren; Graf Teleki eröffnete daher sofort das Feuer. Nach dem ersten Schusse aufs Blatt zuckte der Elephant zusammen und wurde kürzer und höher. Nach dem zweiten Schusse setzte er sich in Trab und kam in der Entfernung von 50 Schritten an uns vorüber. Obwohl wir vollkommen frei dastanden, hatte es den Anschein, als ob er uns gar nicht bemerkt hätte, da er schon längst an uns vorbei war, als es ihm plötzlich einfiel umzukehren und zum Angriffe zu schreiten. Es scheint fast, als ob diese Thiere ihr Augenmerk mehr nach den Seiten und nach rückwärts, als nach vorwärts gerichtet hielten. Aus dem flüchtigen Thiere war nun ganz plötzlich ein ergrimmter Gegner geworden, der mit Riesenschritten gerade auf uns loskam. Das war so rasch gekommen, daß Graf Teleki nicht einmal noch Zeit gefunden hatte, das abgeschossene Gewehr wieder zu laden. Ich riß nun die Büchse Kaliber 8 rasch an die Backe und feuerte auf die Stirne des Elephanten, wohl nur in der Hoffnung, das Thier dadurch abzuwehren, in der That aber mit dem glücklichsten Erfolge. Die Kugel drang in die Höhlung oberhalb des Rüsselansatzes ein und streckte den Elephanten auf der Stelle nieder.

Der Elephant war verschiedenen Anzeichen zufolge eben von einem Rendez-vous gekommen. Wir drangen daher noch weiter vor und entdeckten schon nach etlichen hundert Schritten zwischen den Büschen die grauen Leiber weiterer Elephanten. Vorsichtig pürschten wir uns ganz nahe an diese heran und fanden uns zu unserer angenehmen Ueberraschung vor einer aus zwei Männchen, vier Weibchen und zwei halb erwachsenen Jungen bestehenden Herde, welche durch die kurz vorher und ganz in der Nähe gefallenen Schüsse nicht im mindesten beunruhigt zu

sein schien. Da spielten sich vor unseren Augen noch immer recht vertrauliche Scenen aus dem Elephantenfamilienleben ab. Die Weibchen fraßen, säugten ab und zu ihre Jungen oder wehrten die beiden Männchen ab, wenn diese ihren Sprößlingen zu nahe kamen. Die beiden Bullen aber kämpften miteinander, wohl um den Preis der Herrschaft über die Elephantenschönen. Dabei kamen die Stoßzähne gar nicht in Anwendung. Die Thiere näherten sich einander, bis Stirn an Stirne lag, und versuchten sich gegenseitig wegzudrängen, ohne es zu sonstigen Gewaltacten kommen zu lassen. Dieses Spiel setzte sich lange fort, bis das Abziehen der Weibchen die beiden Kämpfer trennte.

Das Belauschen dieser gewaltigen Thiere bei ihrem Treiben in stiller Waldeinsamkeit ist ein höchst spannender und aufregender Genuß, nicht zum geringsten Theile vielleicht aus dem Grunde, weil ihr Gebahren so ganz geräuschlos vor sich geht. Wie schattenhafte Phantome sehen wir die grauen Leiber sich bewegen, die wuchtigen Füße ab und zu den Boden berühren, aber kein Laut begleitet die Bewegungen und unterstützt unsere Wahrnehmungen, obwohl wir mit angehaltenem Athem hinhorchen. Und während wir im Gefühle plötzlicher Taubheit mit dem Aufgebote aller Kräfte unsere eigenen Regungen zur Unhörbarkeit abzudämpfen suchen und um so angestrengter auf die Scene vor uns hinstarren, erhalten wir von dort her den Eindruck, als ob der Elephant mit Blindheit geschlagen wäre. Sein graues kleines Auge scheint unablässig auf uns gerichtet, und doch lassen ihn selbst auffällige Bewegungen unsererseits anscheinend völlig unberührt. Oder hält er sie nicht der Beachtung werth, gewöhnt wie er ist, in seinem Reiche unbehelligt und ungefährdet zu schalten?

Eine lange Weile hatten wir den Thieren in größter Spannung zugesehen, so daß wir es schließlich beinahe wie eine Erlösung begrüßten, als uns der Aufbruch der Weibchen das Signal zur Eröffnung des Feuers gab. Auf unsere gleichzeitigen Schüsse hin war das vom Grafen Teleki aufs Korn genommene Thier gefallen — und ich der Länge nach auf den Boden hingestreckt; so hatte mir wieder einmal die Büchse mitgespielt, mit der ich einem der Elephantenbullen nach der Schläfe gefeuert hatte.



Dónjiro.

Die Herde war daraufhin zuerst entsetzt auseinandergestoben, hatte sich dann zu einem Knäuel zusammengeballt und war knapp an Teleki vorbei davongegangen; nur das von mir angeschossene Stück brach in entgegen-

gesetzter Richtung durch die Büsche. In blindem Jagdeifer und ohne daran zu denken, daß ich nur den einen Schuß bei mir führte, welcher im linken Gewehrlaufe steckte, stürzte ich meinem Thiere nach durchs Gebüsch und war bald scharf hinter ihm her, als ich plötzlich nicht mehr sein Schwanzende, sondern seinen Kopf mächtig und drohend mir gegenüber emporragen sah. In meiner tollen Hast hatte ich nicht bemerkt, daß der Elephant Kehrt gemacht und zum Angriffe geblasen hatte. Mehr instinctiv als bewußt richtete ich die Büchse auf die seichte Einsenkung vor dem Ohre und drückte los. Ein schwerer, dumpfer Fall sagte mir dann, noch bevor ich des Pulverdampfes wegen mich mit meinen Augen überzeugen konnte, daß ich der Gefahr entronnen war, wie ein Wurm zertreten zu werden.

Ich eilte darauf zurück, den Schüssen nach, die in der Richtung gegen Süden zu hören waren, traf aber den Grafen Teleki erst, nachdem die Jagd bereits vorüber war. Er hatte die flüchtige Herde nach einer Viertelstunde erreicht und zuerst ein großes Weibchen, dann das zweite Männchen angeschossen. Letzteres fiel, indeß der Rest der Herde mitsammt dem verwundeten Thiere entkam. Kurz nach Sonnenuntergang ließ sich noch eine Elephantenherde oberhalb des Lagers am Bache vernehmen.

Am darauffolgenden Tage kamen wir durch ein enges, meridional laufendes Längsthal, das zwischen dem Njirobergfuße und dem Steilabfalle des anschließenden vulkanischen Plateaus eingebettet lag, und hielten schließlich an einer Quelle. Die Thalsohle war vollkommen trocken, doch ließen die bedeutenden Schuttablagerungen in derselben erkennen, daß es zu Zeiten von reißenden Wässern nach Süden hin durchströmt wird. Zwei Eingeborene, welche uns am Nachmittage aufsuchten, veranlaßten uns, einen weiteren Tag an der Stelle zu bleiben, indem sie uns von 30 Ochsen und 40 Ziegen vorlogen, welche die Bewohner dieser Bergseite zu verkaufen hätten. Die vorgenannten Zahlen waren wohl zu groß, als daß sie nicht unser Mißtrauen hätten hervorrufen müssen, aber einige Ochsen und Ziegen mochten ja immerhin zu haben sein und wären uns recht angenehm gewesen.

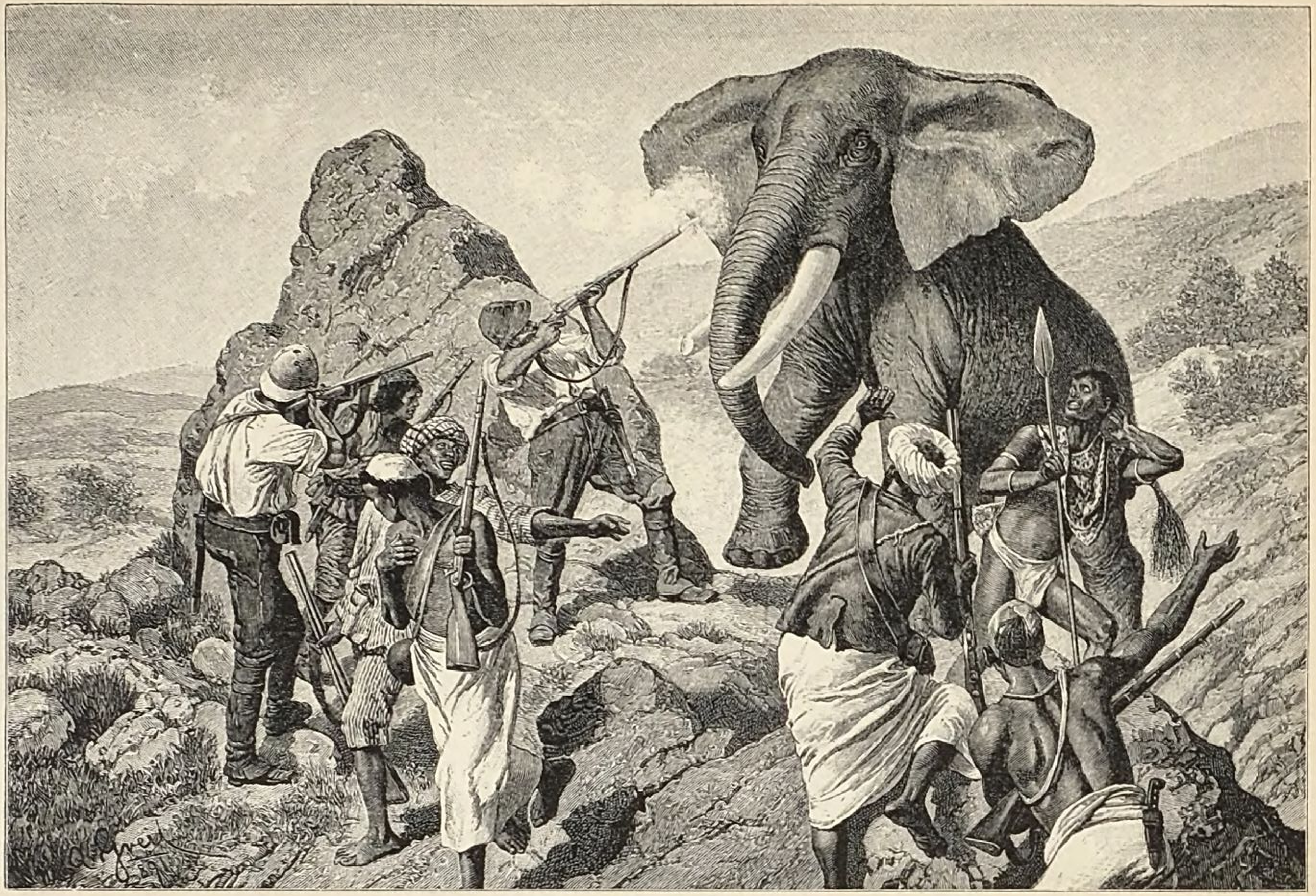
Aus den Ochsen und Ziegen wurden indeß: 1.) ein großer Elfenbeinzahn, den Dschumbe Kimemeta recht billig erstand, und 2.) zwei holde Bergbewohnerinnen, welche sich unserer Karawane anzuschließen wünschten. Sie stellten sich unter die Fittige unserer eingeborenen Führer, welche sich auch anheischig machten, aus ihren eigenen Rationen für deren Unterhalt zu sorgen. Die jüngere und hübschere von Beiden hieß Dónjiro.

An beiden Tagen war die Jagd auf Elephanten auf der Tagesordnung, doch brachte sie im Ganzen nur zwei Thiere ein, die beide Graf Teleki erlegte. Die Jagd auf diese Thiere war für uns von um so größerem Reiz, als sich uns dabei bezüglich derselben immer neue und überraschende Erfahrungen aufdrängten. Einmal ließen sie sich hinschlachten wie Schafe, verloren, wenn gejagt, vollständig den Kopf und schienen blind und taub für Alles um sie herum zu sein. Dann wieder gaben sie uns Beweise einer ganz erstaunlichen Behendigkeit und zielbewußten Angriffslust. Wie erinnerlich, hatte Graf Teleki die ersten zehn Elephanten am Guasso Njuki mit aller Leichtigkeit und ohne bemerkenswerthen Zwischenfall erlegt. Diese Zeiten schienen vorbei zu sein, und seitdem hatte fast jede Elephantenjagd ihre mehr oder weniger aufregenden Momente. Während wir die Jagd auf das andere große Wild nach und nach mit immer größerer Sicherheit aufnehmen gelernt hatten, steigerte sich in uns den Elephanten gegenüber hingegen mit jedem Tage weiterer Erfahrung auch das Gefühl der größeren Gefährlichkeit. Es lag dem die gewonnene Erkenntniß zu Grunde, daß wir das andere Großwild — Büffel und Nashorne — mit unseren Waffen im Falle eines Angriffes fast sicher niederwerfen konnten. Das Thier war damit meist wohl nicht unschädlich gemacht, doch der erste Angriff abgeschlagen und im schlimmsten Falle Zeit zur weiteren Vertheidigung gewonnen. Bei Elephanten dagegen kam es vor, daß sich die Thiere selbst aus einer Kugel Kaliber 8 nichts machten und sie geradezu gar nicht zu verspüren schienen.

Am Nachmittage ließen wir uns durch einen der beiden Eingeborenen zu einer Stelle am Berghange führen, wo sich seiner Angabe nach gewöhnlich Elephanten aufhalten sollten. Es war dies ein schluchtartiger,

nicht sehr tiefer Graben, in welchem ein nur wenige Zoll breites Wässerchen floß. Nach fünfviertelstündigem, scharfen Anstiege waren wir an Ort und Stelle, näherten uns vorsichtig dem Rande der Schlucht und lugten hinab in die Tiefe, wo wir in der That einen einzelnen, starken Elephantenbullen bemerkten, der nichts ahnend, sein Mittagsschläfchen hielt. Wir standen hinter einem Felsen, hart am Rande der steilen Böschung, kaum mehr als 15 Schritte vom Elephanten entfernt, jedoch wohl 8 Meter über ihm. Da wären wir anscheinend in vollkommener Sicherheit, und bot sich somit eine prächtige Gelegenheit zu Versuchsschüssen. In dieser Absicht feuerte Graf Teleki mit dem 577 Expreß nach der Rückwand des Elephantenschädels. Pulverdampf verhüllte zunächst die Scene. Wir hörten nur einen kurzen Trompetenton*) und wußten, daß der Elephant nicht todt sei, sahen ihn jedoch nicht. Der Pulverdampf hatte sich noch nicht verzogen, und wir starrten noch immer in die Tiefe, als plötzlich der Riesenschädel des Elephanten auf kaum mehr als Armeslänge vor Teleki auftauchte. Das scheinbar so ungefüge Thier hatte mit unfaßbarer Schnelligkeit unsere schier unnehmbare Stellung erstürmt und stand, wohl noch auf der Böschung, doch zum Greifen nahe vor uns. Im selben Augenblicke krachte auch schon Teleki's Schuß. Mitten in die Stirne getroffen wich der Elephant um einige Schritte zurück, erneuerte aber, als er wieder festen Fuß gefaßt hatte, sofort seinen Angriff. Erst zwei weitere Kugeln aus der Büchse Kaliber 8, welche ihm Graf Teleki Schuß auf Schuß entgegenschleuderte, brachen seine Kraft und damit auch seine Wuth. Er sank in die Knie, raffte sich zwar wieder auf, schlug jedoch eine mehr seitliche Richtung ein. Nun feuerte ich ihm eine Kugel Kaliber 8 nach der Schläfe, worauf er zusammenbrach, ein paar Meter weit den steilen Hang hinabkollerte und dann in einem Felsspalt der Böschung stecken blieb; dort krümmte er sich eine Weile herum, zuerst auf der Seite liegend,

*) Wir haben den Laut nur wenige Male vernommen. Er ist, so wie wir ihn zu hören bekamen, einem Trompetenton wohl ähnlich, doch wenig auffallend, so daß er unter Umständen auch überhört werden kann. Jedenfalls sind gewisse Schilderungen von »herumtrompetenden Elephantenherden« sehr entfernt von den Beobachtungen, die wir darüber zu machen Gelegenheit hatten.



Elephantenjagd am Njiroberge.

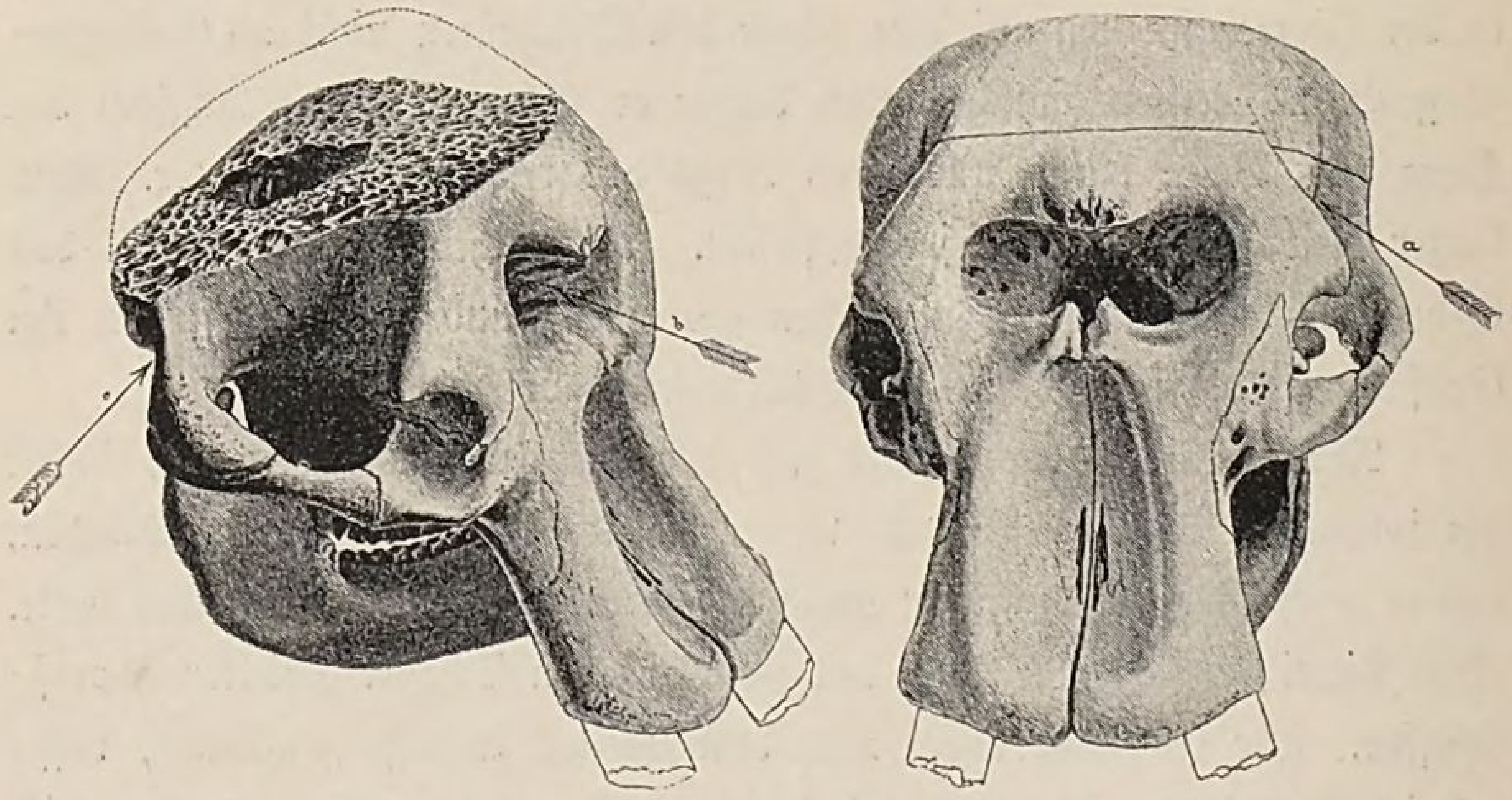
dann auf dem Rücken. Wir glaubten das Thier im Verenden begriffen und traten nun ganz nahe an dasselbe heran, um seinen Tod zu beobachten. So standen wir volle zehn Minuten an seiner Seite und überlegten, ob wir ihm noch einen Gnadenschuß geben sollten, da der zuckende Körper noch immer einiges Leben verrieth, als der Elephant so plötzlich, daß keine Katze sich hätte rascher erheben können, vor uns wieder auf den Beinen stand. Selbstverständlich krachten in demselben Augenblicke auch unsere beiden Gewehre Kaliber 8. Graf Teleki's Schuß fuhr in den Leib, meiner in den Hinterfuß, doch all' Das schien den Elephanten nicht im Geringsten zu geniren. Mitten zwischen uns drehte er sich um, schritt langsam den Hang zum Bache hinab und dann längs des rechten Ufers weiter. Nach kurzer Zeit schon blieb er jedoch stehen. Augenscheinlich war durch das Gehen der durchschossene Fußknochen gebrochen, und nun erst streckte ihn Graf Teleki durch einen nahen Schläfenschuß vollends nieder.

Nicht weniger zähe erwies sich der Elephant, welchen Graf Teleki am folgenden Tage erlegte. Es war ebenfalls ein vereinzeltes Männchen, das er nach langem Suchen in einem trockenen Bachbette aufgefunden hatte. Graf Teleki eröffnete die Jagd mit zwei auf den Schädel gezielten Expreß-schüssen. Der Elephant brach nach dem zweiten Schusse zusammen, raffte sich jedoch wieder auf und ging davon. Eingeholt erhielt er nun vier Blattschüsse aus der Büchse Kaliber 8, stürzte jedoch erst nach Verlauf von einigen Minuten todt nieder. Eine Kugel hatte den Körper ganz durchbohrt, zwei andere waren auf der entgegengesetzten Seite unter der Haut stecken geblieben.

Daß selbst so mächtige Gewehre, wie wir sie hatten, dem Schädel des Elephanten gegenüber verhältnißmäßig wirkungslos bleiben, hat seinen Grund hauptsächlich in der eigenthümlichen Structur ihrer Schädelknochen. Dieselben bestehen nämlich aus ziemlich weitmaschigen Knochenzellen, in welchen die aus weichem Metall bestehende Kugel zersplittern muß. Expreß-büchsen mit Stahlgeschossen würden die Gefahr der Jagd auf den afrikanischen Elephanten daher wohl auf das verhältnißmäßige Minimum reduciren, mit welchem die Jagd der asiatischen Art verbunden ist.

Die zellige Knochenstructur hat indeß nicht überall die gleiche Mächtigkeit, und vermögen an einzelnen Punkten auch einfach mit Zinn oder Quecksilber gehärtete Bleikugeln dieselbe bis zum Gehirn zu durchdringen. Solche verwundbare Stellen sind in erster Linie die beiden Schläfen (a in der Zeichnung).

Eine weitere ist vorne (b) beim Rüsselansatz; sie liegt etwas oberhalb der Verbindungslinie der beiden Augenhöhlungen.



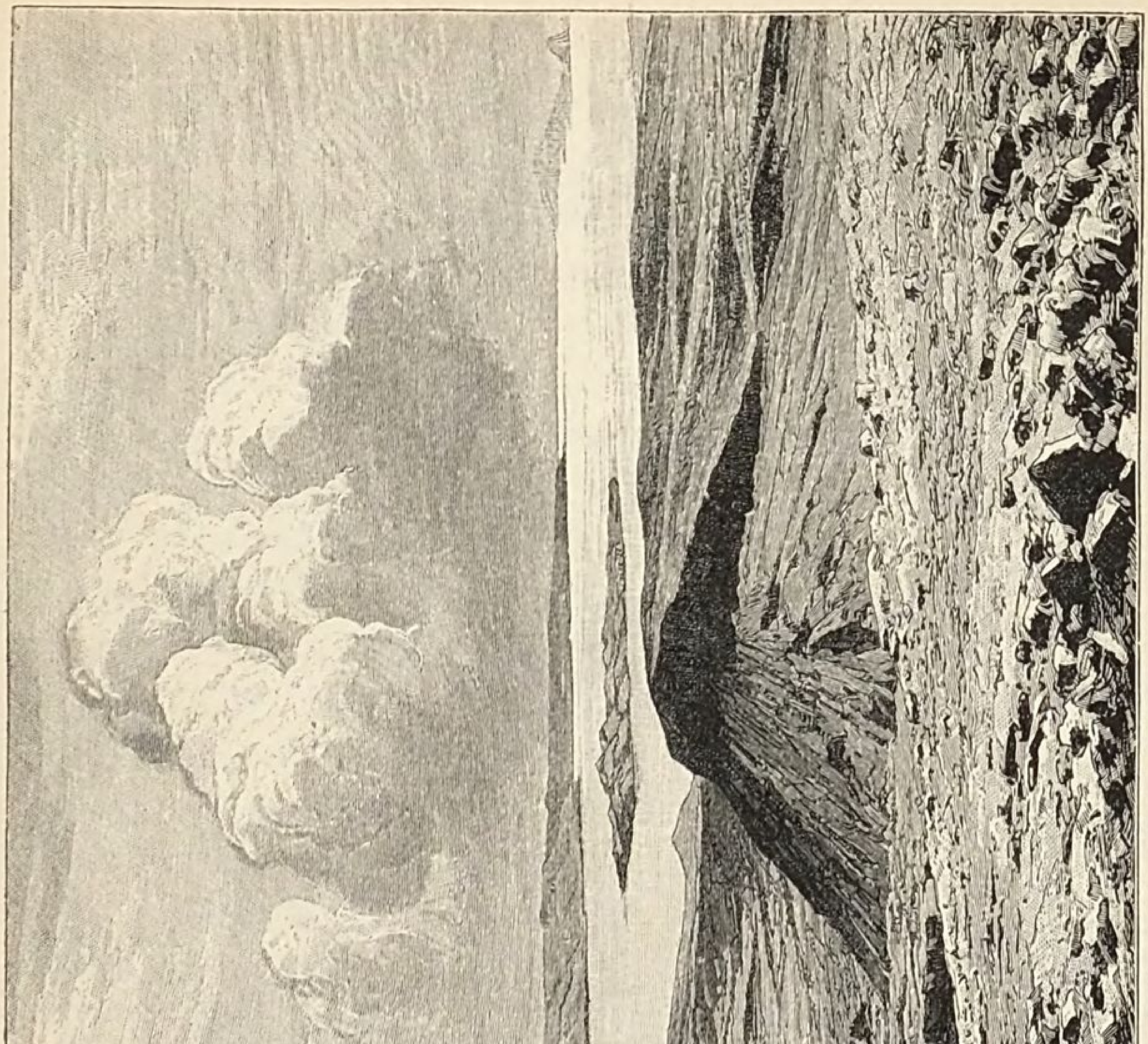
Skelet des afrikanischen Elephantenschädels.

Eine dritte, jedoch selten erreichbare, befindet sich oben auf der Schädeldecke.

Eine vierte liegt beiderseits hinter dem Ohreingange auf der rückseitigen Schädeldecke (c).

Sehr viel kommt dabei auf die Richtung an, in welcher die Kugel einschlägt, und gehören zu einer erfolgreichen Jagd auf diese Thiere ebensowohl eine genaue Kenntniß vom Schädelbau wie ein sicheres Auge und eine ruhige Hand, weil die genannten Stellen sehr genau abgezirkelte Schüsse verlangen, soll deren Wirkung vollkommen sein.

Doch nun zurück zum Lager. Das Thal, in welchem wir gelagert hatten, lief wohl noch weiter, war jedoch eine Strecke lang ungangbar,



Das Südende des Rudolph-Sees.

weshalb der Pfad zu Beginn des folgenden Marsches über den Fuß selbst des Njiroberges weiterführte. Die vulkanischen Plateauflächen, welche dem Njiroberge im Westen vorgelagert sind, stiegen später an und gingen in ein höheres Bergland von gleichfalls vulkanischer Natur über, das ein Chaos von wilden Schluchten und senkrechten Felswänden aufwies. Nach mehrstündigem Marsche erreichten wir das weniger schroffe Nordende des Njiroberges. Es zeigte sich, daß derselbe einen Nord—Süd streichenden Rücken von 28 Kilometer Länge und 10 Kilometer Breite bildet. Der vulkanische Boden umschloß den Berg auch noch weiter im Osten, aber unser Weg führte in das frühere Längsthal zurück, das sich nun in auffallendster Weise fortsetzte. Die Landschaft wurde mit jedem Schritte wüster. Der kahle Boden war mit vulkanischem Schutt, der in allen Farben — meist roth und grün — spielte, und mit Bimssteinen, blasigen, kopfgroßen Lavatrümmern, stellenweise auch mit Holzversteinerungen bedeckt. Da führte auch kein Pfad hindurch, und wir hatten unsere Füße vorsichtig zwischen die spitzen, oft messerscharfen Gesteinstrümmer zu setzen. Dafür sollten wir an dem Tage den Lohn für unsere Beschwerden und Entbehrungen, den ersehnten großen See, wenn nicht erreichen, so doch in der Ferne schimmern sehen.

Graf Teleki hatte am Morgen zwei Elephantenherden begegnet, zuerst eine von acht Weibchen mit ebenso vielen Jungen, dann eine andere von sechs Weibchen. Die erstere schonte er der Jungen wegen, von der letzteren schoß er jedoch das größte Thier heraus. Da wir die Stoßzähne stets mitnahmen, machten wir daraufhin einen Halt. Während desselben kam ein eingeborener Mann vom Berge zu uns herab. Ohne Kunde von unserer Anwesenheit in der Gegend, hatte er erst aus der Ferne zugesehen, mit der Zeit sich jedoch herangewagt. Von ihm erfuhren wir, daß der See nicht mehr weit sei. Kopfschüttelnd fragte er dann, was wir denn mit unserem Vieh dort anfangen würden, da es am See auch nicht einen Grashalm gäbe. Wir hatten für den Mann damals nur ein ungläubiges Lächeln und setzten unseren Marsch ruhig fort; denn ein See ohne das geringste Grün, das war fragelos eine handgreifliche Uebertreibung!

Die Landschaft machte indeß mit jedem Schritte mehr den Eindruck unheimlicher Oede, und bald fielen uns die Worte des Mannes wieder ein, denn wenn es bis zum See so nackt und kahl blieb, dann mußte uns allerdings für unsere armen Thiere bangen. Steile, felsige Hänge wechselten fort mit schuttbedeckten Halden ab, die aussahen, als ob sie noch glühten und eben von einer mächtigen Esse ausgeworfen worden wären. Und das ging in schauriger Einförmigkeit bis gegen 2 Uhr so weiter. Die frohe Stimmung, mit welcher uns der Gedanke an die Nähe unseres Zieles am Morgen erfüllt hatte, war längst verraucht, und unser Sinnen ging nur mehr nach einem Tümpel mit trübem, grünem Wasser, nach einem Trunk überhaupt, als — wir stiegen eben einen sanften Hang hinan — sich uns mit einem Male eine so überraschend großartige und weit umfassende Fernsicht eröffnete, daß wir uns einen Augenblick versucht fühlten, Alles nur für eine bloße Luftspiegelung zu halten. In dem Maße, als wir höher kamen, war zuerst ein einzelner Berggipfel vor uns wie aus dem Erdboden herausgewachsen und rasch in einen breiten, pyramidalen Bergstock übergegangen, dessen allseitig gleich sanft ansteigender Aufbau auf den ersten Blick den Vulkan verrieth. Eben noch hatten wir ins Blaue hineingestarrt, und nun stand da ein Bergriese vor uns, auf dessen Kuppen wir unwillkürlich nach Schnee suchten. Das war indeß nur der Eindruck einer optischen Täuschung, verursacht durch die plötzliche Art und Weise, wie uns der Anblick des Berges zu Theil geworden war, und durch den Umstand, daß zu seinen beiden Seiten das Land rasch abfiel, wir aber aus einer ziemlichen Höhe darauf herabsahen. Im Osten des Berges war das Land einförmig eben, eine sonnige, gelbe Fläche, indeß im Westen der Bergfuß aus einer bodenlosen Tiefe, aus einer uns ganz räthselhaften Leere herauszuragen schien. In raschem Laufe legten wir die weiteren, wenigen hundert Schritte bis zum Kamme unseres Anstiegrückens zurück, denn mit jedem Schritte wuchs das Bild vor unseren Augen, bis schließlich eine ganz neue Welt vor unseren erstaunten Blicken ausgebreitet lag. Die Leere in der Tiefe füllte sich wie durch Zauber mit malerischen Bergen und schroffen Hängen, mit einem Gewirre von Schluchten und

Thälern, die von allen Seiten herbeizueilen schienen, um einem tiefblauen, in unabsehbar weiter Ferne verblassenden Seespiegel als Rahmen zu dienen.

Lange Zeit standen wir in sprachlosem Entzücken unter dem Banne der landschaftlichen Reize, die von allerwärts her auf uns einwirkten, und stumm, wie wir, starrten auch unsere Leute in die weite Runde hinaus, bis ihr Staunen sich in lauten Ausrufen der Verwunderung über den großen See löste, dessen spiegelnde Fläche am fernen Horizonte mit dem Blau des Himmels verschmolz. In dem Augenblicke hatten wir alle Gefahren und alle Mühsal vergessen, die uns hieher begleitet, und waren einzig von der stolzen Freude beherrscht, unsere Forschungsreise von Erfolg gekrönt zu sehen. Getragen von diesem Gefühle, und von dankbarer Erinnerung erfüllt an das huldvolle Interesse, mit welchem weiland Seine kaiserliche und königliche Hoheit, Erzherzog Kronprinz Rudolph unserer Expedition von allem Anfange an zur Seite gestanden hatte, gab Graf Teleki dem See vor uns, der glanzvollen Perle in dem wunderbaren Landschaftsbilde, welchem wir entgegenstrebten, den Namen R u d o l p h - S e e.

Unser Führer Lembasso erwies sich in der Gegend sehr gut unterrichtet. Die breite Vulkanpyramide, welche als erste uns überrascht hatte, war der Kulállberg, und die flache Landschaft im Osten das Samburuland. Ein ferner, kaum wahrnehmbarer Berg im Norden hieß Longendoti. Was wir vom See sahen, war dessen Südende; ein vom vorliegenden Terrain zur Hälfte verdeckter Rücken im See, eine Insel. Die theils bergige, theils flache Landschaft im Westen des Sees war das Land der Turkana oder Elgume.

Der See schien zwar nur wenige Stunden entfernt zu sein, doch war es zum Hinmarsche mittlerweile zu spät geworden. Wir stiegen daher nur noch eine Stunde lang bergab und gingen dann in der Fortsetzung des Längsthales weiter bis zu einer Quelle Namens Tamis, die sich in ganz unerwarteter Lage zwischen senkrechten Lavawänden in der Thalsohle fand. Dort wurde gelagert.

Als alle Leute beisammen waren, vermißten wir den Träger Daudu Muhandu. Er war am Morgen noch ganz wohl gewesen, wenige Minuten

nach unserem Abmarsche jedoch von Herzkrämpfen befallen worden und am Pfade sitzen geblieben. Dualla hatte ihm die Traglast abgenommen und ihn uns nachfolgen heißen, doch Daudu Muhandu blieb seitdem verschwunden.

Am folgenden Tage setzten wir den Marsch zum See fort. Führer und Leute befanden sich in gehobenster Stimmung, wie es sich für einen Festtag schickte, denn ein solcher sollte der 6. März des Jahres 1888 für uns ja sein. Mit einem aufmunternden »haya puani!« (Auf, zum Strande!) hatte Graf Teleki an dem Morgen den Wanderstab ergriffen, und unter hunderstimmigem, begeisterten »haya puani!« wäre es gewiß im Eilschritte bis zum See gegangen, wenn die Anforderungen, welche die Natur des Landes an dem Tage an uns stellte, nicht so unerträgliche gewesen wären. Das Bergland eben, welches uns vom See noch trennte, war jedoch die reine Hölle. Es bestand aus einer Nord=Süd gerichteten Reihe paralleler Rücken, die wir in nordwestlicher Richtung zu überqueren hatten. Die Seitenlehnen der Rücken waren durch steile Abstürze gebildet und größtentheils unüberwindlich. Wo es aber anging, dieselben zu erklimmen, dort bedeckten schwarzbraune Felsblöcke und scharfkantiges, schlackiges Gerölle den Boden. Die schmalen Thalsohlen waren mit mächtigen Gesteinstrümmern bedeckt, oder aber mit feinem, lockeren Sande ausgefüllt, in dem es Mühe machte, die versinkenden Füße fortzubewegen. Wie dann die Sonne höher stieg, strahlte das schwarzbraune Gestein eine zunehmende Gluth aus, die sich zur Mittagszeit bis zur Unerträglichkeit steigerte, während gleichzeitig ein glühend heißer Wind uns den Sand ins Gesicht peitschte und den Trägern fast die Lasten vom Kopfe blies.

Vom letzten Rücken aus, den wir überstiegen, bot sich uns eine vollständige Uebersicht über das Südende des Sees und dessen Umgebung. Zu unserer Ueberraschung gewahrten wir da eine Landschaft, welche mit schwarzen Lavaströmen bedeckt und von verschiedenen Kratern mit vollkommen erhaltenen Formen besetzt war. Unter ihnen befand sich ein niedriger Kegelberg, der unausgesetzt Rauchwolken ausstieß — wir waren somit in ein Gebiet noch thätiger Feuerherde gelangt. Eine große Insel

im See zeigte ebenfalls eine ganze Reihe von Kegelbergen, und vulkanischen Charakters schienen auch die steilen Uferränder zu sein, welche streckenweise den See umfaßten.

Schier betroffen eilten wir weiter, auf die leichtgekräuselte Fläche zu, den einzigen Lichtpunkt in der düsteren Umgebung. Noch eine Stunde lang ging es über sandige oder steinige Flächen, dann waren wir am Rande des Sees. Wiewohl aufs äußerste erschöpft durch den siebenstündigen Marsch bei versengender Hitze kam doch wieder die Freude zum Durchbruche, als wir den Strand betraten und das schöne, krystallklare Wasser vor uns hatten. Jubelnd eilte die Menge, sich in die Fluthen zu stürzen, kam jedoch bitter enttäuscht bald wieder zurück: das Wasser schmeckte salzig!

Nach dieser Enttäuschung drängte sich mit einem Male die ganze, grauenhafte Oede der Landschaft wie ein drohendes Schreckgespenst vor unsere Augen. In welche Wüste waren wir da gerathen! Zerstreute Tüpfel einer feinen, steifen Grasart, die nahe am Strande im lockeren Sande kümmerlich haftete, boten das einzige Grün, die einzige Spur von Leben. Sonst waren nur abgestorbene Baumskelete zu sehen, die vereinzelt theils am Lande, theils im Wasser standen und ihre fahlen, sonngebleichten Aststümpfe gegen den Himmel streckten. Kein Lebewesen theilte die düstere Einsamkeit mit uns, und so weit unsere Fernrohre reichten, überall Wüste, nichts als Wüste!

Und zu alledem kamen die Qualen der glühenden Hitze und eines peinigenden Sandwehens, wogegen wir uns am schattenlosen Strande auch nicht zu schützen vermochten, weil das Aufstellen der Zelte im lockeren Sande unmöglich war.

Nun begriffen wir, daß die Umgebung des Sees nicht bewohnt sein konnte, und bange Ahnungen von kommenden Tagen des Hungers und der Verzweiflung tauchten in uns auf, wenn wir uns erinnerten, daß die gleichen Verhältnisse noch lange so fortdauern sollten, bis wir zu den Reschiát kämen. Unsere Vorräthe aber reichten nur mehr für zehn Tage.

Lembasso, unser Führer, wurde nun hergenommen und einem scharfen Kreuzverhöre unterzogen, wohin wir uns wenden könnten, um zu besseren

Verhältnissen zu gelangen, und wie weit es bis dahin sei. »Zu den Reschiát — fünfzehn Tage — blieb indeß seine unerbittliche Antwort; der Kulállberg sei wohl bewohnt, doch nagen die Bergbewohner selbst am Hungertuche. Und die armseligen Elmolo, die es am See gäbe, nähren sich selbst nur vom Fischfange.

Fischfang! Daran hatten wir noch gar nicht gedacht. Sofort wurden die Angeln und Schnüre in allen Größen und Dicken hervorgeholt und an die Leute vertheilt. Doch Stunde um Stunde verrann, gefangen aber wurde nichts.

Von einer Pein, von einer Enttäuschung in die andere, so verging der schauderhafte Tag, bis sich die Sonne zum Untergange neigte. Unsere Lage wurde damit erträglicher. Die sengende Hitze wich einer lauen Kühle, oer Wind wurde schwächer und legte sich schließlich ganz, das Sandwehen hörte auf. Ein Bad im klaren See hatte uns erfrischt, und mit der Zeit waren wir auch dazu gekommen, den brennenden Durst zu löschen. Gleich Anfangs war es uns aufgefallen, daß das Seewasser sich ganz eigenartig, etwa wie Lauge anfühlte. Wir schlossen daraus, daß es sodahältig sei und hatten uns darin auch nicht getäuscht, denn als wir Weinsteinsäure hinzuthaten, brauste es lebhaft auf. Der Geschmack des Wassers wurde dadurch bedeutend verbessert, und es löschte dann auch schneller den Durst.

Dem Sonnenuntergange folgte ein herrlicher Abend. Klar und rein wölbte sich der Himmel über uns mit seinen funkelnden Sternen, und die Schleier der Nacht entrückten unseren Augen die wüste Umgebung. Unsere Leute fingen wieder an, sich zu ermuntern und saßen plaudernd und kochend bei ihren Feuern, indeß wir, nun auch ruhiger geworden, mit Dschumbe Kimemeta und Lembasso die Möglichkeiten der bevorstehenden Tage besprachen. Und als wir zu später Abendstunde unsere Betten unter freiem Himmel aufsuchten, begann sich in uns auch wieder die Hoffnung zu regen. Nur ein Umstand trübte unsere Ruhe: Mpunga und Saadalla, zwei ganz gesunde Leute, waren noch immer nicht eingerückt. Ein anderer Mann war während des Marsches der Anstrengung erlegen.

IX. Capitel.

Längs des Rudolph-Sees.

(6. März bis 4. April 1888.)

Aufbruch. — Einer der beiden Vermißten wird gefunden. — Spuren eines Raubzuges. — Die Kraterinsel. — Böenartiger Wind. — Zum Ngare Dabásch. — Unerwarteter Glücksfall. — Der Kulál. — Verkehr mit den Elmolo. — Erfolgreiche Flußpferdjagd. — Die Westseite des Rudolph-Sees. — Begegnung mit wandernden Elmolo. — Die Leidensgeschichte einer flüchtigen Burkenedschifrau. — Am Fuße des Longendotiberges. — Ein Leopard im Lager. — Ein überraschender Jagderfolg. — In Wassernoth. — In der Bucht von Alía. — Elephantenjagden. — Die Elmolo von Alía. — Ein Elephant zertrümmert unser Boot. — Billiges Elfenbein. — Wildesel? — Zu den Reschiát. — Weitere Elephantenjagden. — Madschi a mvua. — Dualla geht zu den Reschiát. — Ertränkte Waldvegetation im See. — Dualla's Erlebnisse. — Ein Marsch bei strömendem Regen. — Ankunft am Nordende des Rudolph-Sees. — Der Oromáj der Reschiát.

Am darauffolgenden Morgen fühlten wir erst recht die durchgemachten Anstrengungen in allen Gliedern und wären am liebsten noch einen Tag an dem Orte verblieben, um gründlich auszuruhen. Auch hätten wir gerne einen tieferen Einblick in die Geheimnisse der Vulkanstätte gewonnen, die im Westen von uns nimmermüde ihre Rauchwolken gegen Himmel sandte. Ein Blick auf unsere zusammengeschmolzenen Vorräthe jedoch, sowie das Brüllen unserer hungrigen Rinder, welche in der Sanddüne vergebens nach Nahrung suchten, und — als die erwachende Sonne unsere schauderhafte Umgebung wieder greller beleuchtete — die auflebende Erinnerung an die entsetzlichen Stunden, welche wir in dieser Hölle von Sandwolken Tags zuvor verbracht hatten, Alles das mahnte uns mit eindringlicher Sprache daran, daß wir fort mußten aus diesem Thale des Todes, so bald als möglich und so rasch wir nur konnten.

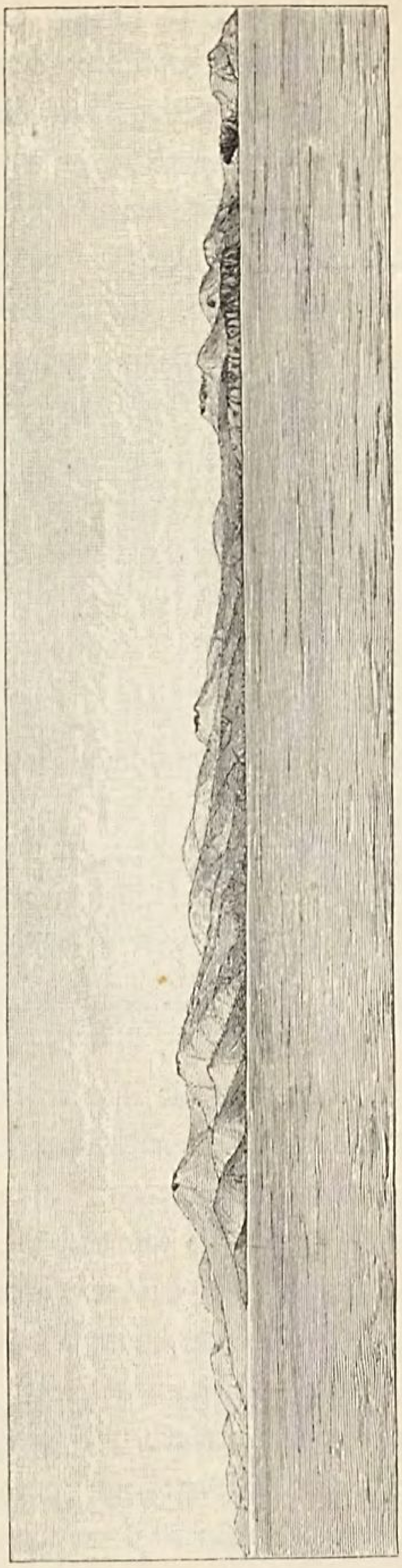
Unser weiterer Zug ging nun längs der Ostküste des Sees bis zu dessen Nordende; ich will die Erzählung desselben im engeren Anschlusse an unser Tagebuch folgen lassen.

Mittwoch, 7. März. Noch vor Tagesanbruch wurden einige Askar und Somâl auf die Suche nach den beiden vermißten Leuten ausgeschickt. Die Karawane ordnete sich indeß zum Aufbruche und trat dann den Marsch an. Derselbe führte längs des Strandes über Sand oder Gerölle, oder zwischen Felsblöcke hindurch, zuerst eine kurze Strecke ostwärts, dann gegen Norden. In der Nähe des Strandes ist der See seicht, seine Ufer sind rein und weisen keinerlei Auswürfe von Thier- oder Pflanzenstoffen auf. Das mag übrigens seinen Grund darin haben, daß der Wind, der unausgesetzt mit größerer oder geringerer Heftigkeit von Osten her zu wehen scheint, einen solchen Auswurf an der Ostküste unmöglich macht; wir hatten unter seiner Vehemenz bald genug wieder zu leiden. Unser Pfad war hingegen mit zahlreichen Thiergerippen — von Kameelen, Ziegen und Schafen — fast besäet; sogar auf einzelne vertrocknete Kadaver stießen wir. Vor wenigen Wochen hatte nämlich ein Raubzug hier seinen Weg genommen, wie uns Lembasso unterrichtete, und zwar waren es Turkana gewesen, welche die Umgebung des Kulállberges häufig unsicher machen sollen.

In der Morgenbeleuchtung konnten wir das Vulkangebiet im Süden des Sees und auch die große Insel besser übersehen, als uns dies am Tage zuvor möglich gewesen war. Wir zählten fünf Krater, von welchen jedoch nur einer gelbliche Rauchwolken ausstieß. Der obere Saum seiner Krateröffnung war lebhaft orangeroth gefärbt, die weitere Umgebung jedoch schwarz wie Kohle. Die schönste Kreisform wies übrigens ein vom Wasser fast ganz umspülter niedriger Krater am Südende des Sees auf. Ueberraschend war der Anblick der Insel, die aus einer Reihe anscheinend erloschener Vulkane von 50 bis 120 Meter relativer Höhe besteht; wir beobachteten auf derselben im Ganzen 16 Krateröffnungen. Die Hänge der Kegelberge schienen kahl und mit verschieden gefärbter Asche bedeckt. Die Südostseite der Insel hat senkrecht abfallende Ufer, an welchen sich

die Wellen des Sees mit großer Gewalt brachen. Der See zeigte sich tagsüber immer stark bewegt, zeitweise sogar mit weißem Gischt bedeckt. Ein Befahren desselben wäre bei dem heftigen, böenartigen Ostwinde, der unausgesetzt seine Oberfläche peitschte, nicht ungefährlich und mit einem so leichten Leinwandboote, wie das unsrige, überhaupt nicht zu unternehmen gewesen. Zu unserer Rechten blieb die ganze Zeit über der steile, oft senkrechte Abfall eines meridional laufenden Rückens, und ebenso starr und kahl nahm sich die Bergkette aus, welche den See im Westen umrahmt.

Nach dreistündigem Marsche gelangten wir zu einer Bucht, in welche ein trockenes, mit Schutt erfülltes Flußbett aus dem anstoßenden Berglande mündete. Da gab es wieder in ziemlicher Menge die abgestorbenen Reste einer bestandenen Bewaldung, sowohl am Strande als drinnen im See, in 100 bis 150 Schritt Entfernung vom Ufer; doch waren im schluchtartigen Oberlaufe des Bachthales auch einzelne frische Akazien und Baumeuphorbien zu sehen. Einiger grüner Rasenflecke halber, die sich am Strande fanden, lagerten wir, denn Gras hatten wir während des ganzen Marsches nicht zu Gesicht bekommen. Diese Grasart hatte sehr schmale und



Die große Kraterinsel im Rudolph-See.

steife, wie Nadeln spitzige Halme und wurde deshalb von unseren Leuten vorsichtig gemieden; vom Vieh wurde sie nur ungerne gefressen. Der Platz war mit grobem Gerölle so vollkommen bedeckt, daß sich die Leute erst mit dem Säubern von Lagerstellen befassen mußten. Sie ahmten darin unsere unbekannten Vorgänger nach — an der Stelle hatte offenbar auch der vorerwähnte Raubzug gelagert — indem sie die Steine im Halbkreise aufschichteten. Auf diese Weise verschafften sie sich in Gruppen zu zwei oder drei Mann sandige Lagerstätten und zugleich Schutzwände gegen den steifen, staubführenden Ostwind.

Durch das Bachthal, an dessen Mündung wir lagerten, bot sich uns auch ein tieferer Einblick in die Natur des anliegenden Berglandes. Im allgemeinen gähnte uns da ein schauderhaftes Chaos von Abstürzen, Schluchten und senkrechten, schwarzbraunen Felswänden entgegen, welches indeß mit ziemlicher Sicherheit entnehmen ließ, daß sich hier die Fortsetzung jener Bruchspalte befand, in der wir während des Marsches längs der Westseite des Njiroberges gesteckt hatten; darnach hätte dieselbe eine Längenausdehnung von 65 Kilometer. Einen Bruchrand stellt entschieden auch der den östlichen Seestrand begleitende Abfall des Berglandes vor, nur bleibt da die Frage offen, wo die zugehörige Gegenwand zu suchen ist.

Als Graf Teleki am Morgen die Leute zur Suche der beiden Vermißten ausschickte, geschah dies mehr, um unser Gewissen zu beruhigen, als in der Hoffnung, dieselben noch am Leben zu finden, denn weder das große Feuer, das wir ihretwegen während des ganzen Abends unterhielten, noch die vielen Signalschüsse, die in der Umgebung zu ihrer Richtschnur abgefeuert worden waren, hatten einen Erfolg gehabt. Wir mußten daher annehmen, daß sie entweder sehr weit abgeirrt oder dem Durste und der Erschöpfung schon erlegen waren. Unsere Befürchtungen waren indeß nur theilweise begründet, indem bald nachdem wir selbst gelagert hatten einer der Beiden — Mpunga Balosi — im Triumphe angebracht wurde. Der Mann hatte irgendwo geschlafen, und zwar ohne Unterbrechung vom vorhergehenden Mittage bis zum grauenden Morgen, und das war seine Rettung. In Ermanglung von Wasser ist Schlaf das einzige wirksame

Mittel gegen das Verdursten, nur fällt es in dem Falle meist schwer, den Schlaf zu finden. Der zweite Mann jedoch, ein netter, achtzehnjähriger Bursche Namens Saadalla, wurde nicht mehr zu Stande gebracht.

Donnerstag, 8. März. Auch an dem Tage ging es nur wenige Stunden dem Seestrande entlang weiter. Diesmal war es angeblich der Brennholzmangel, der uns so bald lagern hieß. Die Landschaft war wüste wie früher, vollkommen kahl und alles Thierlebens bar. Die herrschende

Hartes Nachtlager.

Sonnengluth und der heiße, Alles ausdörrende Wind, welcher häufig in der Stärke 8 blies, waren gräßlich, und jeden Augenblick sah man die Leute vom Pfade weg zum See laufen, um sich wenigstens anzufeuchten, da das Wasser den Durst nur schlecht zu löschen vermochte. Dabei zeigte es sich bald ganz allgemein, sowohl bei den Menschen als bei den Thieren, daß das Wasser eine abführende Wirkung hatte, was unsere ohnehin schon genug erschöpfte Karawane noch mehr schwächte. Zudem wurden Leute, Tragthiere und Rinder der Reihe nach lahm in Folge des unausgesetzt mit scharfkantigem Gerölle bedeckten Bodens. Mehrere Rinder mußten ge-

schlachtet und zwei unserer Kälber in improvisirten Hängematten getragen werden.

Unter so mißlichen Verhältnissen ist die allgemeine Stimmung natürlich eine gedrückte. Die Lebensmittel, welche wir noch haben, reichen zur Noth noch für acht Tage, und damit können wir bei aller Sparsamkeit das bewohnte Nordende des Sees nicht erreichen. Ein Ausweg aus der immer gleichbleibenden Wüste ist jedoch nicht abzusehen, und es will fast scheinen, als ob wir uns der Entdeckung nicht lange zu erfreuen haben sollten. Wir wollen indeß versuchen, vom Seewege abzugehen und zu den Bewohnern des Kulállberges zu gelangen; vielleicht daß sich uns in jener Richtung bessere Aussichten eröffnen.

Freitag, 9. März. Wir marschirten noch zwei Stunden lang längs des Seestrandes, dann ging es weg vom See auf den Kulállberg zu, welcher allmälig zum Vorschein kam, nachdem die Nord-Süd gerichteten Abfälle aufhörten, welchen entlang wir bisher gewandert waren. Der Pfad erhob sich zu Beginn des Marsches zeitweise auf 15 bis 20 Meter über das Seeniveau, und wir fanden in dieser Höhe ganze Lagen austernartiger Muschelschalen.*) Es könnte dies als ein Beweis gelten, daß die Seeoberfläche einst bedeutend höher gelegen haben müsse, wenn andererseits nicht die ertränkte Baumvegetation im See für ein ehemals tiefer gelegenes Seeniveau sprechen würde. In einem so augenscheinlich jungvulkanischen Gebiete mag indeß ein so bedeutender Niveauwechsel in verhältnißmäßig kurzen, zeitlichen Zwischenräumen wohl vorkommen können.

Wie bisher war der Pfad auch an diesem Tage mit Gerippen verendeter Kameele, Ziegen und Schafe bedeckt. An einer Stelle, und zwar am Fuße eines 4 bis 5 Meter hohen, steilen Abfalles, trafen wir einen ganzen Hügel von Kameelskeleten. Es mögen da ihrer zweihundert auf einen Haufen geschichtet beisammen gelegen sein, und die Knochenmenge athmete, obwohl von der Sonne bereits weiß gebleicht, noch immer einigen Kadavergeruch

*) Nach Prof. Dr. E. Sueß sind diese Etherien identisch mit jenen, welche im Nil und den großen afrikanischen Binnenseen (mit Ausnahme des Tanganjika, der eine eigene, ältere Süßwasserfauna aufweist) vorkommen.

aus. Wir vermochten uns durchaus nicht zu erklären, wie eine so große Zahl von Kameelen auf einem so beschränkten Platze umgekommen sein konnte, denn daß die Gerippe nicht zusammengetragen waren, ließ sich aus ihrer natürlichen Lage ersehen.*)

Während dieses Marsches fand ein Uebergang von jungvulkanischem Boden zu älterem statt. Wir begrüßten diese Beobachtung mit nicht geringer Freude, da sie uns Hoffnung gab, bald in minder unwirthliche Gegenden zu gelangen. Vereinzelte knorrige Sträucher traten in dem Maße häufiger auf, als wir uns dem Kulállberge näherten, und damit schwand mehr und mehr die bange Sorge um das Schicksal unserer Karawane, welche uns schon sehr gedrückt hatte. Allmälig belebte sich auch die Landschaft, zunächst mit Geiern, Weihen und kohlschwarzen Raben, welch' letztere die Lüfte mit ihrem häßlichen Gekrächze erfüllten und sich bald ohne Scheu auf unsere Rinder und Schafe niederließen. Wir sahen diese ganz schwarze Rabenart hier zum ersten Male. Von größerem Wilde, wie wir es brauchten, war außer einer Gazella Grantii nichts zu sehen, bis wir zur Mittagszeit zu einem kurzen Quelllaufe kamen, der am Fuße senkrechter Wände hervorsprudelte. Am Rande des Wassers, im Schatten der Gebüsche, überraschte Graf Teleki eine kleine Herde Zebra und Beisa-Antilopen und streckte auch im Schnellfeuer mit nur fünf Schüssen fünf Thiere — eine Beisa und vier Zebra — nieder; die letzteren waren Zebra Grevyi.

Der unerwartete Glücksfall, im Vereine mit dem klaren, süßen Wasser und dem windgeschützten, schattigen Lagerplatze, der uns endlich wieder einmal gestattete, unsere Zelte aufzuschlagen, wirkte neubelebend auf unsere Stimmung, und frohere Hoffnungen begannen sich wieder zu regen. Solcher Quellen soll es am Fuße des Kuláll noch mehrere geben,

*) Wir haben später mit den Leuten (Turkana) gesprochen, welche diesen Raubzug ausgeführt hatten, konnten die Aufhäufung der Skelete jedoch auch dann nicht verstehen, als diese uns den Vorgang erzählten. »Es war Nachts, und sie wurden von den Rändile, die sie beraubt hatten, verfolgt. Da es unmöglich war, mit dem Raube zu entkommen, so tödteten sie, an jener Stelle angelangt, die Kameele mit ihren Speeren.« So erklärten uns die Turkana die Sache.

an Wild konnte es daher nicht mangeln, und da Lembasso es außerdem als kaum wahrscheinlich hinstellte, daß die Bergbewohner irgend Etwas zu verkaufen haben würden, wurde der Plan, sie aufzusuchen, fallen gelassen.

Der Kuláll, augenscheinlich ein erloschener Vulkan, zeigte sich uns da als ungemein sanft ansteigende Pyramide von 1000 bis 1200 Meter Höhe, ohne ausgesprochene Spitze. Der Krater ist eingestürzt und zerfallen. Die ganze Südwestseite des Berges ist vom Gipfel bis zum Fuße gespalten; ebenso scheint dessen Westfuß gesunken zu sein, da daselbst eine vollkommen gerade, Nord-Süd gerichtete Bruchlinie in deutlichster Weise zu sehen ist. Der meridionale Verlauf aller Terrainstörungen tritt, wie man sieht, in ganz auffallender Weise als charakteristisches Merkmal in einem ungeheuren Gebiete auf. Die höheren Gehänge des Kuláll sind ziemlich gut bewaldet, während der Fuß verhältnißmäßig kahl ist. Ein Waldbrand, der des Nachts weithin leuchtete, gab zu erkennen, daß der Berg bewohnt war.

Sonntag, 10. März. Nach zweistündigem, nordwärts gerichtetem Marsche lagerten wir bei einem sumpfigen Quellbache, dem Ngare Dabásch, d. h. breiter Bach. Die durchzogene Landschaft war zwar arm an Vegetation, doch fanden sich hie und da einige vereinzelte Akazien. Mehrere trockene, mit Sand und Schutt und stellenweise mit einer Menge angeschwemmter Baumstämme ausgefüllte Flußbette verriethen, daß es zur Zeit der Regen, wenn reißende Wässer hindurchrauschen, da ganz anders aussehen muß.

Der Rand des Wassertümpels war von frischgrünem Schilf und üppigem Rasen umgeben. Hart daneben stand ein Wäldchen von jungen Dompalmen. Nach den glänzenden Früchten, mit welchen diese behangen waren, richteten sich sofort die Augen unserer Leute, und bald knusperte Alles in der Runde mit sichtlichem Vergnügen an den braunen, wie Baumrinde schmeckenden Fruchtschalen. Wir begnügten uns mit einer bescheidenen Kostprobe, unser Hamis hingegen gab seine Versuche, auf den Geschmack derselben zu kommen, lange nicht auf, wohl weil er nicht glauben mochte, daß Das, was die Leute mit so großem Appetite verschlangen, die ge-

schmack- und saftlose Rinde sein könne, die sie ihm reichten, wenn er sie darum anbettelte.

Während des Marsches hatte Graf Teleki ein Nashorn geschossen, und da Hoffnung auf Wild vorhanden war, verblieben wir einen weiteren Tag am Ngare Dabásch. Auch hatten unsere Leute sechs Elfenbeinzähne gefunden, ein Beweis, daß sich häufig Elephanten in der Gegend aufhielten. Graf Teleki widmete den folgenden Tag, den 11. März, daher der Jagd, sah jedoch kein Wild und, mit Ausnahme einer frischen Löwenspur, nur ältere Elephantenfährten. Bei seinem Rundgange stieß er auch auf die Reste von drei Kralen, die allem Anscheine nach erst kürzlich verlassen worden waren. Lembasso meinte, daß es die von den Turkana ausgeraubten Rándilekrale wären.

Die kriegerischen Vorgänge, deren Schauplatz die Westseite des Kuláll vor Kurzem gewesen sein mußte, waren wohl die Ursache, warum sich trotz unseres dreitägigen Verweilens daselbst keiner der Eingeborenen zu uns herabwagte. Dafür erfreute uns das plötzliche Erscheinen einer Ziege in der Nähe des Lagers. Wir wurden sie am Spätnachmittage auf einer der Höhen gewahr, welche den Platz umrandeten, und hätten sie beinahe gejagt, weil sie einfärbig braun behaart war und einer Antilope ähnlich sah. Der Umstand, daß sie unbekümmert um den Lagerlärm ruhig graste, machte uns jedoch auf den Irrthum rechtzeitig aufmerksam. Die Ziege — wohl ein beim Raubzuge versprengtes Thier — ließ sich ruhig einfangen und wurde unserer kleinen Herde einverleibt. Um ihre Geschichte zu vollenden, will ich hier gleich einfügen, daß sie am folgenden Tage ein Junges warf und uns nun bis zum Ende unserer Reise täglich mit einer Schale guter Milch versorgte. Sie wurde ihrer Anhänglichkeit wegen bald von Allen gehätschelt und war selbst in den Zeiten der ärgsten Hungersnoth, die wir mitzumachen hatten, ihres Lebens sicher.

Montag, 12. März. Wir verließen den Ngare Dabásch, um wieder das Seeufer zu gewinnen, das wir nach dreistündigem Marsche erreichten. Je mehr wir uns demselben näherten, desto kahler wurde wieder die Landschaft, und am Seestrande angelangt umgaben uns nach wie vor

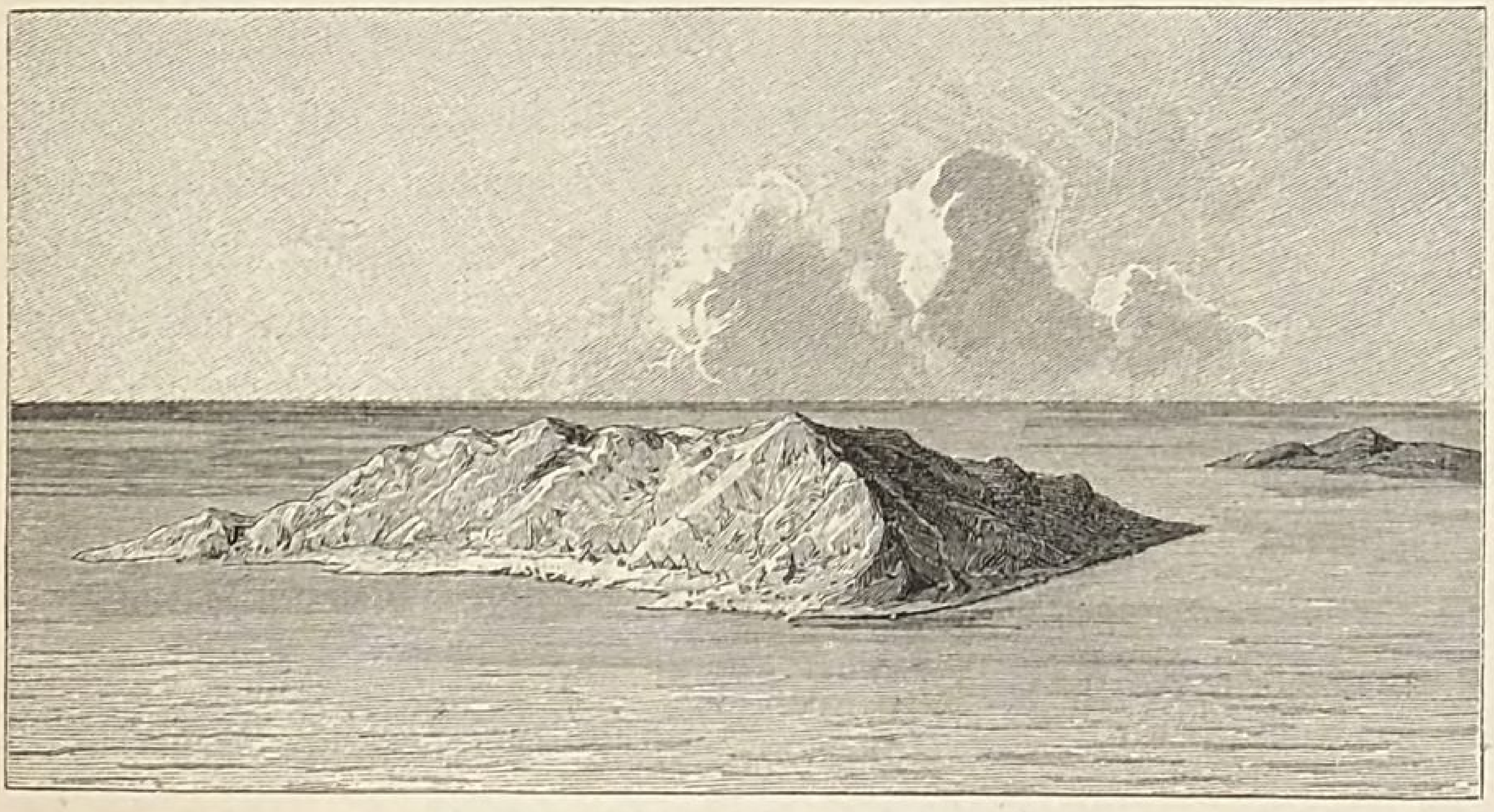
nur Sand, Schutt und Gerölle; selbst der Ostwind blies da mit gewohnter Heftigkeit.

Auf dem Marsche dahin mangelte es nicht an geologisch interessanten Wahrnehmungen. Gleich zu Beginn fielen uns senkrechte, weiße Wände aus einer ungemein leichten, lockeren, schieferigen Masse bestehend, auf; nach Prof. Dr. Franz Toula's nachträglicher Bestimmung war es Diatomeenschiefer. Näher am See trafen wir eine lebhaft sprudelnde Bitterwasserquelle, deren Umgebung mit einer dicken Salzkruste bedeckt war; bei +32° C. Lufttemperatur betrug die Temperatur des Wassers +42° C.

An der Stelle, an welcher wir den See erreichten, befanden sich drei kleine, kahle Felsinseln, ungefähr 1000 Meter vom Ufer entfernt. Lembasso hatte uns schon vorher aufmerksam gemacht, daß dieselben bewohnt seien, und wir lugten daher schon während des Anmarsches scharf nach Eingeborenen aus. Erst nach längerem Suchen entdeckten wir am Strande einer weiter südlich gelegenen Halbinsel einige Eingeborene, die sich eben bemühten, zwei aufs Trockene geholte Kanoes flott zu machen. Lembasso und Sokoni eilten nun hin, um die augenscheinlich erschreckten Leute zu beruhigen und sie zu einem Schauri mit uns zu bewegen. Die Eingeborenen, welche uns und unsere dahineilenden Boten längst bemerkt hatten, bestiegen dennoch ihre Kähne und machten sich zur Abfahrt bereit. Unter Friedensrufen näherten sich ihnen Lembasso und Sokoni, und es entspann sich dann ein aus größerer Entfernung geführtes Schauri, bis schließlich einem der Boote ein Mann entstieg und sich unseren Leuten auf ungefähr zehn Schritte näherte. Dabei blieb es jedoch. Wir konnten diese Vorgänge ganz gut beobachten, obwohl sie sich in ziemlicher Entfernung von uns abspielten, weil sich die dunklen Gestalten scharf vom hellbeschienenen Hintergrunde abhoben. Nach einer langen Weile verschwanden dann unsere Sendboten hinter einigen Hügeln, indeß die Kanoes zur nächsten Insel ruderten. Jedes der Fahrzeuge faßte vier Leute, von welchen drei dasselbe mit Doppelrudern fortbewegten. Das Dorf auf der einen Insel bestand, soviel wir sehen konnten, aus ungefähr dreißig heuschoberartigen, recht primitiv, anscheinend aus Steinen und Gras gebauten

Hütten. Am Strande lag eine Anzahl von Kähnen, auch konnten wir 12 bis 15 kleine, gelbe Hunde sehen.

Da weder Lembasso noch Sokoni trotz langen Wartens wieder zum Vorschein kamen, setzten wir unseren Marsch längs des Strandes ohne die Beiden fort. Nahe am Ufer blieb der See immer gleich seicht, doch war das Wasser hier weniger klar und wies auch etwas Algenflora auf; trockenes, vom See ausgeworfenes Gras bedeckte zeitweise den Strand. In den hier häufigeren Einbuchtungen gab es viele Krokodile, einzelne Flußpferde und ein reiches, aus Gänsen, Enten, Flamingos, Kormoranen,



Die südlichen Elmolo-Inseln.

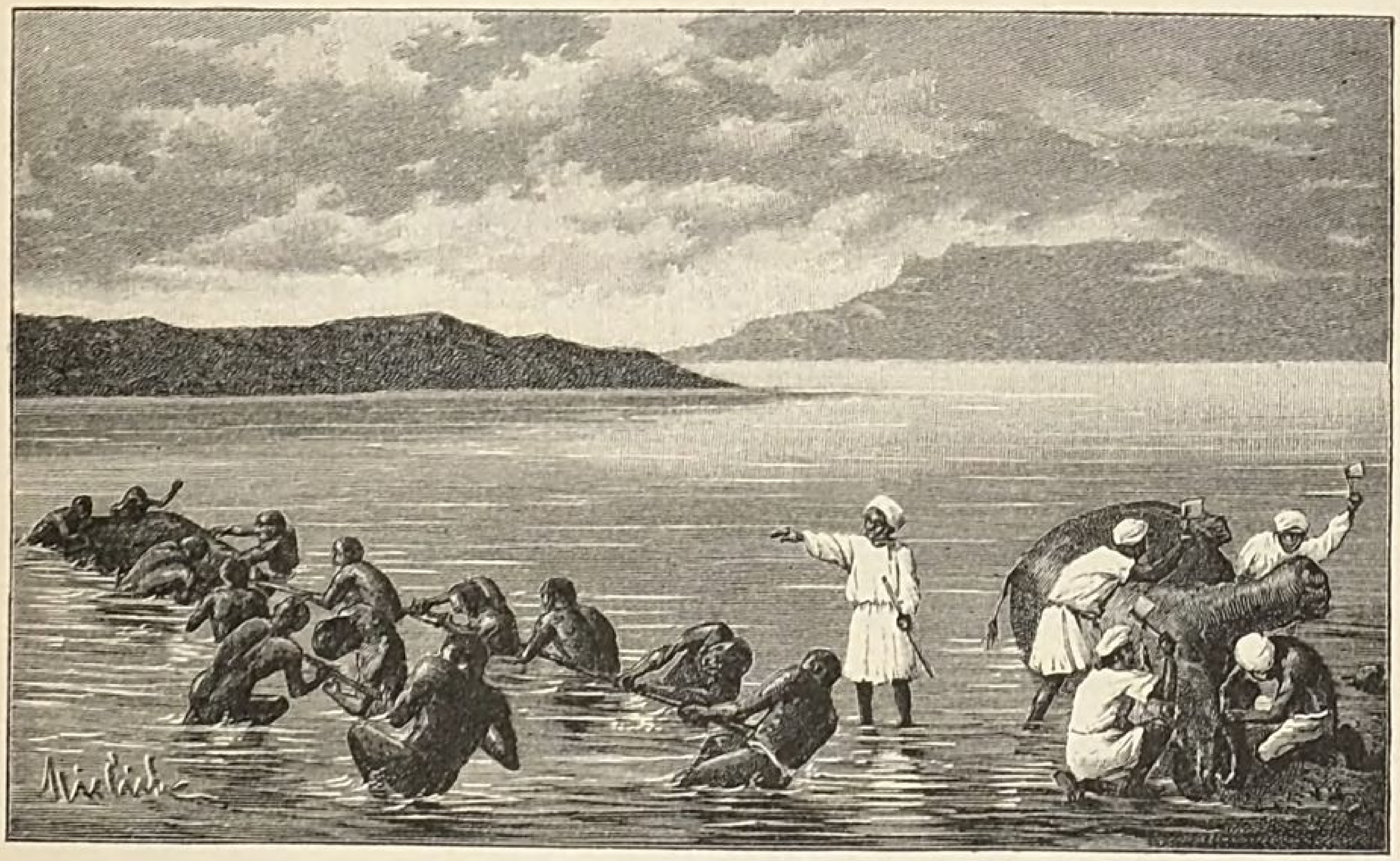
Tauchern, Reihern, Ibissen, Kibitzen, Möven, Störchen und Regenpfeifern bestehendes Vogelleben. Das umgebende Land war dafür allen Pflanzenwuchses bar. In einer der Buchten gelang es dem Grafen Teleki zwei Flußpferde mit je einem Blattschusse aus dem 500 Expreß zu erlegen, bevor sie das tiefere Wasser zu gewinnen im Stande waren. Das Fleisch der Flußpferde wird von den Karawanenleuten sehr geschätzt, und die unverhoffte Beute erweckte auch großen Jubel. Unbekümmert um die Krokodile — wir haben nirgends größere Exemplare zu Gesicht bekommen — stürzten sie durchs Wasser auf die beiden Flußpferde zu, und es dauerte

gar nicht lange, so waren die schweren Kolosse an den Strand geholt, wo sofort mit der Fleischvertheilung begonnen wurde. Dieses Geschäft nahm wie gewöhnlich zwei Stunden in Anspruch, und wir hatten diesmal gerade die heißeste Mittagszeit vollkommen ungeschützt am schattenlosen Strande zu verbringen.

Da stießen Lembasso und Sokoni wieder zu uns. In ihrer Begleitung befanden sich fünf Eingeborene der Inseln, die in ihrem Aeußeren ganz den Burkenedschi (Wakuafi) glichen und auch deren Sprache redeten. Der wenige Schmuck, den sie an sich hatten, bestand aus Bastschnüren um die Hand- und Fußgelenke und den Hals. Ihre Waffen waren schlechte Speere, von der bei den Wanjiro beschriebenen Form, und Bogen und Pfeile. Sie nannten sich »Elmolo.« Es ist dies ein den Gallasprachen entlehntes Wort, welches ebenso wie das »Ndorobbo« der Masaisprache »arme Teufel« bedeutet. Wir erfuhren von ihnen, daß es auf jeder der drei Inseln eine Ortschaft gebe, und zwar sei die größte von Rándile bewohnt, die beiden anderen von Reschiát und Burkenedschi. Es leben da somit in einem kleinen Umkreise Vertreter dreier, von einander sehr verschiedener Volksstämme beisammen. Die Gesammtzahl der Elmolo mag 200 bis 300 betragen. Sie leben vom Fischfange, der ziemlich ergiebig sein muß, nachdem die fünf Leute, welche wir sahen, durchaus nicht den Eindruck von Hungerleidern machten. Feldfrüchte werden von den Elmolo weder gebaut noch durch Tausch erworben; ebensowenig kennen sie den Genuß von Tabak.

Gegen 4 Uhr kamen wir wieder in Bewegung, und kurz vor 5 Uhr lagerten wir in der Nordostecke des südlichsten Theiles des Sees, an der Mündung eines breiten, jetzt trockenen und schutterfüllten Flußbettes. Es fehlte in der Gegend nicht an Vegetation, dennoch aber bot die Landschaft einen überaus abstoßenden Anblick, weil sie im Ganzen nur ein chaotisches Gewirre von Sand und Gerölle, unterwaschenen oder entwurzelten Bäumen und Büschen bildete. Ungefähr einen Kilometer vom Ufer ragten zwei kleine unbewohnte Inselchen aus dem See. Von hier an wendet sich das See-Ufer eine Strecke lang nach Westen.

Dienstag, 13. März. Wir hielten uns während des Marsches, wo es nur anging, hart am Rande des Wassers, wurden zwar häufig durch die heranrollende Brandung benetzt, doch marschirte es sich da leichter als in dem lockeren, weißen Sande, mit welchem das Land bis zum Fuße der niedrigen Höhenzüge bedeckt war, die das See-Ufer in 3 bis 5 Kilometer Entfernung begleiten. Auch hatten wir da nicht vom Staube zu leiden. Die Gegend weiter landeinwärts ist indeß keine vollständige Wüste,



Anslandholen der Flußpferde.

denn der feine Sand ist fruchtbar genug, um ganz schöne Bäume hervorzubringen. Akazien, und auch jener Fettstrauch, den wir in der Salzsteppe am Ndschirisee so häufig angetroffen hatten, bildeten stellenweise grüne Dickichte. Mehrere solche fanden wir zu Wohnsitzen hergerichtet, und zwar waren es, wie Lembasso meinte, Burkenedschi gewesen, die früher häufiger das See-Ufer aufsuchten, es wegen der wiederholten Raubzüge der Turkana aber schon seit Jahren mieden. Während des Marsches sahen wir mehrere Krokodile, die bei unserer Annäherung eiligst ihr nasses Element aufsuchten, während auf der bewegten Oberfläche des Sees hie und da auch

der unförmliche Kopf eines Flußpferdes auftauchte. Die Vogelwelt war — wohl der starken Brandung wegen — nur in geringer Zahl vertreten. Die schon früher — in Leikipia — erwähnten Libellen und eine Sandläuferart, von welch' letzterer ganze Scharen den feuchten Sand längs des Wassers bevölkerten, waren die einzigen Insecten, die wir zu sehen bekamen. Diese afrikanische Sandläuferart ähnelt sehr der gewöhnlichen europäischen und hat mit dieser auch die Flinkheit im Auffliegen gemein; es gelang mir in der That, trotz vielfacher Versuche niemals, sie ohne Netz zu fangen. Auffallend war, daß der Strand keine Auswurfstoffe aufwies. Abgeschliffene Stücke von meist blau gefärbten Chalcedonen gab es wohl, doch schienen dieselben vom Inlande herabgeschwemmt zu sein, da wir sie weiter landeinwärts häufiger und in größeren Stücken fanden. Ueberhaupt hatten wir bisher nur das starkbeschädigte Gerippe eines Riesenfisches und Theile des Gehäuses eines ganz auffallend geformten Krebses gefunden. Nach zwei Stunden Marsch gelangten wir zu mehreren, von einander getrennten Salzflächen, und damit hörte die Baum- und Strauchvegetation auf. Die Salzpfannen lagen bei 10 Meter höher als das Seeniveau und waren vom See durch eine wallartige Sanddüne getrennt. Der Boden derselben war mit einer dicken, schneeweißen Salzkruste bedeckt und der Rand recht üppig mit der spitzblättrigen Grasart bewachsen. Dermalen waren diese Salzpfannen fast ganz trocken, und wir konnten auch nirgends die Quellen entdecken, welche sie speisten.

Hier verließen wir den Strand, um den Umweg längs einer niedrigen Halbinsel zu vermeiden; wir nahmen unseren Weg zwischen zwei wenig bedeutenden, doch auffallenden, fast zuckerhutförmigen Kegelbergen hindurch, kamen aber bald wieder zum schattenlosen Strande zurück, wo wir dann lagerten. Wir hatten uns in höchst ermüdender Weise durch tiefen, lockeren Sand zu schleppen gehabt, und viele unserer Leute und auch das Vieh langten erst spät am Nachmittage an. Zwei unserer Rinder waren schon unterwegs vor Schwäche erlegen, und Dualla erklärte, als er anlangte, daß auch der Rest geschlachtet werden müsse. Besser erging es zu jener Zeit unseren Schafen und Ziegen, die unter dem Grasmangel

weniger litten, weil sie mit den Fruchthülsen der verschiedenen Akazienarten vorlieb nahmen. So war also der lang gefürchtete Tag des großen Sterbens für alle unsere Rinder mit Ausnahme einer Kuh gekommen. Das Fleisch der Thiere wurde wohl genauestens unter die Leute vertheilt, doch hatten wir bei alledem dadurch einen Verlust von ein bis zwei Tagesrationen erlitten, weil gar Vieles von den Eingeweiden, Häuten und Knochen, was sonst mit Stumpf und Stiel aufgegessen worden wäre, nicht mitgenommen werden konnte. Wir hatten daraufhin nur noch für fünf bis sechs Tage zu leben. Gleichzeitig zeigte es sich immer deutlicher, daß unsere Leute von Tag zu Tag an Leistungsfähigkeit einbüßten, obwohl sie jederzeit zum Wasser laufen und ihren Durst löschen konnten. Wäre dies nicht möglich gewesen, wir hätten bis dahin gewiß schon die Hälfte unserer Leute verloren.

Mittwoch, 14. März. Wir marschirten $3^1/_2$ Stunden in nordwestlicher Richtung, Anfangs längs des Strandes, dann in einiger Entfernung von demselben über niedrige Lavarücken. Stellenweise fanden sich blaue Chalcedone, schöne Kalkspathdrusen, auch weiße oder röthlich gefärbte, grobe Sandsteine. Der weiße Sand, in dem sich häufig Feldspath und auch Gneis fanden, hatte am Tage zuvor in uns die Hoffnung erweckt, vor einem Formationswechsel zu stehen; darin sahen wir uns jedoch getäuscht.

Der Verlauf der Uferlinie des Sees interessirte uns natürlich in hohem Maße, und wir lugten auch stets angelegentlich nach dem jenseitigen See-Ufer hinüber. Nach Westen und Nordwesten war uns nunmehr eine fast unbegrenzte Fernsicht geboten. Die schroffe, 500 bis 600 Meter hohe Bergkette, welche den südlichen Theil des Sees im Westen umrahmt, hatte ihr Ende erreicht, und weiterhin waren nur ganz flache Ufer zu sehen. Die jenseitigen Landschaften schienen stellenweise gut bewaldet zu sein, an anderen Stellen wieder sah man mächtige Staubwolken hoch aufwirbeln. Gegen Sonnenuntergang tauchten, durch Kimmung gehoben, wohl auch ferne Bergzüge im Hintergrunde auf, die tagsüber unsichtbar gewesen waren. Um diese Stunde sammelten wir die meisten Anhaltspunkte für

unsere Muthmaßungen über die Ausdehnung des Sees und den Verlauf seiner Küsten, ein Gegenstand, mit dem wir uns in unserer fort zweifelhaften Lage begreiflicher Weise unausgesetzt beschäftigten.

Donnerstag, 15. März. Das niedrige Randgebirge, das unser See-Ufer bisher begleitet hatte, bog schon nach der ersten Marschstunde nach Norden ab, während die Küstenlinie die nordwestliche Richtung beibehielt. Nun kam auch der Longendotiberg wieder zum Vorschein — der äußerste Berg, welcher beim ersten Erblicken des Sees im fernsten Norden noch wahrzunehmen gewesen war; jetzt befanden wir uns nur mehr eine Tagesreise von ihm entfernt, und doch schien der See noch immer, so wie damals, endlos zu sein.

Der Weg führte an dem Tage fast ununterbrochen dem See-Ufer entlang. Der sandige, sanftansteigende Strand war häufig mit vertrockneten Algen bedeckt, ein schmaler Streifen der lichtgrünen, stachlichen Grasart zog sich längs des Ufers dahin, indeß weiter im Lande verschiedene Akazienarten in lichten Beständen auftraten. Der Boden der flachen Landschaft zwischen dem östlichen Randgebirge und dem langgestreckten Longendotiberge war mit einer hohen Schichte weißen, feinen Sandes bedeckt und machte in auffallender Weise den Eindruck einer tief in das Land eingeschnittenen Bucht. Das seichte Uferwasser war nun auch wieder von zahlreichen Vögeln belebt, und zwar fanden sich hier nebst den früher erwähnten Arten auch Schwalben, die wir schon seit langem nicht gesehen hatten.

Am späten Nachmittage tauchten am nördlichen Strande einige dunkle Gestalten auf, und bald darnach kamen auf dem See mehrere unförmliche Fahrzeuge dahergeschwommen. Es waren wandernde Elmolo. Sie führten sieben floßartige Fahrzeuge mit sich, die aus mehreren zusammengebundenen Kanoes bestanden und mit ganzen Bergen von Hausgeräthschaften beladen waren, auf welchen noch einzelne Weiber und Kinder hockten. Männer, die bis zu den Hüften im Wasser standen, zogen und schoben die Flösse durchs Wasser. Sie hielten sich außer Rufesweite vom Strande und zogen ohne zu halten weiter. Mindestens 40 Hunde von der schon öfter erwähnten, kleinen Rasse begleiteten am Lande laufend die Fahr-

zeuge und kläfften uns im Chorus an, als sie am Lager vorbeikamen. Lembasso und Sokoni hatten sich sofort aufgemacht, um die Eingeborenen zu veranlassen, bei unserem Lager zu halten, doch es war vergebene Mühe gewesen. Nur ein Weib wagte es zu uns zu kommen. Wir erfuhren durch sie, daß die Eingeborenen vor uns Elmolo von Reschiát, das sind weiter im Norden am See angesiedelte Elmolo, seien, die in Parteikämpfen unterlagen und nun, von ihren eigenen Landsleuten zur Flucht gezwungen, auf dem Wege nach den südlichen Elmolo-Inseln wären. Sie selbst war eine Burkenedschifrau und hatte sich erst vor Kurzem den Elmolo hinzugesellt. Ihr Kral — so erzählte sie — sei eines Nachts von den Turkana überfallen und sämmtliches Vieh und viele Weiber und Kinder, unter anderen auch sie selbst, als Beute weggeschleppt worden. Nach einigen Tagen sei es ihr jedoch gelungen, sich zu verstecken und zu entkommen. Auf dem Wege nach ihrer Heimat habe sie abermals eine Schar Turkana begegnet, sich indeß rechtzeitig aus dem Staube gemacht; daraufhin habe sie bei den Elmolo Zuflucht gefunden. Nun sei sie gezwungen, bei denselben so lange zu verweilen, bis sich Gelegenheit zur Heimkehr finde. Dem verhältnißmäßig jungen und hübschen Weibe sah man das viele Unglück am ganzen Wesen an. Mit klangloser Stimme und anscheinend unempfindlich für Alles, was um sie herum vorging, erzählte sie ihre Leidensgeschichte, und ebenso beantwortete sie die Fragen, welche Lembasso hauptsächlich des Weges halber an sie richtete. Sie bettelte nicht und schien ebensowenig Freude an dem Geschenke zu haben, das sie zum Schlusse bekam. Bevor sie von uns schied, forderten wir sie auf, mit einigen Elmolo am Abend wiederzukehren; doch weder sie noch sonst Jemand ließ sich blicken, obwohl die ganze Gesellschaft in kaum 1½ Kilometer Entfernung von uns nächtigte.

Hussein haddim Balosi, einer unserer Träger, war an diesem Morgen in ganz räthselhafter Weise verschwunden, um nicht mehr zum Vorscheine zu kommen. Der Mann war vollkommen gesund, und Viele hatten ihn noch kurz vor dem Aufbruche gesehen. Da sowohl Flucht als Selbstmord ausgeschlossen erschienen, hatten wir nicht den leisesten Anhaltspunkt zur Erklärung seines Verschwindens.

Freitag, 16. März. Auf den Rath Lembasso's machten wir an dem Tage einen Telekesa-Marsch. Die Nothwendigkeit eines solchen war uns zwar nicht ganz klar, auch hatten wir die Erklärungen unseres Führers trotz stundenlangem Schauri nicht verstehen können. Da wir jedoch keine Ahnung von den Wegverhältnissen hatten, welche vor uns lagen, glaubten wir, uns seiner besseren Einsicht fügen zu sollen. Wir wanderten bis gegen 11 Uhr immer hart am Rande des Wassers bis zu einer Bucht, wo wir die heißen Mittagsstunden im Schatten einiger großer Bäume verträumten. Graf Teleki hatte während des Marsches Gelegenheit, auf einen flüchtigen Leopard zu schießen, ihn jedoch gefehlt; ich erlegte ein Nashorn, das unfern vom Pfade aufgetaucht war. Nebst dieser Beute fiel uns während der Mittagsrast noch ein großer, wohl 10 Kilogramm schwerer Fisch in ganz unverhoffter Weise in die Hände. Wir fingen ihn nicht im See und fanden ihn auch nicht am Strande — sondern hoch oben in den Aesten eines der Bäume, unter welchen wir rasteten. Dort hatten ihn wohl die Elmolo für alle Fälle versteckt.

Am Nachmittage ging es auf schönem, kiesigen Pfade landeinwärts, um eine Halbinsel abzuschneiden. Gegen Sonnenuntergang kamen wir wieder zum See und lagerten am Rande einer seichten Bucht, am Südfuße des Longendoti. Auf den sandigen Uferlehnen gedieh der bekannte Fettstrauch außerordentlich üppig und bildete kleine, eng aneinander gedrängte Dickichte, zwischen welchen wir in zerstreuten Gruppen nach Maßgabe des freien Platzes nächtigten. Wir waren alle schon längst beisammen und das geräuschvolle Treiben nach dem Anlangen, das Wasser- und Brennholzholen, Abladen der Esel u. s. w. bereits in vollem Gange, als einige Leute mit der Meldung kamen, daß ein Leopard in einem der Buschdickichte mitten im Lager stecke. Die Nachricht klang so unglaublich, daß Graf Teleki erst auf die wiederholten Versicherungen der Leute nach der Büchse langte. Das Thier lag derart in einem Busche eingekeilt, daß sich von keiner Seite aus eine rechte Gelegenheit zu einem Schusse bot. Und in dieser Lage verblieb es, obwohl der Busch allseits von Leuten umstellt war. Graf Teleki fand schließlich eine Lücke, durch welche er den

Leopard von hinten anschießen konnte. Ein zorniges Knurren und Fletschen folgte wohl darauf, doch das Thier rührte sich nicht von der Stelle. Graf Teleki kroch nun mit vorgehaltenem Gewehr ganz nahe zum Busche heran und feuerte zweimal zwischen die Aeste hindurch auf den Leopard, der daraufhin noch einige Male um sich schlug, dann jedoch regungslos blieb und todt zu sein schien. Es handelte sich nun darum, das Thier aus dem Dickicht herauszuholen, und da geschah das Unerwartete, daß unsere Somâl, so wacker sie sich auch sonst immer benommen hatten, der Reihe nach versagten, und zwar, »weil sich der Leopard häufig nur todt stelle«, wie sie behaupteten. Schließlich wurde von oben ein Loch in den Busch geschnitten und das Thier auf dem Wege herausgeholt. Um das Fleisch desselben entspann sich hernach zwischen den Wasangu und den Wanyamwesi noch ein lebhafter Streit.

Am späten Abend wurden wir noch einmal durch irgend ein wildes Thier beunruhigt, das sich an unsere, im Mondenscheine weidenden Esel herangeschlichen hatte; es wurde indeß noch zur rechten Zeit bemerkt und vertrieben. In der Bucht gab es zahlreiches Vogelwild und Krokodile; Flußpferde hörten wir mehrmals schnauben. Die Insecten-

Der Longendotiberg.

welt war zwar nur durch eine einzige, winzige Fliegenart, jedoch so zahlreich vertreten, daß wir den Abend bei verlöschten Lichtern verbringen mußten; sonst wären wir an ihnen geradezu erstickt.

Samstag, 17. März. Nach Lembasso's Angabe hatten wir von da an in einiger Entfernung vom See weiter zu marschiren. Allem Anscheine nach kannte er selbst die folgenden Weg- und Wasserverhältnisse nur ungefähr, und da wir uns auf eine lange wasserlose Strecke gefaßt machten, brachen wir zeitiger am Morgen als gewöhnlich auf. Der Longendotiberg, der aus mehreren Gipfeln von 300 bis 400 Meter relativer Höhe besteht, und der lange, nach Norden zu abdachende Rücken, welcher sich daran schließt, blieben hart zu unserer Linken. Wir wanderten auf ziemlich geraden Pfaden genau nordwärts. Anfangs war das Terrain erdig, doch wüste; später bedeckte blendend weißer Sand den Boden, und trat damit auch Baum- und Buschwuchs auf. Einige breite, aber trockene, sandige Flußbetten, welche wir zu überschreiten hatten, waren selbst mit schönen, frischbelaubten Bäumen umsäumt und verliehen der Landschaft streckenweise ein hübsches, parkartiges Aussehen. Da fehlte es auch an einigem Wilde nicht — Zebra, Beisa und Gazellen zeigten sich, wenn auch nur in geringer Menge — doch gab es an dem Tage kein Abweichen vom Pfade. Gegen 9 Uhr kam indeß ein Nashorn dem Grafen Teleki entgegengerannt, und er streckte es auch nieder. Wiewohl sich unsere hungrigen Leute mit frohem Geheule auf die Beute stürzten, begrüßten wir sie doch nur mit gemischten Gefühlen, weil die Vertheilung des Fleisches wieder einige Zeit beanspruchte, die Karawane aber, die nun keine Gelegenheit hatte, jede Regung des Durstgefühls sofort zu stillen, sich hinfälliger als je zeigte. Wie sehr der Durst unsere Leute an dem Tage schon nach dreistündigem Marsche quälte, war nun am besten zu sehen, indem sie sich um den ekelhaften, trübgrünen Mageninhalt des Nashorns ganz ernstlich stritten. Auch zeigten sich die Folgen der schon seit Wochen unzureichenden Ernährung bei gleichzeitig großer, physischer Leistung immer deutlicher. Einer unserer besten Leute war in der vergangenen Nacht an allgemeinem Kräfteverfall gestorben; vier Andere waren so elend, daß sie reiten mußten.

Graf Teleki war, nachdem er das Nashorn geschossen hatte, allein in der Wegrichtung weitergegangen, um während der zur Fleischvertheilung nöthigen Zeit unter einigen Bäumen zu rasten, die in ungefähr 20 Minuten Entfernung am Rande eines trockenen Flußbettes zu sehen waren. Eben im Begriffe, sich in den Schatten eines Baumes zu begeben, wurde er daselbst einen einzelnen Elephantenbullen gewahr, der dort die heiße Mittagszeit verträumte. Das Thier stand ahnungslos in 30 Schritt Entfer-

Ein Leopard im Lager.

nung und bot die prächtigste Gelegenheit zum Schießen, Graf Teleki hatte jedoch nur die für diesen Zweck wohl zu schwache Expreßbüchse Kaliber 500 bei sich. Die Versuchung aber war zu groß, und er entschloß sich, die Jagd damit zu eröffnen, in der Hoffnung, das Thier zu verwunden und so lange festzuhalten, bis die schweren Büchsen gebracht wurden, die alle beim Nashorn geblieben waren. Ein erster Schuß nach der Schläfe, ein anderer, nach einem der Füße gezielt, blieben augenscheinlich wirkungslos. Aus seiner Ruhe aufgeschreckt, kam der Elephant daraufhin auf Teleki zu, bog aber, noch in 15 Schritt Entfernung, nach der Seite ab. Graf Teleki

hatte inzwischen wieder geladen gehabt, folgte nun dem Thiere und feuerte ihm zwei Kugeln auf's Blatt. Damit raste der Elephant eine Strecke weit davon durchs Gebüsch, stürzte aber nach mehreren hundert Schritten schon todt nieder. Das war ein ganz überraschender Erfolg für die kleine Büchse, denn der Elephant war ein starkes Männchen, dessen Stoßzähne, wiewohl beide abgebrochen, 22 Kilogramm wogen. Um unser Glück voll zu machen, fanden wir nach mehrstündigem Suchen im Oberlaufe eines trockenen Flußbettes in $1^1/_2$ Meter Tiefe auch Wasser, und wurde daher beschlossen, an der Stelle zu lagern. Die Zahl der Elephantenfleischverzehrer hatte mit der Zeit bedeutend zugenommen, und schon nach wenigen Stunden waren von dem mächtigen Thierkörper nur mehr Haut und Knochen vorhanden; Tag und Nacht wurde nun gekocht, gebraten und gegessen.

Sonntag, 18. März. In der Hoffnung, den Wassertümpel bald zu treffen, welchen wir Lembasso's Marschplan gemäß schon am Tage zuvor hätten erreichen sollen, wurde früh am Morgen aufgebrochen. Auf guten, sandigen Pfaden wanderten wir fast genau nach Norden. Der Fuß des niedrigen Longendotirückens blieb die ganze Zeit über in ermüdender Einförmigkeit hart zu unserer Linken. Mehr Abwechslung bot die Landschaft im Osten. Der dortseitige Höhenrand, anscheinend der Abfall einer niedrigen Plateaulandschaft, trat uns allmälig näher, und das Thal wurde in dem Maße schmäler. Ein niedriger, vielgipfeliger Rücken — der Obori — den wir auf halbem Wege passirten, schloß es dann ziemlich ab. Weiter im Norden verbreiterte es sich wieder und war dort mit niedrigen Hügeln und Rücken erfüllt. Baumwuchs — Akazien und frischgrüne Succulenten — waren nicht gerade selten, hauptsächlich in der Umgebung des Obori und überhaupt in der zweiten Hälfte des Marsches. Im Großen und Ganzen war die Landschaft jedoch eine Wüste zu nennen. Gras fehlte da ganz.

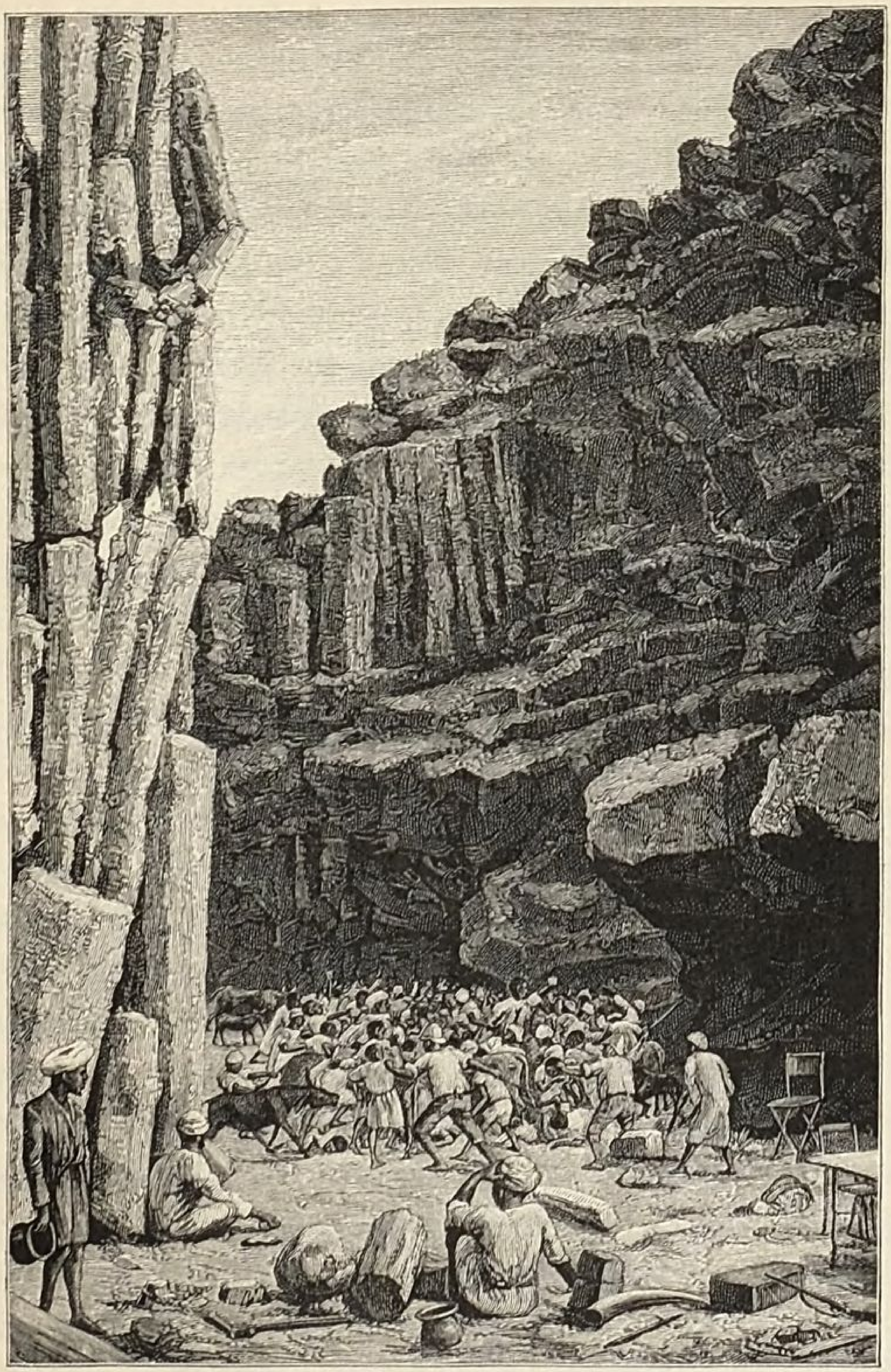
Zu Beginn des Marsches war das Terrain ziemlich eben. Später, als wir in die Nähe der Thalenge gelangten, führte der Pfad über unmerklich ansteigenden, sanftgewellten Boden, und dauerte es über Erwarten

lange so fort. Kamm für Kamm der Bodenwellen wurde mit der Hoffnung erstiegen, jenseits desselben einen Tümpel oder wenigstens ein trockenes Flußbett mit Grün zu finden. Doch nichts dergleichen. Immer wieder tauchte eine neue Bodenwelle auf. Der Mittag kam, die Sonne stand über unseren Häuptern und sandte unbarmherzig ihre sengenden Strahlen auf uns herab. Es wurde 1 Uhr, und ein Drittheil unserer kraftlos gewordenen Leute lag bereits erschöpft am Wege, ohne Zusammenhang, hier einer, dort einer. Unser aufmunterndes »haya, twende!« (Vorwärts, gehen wir!) verfing schon nicht mehr. Da und dort fand sich auch eine Ladung herrenlos am Boden. Um 2 Uhr ging es endlich sachte bergab, auf ein sanderfülltes trockenes Flußbett zu, von dem frisches Grün heraufwinkte. Als ich es erreichte, erfuhr ich jedoch nur eine neue Enttäuschung. Da lag die Hälfte der Karawane mit stieren Blicken vor sich hinbrütend. Leute, Ladungen, Thiere im bunten Durcheinander. Esel und Schafe irrten aufsichtslos herum, die ersteren theils ohne Sattel, theils mit der Ladung am Bauche oder am Halse und von derselben halb erwürgt; kein Askar oder Eseljunge war ringsum zu sehen. Die Karawane war außer Rand und Band.

Man meldete mir, daß Graf Teleki zwei Nashorne geschossen habe und mit der Vorhut weitergezogen sei. Eines der erlegten Thiere lag hart am Pfade, doch Niemand bemühte sich darum. Es war so licht gefärbt, daß ich es im weißen Sande übersehen hatte. Mit meinen drei Dienern lud ich vorerst sämmtliche Tragthiere ab und eilte dann dem Grafen Teleki nach, um ihn über die bedenkliche Lage zu unterrichten, in welcher sich drei Vierttheile der Karawane befanden. Ueber einen niedrigen Rücken führte ein steiniger, gewundener Pfad noch über eine Stunde weit. Gegen 4 Uhr erreichte ich dann den Eingang einer engen Schlucht, welche den Rücken selbst durchsetzte. Basaltsäulen in allen Durchmessern, von meterstarken Colonnen bis zu Säulchen von Armesdicke, bildeten die Wände und bedeckten stellenweise den sanderfüllten Boden. Ungefähr 600 Schritte weit ging es so weiter in der Schlucht, und erst im hintersten Winkel derselben traf ich die zusammengeschmolzene Vorhut, enge um eine

seichte Grube zusammengedrängt, die sich am Fuße einer Felswand befand. Dort war Wasser, jedoch nur in geringer Menge. Alle Minuten sickerte ungefähr ein Liter am Grunde der Grube zusammen.

Da sich nicht einmal die zuerst Angelangten satttrinken konnten, dauerte es lange, bevor sich die erste Abtheilung von Leuten mit etwas Wasser zur Labung der am Wege liegen Gebliebenen aufmachte. Erst am späten Abend und im Laufe der Nacht rückten diese — viele davon ohne Ladung — allgemach ein und stürzten sich mit wilder Gier aufs Wasser. Jeder wollte der Erste sein, und die dunkle Schlucht wurde bald zum Schauplatz erbitterter Kämpfe. In der Grube selbst wüthete der Streit am ärgsten. Dort drohten die Leute sich zu zerfleischen, und dabei kam natürlich Niemand zum Trinken, weil die Grube bald versandet und verschüttet war. Erst nach langen Bemühungen und mit dem Aufgebote der Somâl und zahlloser, schonungslos geführter Karbatschehiebe gelang es die Wüthenden zu trennen und Ordnung zu schaffen. Somâl besetzten dann die Grube und theilten das Wasser rationenweise aus, doch hielt auch der Weg nicht lange vor, weil einige besonders gewaltthätige Bursche sich immer wieder auf Kosten anderer vordrängten. Schließlich nahm Graf Teleki selbst die Vertheilung des Wassers in die Hand. Die Leute wurden zurückgetrieben, nur die Messeführer zum Wasser zugelassen und diesen das kostbare Naß zugetheilt. Das dauerte bis zum Morgen. Ebenso nahm das Zusammensuchen der am Wege zerstreuten Leute, Thiere und Ladungen während der ganzen Nacht bis zum frühen Morgen seinen Fortgang. So wie immer in schwierigen Momenten zeichnete sich der thatkräftige Maktubu auch diesmal vor allen anderen aus. Drei oder vier Male legte er noch in der Nacht den Weg zum trockenen Flußbette zurück, gerade als ob es für ihn weder Müdigkeit, noch Hunger oder Durst gäbe. Unerbittlich zwang er Jeden, der ohne Ladung gekommen war, zurückzukehren, nachdem der Betreffende getrunken hatte, und so gelang es noch bis zum Morgen ziemlich alle Leute, Ladungen und Thiere in der Schlucht zu vereinigen. Wir selbst kamen erst um Mitternacht zu einem dürftigen Imbiß und fühlten uns daher auch nicht wenig ermüdet.



In der Schlucht am Wasserloche.

Montag, 19. März. Den See hatten wir während des gestrigen Marsches zwar nicht zu Gesicht bekommen, doch war es dahin augenscheinlich nur wenige Stunden weit. Am Morgen fehlten wohl noch einige

Leute, auch lagen sämmtliche Eselsladungen noch im trockenen Flußbette, an der Stelle, wo ich sie gelassen hatte, doch war unseres Bleibens an dem Orte nicht länger, weil das Wasserloch kaum für den drückendsten Durst genügte, keineswegs aber unsere Bedürfnisse zu decken vermochte; unsere Thiere hatten wir gar nicht tränken können. Noch vor Tagesanbruch wurden daher Dualla und Maktubu mit den Eseln zurückgeschickt, um die Ladungen zu bringen und nach den noch fehlenden Leuten zu suchen; wir selbst traten gegen 7 Uhr den Marsch zum See an.

Das flache Nordende des Longendotirückens blieb zu unserer Linken, vor uns lag eine Anfangs leichtgewellte Landschaft, die sachte zum See abfiel und bald in eine fast vollkommen ebene Fläche überging. Zu unserer Rechten setzte sich nordwärts streichend das Hügelland fort, und dahinter in größerer Entfernung lief der scharf ausgeprägte Abfall eines niedrigen Plateaus. Nach $3^1/_2$stündigem Marsche standen wir wieder am flachen Seestrande. Aus der Ferne gesehen, hatte die Seelandschaft einen hübschen Eindruck gemacht; frischgrüne Bäume und Gebüsch hatten Auen und Wäldchen vermuthen lassen, doch dauerte die Täuschung nicht lange, und das schöne Fernbild verwandelte sich unter unseren Füßen wieder in die alte Wüste. Die Bäume gediehen nur am Rande breiter, schuttreicher Flußbetten, die zur Zeit der Regen dem See tosende Wassermassen zuführen mögen, nun aber trocken lagen. Das Gebüsch bestand aus dornenstarrenden Schirmakazien und den bekannten Fettsträuchern; der sandige Boden war vollkommen graslos. Die Reste einiger Krale, an welchen wir vorbeikamen, ließen entnehmen, daß die Gegend vor Jahren von nomadisirenden Burkenedschi oder Rándile bewohnt war.

Die Seebucht, welche wir an dem Tage erreichten, hieß Alia und sollte nach Angabe Lembasso's von den Elmolo von Reschiát bewohnt sein. Wir bekamen die Eingeborenen am Ankunftstage jedoch nicht zu sehen, ebensowenig deuteten irgend welche Anzeichen auf ihr Dasein.

Der See hat hier eine Breite von 35 bis 40 Kilometer. An der Westseite umranden ihn verhältnißmäßig niedrige Bergzüge. Auch zwei größere, felsige Inseln kamen da — die eine in Südwest, die andere in

Nordwest — zum Vorschein. Das Ende des Sees war von da jedoch noch immer nicht abzusehen. Ein Umstand ließ uns damals indeß vermuthen, daß wir nun bald an unserem Ziele, dem bewohnten Nordende des Sees sein würden: die schmutzig gelbgrüne Farbe des Wassers. Auch wurden nun die Ufer schlammig und morastig, und unsere Thiere konnten kaum zur Tränke gebracht werden.

In der Umgebung gab es ziemlich viel Wild: Zebra, Beisa-Antilopen und Gazellen. Auch eine Büffelherde war zu sehen gewesen, die Mengen verschwanden jedoch bald nach unserer Ankunft fast ganz. Graf Teleki hatte während des Marsches zwei Gazellae Grantii mit einem Schusse niedergestreckt; ich erbeutete in der Nähe des Lagers ein Zebra (Eq. Burchelli). Gleich darnach hörte ich am Strande die schwere Büchse krachen. Graf Teleki hatte dort zwei Elephantenmännchen angetroffen, die sich beide eben aus dem Staube machen wollten. Die Jagd auf dieselben spielte sich am vollkommen freien Strande ab und endete damit, daß beide Thiere, nachdem sie angeschossen waren, auf den Lagerplatz zutrabten und in der nächsten Nähe desselben verendeten. Wir waren alle schon längere Zeit bei den todten Thieren, Graf Teleki hatte sie bereits gemessen und ich photographirt. Fast die ganze Karawane stand um sie herum, in der Erwartung des Augenblicks, in dem sie sich auf die Beute stürzen durfte, als ein Mann die Nachricht brachte, daß in einem der Fettstrauchdickichte in unserer nächsten Nähe ein Büffel stecke. Das Thier — eine hochträchtige Kuh — befand sich kaum hundert Schritte von uns entfernt. Es griff den Grafen Teleki, als er hinzutrat, mit solcher Behendigkeit an, daß er in arge Bedrängniß gekommen wäre, wenn sein Schuß es nicht im Feuer getödtet hätte. Es dürfte dies ein Exemplar der etwas kleineren, nördlichen Art, Bos caffer var. aequinoctialis, gewesen sein.

Unser Lager hatten wir in 600 Meter Entfernung vom Wasser, am Rande eines trockenen Flußbettes aufgeschlagen. Ein unausgesetzt mit großer Heftigkeit wehender Wind, der uns glühenden Sand und Staubwolken ins Gesicht trieb, machte den Aufenthalt zu einem qualvollen, wir waren der noch fehlenden Leute wegen jedoch gezwungen, da zu bleiben.

Mittags traf Dualla ein. Von den vier Leuten, welche am Morgen noch abgängig gewesen waren, hatte er drei bereits todt aufgefunden, den Vierten brachte er in besinnungslosem Zustande; auch der Mann starb nach wenigen Stunden, ohne erwacht zu sein.

Gegen Sonnenuntergang erhielten wir beim Lager den Besuch eines Nashorns, welches mit gutem Winde einhergeschritten kam und ganz ahnungslos eine lange Weile in unserer nächsten Nähe herumschnüffelte, bis Graf Teleki es niederstreckte. Hier sei mir gestattet, bezüglich der vorkommenden Nashornarten eine kurze Einschaltung zu machen. Es war uns nachgerade schon ganz zweifellos, daß wir seit dem Erreichen des Seegebiets mit einer anderen Nashornart bekannt geworden waren, die sich von der weiter im Süden angetroffenen hauptsächlich durch ihre geringere Körpergröße unterschied. Die Thiere hier waren durchwegs mindestens um ein Drittel kleiner als jene, welche wir im Masailande zu Gesicht bekommen hatten. Dabei waren deren Hörner zierlicher und spitzer, meist seitlich flachgedrückt, manchmal sogar ganz platt. Wir hielten es nun für eine schon bekannte Thatsache, daß im nördlichen oder nordöstlichen Afrika eine von der weiter im Süden lebenden verschiedene Nashornart vorkomme und unterließen es in dieser Annahme, genaue Zeichnungen davon zu machen und Körpermaße abzunehmen. Unsere Voraussetzung hat sich aber nachträglich als irrig herausgestellt, indem die Wissenschaft dermalen in Afrika nur zwei Nashornarten*), nämlich das Rhyn. simus und das Rhyn. bicornis kennt. Das erstere hat ein breites Maul, scheint ausschließlich im südlichen Afrika vorzukommen und bereits sehr selten geworden zu sein. Der zweiten (spitzmäuligen) Art gehörten alle die vielen Nashorne an, welche wir bis zum Erreichen des Njiroberges gesehen und geschossen hatten. Es soll nun nicht behauptet werden, daß die dritte, von uns ausschließlich im Gebiete des Rudolph-Sees angetroffene Varietät eine neue Entdeckung bedeute, sondern wir neigen vielmehr zur Annahme hin, daß alle von den Reisenden im östlichen Sudân und im Somalilande gesehenen Nashorne eben dieser dritten Art angehören, glauben jedoch, daß diese Art von den

*) Wenn man von den zweifelhaften Spielarten Südafrikas absieht.

vorerwähnten Arten — Rh. simus und Rh. bicornis — wohl zu unterscheiden sei.

Dienstag, 20. März. Trotz der unleidlichen Verhältnisse blieben wir noch weiter an dem Platze, weil es da wenigstens einigen Schatten gab. Gegen Morgen tauchten in 2 bis 3 Kilometer Entfernung auf der Nordseite der Bucht fünf Kanoes mit fischenden Elmolos auf. Lembasso, Sokoni und eine Anzahl unserer Leute eilten sofort auf sie zu, konnten die Eingeborenen jedoch nicht dazu bewegen, näher zu kommen. Auch das Geschenk, welches wir ihnen anbieten ließen, wiesen sie zurück und meinten, daß sie vorerst heimkehren und sich berathen müßten. Schließlich stellten sie noch die Frage, ob die ganze Karawane nur aus Weibern bestehe, denn für solche hatten sie unsere Leute gehalten, weil dieselben Lendentücher zur Bedeckung ihrer Blößen trugen. Am Nachmittage kamen mehrere Kähne und hielten am Strande in der Nähe des Lagers. Jedes Boot war von drei Eingeborenen bemannt, von welchen je zwei dasselbe stehend mit langen Stangen fortbewegten. Sie brachten Fische — eine große, sehr wohlschmeckende, schwarzbraun beschuppte Karauschenart — die sie, nach den vorhandenen Verletzungen zu schließen, im seichten Uferwasser mit ihren Speeren harpuniren. Unsere Perlen nahmen sie diesmal an. Sie erzählten, daß sie sowohl Durrha als auch einige Schafe zu verkaufen hätten, doch müßten wir in der Nähe ihrer Ansiedlung lagern. Dann wollten sie wissen, was denn unsere Gewehre zu bedeuten hätten. Dualla feuerte nun einen Schuß in die Luft, worauf sie sich erschrocken platt auf den Boden warfen.

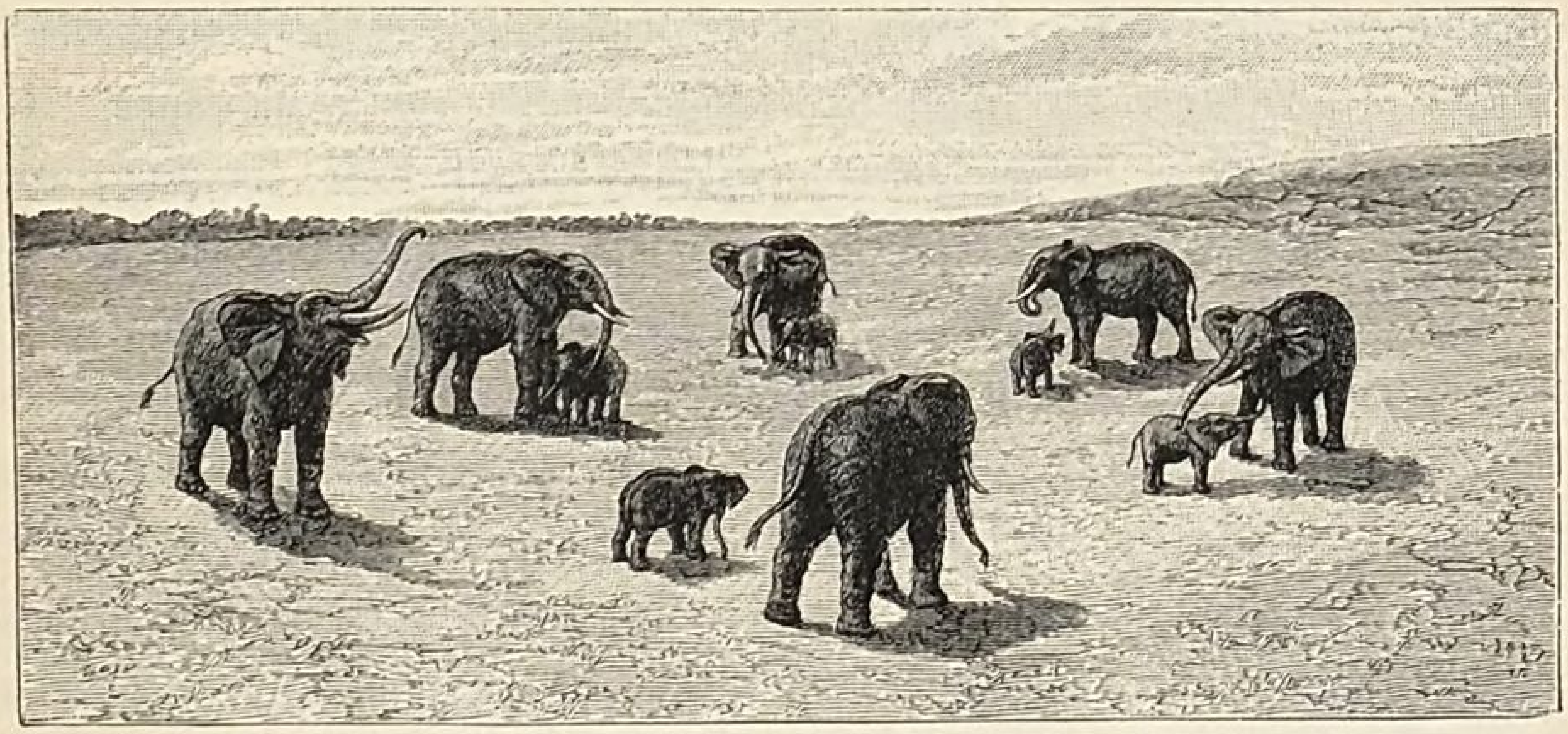
Mittwoch, 21. März. Um aus dem Staube herauszukommen, verlegten wir das Lager ungefähr 3 Kilometer weiter nach Nordosten. Da gab es zwar keine Spur von Schatten, doch der Sand war gröber und der Boden härter, so daß wir weniger vom Winde zu leiden hatten. In unseren Zelten herrschte dafür eine Temperatur von +39° C. Graf Teleki erlegte ein Nashorn. Nachts waren Löwen zu hören; Elmolo ließen sich keine blicken.

Donnerstag, 22. März. Wir marschirten nur 6 Kilometer weit, immer dem morastigen Strande entlang, und waren damit, ohne es zu

ahnen, zur Elmolo-Ansiedlung gelangt. Das Ende des kurzen Marsches war durch eine ebenso interessante als ergebnißreiche Jagd auf Elephanten veranlaßt. Auf eine Herde solcher waren wir schon nach der ersten halben Marschstunde gestoßen. Es waren sechs Elephantenweibchen mit fünf, in den verschiedensten Altersstadien befindlichen Jungen. Sie standen auf ganz ebenem Boden in 400 Schritt Entfernung von der Karawane und sonnten sich eben in traulichster Sorglosigkeit. Ueberrascht sahen wir ihrem Treiben eine lange Weile zu. Die Alten breiteten ab und zu ihre mächtigen Ohren aus, liebkosten ihre Jungen, die unter ihnen hindurchkrochen und zeitweise an den Eutern*) saugten. Es war eine köstliche Scene aus dem Elephantenleben, die sich da vor uns abspielte. Volle Stille herrschte ringsum in der Landschaft, und wir selbst verhielten uns vollkommen lautlos. Schießen wollten wir keines der Thiere mit Rücksicht auf die Jungen, doch mußten wir schließlich an die Weiterreise denken. Dazu war es nothwendig, früher die Thiere zu vertreiben, weil unser Weg mitten zwischen dieselben hindurchführte. Dualla bot sich sofort hiezu an. Mit seinem schneeweißen, weithin sichtbaren Hemde angethan und nur mit einem Henry Winchester bewaffnet, schritt er langsam über die sandige Fläche auf die Herde zu, in die nun bald lebhafte Bewegung kam. Die Ohren klappten auf und ab, die gekrümmten Rüssel fuhren in die Höhe, und die Jungen verkrochen sich ängstlich unter ihre Mütter. Eine zeitlang sahen sie sich den kecken Eindringling an, ein älteres Thier schritt sogar auf Dualla langsam zu, so daß wir um ihn schon besorgt wurden. Da feuerte nun aber Dualla einige Schüsse ins Blaue hinein, und die Herde zog dann ab, ohne es indeß mit dem Weiterkommen sehr ernst zu nehmen. Schreiend und schießend lief Dualla den Thieren noch eine Strecke weit nach, bis dasselbe Weibchen wie früher sich wieder stellte und nicht übel Lust zu haben schien, zum Angriffe zu schreiten. Dazu kam es indeß glücklicherweise nicht. Die Herde schlug eine beschleunigtere Gangart an und war unseren Augen bald entschwunden, worauf auch wir uns wieder in Bewegung setzten.

*) Die sich beim Elephanten zwischen den Vorderfüßen befinden.

Bald darnach lenkten einige schwere Büchsenschüsse, welche in der Wegrichtung zu hören waren, meine Aufmerksamkeit nach Vorne. Graf Teleki war wohl wieder auf Elephanten gestoßen. Längs eines Waldsaumes, welcher die flache Landschaft im Norden begrenzte, konnte ich bald auch mehrere Herden solcher davoneilen, zeitweise verschwinden und wieder zum Vorscheine kommen sehen. Das Schießen wiederholte sich, die Jagd war somit in vollem Gange. Als ich hingelangte, traf ich die Karawane in der Nähe des ersten Elephanten haltend, den Graf Teleki erlegt hatte. Er



Elephanten-Stillleben.

lag inmitten eines vollkommen freien Feldes und war das stärkste Thier, welches wir bisher überhaupt zu Gesicht bekommen hatten. Seine wundervollen, gleichmäßig langen Stoßzähne wogen $103^1/_2$ Kilogramm.

Graf Teleki war den anderen flüchtigen Thieren landeinwärts gefolgt, ich beschloß daher an der Stelle das Lager aufzuschlagen. Ein hiezu passender, von mehreren großen Bäumen beschatteter Platz war bald gefunden, und dahin zog nun auch die Karawane in der gewohnten lärmenden Weise. Die Gegend war mit ganz niedrigen Sandhügeln bedeckt und ziemlich dicht mit Fettsträuchern bewachsen. Da trieben sich in zahlloser Menge gewöhnliche Perlhühner und auch Geierperlhühner herum, ich begab mich daher vorerst gar nicht ins Lager, sondern vergnügte mich

mit dem Schießen dieser Thiere. In kürzester Zeit hatte ich fünf Stück beisammen, dann schlenderte ich, nachdem ein Sandkorn meine Flinte unbrauchbar gemacht hatte, mit meiner Beute zum Lager, in dessen nächster Umgebung ich gejagt hatte. Da hörte ich zu meiner Ueberraschung Teleki, der in der Nähe auf einem Sandhügel stand, fragen, wie viel Stück ich geschossen habe; ich vermuthete ihn weit weg, hinter den Elephanten her. Natürlich antwortete ich »fünf« und war nun nicht wenig verwundert, darauf seinerseits ein »Großartig!« als Antwort zu erhalten. Graf Teleki, welcher in der That hinter den Elephanten her war, hatte meine »fünf« nämlich auf diese Thiere bezogen, da sie wirklich in dem Fettstrauchdickicht steckten, in welchem ich lustig herumgeknallt hatte. Zwei augenscheinlich schwer angeschossene Thiere kamen auch bald darauf nahe am See zum Vorschein, mehrere andere blieben jedoch im Dickicht versteckt.

Graf Teleki, welcher ohne Munition war und darum nach dem Lager geschickt hatte, suchte die letzteren im Auge zu behalten, indeß ich mich aufmachte, um die beiden kranken Thiere todtzuschießen. Es gelang mir nur zum Theile, weil man mir vom Lager aus wohl die Büchse Kaliber 8 gebracht hatte, jedoch ohne weitere Munition, als die beiden Schüsse, mit welcher sie geladen war. Und diese genügten nur für eines der beiden Thiere.

Die anderen Elephanten verließen bald das Dickicht. Zwei davon wurden von Teleki durch ein Coup double niedergestreckt, doch blieb nur einer derselben todt am Platze liegen. Der zweite stand sofort wieder auf und wendete sich, gefolgt von zwei anderen, nach dem See, wo sie in ungefähr 500 Schritt Entfernung vom Ufer in bauchtiefem Wasser stehen blieben. Augenscheinlich waren alle drei verwundet, es hatten sich somit der Herde inzwischen zwei von Teleki in der allerersten Phase der Jagd angeschossene Thiere zugesellt. Wir feuerten nun vom Strande aus etliche Schüsse nach den drei Thieren, doch ließen sich dieselben nicht bewegen herauszukommen. Graf Teleki schoß dann noch das zweite, schwerkranke Thier todt, welches ich aus Munitionsmangel hatte stehen lassen müssen, dann begaben wir uns zum Lager.

Der Verlauf der ganzen Jagd war, wie ich nun erfuhr, folgender gewesen. Graf Teleki hatte vor dem Waldsaume zwei Elephantenherden getroffen, die früheren sechs Weibchen mit den Jungen und fünf mächtige Bullen. Nach den letzteren richteten sich natürlich seine Bemühungen. Die Thiere standen am äußeren Rande des Buschsaumes auf vollkommen ebenem, deckungslosem Boden und mußten fürs Erste umgangen werden. Graf Teleki versuchte dies zuerst längs des Strandes, und als sich der Grund dort zu morastig zeigte, auf einem großen Umwege querfeldein. Er war eben auf dem Wege, das Buschdickicht zu gewinnen, als plötzlich zwei weitere kleine Herden schwächerer Elephantenbullen aus demselben heraustraten. Zwischen den beiden Herden war nur ein Zwischenraum von ungefähr zweihundert Schritten, doch konnte Graf Teleki nun nicht mehr anders, als zwischen ihnen hindurch vorgehen. Bei diesem Manöver kam Teleki arg ins Gedränge. Es gelang ihm zwar, wenn auch nicht unbemerkt, den Waldsaum zu erreichen, dort angelangt kam jedoch ein junger Bulle geradenwegs ihm entgegen. Graf Teleki, dessen Ziel die alten, starken Thiere waren, zögerte lange mit dem Schießen, sah sich jedoch schließlich dazu gezwungen. Und damit war sein ganzer Jagdplan gestört, denn das in die Stirne getroffene Thier bog wohl zur Seite ab, doch war mit dem Augenblicke in alle übrigen Leben und Bewegung gekommen, und Teleki sah sich eine zeitlang auf allen Seiten von Elephanten umgeben, die unentschieden vom Dickicht heraus nach dem freien Felde, dann wieder nach ersterem zurück wechselten, um im Schutze desselben das Weite zu suchen. Dabei war abermals ein junger Elephantenbulle durch eine nach der Stirne gezielte Kugel zur Umkehr zu zwingen gewesen.

Auf die beiden Schüsse hin hatten die fünf alten Thiere zuerst ihre Köpfe zusammengesteckt, dann aber das Dickicht aufgesucht, wo Graf Teleki sie leichter erreichen konnte. Zwei derselben erhielten Schläfenschüsse, beide gingen jedoch davon, das eine, um nach kurzer Zeit in der Ebene zu fallen — es war dies das erste Thier, welches ich außerhalb des Waldsaumes angetroffen hatte — das andere folgte dem Reste der Herde nach. Diese vertiefte sich zunächst in ein Walddickicht, wo Graf Teleki das zweite,

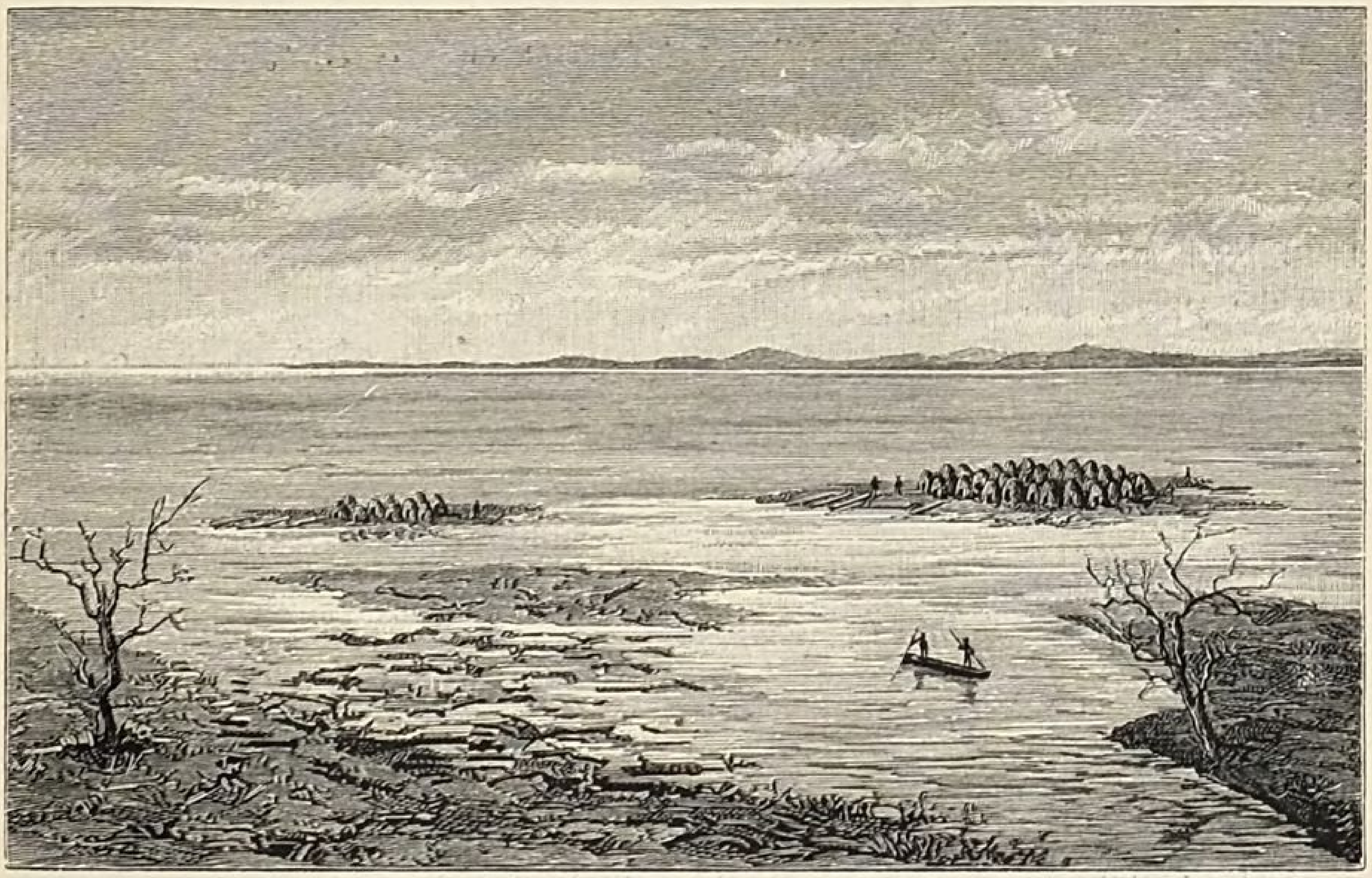
bereits angeschossene Thier mit drei weiteren Schüssen niederstreckte, und wendete sich dann zum See zurück, bei welchem wir sie inmitten der Perlhühnervölker wieder trafen.

Kurz nach Mittag meldeten Leute, daß einer der drei Elephanten den See verlassen, sie von dem einen todten Thiere, dem sie eben die Stoßzähne auslösen wollten, davongejagt habe und sich nun in der nächsten Nähe des Lagers im Gebüsch herumtreibe. Wir machten uns sofort auf, fanden auch bald den Elephanten und jagten ihn, doch mit wenig Glück, und er entkam trotz vieler Kugeln. Flüchtend passirte er in 30 Schritt Entfernung vom Lager.

Die Ufer des Sees waren hier ganz flach, morastig und mit Algen bedeckt. An einer Stelle wuchs Schilf, sonst waren die Uferränder kahl. Ohne Boot oder Dergleichen war es unmöglich zum Wasser zu gelangen, und wir verschafften uns solches in den ersten Stunden durch Graben von Löchern am Strande, bis unsere Leute in einem sonst trockenen Flußbette, etwa tausend Schritte vom Lager entfernt, einige tiefe Regenwasserlachen entdeckten. Es mußte in der Gegend ganz kürzlich ein tüchtiger Regen niedergegangen sein.

Die Eingeborenen von Alia wohnen auf zwei unbedeutenden, vollkommen kahlen Sandbänken im See, welche kaum über Wasser schauen, und führen dort eine Art Amphibienleben, wenig verschieden von dem der Krokodile, welche sie neben Anderem gleichfalls jagen und verspeisen. Beide Inseln zusammen mögen 1 bis $1^1/_2$ Quadrat-Kilometer Oberfläche haben. Die größere trägt etwa 30 bis 50, die kleinere circa 15 braune, heuschoberartige Hütten, welche dicht aneinandergerückt sind. Die Einwohnerschaft beträgt ungefähr 150 bis 200 Seelen und lebt in der Hauptsache vom Fischfange. Etwas Durrha handeln die Elmolo von den Reschiát ein. Ein oder zwei Kühe, ein Dutzend Schafe und etwa doppelt so viele Hunde theilen ihre Einsamkeit. Eine dritte, näher am Strande gelegene Sandbank ist unbewohnt und dient, ebenso wie das seichte, morastige Uferwasser, als Vorrathsplatz für Brennholz und Stapelplatz der Kanoes.

Obwohl den Eingeborenen unsere Anwesenheit nicht entgangen sein konnte, zeigte sich am ersten Tage doch keiner derselben, weshalb wir am Nachmittage Dualla und die Führer zu ihnen schickten. Mehrere Kanoes jedes mit drei Eingeborenen bemannt, näherten sich ihnen, doch kam nur ein Weib, eine Burkenedschifrau, als Vermittlerin ans Land; der Rest der Eingeborenen hielt sich in den Booten in Rufesweite auf. Vor allem drückte sie uns den Wunsch der Elmolo aus, daß wir im Verkehre mit



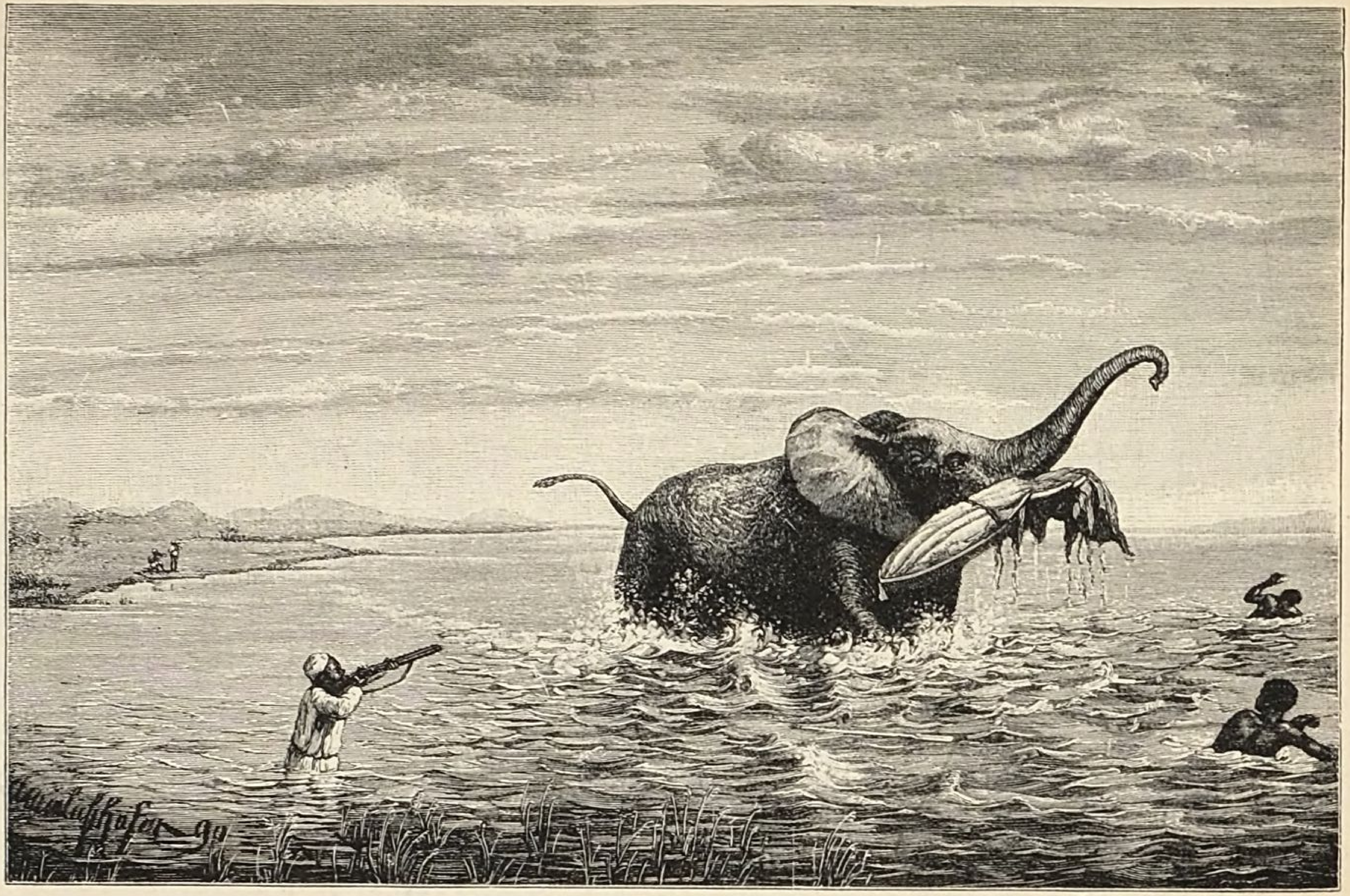
Die Elmolo-Ansiedlung Allia.

ihnen keine Gewehre mitnehmen und ebenso das Schießen in der Gegend lassen sollten. Hierauf gab sie einige Freundschaftsversicherungen kund und fragte nach unserer Freundschaftsgabe. Dualla hatte keine Tauschwaren mitgenommen und versprach solche für den folgenden Tag, beruhigte sie bezüglich der Gewehre, die nur bösen Menschen gefährlich seien, und erklärte ihr, daß wir auf deren Gebrauch nicht verzichten könnten, wenn sie uns nicht mit Lebensmitteln versorgten, weil wir zu unserem Unterhalte, so wie sie auf den Fischfang, auf die Jagd angewiesen seien. Die Eingeborenen versprachen darnach, uns Einiges zum Verkaufe zu bringen,

stellten noch die Frage, ob wir nicht Menschenfresser seien, und zogen sich, darüber beruhigt, zurück.

Außer einzelnen Elephanten konnten wir in der weiteren Umgebung mit dem Fernglase noch Zebra und eine einfärbig rothbraun behaarte, ziemlich große Antilope sehen, die uns unbekannt vorkam.

Allia, Freitag, 23. März. Am Morgen fand sich nur noch einer der beiden Elephanten im See; der andere war während der Nacht entwichen. Graf Teleki ließ das Leinwandboot vorbereiten, um das Thier entweder im Wasser todtschießen oder aber heraustreiben zu lassen. Ich hatte mit dem Fernrohre einen einzelnen Elephanten in etwa 40 Minuten Entfernung entdeckt und machte mich dahin auf, fand jedoch das Thier nicht mehr vor, als ich zur Stelle gelangt war, und kehrte daher zum Seestrande zurück, wo indeß Dualla mit zwei Leuten das Boot bestiegen hatte und sich gerade bemühte, den Elephanten ans Land zu treiben. Dualla näherte sich dem Thiere in der keckſten Weise, spektakelte um dasselbe herum und schoß es auch ein Dutzend Male mit seinem Henry-Winchester an. Doch der Elephant rührte sich nicht von der Stelle, äste ruhig Algen, die er mit dem Rüssel vom Grunde heraufholte, und bespritzte sich nur zeitweise mit Wasser seine Wunden. Das Boot und die Leute schienen für ihn gar nicht zu bestehen, und ebensowenig Eindruck machten die vielen Kugeln, die er in den Leib bekam. Wir glaubten daher, daß er schon zu schwach geworden sei, um sich aus dem Moraste herauszuarbeiten, und ließ Graf Teleki in diesem Glauben das Boot zu sich kommen, um Dualla die große Expreßbüchse mit dem Befehle zu übergeben, den Elephanten im Wasser todtzuschießen. Das Boot umkreiste darauf von Neuem das Thier. Dualla schoß hierauf zweimal, jedoch ohne merkbaren Erfolg. Dann fuhr er noch näher an den Elephanten heran und blieb auf den Riemen liegen. Wir waren eben daran, unserem Aerger über sein ganz unnöthig unvorsichtiges Treiben Luft zu machen, als das Boot wieder in Bewegung kam und langsam fahrend einen Bogen beschrieb. Sofort darauf aber sahen wir plötzlich die Insassen über Bord springen, und den Elephanten, welcher eben noch wie festgewurzelt dagestanden hatte, mit unglaublicher Behendig-



Der Elephant zertrümmert unser Boot.

keit auf das Boot losstürzen, so daß das Wasser um ihn her wogte und schäumte. In wenigen Secunden hatte er das gebrechliche Fahrzeug erreicht; dann schob er es erst eine Strecke weit vor sich her, erfaßte es mit dem Rüssel, zerquetschte, zerfetzte und zerzauste es, rüttelte es hin und her, und schleuderte es schließlich verächtlich zur Seite. Langsamen Schrittes und ohne sich weiter um die Leute zu bekümmern, die neben und vor ihm unters Wasser tauchten — und obwohl Dualla ihn noch einmal aus dem Wasser anschoß — setzte er dann seinen Weg in den See hinein fort, bis er schließlich in weiter Entfernung hinter einer Halbinsel verschwand. Der unerwartete Ausgang der Jagd ärgerte uns nicht wenig, da wir das Boot möglicherweise noch schwer vermissen konnten.

Ins Lager zurückgekehrt, trafen wir mehrere ältere Burkenedschi-frauen. Solche scheinen sich bei den Elmolo in größerer Zahl zu befinden. Sie baten um die Erlaubniß, sich auch über das Fleisch der erlegten Elephanten hermachen zu dürfen, was wir, da Ueberfluß daran vorhanden war, gerne zugestanden. Am Nachmittage sandten wir zu den Eingeborenen. Dieselben erwiesen sich bereits weniger scheu, und sowohl Männer wie Weiber kamen an den Strand. Es gelang uns auch, 40 Kilogramm Durrha einzukaufen. Charscho, welcher den Auftrag erhalten hatte, für die Küche Perlhühner zu schießen, kam schon nach einer Stunde mit einem ganzen Dutzend solcher zurück. Hier wehte Tag und Nacht ein heftiger Süd-wind, der Alles mit Sand und Staub bedeckte und uns Allen die Existenz zur Qual machte. Die Luft war dick und gelb, und die weitere Landschaft sah aus, als ob sie im Nebel stecke. Das Thermometer zeigte Mittags im Schatten $+38^{0}$ bis $+39^{0}$ C.; Nachts fiel es nie unter $+30^{0}$ C.

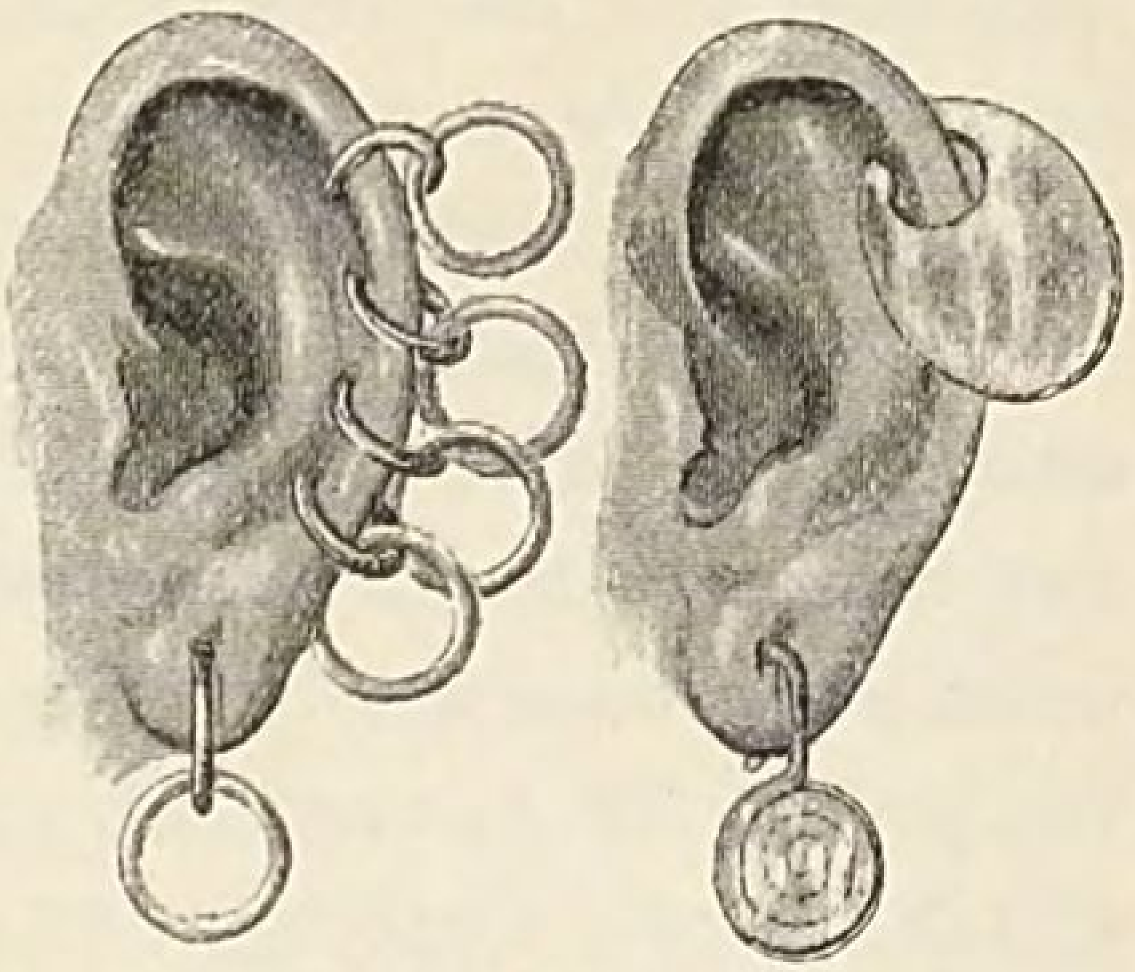
Alia, Samstag, 24. März. Dualla begab sich zu den Elmolo, um weitere Lebensmittel einzukaufen. Unsere Leute waren so arg herabgekommen, daß sie zum Fleische nothwendig irgend eine Zuthat brauchten, sei es auch nur eine Suppe aus Durrhamehl. Das Ergebniß des Handels belief sich auf eine geringe Menge Durrha, sechs Schafe (mit abnorm entwickelten Klauen, so daß wir sie nicht mitführen konnten) und zwei Elfenbeinzähne.

Der kleinere, ein weiblicher Zahn,*) wog 11 Kilogramm, was für einen solchen nicht wenig ist. Der Kaufpreis hiefür betrug zehn Stränge gewöhnliche Masaiperlen im Anschaffungswerthe von zehn Kreuzern. Der zweite Zahn wog 65 Kilogramm und kostete neun kleine Ringe Eisendraht, einen Strang blaue Ukutaperlen, einen Strang Mboroperlen und zehn Stränge kleine Masaiperlen im Werthe von 30 bis 40 Kreuzern. Ein solcher Elfenbeinzahn kostet in Sansibar ungefähr 1300 Gulden. Als begehrteste Tauschwaren erwiesen sich Messingdraht und Ukutaperlen. Wir hatten von beiden jedoch nur so wenig, daß wir damit eigentlich gar nicht hätten herausrücken sollen. Nach Stoffen war gar keine Nachfrage.

Alia, Sonntag, 25. März. Vormittag kamen ungefähr 30 Elmolo, Männer und Weiber, ins Lager, und uns war somit Gelegenheit geboten, diese Leute näher kennen zu lernen. Sie sind Angehörige des am Nordende des Sees ansässigen Volkes der Reschiát oder Rissiát, welche zweifellos Galla sind. Die Männer waren durchwegs gut und kräftig gebaut und sahen wohlgenährt aus. Ihr Gesichtstypus schien uns nicht gleichförmig zu sein und hatte bei einigen einen mehr negerhaften, bei anderen einen mehr semitischen Schnitt, und zwar scheint es, daß der den reinen Reschiát eigenthümliche, mehr negerhafte Gesichtsausdruck durch Vermischung mit den Burkenedschi zu einem mehr semitischen abgemildert wird. Im Wesentlichen ist ihr Aussehen durch ein spitzes Kinn mit einem schwachen Anflug von Bart, bei jedoch breiten Kinnbacken charakterisirt. Die Nase ist nicht immer negermäßig breit und flach gedrückt, die Hautfarbe im allgemeinen dunkler als jene der Masai. Die Männer sind nach mohammedanischer Weise beschnitten. Das Haar wird in verschiedener Form getragen, und zwar entweder zu kurzen, dünnen Zöpfchen gedreht, die mit rothgefärbtem Fett reichlich getränkt sind, oder nach rückwärts gekämmt,

*) Suahili: »Galascha«. Ein großer männlicher Stoßzahn heißt »Bori«, ein mittlerer »Vibori.« Die weiblichen Elfenbeinzähne sind im Handel weit geschätzter als die männlichen, weil sie aus weicherem, elastischeren Stoffe bestehen und sich zum kostbarsten Elfenbeinerzeugniß, den Billardballen, am besten eignen. Eine Frassilah = $17\frac{1}{2}$ Kilogramm weibliches Elfenbein kostet in Sansibar (je nach der Größe der Zähne) 110 bis 140 Dollars.

glattgestrichen und vermittels einer fetten lichtgrauen oder lichtvioletten Thonerde zu einem recht kunstvollen Chignon geformt und gekleistert. Gewöhnlich zieren zwei kurze Straußfedern diese, nur bei jüngeren Männern angetroffene Haartracht. Berührt man einen solchen Chignon, so fühlt sich die dünne, äußere Lehmschichte hart, das ganze Gebilde jedoch weich, wie gepolstert an. Die Ohrläppchen und Ohrränder sind mehrfach durchbohrt und tragen kleine Ohrringe; doch werden die Läppchen nur wenig ausgeweitet. Der sonstige Schmuck besteht in verschiedenen Ober- und Unterarmringen aus Messing, Eisen oder Flußpferdhaut. Als Bracelet wird häufig auch ein rundes Kampfmesser getragen, dessen Schneide durch ein Lederfutteral (wie die Speerklingen der Wanjemß, Burkenedschi, Elmolo, Reschiát ꝛc.) geschützt ist. Die sehr einfache Bekleidung der Männer beschränkt sich auf einen vorne 8 Centimeter und hinten 15 Centimeter breiten Lendenschurz aus gegerbtem Ziegenleder, dessen Ränder sehr hübsch mit einer Reihe selbsterzeugter, glänzender Eisenperlen eingesäumt sind. Die bereits erwähnten runden Kampfmesser, Bogen, Pfeile und schlechte Speere machen ihre Bewaffnung aus. Noch ist ein Geräth zu erwähnen, das man in der Hand wohl eines jeden Mannes, aber niemals bei Frauen sieht, nämlich der kleine, zweibeinige Stuhl zum Sitzen, der jedoch auch beim Schlafen als Kopfpolster dient.



Reschiát-Ohrschmuck.

Eiserne Perlen (natürl. Größe).

Die meisten der Weiber, welche gekommen waren, gehörten dem Volke der Burkenedschi an und trugen sich auch so wie diese; doch waren auch etliche Reschiátfrauen darunter. Die letzteren fielen in angenehmer Weise durch ihre, nach unseren Begriffen frauenhafte Tracht auf, die in einem oder zwei kurzen, doch faltigen Röcken aus gegerbtem Ziegenleder

bestand. Der Oberkörper blieb ganz entblößt. Die wenigen, welche wir zu sehen bekamen, konnten indeß mit den Burkenedschifrauen in Bezug auf Schönheit keinen Vergleich aushalten, und wir begriffen, daß die letzteren von den Männern als Gefährtinnen vorgezogen werden.

Die Eingeborenen machten sonst auf uns den besten Eindruck. Sie verhielten sich weder zudringlich noch scheu, kauerten sich fürs Erste ruhig hin, und ein Schauri hob an. Dabei benahmen sie sich ähnlich den Masai, d. h. der jeweilige Sprecher stand auf und redete, mit dem Speere oder irgend einem anderen Gegenstande in der Hand. Die Richtungen wurden dabei mit der Zunge angedeutet, und zwar in recht geschickter Weise. Eine Burkenedschifrau verdolmetschte uns, daß die Elmolo uns in zehn Canoes zu den Reschiát begleiten würden, wenn wir uns noch zwei Tage gedulden wollten. Sie hätten bei ihren Stammesverwandten Korn einzutauschen, doch müßten sie hiezu erst eine größere Menge von Fischen fangen. Wir sagten ihnen einen Tag zu, länger wollten wir nicht bleiben, weil das Elephantenfleisch zu Ende ging, und wir überdies zu sehr vom Staube zu leiden hatten. Nach dem Schauri besahen sich die Eingeborenen noch das Lager und verließen uns dann. Dualla kaufte an dem Tage zwei Elfenbeinzähne, jeder über 50 Kilogramm schwer, um ganz lächerliche Preise, ebenso eine kleine Menge Kaffee in Hülsen, doch keine Durrha mehr. Sie hatten uns augenscheinlich Alles, was sie an letzterer besaßen, bereits am Tage zuvor verkauft.

Alia, Montag, 26. März. Die Eingeborenen ließen sagen, daß sie eines Todtenfalles wegen uns erst am nächsten Tage nachfolgen könnten. Wir blieben daher noch einen Tag und vergnügten uns, in Ermanglung eines anderen Sports, mit dem Schießen von Perlhühnern. Nachmittags beobachtete ich mit dem Fernglase durch längere Zeit eine kleine Herde von Thieren, welche ich ihrer Gestalt und Farbe nach für Wildesel halten mußte. Wir hatten diese bisher noch nicht angetroffen, und machte ich mich deshalb möglichst nahe an dieselben heran, um schließlich zu finden, daß es schmalgestreifte Zebra (Z. Grevyi) waren. Mit freiem Auge sahen sie selbst noch in dreihundert Schritt Entfernung einfärbig grau aus. Kurz

vor Sonnenuntergang beobachteten wir hier täglich das plötzliche Auftreten von ungeheuren Schwärmen einer Vogelart, von der Größe einer Turteltaube, die in ziemlicher Höhe die Luft in ungeordnetem, ziellosem Zickzackfluge durchschwirrten. Plötzlich, wie sie zu kommen pflegten, sammelten sie sich nach einiger Zeit wieder zu mehreren, wolkenähnlichen Schwärmen und verschwanden in westlicher Richtung über den See. Die ganze Erscheinung dauerte nicht länger als 20 Minuten.

Dienstag, 27. März. Da die Eingeborenen noch immer keine Miene machten, uns zu begleiten, brachen wir ohne dieselben auf. Den Auskünften zufolge, welche wir von ihnen erhalten hatten, war es von Alia bis zu den Wohnsitzen der Reschiát am Nordende des Sees (den sie einfach »Bass«, d. h. See nannten) nicht ganz so weit wie bis zu den südlichen Elmolo. Wir durften also hoffen, bald am Ziele zu sein. Es war dies um so dringender zu wünschen, als sich unsere Karawane nicht erholen zu können schien, trotzdem sie in der letzten Zeit wenigstens an Elephantenfleisch keinen Mangel gelitten hatte. Daran mußten wohl die auf die Dauer ganz unerträglichen Verhältnisse, hauptsächlich aber der viele Staub, der sie nie zu vollständiger Ruhe kommen ließ, schuld sein. Kurz vor unserem Aufbruche starben zwei unserer Leute, von welchen der eine jedoch seinen Tod selbst verschuldet hatte. Die Karawane hatte am Abend vorher als Ration Bohnen ausgetheilt erhalten, weil die Fleischvorräthe zu Ende und im Laufe des Tages keinerlei Beute gemacht worden war. Der betreffende Mann hatte seine Ration im Heißhunger roh verzehrt und war nach einer fürchterlichen Nacht unter gräßlichen Schmerzen daran gestorben. Daß der Genuß einer größeren Menge ungekochter Bohnen oder Durrhakörner nicht selten den Tod zur Folge hat, wissen die Karawanenleute übrigens ganz gut.

Wir wanderten im Ganzen $4^1/_2$ Stunden in ziemlicher Nähe des Sees und lagerten Mittags am Strande. Der Boden war streckenweise mit weißem, feinem Sande, dann wieder mit vulkanischem Gerölle bedeckt und fast ganz kahl. Einige von Elephanten zerzauste Schirm-Akaziensträucher war Alles, was es da an Pflanzen gab. Auf dem Marsche begegneten

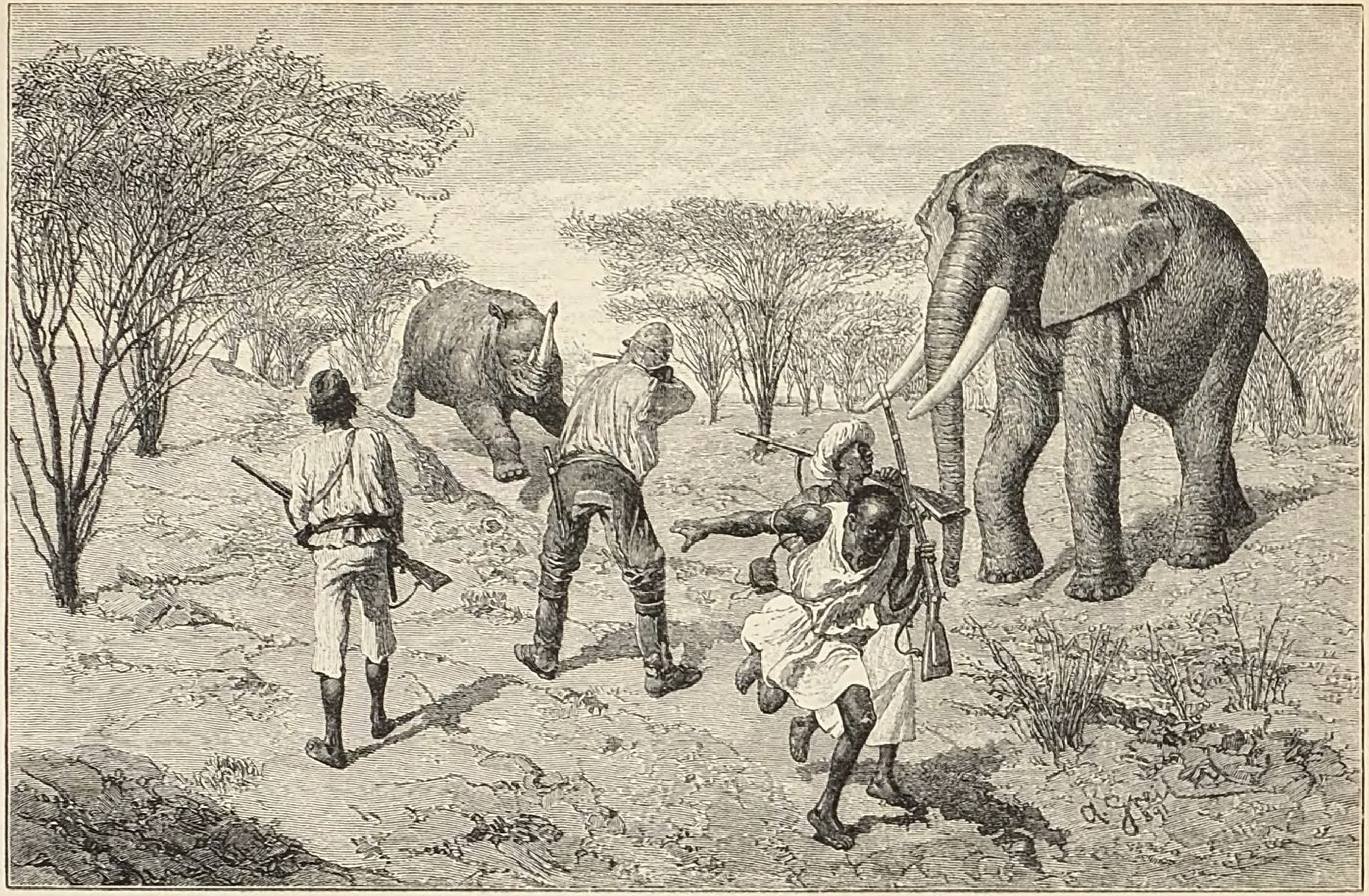
wir mehreren Elephantenherden. Erst sahen wir zwei riesige Thiere, dann vier solche mit ganz kolossalen Stoßzähnen, dann eine aus zwölf Bullen bestehende Herde, von welchen vier auffallend alt waren, dann drei Männchen, mit Zähnen, welche bis zur Erde hinabreichten, und schließlich eine Herde von fünfzehn, ebenfalls so gewaltigen Thieren, wie wir sie nie zuvor gesehen hatten. Da wäre Elfenbein im Werthe von über 100.000 Gulden zu holen gewesen, doch war es uns unmöglich, auch nur eines der Thiere anzugehen, weil alle entweder im See oder am ganz flachen und ebenen, vollkommen deckungslosen Strande standen. Unter den Stoßzähnen, welche wir da zu sehen bekamen, gab es Riesen, die hundert Kilogramm und mehr gewogen haben mögen.*)

Wir lagerten am freien Strande. Die Ufer waren flach, sandig und nicht mehr morastig.

Mittwoch, 28. März. Unser Marsch währte im Ganzen fünf Stunden und ging in 500 bis 1000 Meter Entfernung vom Ufer vor sich. Schon am Morgen war der Himmel schwer bewölkt gewesen, und Mittags — wir befanden uns noch in Bewegung — gingen mehrere Regenschauer nieder. Während der letzten Zeit hatten wir im Norden häufig Wetterleuchten beobachtet, Anzeichen der herannahenden Regenzeit. Tagsüber wehte eine kühle Seebrise, wir hatten somit günstiges Marschwetter und waren endlich einmal auch wieder im Lager, frei von den Leiden in Folge des Staubes.

Durch eine Elephantenjagd hatte der Marsch eine mehrstündige Unterbrechung erlitten. Graf Teleki war kurz nach dem Aufbruche auf ein starkes Männchen gestoßen, jedoch in Ermanglung jeglicher Deckung gezwungen gewesen, dasselbe aus großer Entfernung anzuschießen. Aus dem Rüssel schweißend ging das Thier langsam davon, und da es sich in der Nähe des Strandes hielt, verfolgte Graf Teleki dasselbe, indeß die Karawane

*) Der stärkste Stoßzahn, von welchem Dschumbe Kimemeta zu erzählen wußte, wog 120 Kilogramm. Drei andere Zähne, welche er einst heimbrachte, wogen 100 Kilogramm.



Ein zweifacher Angriff.

ihren Weg fortsetzte. So ging es eine weite Strecke, immer in 200 bis 300 Schritt Entfernung hinter dem gemächlich davonschreitenden Elephanten her, der ab und zu noch eine Kugel in den Leib bekam. Nach langer Zeit endlich wendete sich der Elephant landeinwärts, wo vereinzelte Akaziensträucher es dem Grafen Teleki ermöglichten, näher an das Thier heranzukommen. Es fiel indeß erst nach im Ganzen dreistündiger Jagd, während welcher es sechs Kugeln aus der Büchse Kaliber 8 und vier Expreßschüsse Kaliber 577 erhalten hatte. Alle diese Schüsse hatte es mit vollkommener Gleichgiltigkeit und ruhig weitereilend aufgenommen und erst kurz vor dem Verenden Miene gemacht, sich gegen seinen Verfolger zu wenden. In diesem Augenblicke war zufällig auch ein Nashorn auf Teleki losgekommen, der sich nun plötzlich in der unangenehmen Lage sah, zwischen dem Horne des Nashorns und dem Rüssel eines Elephanten wählen zu müssen. Der Moment war kritisch, fand indeß eine unerwartet glückliche Lösung. Graf Teleki war sich rasch darüber klar, daß das Nashorn mit seinem Angriffe dem des Elephanten zuvorkommen würde, und hatte zuerst auf jenes gefeuert, damit jedoch nicht nur dessen Ansturm abgelenkt, sondern auch den Elephanten zur Umkehr veranlaßt. So wie der Schuß krachte, hatte sich dieser auf der Stelle umgedreht, um bald darnach zu fallen. Seine Stoßzähne wogen 58 und 55 Kilogramm. Später fanden die Leute auch das Nashorn verendet.

Während des Nachmittags trieb sich nahe beim Lager eine Herde Elephantenweibchen mit Jungen im See herum. Sie standen stundenlang in bauchtiefem Wasser, ohne sich von der Stelle zu rühren, und ästen Algen. Sie fischten dieselben mit dem Rüssel vom Grunde herauf, schwenkten sie tüchtig aus, um das überschüssige Wasser zu entfernen, und schoben sie dann in bekannter Weise in den weitgeöffneten Rachen. Auch fünf Stück Büffel der Bos caffer var. aequinoctialis-Art und einige Zebra Grevyi kamen gegen Abend zum Wasser. Der Laut, welchen die letzteren von sich geben, wenn sie beunruhigt oder sonstwie gestört werden, klingt so täuschend ähnlich dem Geknurre des Leopard oder Löwen, daß wir dadurch mehr als einmal irregeführt wurden.

Das Wasser des Sees war an dieser Lagerstelle ebenso übelriechend wie übelschmeckend und für uns Europäer einfach ungenießbar. Nachts starb einer unserer Leute.

Samstag, 29. März. Eines niedrigen, vulkanischen Rückens wegen, der nach dem See zu steil abfiel, führte der Pfad Anfangs in einiger Entfernung vom Strande. Chaotisch herumliegende Felsblöcke machten diesen ersten Theil des Marsches recht beschwerlich; später stiegen wir wieder zum Strande hinab und wanderten hart am Wasser weiter. Eine gelbbraune, trübe Regenwasserlache, die sich am Wege fand, wurde von den Leuten geradezu ausgesogen, so sehr waren wir Alle schon des salzigen Seewassers, das sich hier übrigens wieder krystallklar zeigte, überdrüssig geworden. »Madschi a mvua!« (Regenwasser!) ging es entzückt von Mund zu Mund bis zum letzten Mann weiter.

Klar und in scharfen Umrissen standen uns da die jenseitigen Uferberge in ungefähr 35 Kilometer Entfernung gegenüber. Sie fallen schroff zum See ab und treten streckenweise ganz nahe an das Ufer heran. Ihre relative Höhe mag 1000 Meter betragen.

Wir lagerten nahe der Mündung eines trockenen Flußbettes, in dessen Umgebung schattige Bäume, hauptsächlich aber frischgrüne Fettstrauchdickichte standen. Im See selbst fanden sich vier Elephanten, die ruhig weiter ästen, trotzdem wir in ihrer Nähe lagerten. Die herrschende Brandung mag übrigens das Lagergeräusch übertönt haben. Im Gebüsch waren Zebra, Beisa-Antilopen und viele Gaz. Grantii zu sehen; ein Junges der letzteren Art wurde von einem unserer Leute im Schlafe überrascht und gefangen. Am Strande gabs Krokodile trotz des heftigen Wellenschlages.

Wir ließen die Elephanten ungestört, bis sie den See verlassen hatten und sich dann in unentschiedener Weise nahe beim Lager herumtrieben. Unentschieden verlief auch unsere Jagd auf sie, hauptsächlich des stets wechselnden Windes wegen, der uns zu öfterem Positionswechsel zwang. Schließlich gingen die Thiere, welche im Laufe der Jagd mehrfach auf unsere frischen Fährten gestoßen und dadurch stutzig geworden waren, davon, und es gelang uns nur mehrere derselben zu verwunden. Der Führer dieser

kleinen Herde war ein erwachsenes Männchen ohne Stoßzähne gewesen. Die Suahili nennen solche Thiere »Bude«. Sie sollen sehr bösartiger Natur sein und stets die Führerrolle übernehmen. In unserem Falle war der Bude jedenfalls das vorsichtigste Glied der Herde und hatte auch die Führung übernommen, als dieselbe flüchtig wurde. Die Zahnlosigkeit dürfte übrigens selten vorkommen, denn uns ist nur dieses eine Exemplar untergekommen.

Mittel gegen Kolik.

Während dieser Jagd, welche zwischen 1 und 2 Uhr Nachmittags statthatte, gingen mehrere Regenschauer nieder, und das Wetter blieb auch für den Rest des Tages regnerisch. Die großen Vogelscharen pflegten sich noch immer kurz vor Sonnenuntergang einzustellen, um bald darnach im Westen zu verschwinden.

Ein Mann starb während des Marsches. Einen anderen befreiten wir von seiner heftigen Kolik. Das allgemein von den Karawanen ange-

wendete Mittel gegen schmerzhafte Kolik besteht darin, daß man den Kranken mit ausgestreckten Beinen auf den Boden legt, um seine Fußknöchel lose ein Stück Zeug schlingt, einen starken Stock hindurchsteckt und dann durch Drehung der Schlinge die Beine so lange zusammenschnürt, bis der Kranke die fürchterlichsten Schmerzensschreie ausstößt. Erst wenn er aufhört, den Propheten anzurufen und das obligate halbe Dutzend der geläufigsten Attribute desselben herauszubrüllen, wird mit der Folter eingehalten. Dann aber ist der Mann auch vollkommen hergestellt, wie wir in mehr als hundert Fällen beobachten konnten.

Freitag, 30. März. Nach kurzem Marsche längs des erst sandigen und späterhin wieder morastigen Strandes lagerten wir, da Graf Teleki einen der Elephanten erlegte, die wir am Tage zuvor angeschossen hatten. Das Thier war nach langer Verfolgung weit vom Strande gefallen, und wir waren deshalb zum frühen Halte gezwungen. Außer diesem Thiere konnten wir mit dem Glase noch vier Herden Elephanten sehen. Die größte bestand aus 25 bis 30 Stücken.

Tagsüber war der Himmel schwer bewölkt, und im Norden und Nordosten konnten wir auch Regen niedergehen sehen. Vormittags wehte eine Brise, Stärke zwei bis drei, vom Lande zum See, Nachmittags umgekehrt. Einer der Leute, welche zum Elephanten gegangen waren, um Fleisch zu holen, fehlte am Abend; wir zündeten seinethalben große Feuer an.

Samstag, 31. März. Wir marschirten $3^1/_2$ Stunden längs des flachen, nach Osten allmälig ansteigenden Strandes. Der niedrige Steilrand, welcher bislang den Horizont im Osten abschloß, hörte nunmehr auf. Anstatt dessen bekamen wir an dem Tage zum ersten Male die Kuppen einiger ferner Berge zu sehen, der Trrberge, an deren Westseite nach der Angabe unseres Führers der zweite, kleinere See, der Basso Ebór, liegen sollte.

Während des Marsches wurde der am gestrigen Tage vermißte Mann aufgefunden. Er hatte sich verirrt und wohl auch den Kopf verloren, weil er sonst wenigstens den Seestrand hätte finden müssen. Im

tiefen Ufersande fanden sich hier größere Mengen zweier Arten von Muschelgehäusen, und zwar zum ersten Male; bisher war der Sand muschelfrei gewesen.

Gegen Sonnenuntergang kam eine 200 bis 300 Stück zählende Herde der Bos caffer var. aequinoctialis-Art zum Wasser, doch fehlte uns jede Deckung, und es war daher unmöglich, sie anzupürschen. Als sie sich dichtgedrängt im Galopp wieder davonmachten, wagte ich einen Schuß aus großer Entfernung in die Masse hinein und war glücklich genug, eine Kuh tödtlich zu verwunden. Diese Büffelart ist ziemlich dicht behaart, während die echten Kafferbüffel fast keine Behaarung aufweisen. Auch Zebra waren zu sehen.

Sonntag, 1. April. Fünfeinhalb Stunden Marsch längs des Strandes. Die Ufer blieben flach, sandig, rein. Algen fehlten schon seit gestern, und mochten wohl aus diesem Grunde keine Elephanten hier zu treffen sein. Die Landschaft war besser mit Gebüschen bewachsen — in der Nähe des Sees ausschließlich mit Fettsträuchern — und sah freundlicher aus, als die vorhergegangene. Wild kam uns nicht zu Gesicht, ebensowenig Wasservögel; Büffelspuren trafen wir jedoch häufig. Während des Marsches wurden mehrere Elfenbeinzähne im Gesammtgewicht von 70 Kilogramm gefunden.

Mittags sahen wir zu unserer allgemeinen Freude im fernen Norden Rauch aufsteigen, woraus wir endlich auf das Ende des Sees schließen konnten. Im Westen traten die Uferberge nun wieder vom See zurück und umschlossen eine flache Landschaft. Nach Osten stieg das Land allmälig an und verdeckte unseren Blicken die Irrberge.

Als Graf Teleki unseren Anführer Ali Schaongwe, welcher mit den letzten Leuten erst mehrere Stunden später den Lagerplatz erreichte, nach dem Stande der Dinge fragte, antwortete dieser, dienstfertig wie immer, nach echter Suahiliweise: »Oh, habari ngema, bwana, watu wawili wamekufa.« (»Gute Nachricht, Herr, zwei Leute sind gestorben.«) Der Suahili-Anstands-Codex schreibt nämlich vor, daß auf die Frage: »Habari ghani?« (»Was gibts Neues?«) unter allen Umständen die Antwort:

»Ngema« (»Gutes«) zu erfolgen habe. Erst im Laufe des weiteren Gespräches dürfen die unangenehmen Nachrichten berührt werden.

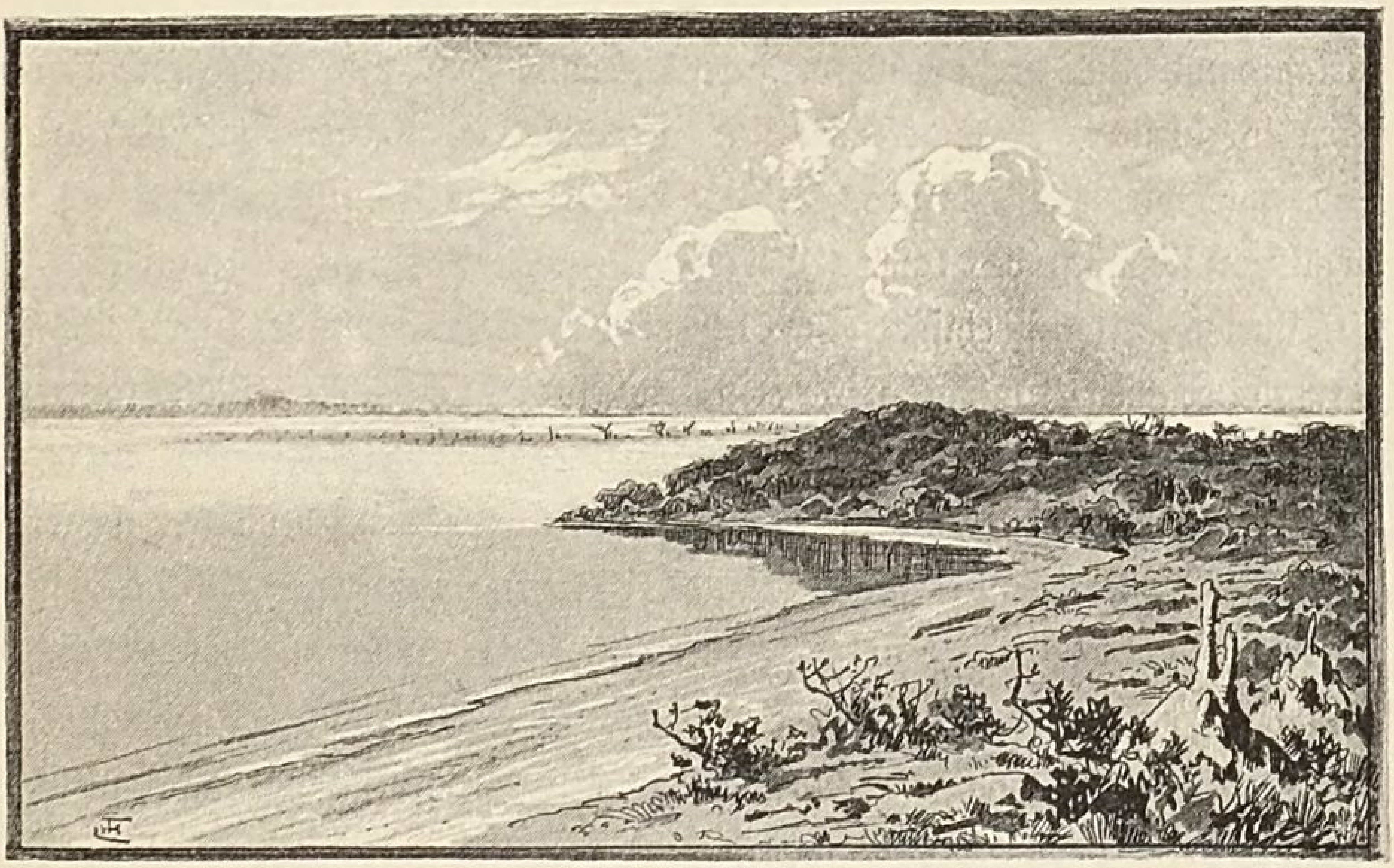
Zur Mittagszeit zeigte nun das Thermometer in der Regel +38° C. bis +40° C. an.

Montag, 2. April. Wir lagerten schon nach dreistündigem Marsche. Auf dem Wege trafen wir zwei Canoes mit fünf Eingeborenen, Elmolo, die auf der Rückfahrt von Reschiát nach Alia begriffen waren und die Nacht an der Stelle in ihren Booten verbracht hatten. Die Leute machten durch ihr Auftreten alle unsere bisherigen Erfahrungen mit Negervölkern zu Schanden, indem sie weder flohen, noch sich überhaupt scheu benahmen, obwohl sie von unserer Anwesenheit keine Ahnung hatten. Wir erfuhren von ihnen, daß man in Reschiát von unserem Kommen noch nichts wisse. Die Annäherung an einen Volksstamm, der noch nie mit Karawanen in Berührung gekommen ist, bildet ein ebenso spannendes wie vorsichtig anzufassendes Unternehmen. Ein zu plötzliches Erscheinen der großen Karawane kann zu Bestürzung, zu Flucht und bei der gegenseitigen Unkenntniß von Sprache und Gebräuchen leicht zu Feindseligkeiten führen. In unserer Lage gewann die Sache noch ein erhöhtes Interesse dadurch, daß wir um jeden Preis auf das Zustandekommen eines friedlichen Verkehres bedacht sein mußten, da wir mit unseren Kräften zu Ende und nicht Tage, sondern Wochen vollständigster Rast und Erholung brauchten. Zudem hatte schon seit Tagen das Wild gemangelt, und wir befanden uns bereits in der dürftigsten Lage.

In Folge dessen wurde an dem Tage ein früher Halt gemacht und beschlossen, vorerst nur eine kleine, keinerlei Besorgnisse erregende Abtheilung von Leuten behufs Anbahnung freundschaftlicher Beziehungen zu den Reschiát abzusenden. Unser in den verschiedensten afrikanischen Lagen ganz unvergleichlicher Dualla brach mit Lembasso und vierzig Leuten im Gefolge dahin auf.

Unser Marsch war an dem Tage die ganze Zeit über hart am Strande nordwärts gegangen, und das Lager wurde an einer Stelle bezogen, wo der weitere Küstenverlauf nach Nordwesten abzubiegen begann,

der Weg aber nordwärts, also über Land weiterführen sollte. Der nächste Uferstrand war tiefsandig, daran schloß sich jedoch ein Saum von dichterem Buschwuchs. Die Landschaft sah grüner und freundlicher aus, als wir sie an irgend einer anderen Stelle am See bisher getroffen hatten. Nach Norden zu verschloß ein sanftansteigender, niedriger Rücken die Fernsicht, um so angelegentlicher beschäftigten wir uns mit dem See und seiner Westseite. Er ist hier noch immer ungefähr 35 Kilometer breit. Seine Ufer-



Die Umgebung des Lagerplatzes am 2. April.

berge verlassen im Westen den nordwärts gerichteten Lauf der Küste und streichen nordwestlich. Die dazwischenliegende Landschaft ist scheinbar ganz eben. Das Seewasser war trübe und lehmfarben, dessen Tiefe augenscheinlich gering. Ganz merkwürdig nahm sich eine lange einfache Reihe von abgestorbenen Bäumen inmitten des Sees aus. Wir konnten uns deren Bestehen lange nicht erklären. Das Südende der Baumreihe war kaum festzustellen, weil die Baumreste da nur in größeren Abständen, beziehungsweise ganz vereinzelt vorkamen. Nach Norden zu wurde die Reihenfolge dichter, bestand indeß überall nur aus bereits gebleichten

Baumstämmen, die aus dem Wasser herausragten. Es war dies zweifellos eine durch den wachsenden See ertränkte Vegetation, wie wir sie längs der ganzen Ostseite vielfach angetroffen hatten, nur fand sie sich hier nicht am Rande, sondern in der Mitte des Sees. Eine andere, in Afrika sonst wohl alltägliche Erscheinung fiel uns hier ebenfalls auf, nämlich das Vorkommen von Termitenbauten; wir hatten sie seit unserer Abreise von Njemß nicht mehr angetroffen.

In gespannter Erwartung der abgeschickten Leute verging der Nachmittag, und als der Abend heranbrach, ohne daß wir Nachricht über ihren Verbleib erhielten, erfüllte uns ihr Schicksal allgemach mit Unruhe. Und, wie wir selbst, besprachen auch unsere Leute bei ihren Feuern die möglichen Ursachen des langen Verzuges. Schließlich — es ging gegen 10 Uhr — sprachen einige ferne Gewehrschüsse das erlösende Wort. Bald darnach erschien Dualla und erstattete seinen Bericht. Nach langer Wanderung, während welcher sie weder Menschen noch Anlagen trafen, die auf ein Bewohntsein der Gegend hingedeutet hätten, bemerkten sie in der Ferne aufsteigenden Rauch, auf den sie nun zuschritten. Es war ein Dorf, auf einem niedrigen, weißsandigen Rücken gelegen, dem sie sich näherten, bis sie deutlich die Bewohner desselben ausnehmen konnten. Dann hockten sie sich nieder, um der nun kommenden Dinge zu harren. So saßen sie lange da und konnten auch sehen, daß sie bemerkt worden waren, doch man schien sie nicht zu beachten. Selbst das Vieh der Eingeborenen weidete unbeaufsichtigt in ihrer Nähe herum. Nach etwa einer Stunde kam dann ein einzelner Eingeborener heran. Unsere Leute verstanden jedoch seine Sprache nicht, und eine Verständigung war daher unmöglich, auch als sich später noch zwei Männer hinzugesellt hatten. Schließlich brachten dieselben einen Rándile, der einige Burkenedschi- (Masai-) Worte radebrechte. Die Somâlisprache bot gleichfalls einige zur Verständigung dienliche Worte, und begann nun ein nothdürftiger Meinungsaustausch. Dualla klärte sie so gut es ging bezüglich alles dessen, was sie wissen wollten, auf und bot ihnen auch ein Freundschaftsgeschenk an, das jedoch zurückgewiesen wurde. Zum Schlusse forderten die Eingeborenen

unsere Leute auf, zurückzukehren und am folgenden Tage mit der ganzen Karawane wieder zu kommen. Sie selbst würden mittlerweile ihren Leibon benachrichtigen und Lebensmittel vorbereiten. Als Dualla darauf abmarschirte, kam ihm der Rándilemann später noch mit der Aufforderung nachgefolgt, zwei Leute im Dorfe zurückzulassen, was Dualla jedoch abschlug. Das furchtlose Auftreten der Eingeborenen hatte auf Dualla den größten Eindruck gemacht, und er meinte, daß die Reschiát, seiner Erfahrung entsprechend, ein mächtiges Volk sein müßten, wenn bei ihnen eine Schar von vierzig Leuten, die ganz plötzlich wie vom Himmel herabgeschneit erschienen, so gar keiner Beachtung werth befunden wurde.

Dienstag, 3. April. Schon während des ganzen vorhergegangenen Tages war der Himmel schwer bewölkt gewesen, doch erst in der Nacht begann der Regen, zuerst in gewaltigen Güssen, dann in gleichmäßig stürmender Weise niederzugehen. Und das dauerte bis in den Morgen hinein. Unsere armen Leute, welche die Nacht sozusagen ohne allen Schutz verbracht hatten, boten aber auch ein Bild des Jammers. Aschgrau und fahl zitterten sie ordentlich vor Kälte. Da keine Aussicht auf Besserung des Wetters vorhanden war, marschirten wir schließlich ab, doch ließ uns der schwere Regenfall, der nicht enden wollte, nicht weit gelangen.

Nichts ist besser im Stande, Neger so ganz außer alle Fassung zu bringen, als andauernde Naßkälte, und unsere ohnehin herabgekommene Karawane bot auch schon nach der ersten halben Stunde unverkennbare Zeichen eines vollkommenen Verfalles. Die Leute begannen zu zittern und zu wanken; fast die Hälfte wehklagte und weinte, daß die Thränen in hellen Strömen über ihre aschgrauen Backen herabliefen. Mechanisch und wie halb gelähmt, gleich Kindern jammernd folgten sie dem Pfade durch die überfluthete Gegend. Zwei Leute kamen ganz von Sinnen. Sie warfen ihre Lasten ab und rannten, so schnell sie nur konnten, in wilder Hast querfeldein durchs Gebüsch; einen der Beiden gelang es einzuholen und zur Vernunft zu bringen. Den Anderen fanden wir zwei Monate später als Skelet.

Nach einer Stunde Marsch bot unsere Karawane ein Bild des Jammers, von dem man sich nur schwer eine Vorstellung machen kann. Fast aller Leute hatte sich entweder tiefste Verzweiflung oder vollständigste Gleichgiltigkeit bemächtigt. Der Durchgang durch ein wildrauschendes Flußbett, das wir bald darnach erreichten, gab der Karawane dann den Rest. Das Wasser war wohl reißend, aber seicht. Wie traumverloren traten die Leute in dasselbe hinein, und schon im nächsten Augenblicke schwammen unsere Lasten davon und verschwanden in der tiefbraunen, erdigen Fluth. Taub geworden für alles Zureden und Drohen ließen sie sich von der nur knietiefen Strömung wie Holzklötze fortführen, und wir würden vielleicht ein Drittel unserer Karawane zu beklagen gehabt haben, wenn wir selbst und unsere Somâl, die allein leistungsfähig geblieben waren, nicht rechtzeitig beigesprungen wären und Mann für Mann an der Hand hinübergeführt hätten.

Damit hatte unser Marsch natürlich ein Ende. Unsere erste Sorge war nun, ein Feuer anzumachen, damit sich die erstarrten Leute wärmen konnten. Dies gelang uns Dank einiger halbvergessener, petroleumgetränkter Patent-Feuerungspatronen, an die wir uns erinnerten, nachdem die gewöhnlichen Kniffe unseres erfahrenen Mhogo Mtschungu alle versagt hatten. Unsere Versuche wurden von den fort plärrenden Leuten mit der größten Aengstlichkeit beobachtet, und dicht gedrängt umstanden sie die rauchenden Haufen, zu welchen wir es unter dem Schutze unserer Regenschirme schließlich brachten.

Um 11 Uhr hörte der Regen glücklicherweise auf; um Mittag brach bereits der erste Sonnenstrahl durch die Wolken, und nur der rauschende Fluß erinnerte noch an die kläglichen Scenen, die sich kurz vorher abgespielt hatten. Um 3 Uhr Nachmittags lag das Flußbett bereits wieder nahezu trocken, und wir konnten uns auf die Suche nach den fortgeschwemmten Ladungen machen. Manche derselben fanden wir durch die Fluth 500 bis 1000 Schritt weit vertragen; manches war verdorben, unter Anderem eine volle Traglast getrockneter und gepreßter Pflanzen, nichts war jedoch ganz verloren gegangen. Die Schnelligkeit, mit welcher

sich in den Tropen die Flußbetten füllen, um vielleicht schon wenige Stunden später nur mehr nassen Sand zu enthalten, macht einen ganz überraschenden Eindruck.

Wir benützten den Rest des Tages, um die sämmtlichen, naß gewordenen Güter zu trocknen. Auch wurde Dualla mit vierzig Leuten neuerdings zu den Reschiát geschickt. Diesmal interessirten sich die Eingeborenen bereits lebhafter für sie. Aeltere Männer, Krieger und auch Weiber kamen in größerer Zahl, benahmen sich wohl durchaus furchtlos, doch bescheiden und ruhig. Herden von Rindern und Eseln trieben sich wie das erstemal ganz frei um sie herum, Argwohn herrschte daher, auf Seiten der Eingeborenen wenigstens, nicht. Auch diesmal wiesen dieselben das angebotene Freundschaftsgeschenk zurück, verkauften unseren Leuten nur geringe Mengen Durrha und schickten sie bald heim, mit dem Bedeuten jedoch, am folgenden Tage sicher mit der ganzen Karawane wieder zu kommen.

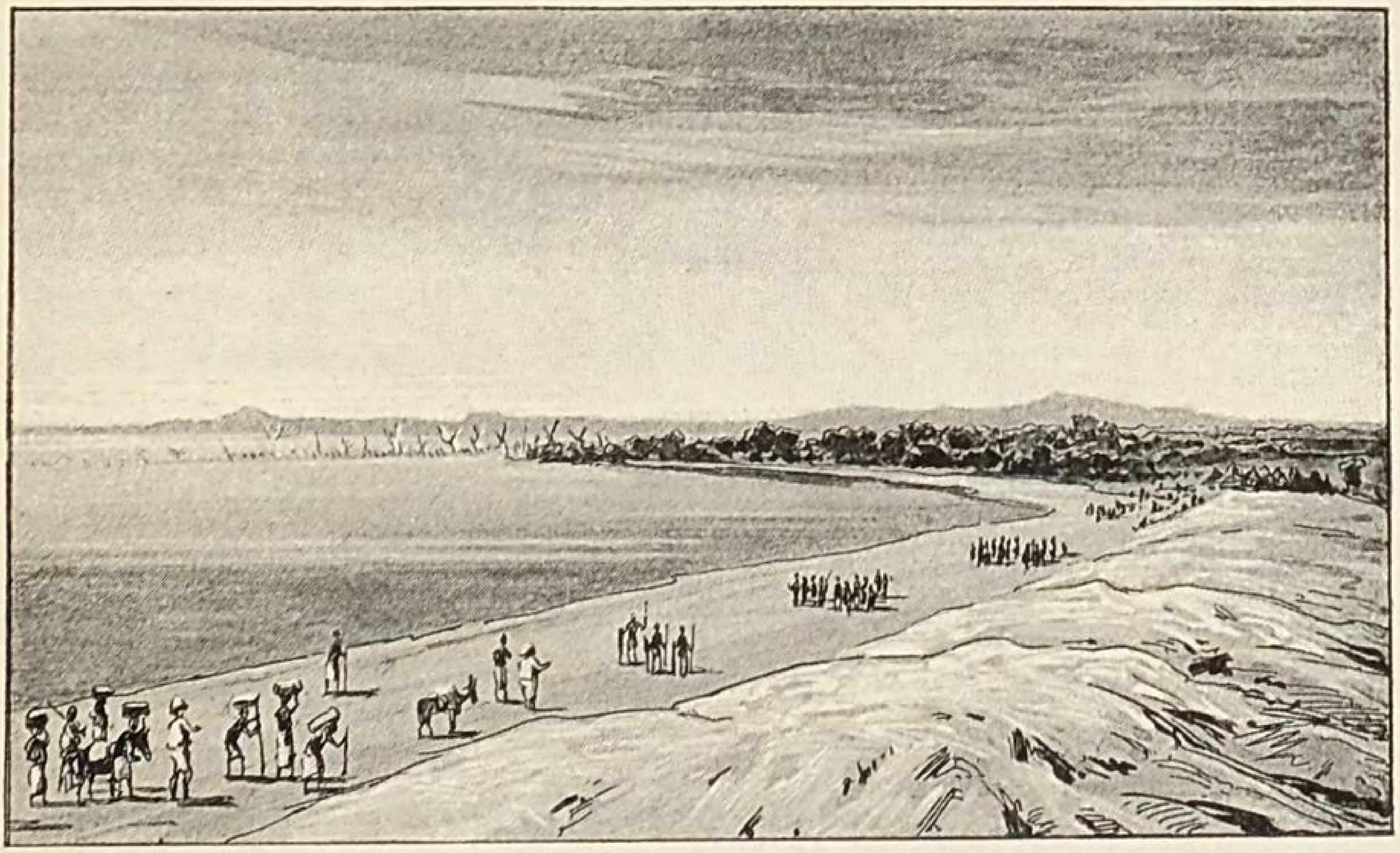
Mittwoch, 4. April. Wir selbst waren in der Nacht vom Regen verschont geblieben, doch rauschten durch das Flußbett in unserer Nähe am Morgen wieder tosende Fluthen; es hatte irgendwo im Oberlaufe desselben stark geregnet. Von lebhaftester Befriedigung erfüllt, traten wir diesen letzten Marsch am See an, indeß unsere Leute unter fortgesetzten »Hurrah«- und »Haya ugali«-Rufen ihre Ladungen aufnahmen. Im Bewußtsein, endlich am Ziele angelangt zu sein, hätten wir wohl auch aufjauchzen mögen, doch hatte uns die Erfahrung bereits zu mißtrauisch gemacht, und wurden daher trotz des voraussichtlich freundschaftlichen Empfanges, den wir von seiten der Reschiát gewärtigen konnten, gewisse Vorsichten doch nicht außeracht gelassen. Die Aexte wurden der Vorhut beigegeben, um sofort an den Bau der Lagerumzäunung gehen zu können, die Leute wurden ermahnt, geschlossen zu bleiben und die Gewehre schußbereit zu halten. Daß alle diese Maßnahmen sich später als überflüssig erwiesen, freute uns deshalb natürlich nicht weniger.

Zunächst wanderten wir durch einen lichten, schönen Akazienwald. Das Laub der Bäume und Büsche war frisch grün, auf dem graslosen, sandigen Boden ging es sich wie in einem Parke, und die kurze Wanderung

in der klaren, reinen Luft bot ein köstliches Vergnügen. Ungezählte Scharen kleiner Vögel, etwas größer als Schwalben, mit prächtig rothbefiedertem Körper, lazurblauem Kopfe und langen, dünnen Schwanzfedern, umschwärmten uns unausgesetzt in raschem Fluge und erfüllten die Luft mit betäubendem Gezwitscher. Ihre nach Tausenden zählenden Nester befanden sich in Löchern im flachen Boden. Nach einer Stunde hörte der Wald vor uns auf, setzte sich jedoch im Westen, nach der Seeseite hin, noch fort. Dann kam eine Strecke, die uns durch die Menge von Menschenschädeln und Knochen auffiel, mit welchen sie besäet war. Der unangenehme Eindruck verschwand jedoch rasch, als wir bald darnach an zahlreichen Rindern und Eseln vorbeikamen, die ohne Schutz und Aufsicht weideten — ein untrügliches Zeichen der friedlichsten Gesinnung der Eingeborenen. Zuletzt kamen wir wieder an den Seestrand, der hier schilfbewachsen war und längs welchem sich der niedrige, weißsandige Rücken erstreckte, von dem wir aus der Erzählung Dualla's bereits wußten, daß an seinem Nordende das Dorf der Eingeborenen liege. Dort, in ungefähr 1000 Meter Entfernung, sahen wir es denn auch, umgeben von einer größeren Anzahl Eingeborener, die sich grell vom weißen Sande abhoben. Es waren zumeist Männer, mit Speeren und schmalen, länglichen Schilden bewaffnet; dahinter gab es jedoch auch Weiber, die augenscheinlich Bündel auf dem Kopfe trugen. Sie alle standen in erwartender Stellung und verfolgten wohl mit ebenso gespannter Aufmerksamkeit unsere Bewegungen, wie wir die ihrigen.

Am Strande angelangt, hielten wir. Die Leute zerstreuten sich sofort, um rasch an den Bau einer Lagerhecke zu gehen, während wir selbst mit unseren Fernrohren die weiteren Schritte der Eingeborenen beobachteten. Es hat uns kaum ein anderer Tag im ganzen Verlaufe unserer Reise gleich mächtig interessirt wie dieser, an dem wir das erste Mal einem noch gänzlich unbekannten Volke gegenübertreten sollten. Und die Art und Weise, wie diese Eingeborenen, welche bisher unbeirrt vom Weltgetriebe in stiller Abgeschiedenheit ihr Dasein geführt hatten, uns an diesem ersten Tage entgegenkamen, war so eigenartig einfach und so wenig in den

Rahmen der neueren afrikanischen Reiseerfahrungen passend, daß wir es eigentlich waren, die aus dem Staunen gar nicht herauskamen. Allen voran kam ein Trupp von 10 bis 12 Kriegern. Hinterher folgten weitere 60 bis 80 Männer in Gruppen geordnet. Die Leute schritten durchaus furchtlos auf unser Lager zu. Sie hielten auf dem Wege dahin wohl mehrere Male, doch augenscheinlich nicht aus Mißtrauen, denn sie erlaubten gleichzeitig auch den mit Lebensmitteln beladenen Weibern ein gutes Stück



Ankunft bei den Reschiát.

näher zu rücken. Wir blickten den schlanken, dunklen Gestalten, die so verschieden von den uns bisher bekannt gewordenen aussahen, mit höchster Neugier entgegen, hielten uns jedoch zurück, als die erste Gruppe ungefähr zweihundert Schritte vom Lagerplatze niederhockte, um durch unsere Bleichgesichter den Gang der nun folgenden Berathungen nicht zu stören. Dualla, Dschumbe Kimemeta und Lembasso begaben sich mit einigen anderen Leuten dahin, und ein Schauri begann, das zu der folgenden, schließlichen Erklärung der Eingeborenen führte: »Wir freuen uns, daß Ihr gekommen seid. Wir wollen Freunde bleiben, und ein Kampf soll sich

zwischen Euren schönen Sachen und unseren Producten entspinnen. Darin werdet Ihr jedoch den Kürzeren ziehen, denn unsere Lebensmittel werden kein Ende nehmen.« Mit strahlendem Gesichte brachte Dualla diese Botschaft. Der ganze Ton, in welchem die Verhandlung vor sich gegangen war, muß ein selten herzlicher gewesen sein, da er diese »Waschensi«, wie er sie dennoch nannte, nicht genug bewundern konnte.

Dualla erhielt nun den Befehl, den Eingeborenen, die sich unserem Lager nicht näherten, so lange wir mit der Umzäunung nicht fertig waren, unsere Tauschwaren zu zeigen und zu erkunden, welche darunter besonders begehrt wären. Da erfuhren wir aber eine arge Enttäuschung. Eisen war werthlos. Stoffe wurden gar nicht begehrt, und unsere kleinen Perlen hielten sie für Samen. Nur die großen, blauen Ukutaperlen (die sie, ohne sie jemals gesehen zu haben, »Tscharra« oder »Tschalla« nannten) gefielen. Von diesen hatten wir aber im Ganzen nur zehn Stränge, also zu wenig, um sie überhaupt als Tauschware in Betracht ziehen zu können. Erst als die Weiber angerückt waren und mit an der Berathung über die Tauschwaren theilnahmen, wurden auch die blauen und rothen Masaiperlen als doch annehmbar befunden und sogleich als Wertheinheit für den Tauschverkehr eingeführt. Ein Perlenstrang wurde als gleichwertig mit ungefähr einem Liter Durrha angenommen, und um diesen Preis wurden ohne viele Worte in kurzer Zeit fünfzehn Traglasten Getreide eingekauft. Den Handel leitete Dualla; unseren Leuten wurde jeder selbstständige Einkauf verboten, um einer Entwerthung unserer Waren durch die Concurrenz vorzubeugen.

Als der Markt schon ordentlich im Gange war und die Eingeborenen sich unsere Bleichgesichter aus der Ferne und in verstohlener Weise zur Genüge angesehen hatten, begaben wir uns in unauffälliger Weise in ihre Nähe, mußten jedoch erfahren, daß selbst einzelne Krieger sich mit Zeichen lebhaften Widerwillens von uns abwendeten, und zwar, nicht als ob wir ihnen Furcht oder Scheu einflößten, sondern einfach Ekel. Eine Prieme Kautabak, die ich einem Manne freundlich anbot, wurde mit Entrüstung zurückgewiesen, obwohl sie alle leidenschaftlich gerne Tabak kauen und

schnupfen. Das gab sich jedoch bald, und am Nachmittage schwärmten wohl an 200 Männer und Weiber im Lager und in der nächsten Umgebung desselben herum, theils handelnd, theils alle die vielen für sie neuen Dinge besichtigend.

Auch der Häuptling (?) des Dorfes, der »Oromáj«, wie sie ihn nannten, kam. Er war ungefähr 50 Jahre alt, über 6 Schuh hoch, hager, und kam mit wenig Schmuck an sich und keiner anderen Kleidung, als einem mehrere Ellen langen Stück desselben sackleinwandartigen Schafwollzeuges, das wir schon am Njiroberge angetroffen hatten. Er trug dasselbe bald als Plaid um die Schultern geschlungen, bald zusammengewunden als Gürtel und drapirte sich damit überhaupt in stets wechselnder Art. Der Mann hatte zweifellos eine Burkenedschifrau zur Mutter gehabt und kannte auch vorzüglich deren Sprache, was den Verkehr sehr erleichterte. Er erklärte uns, daß wir das Lager verlegen müßten, weil wir es gerade dort errichtet hätten, wo sie täglich ihr Vieh vorbeizutreiben pflegten. Deshalb schlage er uns vor, einen näher beim Dorfe auf der Höhe des sandigen Rückens gelegenen Platz einzunehmen. Dort würden wir weniger von Moskitos geplagt werden, auch gäbe es auf der anderen Seite des Rückens einen Tümpel mit Regenwasser. Graf Teleki sagte den Umzug für den folgenden Tag zu, und der Oromáj verließ uns dann mit einem kleinen Geschenke an Tauschwaren, das ihn augenscheinlich wenig befriedigte.

So verfloß unser erster Tag bei den Reschiát in durchaus ruhiger, ja befremdend einfacher und natürlicher Weise, nicht anders, als ob wir Taweta oder einen anderen Ort nahe der Küste erreicht hätten.

X. Capitel.

Bei den Reschiát und zum Stephanie-See.

(4. April 1888 bis 14. Mai 1888.)

Bei den Reschiát. — Das Nordende des Rudolph-Sees. — Ueberfluthung des Landes in Folge der Regen. — Die Reschiát. — Mborro- und Tscharra-Perlen. — Weitere Erkundigungen. — Freundschaftsbündniß mit den Reschiát. — Der Oromáj. — Unsere Pläne finden Widerstand. — Fischarten im Rudolph-See. — Dónjiro wird an den Mann gebracht. — Marsch zum Stephanie-See. — Wir finden ihn verlassen. — Elephantenjagd. — Rándile und Borana. — Vogelleben am Seestrande. — Marlé und Arbore. — Physiographie des Stephanie-Sees. — Rückkehr nach Reschiát. — Wassermangel. — Alles wohl. — Man verweigert uns die Weiterreise. — In schwieriger Lage. — Neue Entschlüsse. — Marsch zu den Buma. — Vorbereitungen zur Umkehr.

Nach vierundfünfzigtägiger Wanderung durch ein nahezu unbewohntes, wasser- und vegetationsarmes Land waren wir somit wieder in bevölkerte Gegenden gekommen. Wir standen an der Schwelle der nördlichen Gallareiche, im Gebiete der Reschiát oder Rissiát. Dieser Volksstamm bewohnt den Nordrand des Rudolph-Sees, dessen Ufer hier schilfumsäumt sind, während das dahinterliegende, flache Gelände mit einer unentwirrbaren Waldwildniß bedeckt ist. Nur eine verhältnißmäßig niedrige, fünfgipfelige Berggruppe — der Nakuá — ragt aus derselben heraus, und erst in weiterer Entfernung schließen 500 bis 1000 Meter hohe Bergzüge die Landschaft ab.

Nächst den Uferrändern im Norden des Sees standen zahlreiche abgestorbene Bäume, und von seiner Nordostecke ausgehend, lief eine räthselhafte Reihe weiß gebleichter Baumskelette in den regellosen Krümmungen eines gewundenen Flußlaufes in den Wasserspiegel hinein. Sie markirte

offenbar den abgestorbenen Uferwald eines im Laufe der Zeiten durch das Anwachsen des Sees von der Bildfläche verschwundenen Flußgerinnes.

An der Stelle, an welcher wir lagerten, war der Ufersaum weißsandig und kahl, und ebenso sah die flache Landschaft im Westen des Sees aus. Zwischen den dunklen Schatten des dichten Waldgebietes nördlich vom See leuchtete da und dort ein schmaler Wasserstreifen hervor, und häufige Rauchsäulen, die nah und fern emporwirbelten, gaben uns die beruhigende Gewißheit, daß wir in ein dichtbewohntes, daher wohl auch fruchtbares Land gekommen waren, und das war Alles, wonach wir uns seit Wochen und Monaten gesehnt hatten.

Dem Wunsche der Eingeborenen entsprechend, verlegten wir zunächst unser Lager etwas näher zum Dorfe, auf den Kamm des niedrigen Rückens, der sich längs des Sees hinzog. Der Rücken war nahezu kahl, und das Dorngestrüppe für unseren Lagerzaun mußte von weither geholt werden. Der einzige größere Baum, welchen es da gab, kam außerhalb der Lagerrunde vor unserem nördlichen, dem Eingeborenendorfe zugewendeten Eingangsthore zu stehen. Dualla hatte dies mit Absicht so veranstaltet, um einen schattigen Platz für den täglichen Markt zu haben. Nach Osten dachte der Rücken allmälig ab und ging in eine ebene, staubige, mit rother Erde bedeckte Niederung über. Dort gab's Büsche und Bäume, und in einem sonst trockenen Flußbette auch einen Tümpel, aus welchem wir unseren Wasserbedarf schöpfen konnten.

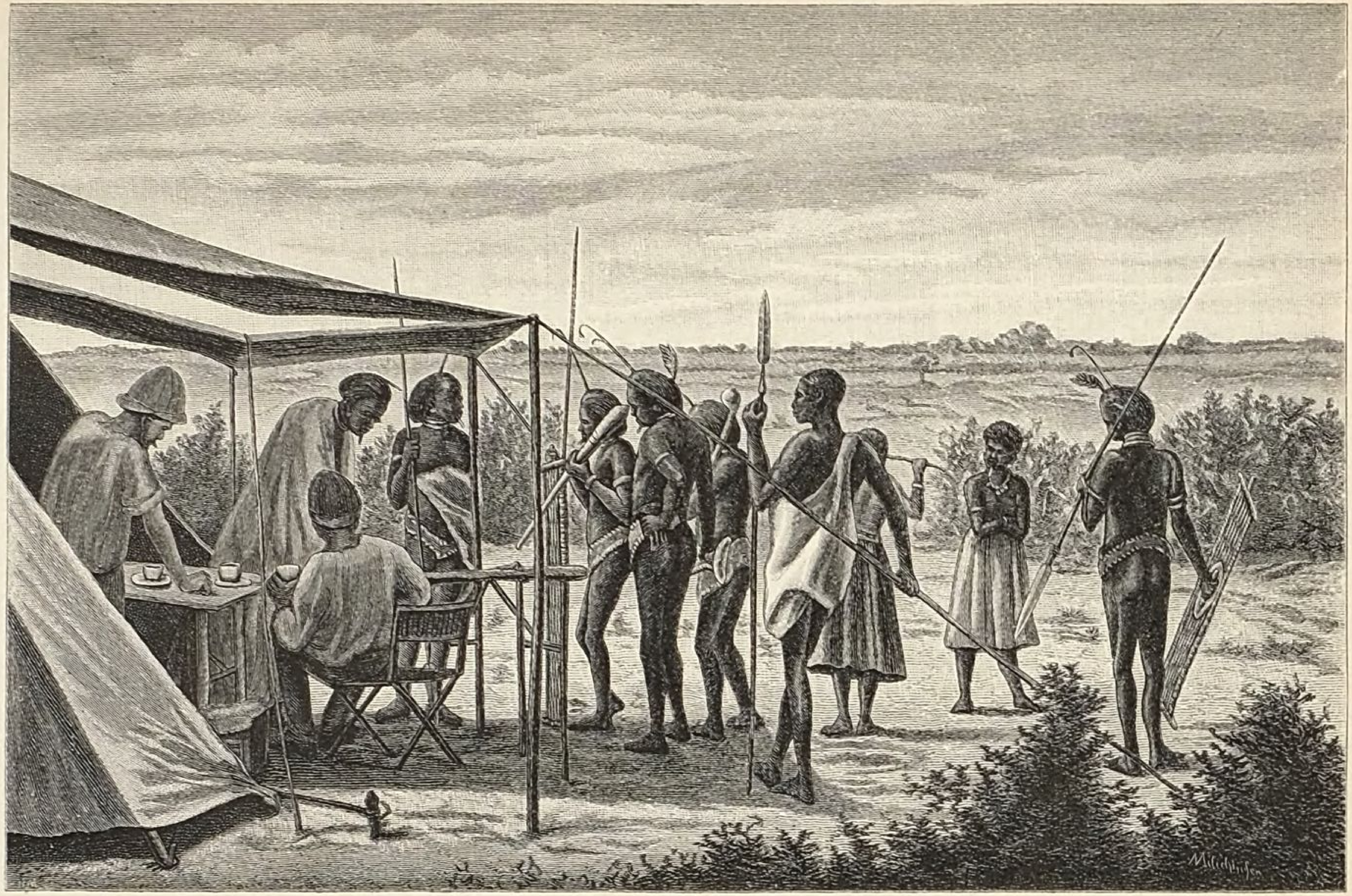
Die Eingeborenen kamen, wenngleich selten in größerer Menge, doch täglich ins Lager, sowohl vom nahen Dorfe als auch aus der weiteren Umgebung. Frühmorgens waren es Weiber, die durchräucherte Milch in hölzernen Gefäßen brachten. Später entwickelte sich dann ein kleiner Markt für den anderen Tauschverkehr, der in aller Ruhe seinen Fortgang nahm, einerseits weil das am Ankunftstage eingeführte Werthmaß von einem Perlenstrang für einen Liter Durrha sich beiderseits des dauernden Einverständnisses erfreute, andererseits weil unseren Leuten untersagt war, Durrha zu kaufen; und Anderes wurde fast nicht gebracht. Durch das auf die Durrha gelegte Kaufverbot sollte, wie bereits erwähnt, eine Preis-

steigerung dieses Hauptnahrungsmittels durch den Wettbewerb im Angebote vermieden werden; es wurde daher strenge gehandhabt. Im Uebrigen bekamen unsere Leute in diesen Tagen eine so reichliche Ration, daß sie auch den stärksten Essern genügte. Am späten Nachmittage kamen gewöhnlich Eingeborene aus größerer Entfernung, welche außer Durrha auch Tabak brachten; dann kurz vor oder nach Sonnenuntergang erschienen in der Regel noch einzelne Männer oder Weiber mit Milch, Fischen oder Stücken von geschlachtetem Vieh. Während der ganzen Zeit trieb sich meist eine Anzahl jüngerer oder älterer Männer im Lager herum, um zu plaudern oder sich sonstwie zu unterhalten. Wir sahen die Eingeborenen gerne bei uns, weil sie niemals Anlaß zu Aerger gaben. Sie bettelten weder, noch mußte man auf der Hut vor Diebstählen sein; auch gaben sie sich weder unverschämt, noch scheu oder unterwürfig, sondern durchaus einfach und natürlich. Und so blieben sie vom ersten Tage bis zum letzten.

Trotz der fortdauernd freundschaftlichen Beziehungen, in welchen wir mit den Eingeborenen standen, konnten wir uns jedoch nur sehr schwer über die näheren Verhältnisse des Landes unterrichten, weil man unseren Fragen entweder vorsichtig, ja fast ängstlich auswich oder sie einfach gar nicht beantwortete. Wir hatten bald heraus, daß diesem Benehmen ein Verbot, uns irgendwie aufzuklären, zu Grunde lag, aber über den Grund dieses Verbotes vermochten wir es nicht, uns Licht zu verschaffen. Was wir dennoch über das Gebiet im Norden des Rudolph-Sees und die dort wohnende Bevölkerung theils selbst beobachtet, theils erkundet haben, ist in der Hauptsache Nachstehendes:

Die Reschiát bewohnen nur das unmittelbar an den Nordrand des Rudolph-Sees anschließende Flachland. Im Westen reicht ihr Gebiet etwas weiter gegen Norden als im Osten, und zwar bis zum Nakuáberge. Zwei große Flüsse — der Baß und der Niánamm*) — welche im Norden in den Rudolph-See münden, theilen ihr Land in zwei Hälften, von denen die Westhälfte stärker bevölkert sein soll. Jede der beiden Gebietshälften

*) Einer von beiden heißt auch Leba.



Lagerscene in Reschiát.

hat ihren Leibon und einen anderen Machthaber, den sie Oromáj nennen; dessen Stellung mag ungefähr mit jener eines Masai-Oberleigwoánans zusammenfallen. Auf der Westhälfte scheint es vier größere Reschiátdörfer zu geben; außerdem sollen dort drei, von zugewanderten Burkenedschi und Rándile bewohnte Ortschaften bestehen. Die Osthälfte soll drei Reschiátdörfer haben. Wir bekamen jedoch außer dem einen Dorfe in unserer Nähe nur mehrere kleine, aus wenigen Hütten bestehende Gehöfte zu sehen. In jeder Gebietshälfte soll je ein Dorf ausschließlich von Kriegern bewohnt und gleichzeitig der Sitz des Leibons sein.

Das Dorf, welches in 1500 Schritt Entfernung von unserem Lager am Nordende des sandigen Rückens stand, zählte 100 bis 150 elende Hütten und machte einen armseligen, schmutzigen Eindruck; die Umgebung desselben war mit Mist, Abfällen und Thierknochen geradezu übersäet. Das Dorf und einzelne Hütten darin waren mit Resten verfallener Dornzäune umgeben. Die Hütten erinnerten in der Form an jene der Masai; sie waren rund und kuppelförmig, aber mit Ochsenhäuten und geflochtenen Grasmatten in der Art der Somâlhütten bedeckt. Das Ganze machte den Eindruck, als ob die Niederlassung nur provisorischer Natur wäre, doch sprachen der Schmutz und die vielen Abfälle dagegen. Die Erklärung hiefür mag darin zu suchen sein, daß zur Zeit der Regen — die Mitte April beginnen — sowohl der See als die beiden Flüsse über ihre Ufer treten und die ganze flache Landschaft bis weithin nach Norden überfluthen. Die Eingeborenen müssen dann aus den Niederungen heraus und sind gezwungen, ihre Dörfer auf die höheren Gelände zu verlegen. Dieser Zustand dauert drei bis vier Monate, und für so lange sind auch die beiden Gebietshälften außer Verbindung miteinander, weil es nur wenige, dürftige Canoes geben soll.

Die Reschiát sind ein wohlgestaltetes, eher schlank gebautes, sehr dunkelhäutiges Volk. Der Beschreibung des Volkstypus, welche wir bei Alia gegeben haben, ist wenig hinzuzufügen. Hier fiel uns der semitische Gesichtsausdruck indeß weniger auf, oder aber, wir hatten uns bereits daran gewöhnt. Ihr Auftreten ist ruhig und gemessen, dabei liebenswürdig

und heiter. Doch waren sie nie dazu zu bewegen, uns ihre Tänze und Gesänge zum Besten zu geben.

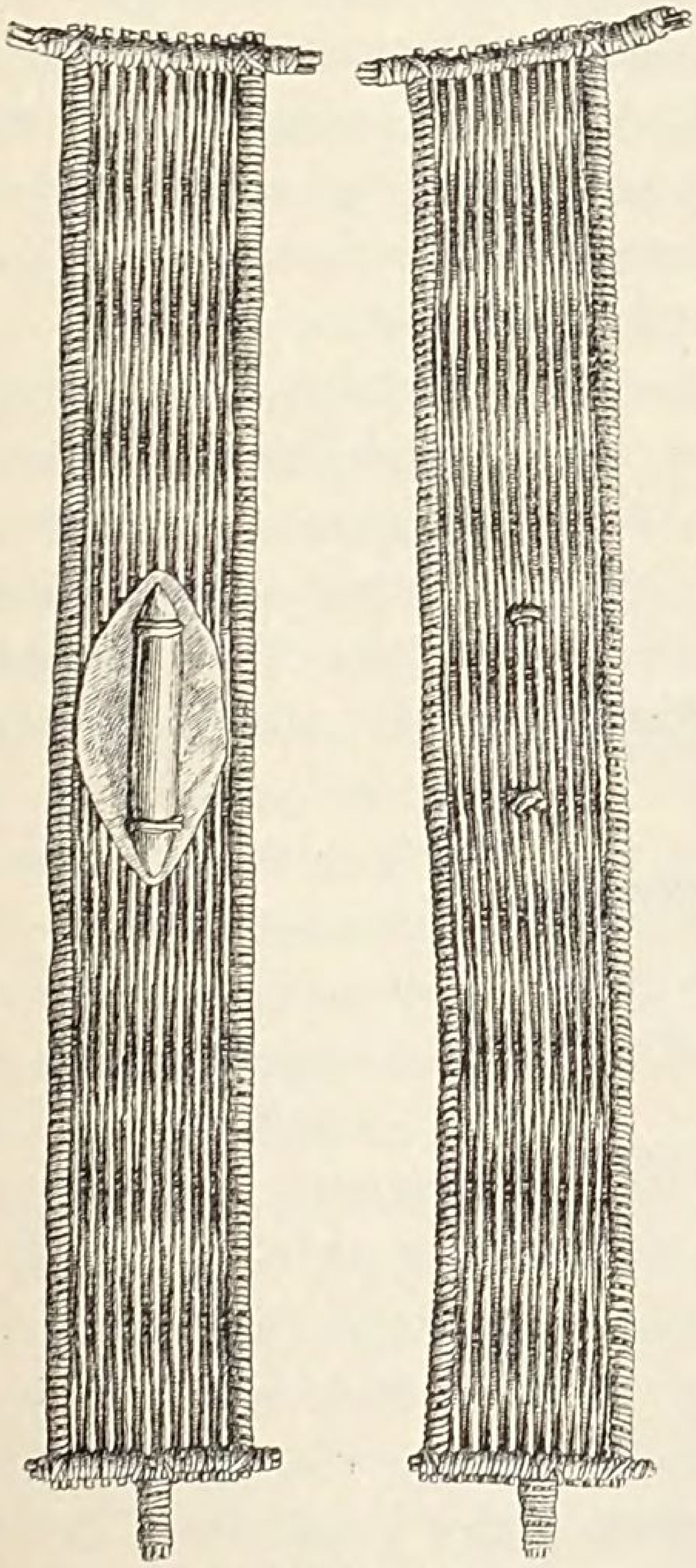
Die Reschiát heiraten mit Vorliebe Burkenedschifrauen, welche sich, wie erwähnt, durch ihr gewinnendes, selbstbewußtes Wesen und die schönen, funkelnden Augen von anderen Negerfrauen vortheilhaft unterscheiden. Die Mischlinge aus dieser Kreuzung stehen in jeder Hinsicht höher als die reinen Reschiát; sie sind edler geformt und auch geistig besser veranlagt. Wir erkannten sie sofort an den Augen.

Die Bewaffnung der Reschiát ist wenig imponirend, wohl deshalb, weil sie selbst, soweit wir beobachten konnten, keinerlei Handwerk verstehen. Sie besteht in einem Speere, Bogen und Pfeilen, einem Schilde aus korbartigem Geflecht, seltener aus Büffelhaut, und einer zierlichen Keule mit einem keilförmig zugeschnittenen Kopfe, der mit Ziegenleder überzogen ist. Diese Keulen scheinen nicht so sehr für den Kampf bestimmt zu sein als beim Treiben des Viehes, zum Ausscheiden einzelner Stücke aus der Herde, Verwendung zu finden. An Speeren sahen wir zweierlei Formen. Deren Klingen sind unter gewöhnlichen Umständen mit einem schmalen Lederfutteral geschützt und werden der Sitte gemäß zu Boden gesenkt gehalten; anderenfalls werden im Träger des Speeres feindselige Absichten vermuthet. Die älteren Männer legen weder auf Bewaffnung, noch auf Kleidung oder Schmuck viel Gewicht. In ihrer Rechten sah man meist nur den unvermeidlichen »Karro«, welcher Stuhl, Kopfpolster und häufig auch Tabaksdose zu gleicher Zeit ist, und von dem sich der Reschiát nie trennt. Frauen bedienen sich desselben hingegen nie.

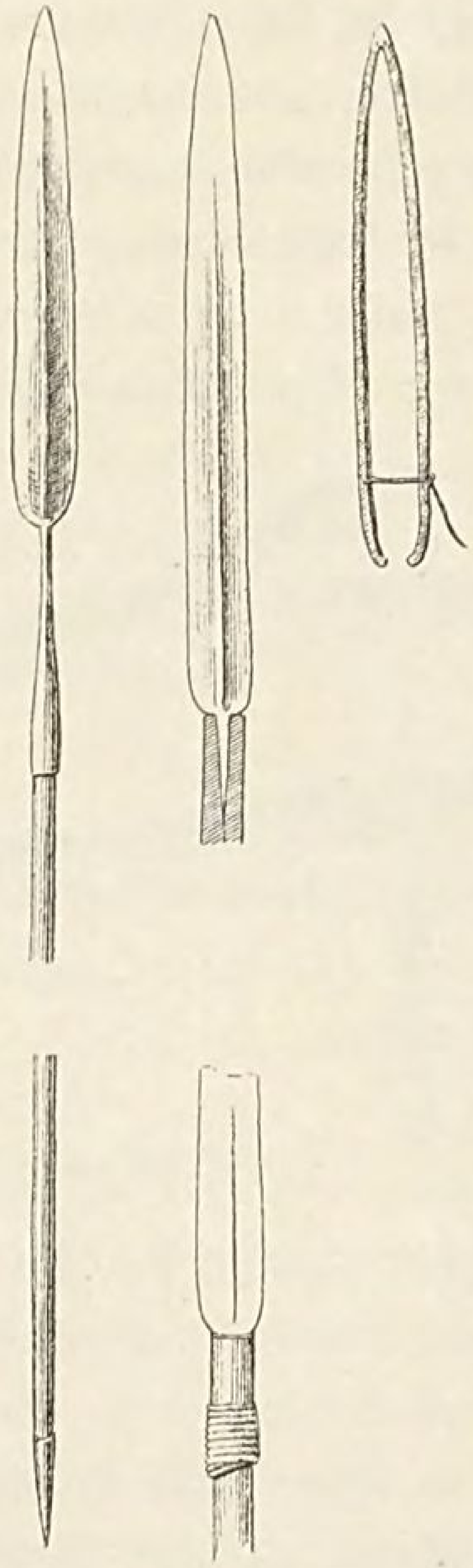
Bei den Männern ist allgemein die Beschneidung nach mohammedanischer Art eingeführt, ohne daß jedoch sonstige Anklänge an die Lehre des Propheten wahrzunehmen wären. Für die Gottheit haben sie das Wort: Yrr! Das ist Alles, was wir von ihrem Glaubensleben in Erfahrung gebracht haben.

Der Anrede schicken die Reschiát — wie die Masai ihr »schore« und die Wakikuju ihr »moratta« — das Wort »bäl« voraus, welches gleichfalls »Freund« bedeutet. Der Gruß besteht in einem zweimal wieder-

holten »na«, dem jedesmal mit »faja« geantwortet wird. Die Bedeutung dieser Worte kennen wir nicht.



Schild der Reschiát.



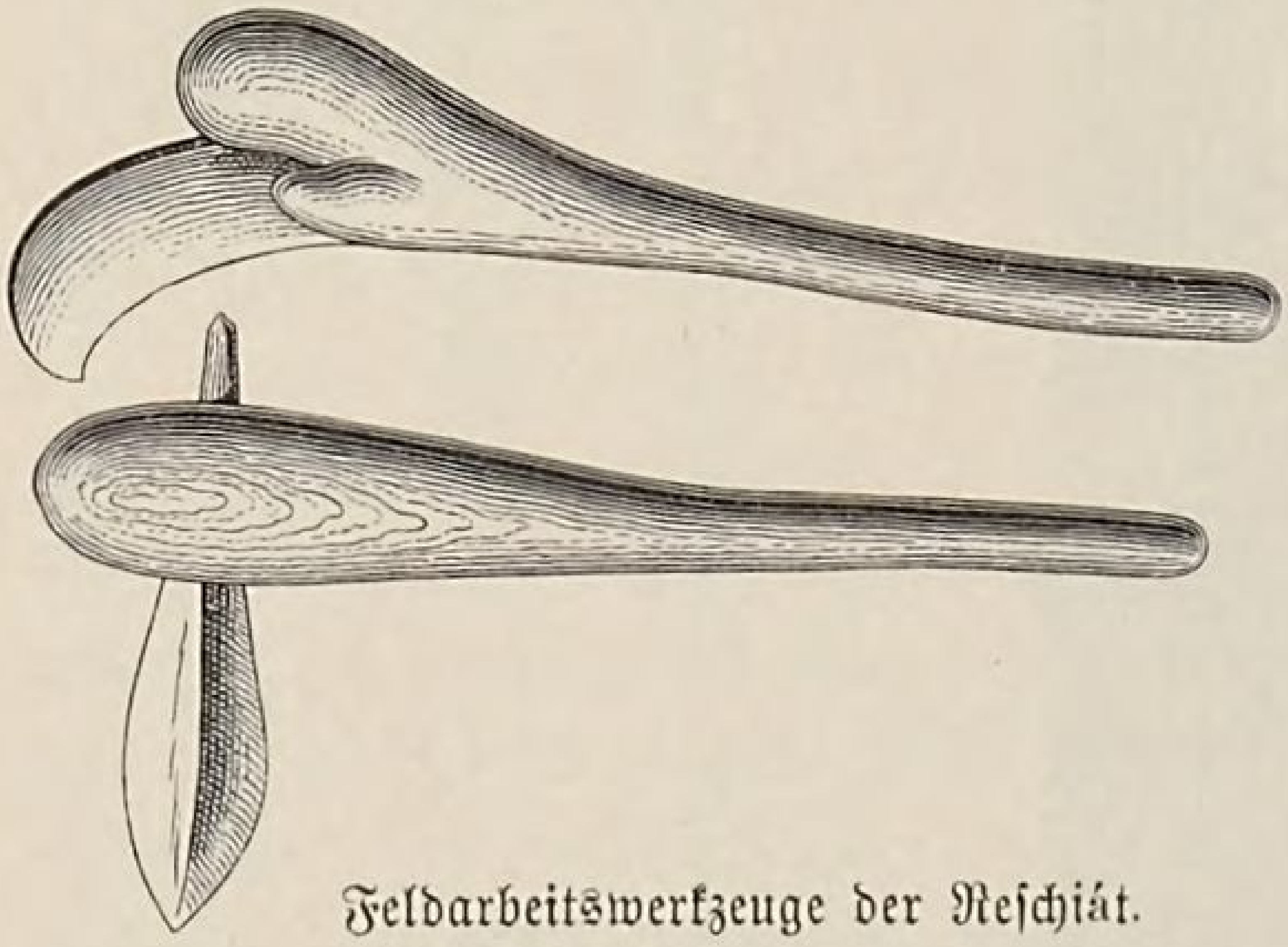
Reschiátspeere.

Die Reschiát sind Ackerbauer und Viehzüchter in gleichem Maße. In den Flußniederungen bauen sie hauptsächlich Durrha bester Gattung und in geringerer Menge zwei Arten Hülsenfrüchte*). Sie besitzen Tausende

*) Pasaeolus Mungo L. und eine Varietät von Vigna sinensis L.

von Rindern, Ziegen und Schafen und viele Hunderte von grauen Eseln, welch' letztere sie ebenfalls nur der Nahrung wegen züchten. Weiters haben sie Hunde, jedoch kein Geflügel. Fische werden nur vom ärmsten Theile der Bevölkerung gegessen. Tabak schlechter Gattung bauen sie selbst nur wenig, da sie solchen in der Umgebung billig beziehen können. Beide Geschlechter kauen ihn leidenschaftlich gerne. Kaffee erhalten sie durch Vermittlung des Volksstammes der Kerre von jenem der Aro. Die Bevölkerungszahl der Reschiát mag sich auf 2000 bis 3000 Seelen belaufen. —

Bei all' den vielerlei Tauschwaaren bester Gattung, welche wir in schwerer Menge hatten, und trotz unserer unausgesetzten Bemühungen, waren wir nicht im Stande, etwas anderes als Durrha, Fische, Milch und ähnliche Kleinigkeiten einzuhandeln; nicht weil sie sich von ihrem Viehbesitze ungerne trennten, sondern weil ihnen unsere Tauschwaren nicht gefielen. Eisen war werthlos, Kupfer und Messing wurden nicht entsprechend geschätzt. Es läßt dies wohl vermuthen, daß sich Metalle in der Gegend finden. Nach Stoffen war gar kein Begehr, und von unseren Perlensorten kamen die blauen und die rothen Masaiperlen erst mit der Zeit in Mode. Was sie täglich und immer wieder verlangten und wofür wir Rinder und Esel in Menge hätten kaufen können, waren in erster Linie »Mborro«- und in zweiter »Tscharra«- oder »Tschalla«-Perlen. Sie selbst hatten von beiden nur unbedeutende Mengen, augenscheinlich Erbstücke, da sie bereits sehr abgebraucht aussahen.



Feldarbeitswerkzeuge der Reschiát.

Die Mborroperlen hatten durchschnittlich die Größe einer Haselnuß, waren unregelmäßig rund geformt und bestanden aus durchsichtigem, carneolartig röthlichem Quarz. Sie sind zweifellos ein einheimisches

Fabrikat, obschon es uns unerklärlich blieb, wie die Eingeborenen die Quarzkugeln haben durchbohren können. Die Reschiát verfertigen diese Perlen nicht selbst, sondern erhalten sie angeblich im Tauschwege von den Marlé, einem am Norduser des Stephanie-Sees wohnenden Volke. Die meisten Frauen trugen zwei bis drei Mborroperlen, jede für sich auf ein Giraffenschwanzhaar aufgereiht um den Hals, und bei nur wenigen sahen wir größere Mengen davon. Keiner unserer Leute hatte jemals ähnliche Perlen gesehen, auch blieben alle unsere späteren Nachforschungen über die mögliche Herkunft derselben erfolglos.

Unter Tscharra verstanden sie undurchsichtig blaue, cylindrisch geformte Glasperlen europäischer Herkunft. Auch diese Perlen machten den Eindruck ziemlichen Alters, und wir vermochten nicht zu erkunden, wie sie ihren Weg nach Reschiát gefunden haben mögen.*) Unsere schönen blauen Ukutaperlen wurden sofort aufs Lebhafteste als »Tscharra« begrüßt und auch für gleichwerthig angesehen. Wir hatten von diesen jedoch, wie bereits erwähnt, nur wenige Stränge, mit denen wir gar nicht herausrücken durften, um uns den Markt nicht ganz zu verderben.

Starke Nachfrage war auch nach Giraffenschwanzhaar und Roßhaar. Die Frauen benützen es zum Aufreihen ihrer Perlen, die Männer zum Umspinnen der Chignonstäbchen.

Gleichfalls nur wenig ist es, was wir über die Nachbarvölkerschaften der Reschiát in Erfahrung brachten. Mit Ausnahme der schon erwähnten Marlé sprachen die Reschiát von Allen verächtlich und nannten sie »mangati«, d. h. Wilde.

Die unmittelbaren Nachbarn der Reschiát im Osten sind die Amárr. In deren Lande scheint es Eisen zu geben, denn von ihnen beziehen die Reschiát hauptsächlich ihre Waffen und Schmuckgegenstände. Die Amárr sollen Durrha pflanzen, sowie Vieh- und Bienenzucht betreiben; ihre Bienenstöcke sollen sich in Löchern in der Erde befinden. Bei den Amárr

*) Aehnlich geformte Perlen fanden sich in Menge bei den Wakamba, deren Mädchen ganze Wülste davon um die Lenden tragen, sonst aber nirgends in unserem Reisegebiete.

soll es gewöhnlich Ueberfluß an Lebensmitteln geben. Zur Zeit unserer Anwesenheit herrschte bei ihnen jedoch Hungersnoth, und täglich kamen Amárrkarawanen nach Reschiát, um etwas Vieh gegen die billigere Durrha zu vertauschen.

Nördlich von den Amárr wohnen die Batschada, welche angeblich Ackerbau treiben und auch geringe Mengen Vieh besitzen.

Im Westen grenzt an Reschiát das Land der Turkana oder Elgume, im Nordwesten das der Dónjiro, eines dem Volke der Turkana nahe verwandten Stammes. Mit den Turkana leben die Reschiát auf Kriegsfuß, mit allen übrigen Stämmen jedoch in ziemlich freundschaftlichem Verhältnisse.

Als Uferbewohner des Niánamm, des östlichen der beiden Flüsse, nannte man uns die Buma, Murle, Budu, Kerre und Murdu*). Von den Reschiát zu den Buma und Murle ist es nur einen Tagmarsch weit. Nach Budu gelangt man in zwei, nach Kerre in drei, und nach Murdu in fünf Tagen. Von Murdu an soll der Fluß sechs Tagereisen weit bis zu den Aro unbewohnt sein. Die Budu sollen nur Ackerbau, die Kerre hingegen nur Rindvieh-, Ziegen- und Schafzucht betreiben. Die Kerre sollen drei Dörfer bewohnen. Die Murdu befassen sich angeblich ebenfalls nur mit Viehzucht, und zwar sollen sie Kameele, Rinder, Ziegen, Schafe und Esel haben.

Alle diese vorbenannten Stämme kennen, wie man uns sagte, die Beschneidung nicht.

Die Turkana, Dónjiro, Buma und Murle gehören dem nilotischen, die Reschiát, Amárr, Batschada, Budu, Kerre, Murdu und Aro dem hamitischen Sprachstamme an. Die Amárr, Batschada und Kerre sollen eine und dieselbe Sprache sprechen. Von dieser und auch unter einander verschieden sollen die Sprachen der Murdu und Aro sein.

Am zweiten Tage nach unserer Ankunft erschien der Oromáj mit drei alten Männern und einem Schafe im Gefolge in unserem Lager, um

*) Richtiger Murdhu oder Murzu.

mit uns in der landesüblichen Weise ein Freundschaftsbündniß zu schließen. Bis dahin waren die Eingeborenen mit Berathungen darüber beschäftigt gewesen, wie sie sich uns gegenüber zu verhalten hätten. Die allgemeine Stimmung soll lange zwischen Krieg und Frieden geschwankt und besonders die Westhälfte von Reschiát sich für Krieg ausgesprochen haben. Von alledem hatten wir zwar nichts bemerkt, waren jedoch von einigen mittheilsamer veranlagten Burkenedschifrauen im Laufenden erhalten worden. Nur die Nacht vorher war im zunächst gelegenen Dorfe ein wahrer Höllenlärm zu hören gewesen, der bis zum Morgen anhielt und uns für den laufenden Tag um so weniger einen Friedensschluß erwarten ließ, als am Morgen der Marktbesuch fast ganz ausblieb. Die wenigen Männer und Weiber,

Reschiátfrau.

die doch gekommen waren, stoben beim Herannahen des Oromáj, welcher mit einer $3^1/_2$ Meter langen, dünnen Ruthe erschien, auseinander und rannten davon. Uns, die wir verwundert zusahen, hieß der Oromáj ins Lager gehen, das er selbst, ohne weitere Worte zu verlieren, genauestens nach Eingeborenen durchsuchte. Dann wurde das Schaf vor Teleki's Zelt gebracht, erst gründlich angespuckt und reichlich mit Milch begossen, welche die Eingeborenen eigens für diesen Zweck mitgebracht hatten, um hernach geschlachtet zu werden. So lange hatten unsere Somâl

ruhig und aufmerksam zugesehen. Jetzt aber glaubten sie einschreiten zu sollen, war ja das Schaf für sie verloren, wenn es nicht einer von ihnen abthat. Dschumbe Kimemeta, welcher als Standesperson mit uns unter der Zeltthüre saß, erkannte die Lage sofort und erklärte den über die Unterbrechung der feierlichen Handlung erstaunten Eingeborenen, daß wir niemals einen Friedensbund als echt anerkennen würden, bei welchem nicht wir selbst die Schlächter des zu opfernden Thieres wären. Kopfschüttelnd trat der Oromáj zurück und gab unserem Wunsche Folge; das Schaf wurde von den Somâl geschlachtet, abgehäutet und ausgeweidet.

Die Zwischenzeit benützte der Oromáj zu einer Rede, die uns Allen nicht wenig Achtung einflößte, am meisten jedoch unserem Dschumbe Kimemeta, dem es auch deutlich anzusehen war, wie sehr ihm der »Wilde« imponirte. Der Mann sprach in der Masaisprache ungefähr Folgendes:

»Sie, die Reschiát, wären ein friedliebendes Volk, das mit allen Nachbarvölkern in Freundschaft lebe. Vor zwei Regenzeiten wäre es wohl zwischen ihnen und den Burkenedschi zu Blutvergießen gekommen, doch seien die Letzteren Schuld daran gewesen. So wie wir, wären auch diese eines schönen Tages plötzlich an ihrer Grenze erschienen, hätten dort ihr Vieh weiden lassen und sich dann nach einiger Zeit wieder davongemacht. Im darauffolgenden Jahre wären sie wiedergekommen. Nun hätten sich die Reschiát berathen und den Entschluß gefaßt, die Burkenedschi zum Verbleiben aufzufordern. »Wenn euch unsere Weiden gefallen, so bleibt bei uns, werdet unsere Freunde, unsere Brüder!« So hätten die Reschiát gesprochen, und die Burkenedschi hätten die Einladung angenommen und einen Kral an der Stelle gebaut, wo, wie wir wohl gesehen hätten, nur noch ihre Knochen bleichen. Als Dank dafür, daß die Reschiát ihnen erlaubten, sich in ihrer Nähe niederzulassen, hätten nämlich die Burkenedschi zuerst einen der Ihrigen und, nachdem dieser ungerächt geblieben, einen Zweiten erschlagen. Darauf aber hätten sich die Reschiát gefragt, ob sie denn nicht auch solche Speere besäßen wie die Burkenedschi, und hätten Rache geübt.

Vor zwei Tagen — fuhr der Oromáj nach einer Pause fort — seien wir erschienen und hätten freundlich gebeten, uns niederlassen und Handel treiben zu dürfen. Die Reschiát hätten noch niemals solche Gäste bei sich gesehen und sich natürlich berathen, wie sie uns begegnen sollten. Ein Theil sei gegen uns gewesen und habe vor den Laschomba gewarnt; ein anderer aber, und zwar die Mehrzahl, habe jedoch gemeint: »Laßt die Laschomba dableiben, wenn sie Freundschaft schließen, wenn sie nicht stehlen und rauben und nur Handel treiben wollen.« Und nun sei er, der Leigwoánan der Reschiát, an Stelle des Leibons, der schon ein gebrechlicher Greis sei, gekommen, um den Freundschaftsbund mit uns zu schließen.«

Reschiátmann.

Die ruhige, selbstbewußte Art und Weise, in welcher der Mann gesprochen hatte, und mehr noch die durchsichtige Moral seiner Rede hatten unseren Dschumbe Kimemeta sprachlos gemacht, und es dauerte lange, ehe er sich zu einer Antwort aufraffte, in welcher er der Hauptsache nach die Reise schilderte, welche uns von fernen Küsten zu den Reschiát geführt hatte, um diesen eine Menge schöner Dinge zu bringen. Und was unsere Friedensliebe

anbelange — so schloß er seine Rede — würden es die Reschiát sicherlich nicht bereuen, uns vertraut zu haben.

Nach diesem Austausche von Artigkeiten wurde jedem von uns ein langer Streifen von der Netzhaut der Eingeweide des Schafes wie ein Halsband umgebunden, dann spuckte uns der Oromáj unter »serian« (Frieden) Geflüster einige Male an, und der Freundschaftsbund war besiegelt. Wir beschenkten den Oromáj mit den schönsten Perlen, die wir hatten, und es gelang uns dadurch, ihn in die heiterste Stimmung zu versetzen, in der wir ihn überhaupt je gesehen haben — aber unseren Wünschen wurde er darum doch nicht zugänglicher.

Der Oromáj war zwischen 50 und 60 Jahre alt, über sechs Schuh hoch und im Ganzen eine sehr auffallende Erscheinung. Sein Gesichtsausdruck war finster, sein Blick meist nachdenklich zu Boden gerichtet, sein Wesen verschlossen. Eine auffallend starke Entwicklung zeigte sein Hinterhaupt. Das Stück Schafwollzeug, welches er gewöhnlich malerisch um die Schultern geworfen oder um die Lenden geschlungen trug, bildete seine einzige Bekleidung; in ein paar Armringen bestand sein Schmuck. Wir konnten ihn stets schon auf große Entfernung erkennen, wenn er zu uns auf Besuch kam, was fast alle Tage der Fall war. Raschen Schrittes pflegte er unser Lager zu betreten, und ohne die übrigen Leute eines Blickes zu würdigen geradewegs zu uns zu kommen und sich unter dem schilfgedeckten Schutzdache hinzuhocken, unter welchem wir uns tagsüber gewöhnlich aufhielten. Meist begrüßte er uns nur flüchtig mit »serian«, mitunter aber auch gar nicht. Wir thaten dann ebenfalls nicht dergleichen, als ob wir von seiner Anwesenheit Notiz genommen hätten, bis er nach einiger Zeit die Stille entweder mit einem verspäteten: »Leibon! serian!« oder einfach mit der Frage unterbrach: »Godde Dschumbe?« (Wo ist Dschumbe?), worauf er regelmäßig ein gleichgiltiges: »Mayolo« (Wir wissen es nicht) zur Antwort erhielt. In dem Manne steckte ein ganz überraschendes Maß von Selbstbewußtsein, aber auch viel klarer und scharfer Verstand und diplomatisches Geschick, so daß unser Dschumbe Kimemeta, der doch im Verkehr mit Eingeborenen

grau geworden war, ihm gegenüber oft genug als wahrer Einfaltspinsel dastand.

Unsere Absicht, zunächst den zweiten, östlich gelegenen See aufzuzusuchen, dann den Rudolph-See im Norden zu umgehen und längs dessen Westseite zurückzukehren, kam zum ersten Male am Tage des Freundschaftsbundes zur Besprechung mit den Reschiát und stieß zu unserer großen Verwunderung sofort auf den entschiedenen Widerspruch des Oromáj. Wir wußten wohl, daß dieser Plan unseren Führern — Lembasso und Baringo — nicht zusagte, doch das war natürlich, weil sie als Söhne des Samburulandes mit Recht befürchteten, uns um den See herum nach, Gott weiß, was für Ländern folgen zu müssen, um schließlich in Njemß am Baringosee abgesetzt zu werden. Warum aber die Reschiát bei all' ihrem sonst freundlichen Verhältnisse zu uns sich dieser Reise, und überhaupt einer jeden weitern Fortsetzung unserer Reise, durchaus widersetzten, ist uns niemals klar geworden. Unsere vielen Schauri mit dem Oromáj verliefen alle, vom ersten bis zum letzten, in gleicher Weise. Befragten wir ihn über die Wege, welche um den See herum führten, so beschränkte er sich auf die Antwort, daß es für uns keinen anderen Weg gebe, als den, welchen wir gekommen waren. »Meáta gojtój!« (Es gibt keinen Weg!). Ebensowenig wollte er etwas von der Fortsetzung unserer Reise nach Norden wissen, obwohl das Land der Reschiát in dem Falle zur Seite liegen blieb. »Dort gibts nur Mangati und Menschenfresser; dort könnt ihr ebensowenig hin.« Und als wir uns nach dem zweiten See, dem Basso Ebór, erkundigten, hieß es einfach: »Was wollt ihr mit dem; der ist längst ausgetrocknet!« Drängten wir aber den Mann mit Fragen oder Einwürfen, dann verweigerte er entweder jede Antwort und ging seiner Wege, oder er ergriff seinen langen Stab, schritt ein paar Mal unter lauten »Heheu«-Rufen, wie ein wildes Thier im Käfig, auf und ab und forderte Dschumbe Kimemeta auf, sich ihm gegenüber zu setzen, indeß er selbst stehen blieb, um mit ernstem Gesichtsausdrucke und sichtlich verhaltenem Aerger eine Rede zu halten, des Inhaltes, daß es für uns nur einen Weg gebe, und zwar den zurück. »Fliegt über den See, schwimmt

darüber, wenn ihr könnt; wenn nicht, dann kehrt zurück. Dies ist der Beschluß der sämmtlichen Reschiát.« Damit war dann immer jede weitere vertrauliche Unterhaltung mit ihm über die Wegangelegenheit abgeschnitten. Der Gegenstand war eine Staatsaffaire!

In der ersten Zeit legten wir übrigens auf die Weigerung der Reschiát, uns den Weg durch ihr Land freizugeben, kein Gewicht. Wir wußten uns ja im Besitze der Mittel, nöthigenfalls den Weg auch gegen ihren Willen nehmen zu können. Auch waren wir noch lange nicht so weit, denn vor Allem hatten wir erst unsere herabgekommenen Leute aufzufüttern, und dann sollte die Reise zum Basso Ebór folgen. Bis zum Antritte der Heimkehr hatten demnach noch Wochen zu vergehen.

Nicht besser erging es uns indeß auch in unseren Bemühungen, die Eingeborenen zum Verkaufe von Vieh zu bewegen. Unsere rothen und blauen Masaiperlen erfreuten sich mit der Zeit wohl großer Beliebtheit, und wir konnten mit diesen allein im Laufe der ersten zehn Tage nicht weniger als 7000 Kilogramm Durrha kaufen, aber es war uns nicht möglich, auch nur ein Schaf zu erstehen, obwohl wir den Oromáj selbst täglich darum angingen. »Euer Eisen brauchen wir nicht; eure Stoffe*) taugen nichts; eure Perlen sind zu klein. Die Reschiát wollen Mborro und Tscharra. Wenn ihr wiederkommt, bringt diese mit, dann könnt ihr unser ganzes Vieh aufkaufen.« So lautete seine gewöhnliche Antwort, und daran konnten weder Ueberredung noch Bestechungsversuche etwas ändern.

Unsere Leute waren übrigens mit der Durrha (dem seinerzeitigen »Eselsfutter« von Kwa Mauia) ganz zufrieden. Sie konnten zweimal im Tage ugali (steifen Brei) essen, und diesen Genuß hatten sie seit dem Kikujulande nicht mehr gehabt. Die Findigeren unter ihnen kamen auch bald darauf, sich ihre Kost durch verschiedene Zuthaten — Fische, die sie selbst fingen, Muschelthiere, von welchen es im seichten Uferwasser große Mengen gab, und rothe, klebrig saftige Beeren — zu verbessern. Wir

*) Darunter verschiedene Merikanigattungen bester Qualität, wie sie in Ostafrika gar nicht eingeführt zu werden pflegen; alle diese Stoffe waren ihnen zu dünn.

lernten dabei verschiedene, zum Theile recht eigenthümlich geformte Fische kennen, meist Wels- und Aalarten. Eine Art war schlangenförmig gestaltet, jedoch mit harten, steifen Schuppen wie gepanzert. Eine andere hatte einen aalähnlichen, spitzen Kopf, ein kleines, haifischartiges Maul und oben wie unten eine Reihe viereckiger Zähne, ähnlich den menschlichen Schneidezähnen. Eine dritte Art war aalartig glatt, dick und kurz, hatte den Kopf von einem Wels, ein breites Maul mit vielen spitzen Zähnen und war vorne grau, gegen das Schwanzende zu roth gefärbt und an den Seiten mit vereinzelten kleinen, grellrothen Flecken versehen.

Größeres Wild gab es in der unmittelbaren Umgebung augenscheinlich nur sehr wenig, und wir fühlten uns daher auch niemals versucht, auf die Jagd zu gehen. Das Heer der Wasservögel hatte den See bald nach unserem Eintreffen verlassen und seinen Flug nach nördlicheren Gebieten angetreten. Nur einzelne Lerchen und zeitweise ein Trupp von Pfauenkranichen ließen sich in der Nähe unseres Lagers sehen. Die Letzteren pickten eifrig die großen Skorpione auf, welche es in unglaublicher Menge unter den Steinen gab.

Von der Hitze hatten wir hier nicht besonders zu leiden, weil die Regenzeit schon herannahte und der Himmel daher meist ganz bewölkt war. Regenschauer gingen in der weiteren Umgebung, hauptsächlich in den östlich von uns gelegenen Amárrbergen beinahe täglich nieder. Ueber Reschiát selbst entluden sich vom 3. bis zum 14. April jedoch nur drei, allerdings ausgiebige Gewitter. Die vorherrschende Windrichtung war eine östliche. Dieser Wind brachte bei trockenem Wetter immer Unmengen von rothgelbem Staub mit sich, und die Luft war davon meist so voll geschwängert, daß sie wie ein dichter Nebel über der Gegend lagerte. Auch erhielt sich der Staub in der Luft noch stundenlang, nachdem der Wind schon völlig eingelullt war.

Die Tage verliefen ohne viel Abwechslung in ruhiger Weise. Der Oromáj trat bald mehr, bald weniger anmaßend auf, die übrigen Eingeborenen blieben uns jedoch immer gleich freundlich. So war er daher der einzige Reschiát, der uns nicht recht behagte. Er selbst mochte uns wahr-

scheinlich ebensowenig leiden, besonders den Grafen Teleki, welchen er, wenn auch stets halb scherzhafter Weise, immer nur »El morúo toronó«, d. h. den bösen Alten nannte.

Die Vorliebe, welche die Reschiátmänner für Burkenedschifrauen haben, brachte auch ein frohes Familienereigniß im Kreise unserer Karawane mit sich. Dónjiro, die Schöne, welche sich uns am Njiroberge angeschlossen hatte, fand einen Bewerber um ihre Hand. Ihre bedeutend ältere Gefährtin auf der Reise hatte Lembasso schon früher einem Elmolo von Alía für zwei alte, verrostete Speerklingen verkauft. Der Reschiát, welcher um Dónjiro bei Lembasso warb, der sie als seine Schwester ausgab, schien nicht wenig verliebt in die Maid, die ihrerseits, im Begriffe sich in fremdem Lande einen häuslichen Herd zu gründen, entsprechend ernst gestimmt war. Als verständiges Mädchen sah sie sich übrigens ihre neue Heimat erst vorsichtig an, bevor sie dem lockenden Rufe folgte, und verbrachte zu dem Zwecke einen Tag im Dorfe; dann packte sie ihr Bündel und sagte uns Lebewohl. Lembasso aber sahen wir im zufriedenen Besitze zweier Schafe, dem Kaufpreise für Dónjiro.

Nachdem die Umgebung so weit als möglich aufgenommen, deren geographische Lage bestimmt, Sprachwörterbücher angelegt, überhaupt unserem Forschungszwecke an dem Orte nach Thunlichkeit Genüge geschehen und unsere Leute wieder halbwegs zu Kraft gekommen waren, drängte in uns jede Fiber nach neuerlicher Bewegung und frischer Thätigkeit. Die längere Ruhe nach einem angestrengten, regen Leben wirkt unvortheilhaft auf das Allgemeinbefinden. Körper und Geist erschlaffen, Verdauungsstörungen treten ein, die Thatkraft läßt nach; auch wird der Körper viel leichter eine Beute von schädlichen Klimaeinflüssen. Zudem lag noch eine Aufgabe vor uns, die Erforschung des zweiten Sees in unserem Gebiete. Unser Führer Lembasso hatte zwar den Weg zum Basso Ebór noch niemals selbst gemacht, erbot sich jedoch freiwillig, uns dahin zu führen, als kein Reschiát für den Zweck aufzutreiben war. Die ungefähre Richtung kannte er, am See aber war er angeblich zu Hause. Wir konnten uns somit seiner Führung um so ruhiger anvertrauen, als man uns versicherte, daß es

überall in der Gegend geregnet habe und wir wegen des nöthigen Wassers am Wege ohne Sorge sein könnten.

Graf Teleki hatte die Absicht, nach der Erforschung dieses Sees wieder zu den Reschiát zurückzukehren und dann unseren ursprünglichen Plan, den Rudolph-See im Norden zu umgehen, eventuell auch gegen den Willen der Eingeborenen auszuführen. Unter diesen Umständen war es überflüssig, alle Ladungen mitzunehmen, und sollte daher sämmtliches Elfenbein und ein Theil der Drahtlasten bei den Reschiát zurückbleiben. Der Oromáj hatte uns einmal gesprächsweise selbst ein solches Anerbieten gemacht; als es nun dazu kommen sollte, weigerte er sich jedoch, die sechzig Ladungen zu übernehmen, und zwar weil er sich, wie er vorgab, fürchtete, daß sie von den Burkenedschi geraubt werden könnten, welche angeblich wenige Tage zuvor in das Land der Amárr eingefallen waren. Wir beruhigten ihn darüber mit der Versicherung, daß wir die Waren tief in den Sand vergraben und eine »dazim« (Medicin) machen würden, welche gegen Jedermann wirksam sei, der es wagen sollte, sich an unserem Gute zu vergreifen. Die Ladungen wurden dann außerhalb des Dorfes eingescharrt und an der Stelle angesichts einer großen Menschenmenge von Dschumbe Kimemeta geheimnißvolle Zauberkünste ausgeführt. Wir lieferten dazu eine kleine Vorstellung mit unseren Feuerspeeren, die denn auch nicht verfehlte, selbst auf den Oromáj sichtlich den gewünschten Eindruck zu machen. Zur Verstärkung desselben ließen wir nach eingebrochener Dunkelheit noch zwei Raketen steigen.

Nach einer Nacht, in der mehrere heftige Regengüsse niedergegangen waren, brachen wir am 14. April auf. Da zeigte es sich, daß elf unserer Leute noch immer marschunfähig waren und zurückgelassen werden mußten. Wider Erwarten sträubte sich der Oromáj keinen Augenblick gegen die Zumuthung, unsere Kranken im Dorfe aufzunehmen, und waren wir daher dieser Sorge bald ledig.

Wir wanderten fünf Stunden láng durch lichten Buschwald über einen langsam ansteigenden, sandigen Boden, der jede Spur der gefallenen Regen bereits aufgesogen hatte, und lagerten im Uferdickichte eines trockenen

Flußbettes. Während des Marsches hatten wir den Oberlauf jenes Flusses passirt, an welchem wir am 3. April zu halten gezwungen waren. Daselbst gab es einige Regentümpel, und die Hoffnung, deren auch weiterhin anzutreffen, hatte uns eben verleitet, den Marsch weiter zu erstrecken. Wo wir schließlich lagerten, fand sich jedoch keine Spur von Wasser. Da hatte es augenscheinlich seit längerer Zeit nicht geregnet, denn auch unsere Bemühungen, durch Graben zu Wasser zu gelangen, blieben erfolglos. Um welches zu bekommen, mußten unsere Leute zuletzt $1\frac{1}{2}$ Stunden weit zum früheren Flusse zurückkehren, und für sie war die erste Tagesleistung daher keine geringe. Trotz des spärlichen Graswuchses und der zahllosen Termitenhügel, welche es da gab — wir haben nirgends so viele und so gleichmäßig röhrenförmig aufgebaute gesehen — machte die Landschaft einen angenehmen Eindruck, weil die Büsche im herrlichsten Grün prangten. Ein heftiger Regen, der am Abend niederging, machte unseren Wassernöthen ein Ende und enthob uns auch aller Sorge für die nächstfolgenden Tage. Das klare, kalte Regenwasser, das wir an dem Abende mit unseren Kautschukwannen, Waschbecken und allen entbehrlichen Töpfen sorgsam auffingen, wie es von den Zelten herablief, schien uns nach den vergangenen Wochen ein so herrlicher Genuß, daß wir uns daran beinahe krank tranken.

Am darauffolgenden Tage führte der Weg über einen mit grobem, vulkanischem Gerölle bedeckten Boden. Die Landschaft wurde bald hügeliger und zerrissener, der Baumwuchs seltener. Nach einer Stunde gelangten wir zu einem schlammigen Wassertümpel, marschirten jedoch, ohne zu halten, vorbei, um nach vierstündigem Marsche wieder an einem trockenen, weißsandigen Flußbette zu lagern. Dasselbe war tief in den Boden eingeschnitten und seine Ufer stellenweise von steilen Felswänden, oft von Säulenbasalt gebildet. Unweit davon hatten wir unterwegs die alten Reste eines Burkenedschikrales angetroffen, dessen mistbesäete Umgebung mit frischem, saftigen Grase und einem eßbaren, nach Rettig schmeckenden Kraute (die Karawanenleute nannten es einfach maboga, d. h. allgemein Kraut) dicht bewachsen war; dort tummelten sich nun sowohl unsere Leute als unsere Schafe,

Ziegen und Esel mit Vorliebe herum. Lembasso und wir Alle suchten lange nach den Wasserlöchern, welche die Burkenedschi vor Zeiten in der Gegend gehabt haben sollten, ohne sie jedoch finden zu können. Schließlich verlegten wir uns aufs Graben. Wir waren dabei noch zu keinem Erfolge gekommen, als Leute die Meldung brachten, daß Wasser unterhalb unseres Lagers, in der Entfernung einer halben Stunde, offen zu Tage liege; es stammte noch vom gestrigen Regen her.

Im Flußbette wuchsen stellenweise schöne, große Akazien. Auch einen sehr merkwürdig aussehenden Baum, der durch Belaubung und Blüthen an den Oleanderstrauch, durch die Form seines Stammes jedoch an den Baobab erinnerte, trafen wir hier häufig eben in Blüthe. Es war Adenium speciosum Fenzl, eine Apocynee, wie Prof. Dr. G. Schweinfurth mich später freundlichst belehrte. Der Baum saß mit Vorliebe auf nacktem Fels. Wir hatten denselben übrigens zum erstenmale am Njiroberge, und zwar ebenfalls in Blüthe angetroffen. Eine herrlich blühende Liliacee — Gloriosa virescens Lindl — war ausschließlich auf die Umgebung dieses Platzes beschränkt; häufiger verbreitet fand sich das ebenfalls prächtige Crinum ammocharoides.

Adenium speciosum.

Der dritte Marsch führte wie bisher in südöstlicher Richtung über gleichmäßig ansteigendes, vulkanisches Hügelland. Wir überschritten mehrere trockene Flußbetten, die mit weißem Quarz- oder Gneißsand ausgefüllt waren, sich jedoch in vulkanischem Boden bewegten. In einem solchen

hielten wir auch zur Mittagszeit, um zu lagern; Wasser verschafften wir uns durch Graben im Flußbette. Der Sand war da durch einen offenbar erst kürzlich gefallenen Regen zwar reichlich, aber nur oberflächlich mit Feuchtigkeit getränkt, und man durfte, um Wasser zu gewinnen, nur ganz seichte, höchstens einen Fuß tiefe Löcher ausheben; weiter unten stieß man wieder auf trockenen Sand.

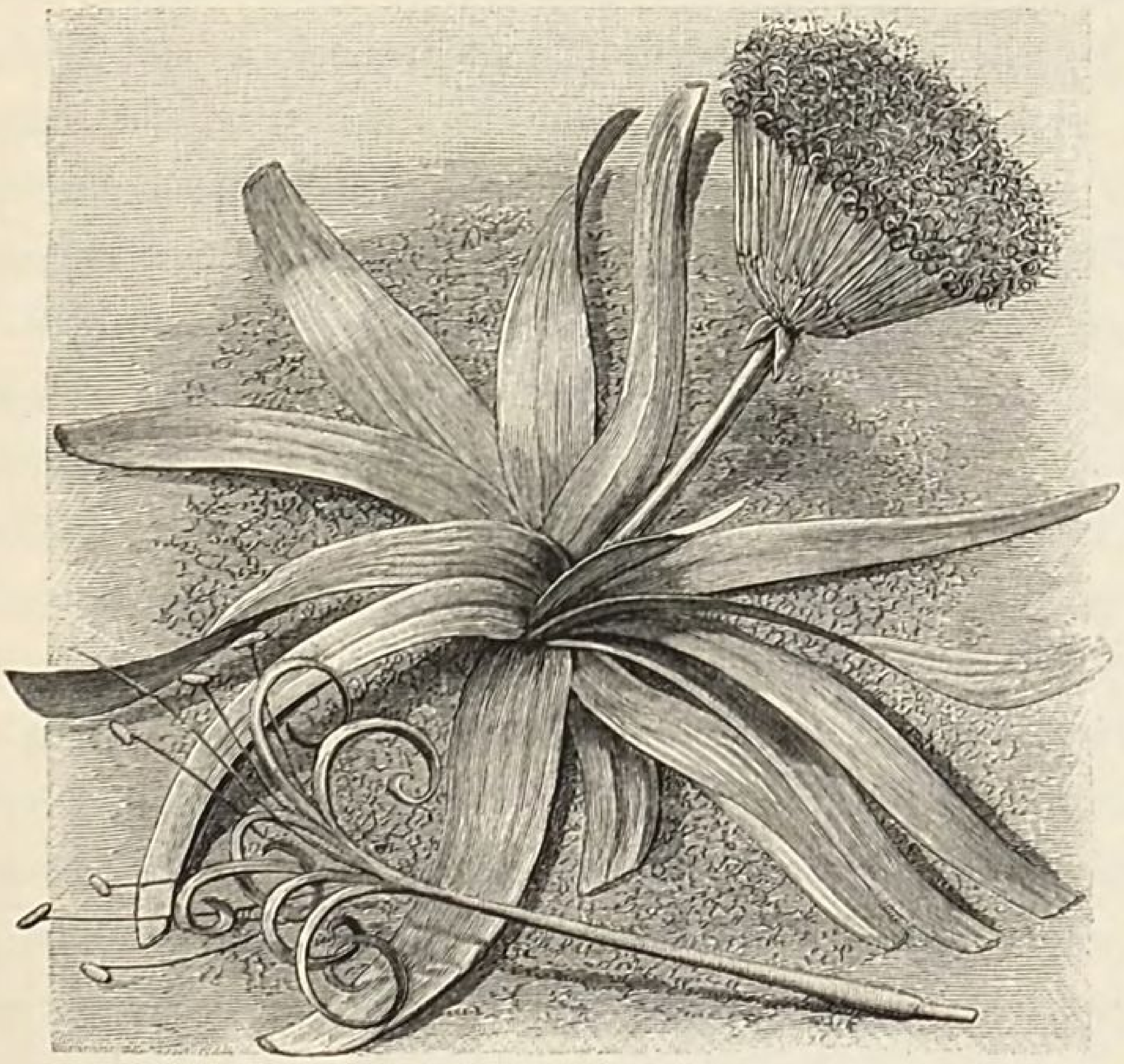
Bis zu diesem Tage war das niedrige Bergland unausgesetzt angestiegen, und wir bekamen nun zum ersten Male den Kamm der Trr- oder Tarrkette zu sehen, an deren Westfuß der Basso Ebór gelegen sein sollte. Die Lagerhöhe betrug 723 Meter über dem Meere; wir hatten uns somit in den drei Tagen um 323 Meter über das Niveau des Rudolph-Sees (400 Meter) erhoben.

Der nächste Marsch führte noch fort in südöstlicher Richtung, durch eine weniger rückige und hügelige Landschaft. Zwei Nashorne, welche Graf Teleki am Pfade überraschte und niederstreckte, waren Ursache, daß wir zeitig am Tage lagerten. In dieser Gegend hatte es kürzlich viel geregnet. Wir fanden häufig Regenlachen, auch befand sich die Pflanzenwelt in einem vorgeschritteneren Stadium der Entwicklung. Die Kräuter, Sträuche und Bäume blühten, athmeten herrliche Wohlgerüche aus und verliehen der sonst ziemlich öden Landschaft ein etwas lieblicheres Aussehen. Auch das Thierleben, hauptsächlich Käfer, Schmetterlinge, Ameisen und Fliegen, die uns seit Monaten gefehlt hatten, traten da auffallend häufig auf.

Am darauffolgenden, fünften Marschtage ging es fünf Stunden weit durch eine ähnliche, gegen Osten jedoch abdachende Gegend bis zum Ursprungsgebiete des Flusses Ser el Karía, an dessen Mündung in den Rudolph-See wir am 28. März gelagert hatten; Wasser mußten wir uns durch Graben im Flußsande verschaffen.

Der nächste Marsch führte in einem trockenen Bachlaufe weiter, der ebenfalls im Quellgebiete des Ser el Karía seinen Ursprung hatte, jedoch nach Osten und später Nordosten zwischen steilen, meist aus prächtigen Säulenbasalten bestehenden Felswänden zum Basso Ebór abfloß. Zu unserer Rechten

erhob sich ein niedriger, schroffer Plateaurand, vor uns traten die Nord-Süd gerichteten Hänge der Irrberge aus der Ebene heraus. So gelangten wir allmälig in die flache Landschaft hinab, welche sich im Süden des Basso Ebór erstreckt, ohne von der Seefläche mehr als einen schwachen Schimmer zu Gesicht zu bekommen. Bald nahm uns ein vollkommen grasloser, lehmiger Boden auf, der jenem im Süden von Njemß Mdogo gleich-



Crinum ammocharoides.

sah; vereinzelte junge Kameeldornbüsche, und näher am See auch wieder Fettsträucher, bildeten die einzige Bewachsung. Die Umgebung des Sees, soweit wir sie überblicken konnten, ließ uns in unseren Erwartungen ziemlich enttäuscht und bot uns keinen Anreiz zur Fortsetzung des Marsches bis zum Seestrande; wir lagerten daher noch weit davon bei einem wasserreichen Regentümpel.

In Reschiát hatte man uns bestimmt versichert, daß wir in der Umgebung des Sees viele Burkenedschi mit ihren Herden treffen würden,

und unsere Reise hatte zum Theile auch den Zweck verfolgt, von ihnen Rinder, Schafe und Esel zu kaufen und unsere Waren überhaupt endlich einmal an Mann zu bringen. Auch Lembasso, der hier angeblich zu Hause war, hatte in uns die rosigsten Hoffnungen erweckt und uns schon seinerzeit, beim Lagerplatze am 28. März, immer den Vorschlag gemacht, nicht zu den Reschiát, sondern längs des Ser el Karia flußaufwärts zu seinen Landsleuten am Basso Ebór zu reisen; dort würden wir das nöthige Vieh herdenweise eintauschen können. Nun waren wir da und fanden wohl die Reste von alten, verlassenen Viehkralen, das war aber auch Alles. Nicht eine aufsteigende Rauchsäule in der weiten Runde deutete auf ein Bewohntsein der Gegend. Unsere beiden Führer waren übrigens selbst über diese Entdeckung nicht wenig niedergeschlagen, weil sie gehofft hatten, nach mehrjähriger Abwesenheit nun wieder mit den Ihrigen zusammenzutreffen. Auf ihren Vorschlag beschloß Graf Teleki, den See einstweilen bei Seite zu lassen und vorerst in östlicher Richtung gegen die Irrberge hin nach einem »Sapari« genannten Platze zu marschiren, wo sich zuverlässig Eingeborene finden sollten.

Unser Marsch dahin erfuhr jedoch schon nach einer halben Stunde seinen vorläufigen Abschluß durch eine glückliche Jagd auf Elephanten, auf welche Graf Teleki bald nach dem Abmarsche zu Schusse kam. Die Vorhut der Karawane bewegte sich eben zwischen dichtem Gebüsch, als zwei Elephantenbullen ahnungslos auf sie zuschritten. Graf Teleki ließ halten und eröffnete das Feuer mit einem Blattschuß aus der Büchse Kaliber 8 auf das vordere der beiden Thiere. Daraufhin brachen dieselben in 30 Schritt Entfernung seitwärts durch die Büsche, boten dabei aber noch einmal Gelegenheit zu einem zweiten Blattschusse. Nach wenigen Schritten brach dann einer der Elephanten zusammen, während der andere im Dickicht entschwand. Das Thier lag auf der Seite, verrieth jedoch noch Leben, und eingedenk der am Njiroberge gemachten Erfahrungen zögerte Graf Teleki nicht lange mit den Gnadenschüssen, denn fünf aus der Entfernung weniger Zolle mit der Büchse Kaliber 8 in die Schläfe abgegebene Kugeln waren noch nothwendig, um dem Thiere den Garaus zu machen.

Es war ein ziemlich alter Bulle, dessen beide Zähne 75 Kilogramm wogen.

Unter diesen Umständen schien es uns das Klügste, die Karawane gleich an Ort und Stelle lagern zu lassen und nur eine Abtheilung von Leuten nach Sapari auf die Suche nach den Eingeborenen zu schicken; um so mehr, als sich hier noch zahlreiche Regenwassertümpel fanden, was weiterhin möglicher Weise nicht der Fall war. Dreißig Elephantenfleischverächter zogen darnach mit Lembasso ostwärts, die übrigen thaten sich gütlich an der Beute.

Graf Teleki hatte geglaubt, die beiden Schüsse auf einen und denselben Elephanten abgegeben zu haben. Unsere Leute fanden indeß ganz in der Nähe eine zweite, frische Schweißspur; es mußte somit zwischen den Büschen unvermerkt eine Verwechslung der beiden Elephanten stattgefunden haben. Wir machten uns daher sofort auf, um dem zweiten, augenscheinlich ebenfalls schwer verwundeten Thiere nachzugehen. Die Spur war eine Strecke weit, so lange es nämlich über lehmigen oder sandigen Boden ging und der Schweiß reichlich geflossen war, leicht zu verfolgen. Mit der Zeit wurde aber das Terrain felsig, und Schweiß war nur mehr in Abständen, in vereinzelten kleinen Tropfen vorhanden. Die Aufgabe, auf der Fährte zu bleiben, begann nun recht schwierig, dafür aber ungleich anregender und interessanter zu werden, weil sie unseren ganzen Spürsinn herausforderte. Mehr als einmal ging uns die Spur verloren, und häufig mußten wir eine Strecke weit wieder zurückkehren, um die Nachsuche von einem bestimmten Punkte aus neuerdings zu beginnen. Doch hatten wir schließlich die Genugthuung, den Ort zu erreichen, wo das Thier verendet lag; es war eine volle geographische Meile von der Anschußstelle entfernt. Die Kugel war durch den ganzen Körper gegangen und saß auf der entgegengesetzten Seite unter der Haut, die wie eine Beule aufgetrieben war.

In der Verfolgung waren wir durch einen dritten Elephanten aufgehalten worden, der allein des Weges kam und im ersten Augenblicke von uns natürlich für den Verwundeten gehalten wurde. Er fiel erst nach einem halben Dutzend Schüsse.

In der Nähe des verendet aufgefundenen Elephanten stießen wir dann noch auf eine, aus vier Weibchen und vier Jungen bestehende Herde, die wir unbehelligt ließen.

Nachmittags um 4 Uhr kam die ausgeschickte Abtheilung zurück. Die Leute waren nicht bis nach Sapari, dem vermutheten Aufenthaltsorte der Burkenedschi gekommen, sondern schon früher umgekehrt, weil nirgends am Wege Wasser anzutreffen war. So bedeutete es für uns einen sehr glücklichen Zufall, daß wir der Elephanten wegen bei den Regenlachen geblieben waren. Lembasso, welcher die Abtheilung geführt hatte, war allein weitergegangen, um alle die Plätze genau abzusuchen, welche er als gewöhnliche Aufenthaltsorte seiner Landsleute kannte, und traf erst nach 9 Uhr Abends im Lager ein. Auch er hatte nur Spuren angetroffen, die darauf schließen ließen, daß die Gegend noch vor Kurzem besiedelt war. Wir bedauerten dies um so mehr, als wir das Volk der Burkenedschi auch im Interesse unseres Forschungszweckes gerne in größerer Zahl kennen gelernt hätten. Bei der großen Wanderlust, welche dieser Stamm verräth, hätten wir sicher sein dürfen, bei ihnen werthvolle Erkundigungen über die weiter im Norden und Osten gelegenen Länder und die daselbst wohnenden Völker einziehen zu können; so aber blieb unser Wissen über die letzteren auf die dürftigen Auskünfte beschränkt, welche uns Lembasso zu geben im Stande war.

Nach dessen Angaben reicht das Samburugebiet von der General Mathews-Kette im Süden bis zum Basso Ebór im Norden und soll ein ziemlich gleichmäßig hohes Bergland mit nur vereinzelten bedeutenderen Erhebungen sein. Zu den letzteren gehören Marsabit und der Njiro-, Kulál-, Trr- und Ureberg. Marsabit soll 60 bis 80 Kilometer ostnordöstlich vom Njiroberge gelegen sein. Wo der Ureberg liegt, vermochte er uns nicht klar zu machen; die Lage der drei übrigen Punkte kennt der Leser bereits. Das Samburuland soll arm und schlecht bewässert sein. Flüsse oder Bäche, welche das ganze Jahr Wasser führen, fehlen in demselben ganz. Das Land ist gleichmäßig von Burkenedschi und Rándile bewohnt, welche mit einander in den besten Beziehungen leben. Die ersteren

sind, wie bereits erwähnt, mit dem Masaistamme aufs innigste verwandt. Letztere dürften, nach den wenigen Individuen zu urtheilen, welche wir gesehen haben, ein den Somâl nahestehendes Volk sein; dahin ging auch die Meinung Dualla's. Beide sind Nomaden, jedoch wohl in der Art wie die Masai, d. h. sie beschränken ihre Wanderzüge auf gewisse, durch Gewohnheit oder Herkommen bestimmte Gebiete. Auf den fünf genannten Bergen soll es übrigens ständige Ansiedlungen geben. Daß dies am Njiro-berge der Fall ist, haben wir selbst gesehen. Ein Hauptvereinigungsort von Burkenedschi und Rándile im Samburulande ist Marsabit. Dort soll es einen zwei bis drei Stunden langen Sumpf oder See mit mannshohem Schilf geben, dessen Umgebung der Tummelplatz von zahlreichen Elephanten, Büffelherden, Nashornen und Flußpferden ist, weil sich die Burkenedschi mit der Jagd nicht befassen.

Das Wohngebiet der Burkenedschi war vor wenigen Decennien noch im Westen des Rudolph-Sees (südlicher Theil) gelegen, im heutigen Lande der Turkana. Von dort wurden sie nach der Ostseite, dem Samburulande vertrieben. Das Gebiet der Rándile soll sich weiter nach Osten erstrecken, als das von ihnen und den Burkenedschi gemeinschaftlich bewohnte Samburu. In früheren Jahren sollen die Ufer des Rudolph-Sees von beiden Stämmen regelmäßig besucht worden sein, und bleiben sie ihnen erst seit den wiederholten Einfällen der Turkana ferne.

Die Burkenedschi besitzen Rindvieh, Schafe, Ziegen und Esel; Kameele halten sie nur nebenbei in geringer Zahl. Die Rándile betreiben hauptsächlich die Kameelzucht, und in den östlich vom Samburulande gelegenen Gebieten, wo der vermögendere Theil dieses Volkes ansässig sein soll, auch die Pferdezucht im Großen; Pferde sollen bei ihnen übrigens auch in Marsabit anzutreffen sein.

Die wenigen Rándile, welche wir bei den Reschiát zu Gesicht bekommen haben, waren von den Burkenedschi sehr verschieden. Ihre Hautfarbe war lichter und hatte einen durchsichtigen, gelben Grundton. Der Gesichtstypus war weniger negermäßig, das Haar länger und weniger kraus, die Nase weniger flach und breit. Ihr Aussehen erinnerte in

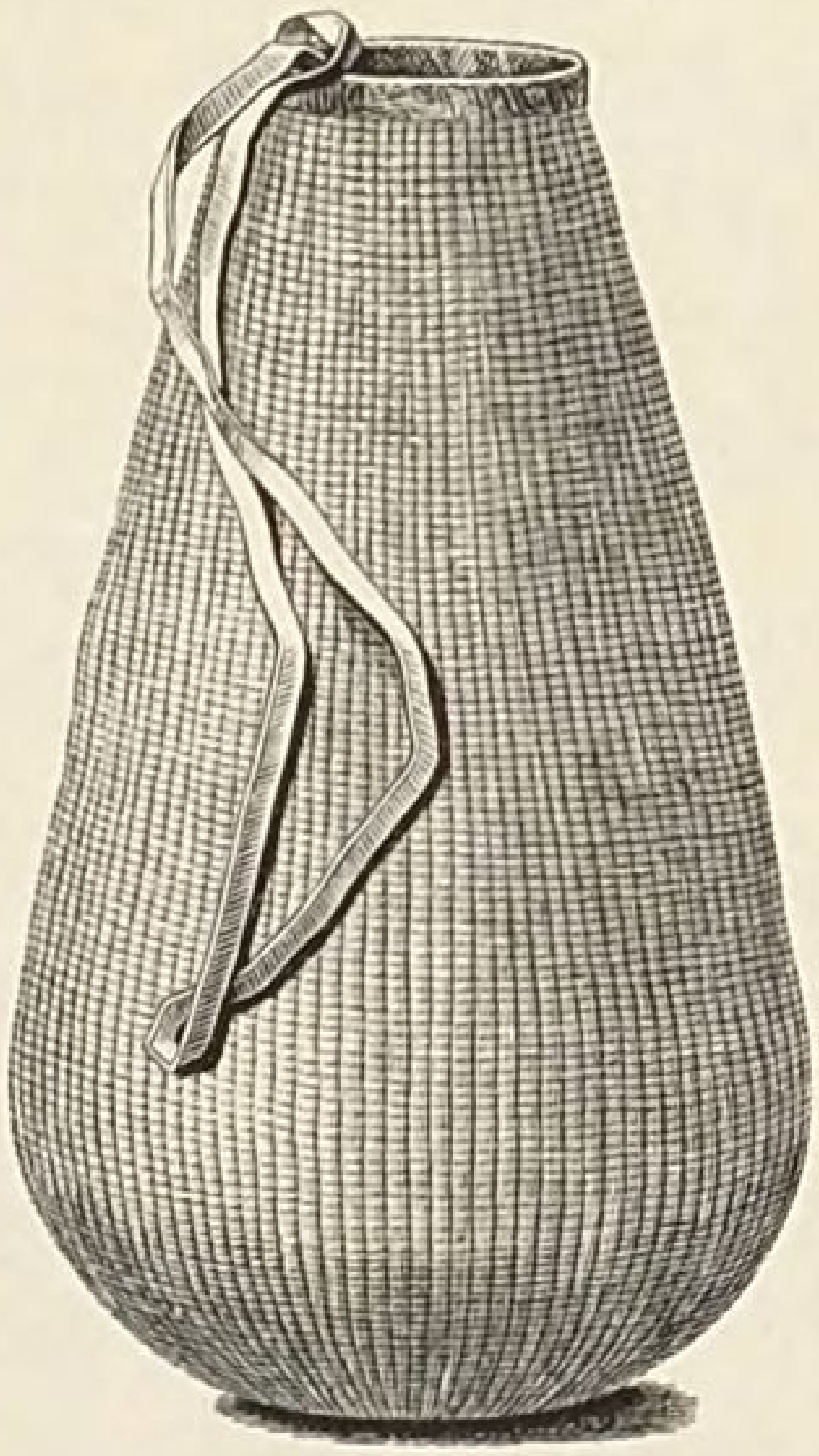
mancher Hinsicht an das der Zigeuner. Sie sollen ihre Pferde als Reit- und ihre Kameele als Lastthiere benützen. Ihre Waffen sollen in Speeren, Bogen und Pfeilen bestehen. In einem flüchtig verlassenen Rändilekrale fanden wir flach geflochtene Stricke und ebensolche, vollkommen wasserdichte Schüsseln und Milchbehälter. Die Rändile betreiben nebenbei auch Handel; sie bringen Schafwollzeuge und tauschen diese für Elfenbein um. Die Sprache der Rändile enthält viele Somâlwörter.

Die nördlichen Nachbarn der Bewohner des Samburulandes sind die Borana. Ihr Gebiet soll sich von der Ostseite des Basso Ebór an bis weithin nach Nordosten ausbreiten. Die Borana sollen ein bedeutendes und mächtiges Volk bilden, das große Mengen von Rindvieh, Schafen, Ziegen, Kameelen und Pferden besitzt. Ihre Bewaffnung soll stets in zwei Speeren mit sehr breiter Klinge und sonst nur in einem kleinen, runden, aus der Buckelhaut der Beisa-Antilope verfertigten Schilde bestehen. An Kleidungsstücken sollen sie zwei Tücher tragen, ein kleineres als Lendentuch, ein größeres von vorne nach hinten über die Schultern geschlagen. Die in der Nähe des Basso Ebór lebenden Borana sollen ein ärmerer Theil dieses Stammes sein.

Soweit war Lembasso im Stande, uns Auskunft über seine Heimat zu geben; mit seinen Rathschlägen, wohin wir uns nun zu wenden hätten, um zu Rindvieh und Tragthieren zu kommen, war er jedoch zu Ende. Tragthiere brauchten wir aber dringend, weil sich die Zahl der Leute durch Todesfälle stetig verminderte, die Menge von Tauschwaaren aber — abgesehen von den zuwachsenden Elfenbeinlasten — nahezu gleich groß blieb, da wir sie in keiner Weise abzusetzen vermochten.

Nach alledem konnten wir vorderhand nichts besseres thun, als die Erforschung des Sees aufnehmen, und wir machten uns dazu am folgenden Morgen auf. Zuerst durchschritten wir eine schmale, mit Akazienbüschen bestandene Zone und gelangten hierauf in das, ausschließlich mit Fettsträuchern bewachsene Ufergebiet. Graf Teleki stieß da auf einen Löwen, der jedoch rechtzeitig abzog und trotz mehrerer Kugeln, welche er in den Leib bekam, das Weite fand. Bald darnach schoß ich ein Nashorn, das ebenso wie

alle übrigen, im nördlichen Theile unseres Reisegebietes erlegten, der kleinen Art angehörte. Dann ging es eine zeitlang in etwa 1000 Meter Entfernung längs des See-Ufers weiter, und schließlich lagerten wir an einer wenig anmuthenden Stelle, inmitten zahlreicher Regenlachen. Zwischen unserem Lager und dem See lag ein 600 bis 1000 Meter breiter Saum vollkommen vegetationslosen, alten Seebodens. Der Strand war ganz flach und der See so seicht, daß in 200 Meter Entfernung vom Ufer das Wasser nur wenige Zoll hoch stand. In den Lüften und auf dem flachen Strande tummelten sich Tausende von Aasvögeln — Geier, Marabuts und Raben — herum. Sie fanden da reichliche Nahrung an den Fischen, welche in großen Mengen, in allen Stadien der Verendung und Verwesung am Strande umherlagen. Der See muß entweder von Fischen übervölkert sein, oder diese hatten sich gelegentlich einer plötzlichen Schwellung seiner Wässer an die seichten Ufer verirrt und es versäumt, beim Sinken der Seefläche wieder das tiefere Wasser zu gewinnen. Das Wasser des Sees schmeckte stark bittersalzig, und ohne die verschiedenen Regenwasserlachen, die es zufällig gerade gab, wäre es uns unmöglich gewesen am See auszuharren.



Geflochtener Milchtopf der Rándile.

Die Meereshöhe, in welcher der See liegt, beträgt 530 Meter. Er ist ebenfalls langgestreckt und Nord-Süd gerichtet. Im Osten umranden ihn die durchschnittlich 1000 Meter hohen Trrberge, im Westen und Nordwesten die Amárrberge. Seine Breite beträgt ungefähr 22 bis 24 Kilometer, seine Länge 110 bis 120 Kilometer.

Zu Ehren Ihrer kaiserlichen Hoheit, der Durchlauchtigsten Frau Erzherzogin Kronprinzessin-Witwe benannte ihn Graf Teleki »Stephanie-See«.

Der Stephanie-See ist augenscheinlich im Rückgange begriffen, und unser Führer war selbst in hohem Maße überrascht, als er sah, um wie viele hundert Meter das Seeufer auf dieser Seite während seiner nur dreijährigen Abwesenheit zurückgegangen war. Trotz des großen Salzgehaltes des Seewassers waren nirgends Ausscheidungen zu bemerken; vielleicht daß dieselben durch die Regen aufgelöst und hinweggewaschen worden waren. Außer vielen Fischen beherbergt der See auch zahlreiche Krokodile; ob auch Flußpferde, muß dahin gestellt bleiben, da wir keine Fährten davon auffanden. Lembasso erklärte uns, daß es nur im Norden einen kleinen Fluß gebe, welcher sich in den Stephanie-See ergießt. Alle anderen Fluß- und Bachbetten in der Runde, welche in den See münden, führen nur zeitweise Wasser, und dies sei auch der Grund, weshalb die nächste Umgebung des Sees unbewohnt ist.

An den Ufern des Flusses im Norden soll das Volk der Marlé in zwei Dörfern wohnen, mit welchem die Burkenedschi in freundschaftlichem Verkehre stehen. Die Marlé sollen Durrha, Bohnen und Tabak bauen und Vieh züchten. Auch sollen sie Handel treiben, und zwar mit Vieh, Schafwollstoffen und Perlen, welche sie zu den Reschiát bringen, um Elfenbein dafür einzutauschen. Auf welchen Wegen sie ihre industriellen Tauschartikel beziehen und andererseits das eingehandelte Elfenbein absetzen, wußte uns Lembasso nicht anzugeben. Uns selbst war es leider nicht gegönnt, mit den Marlé in persönliche Berührung zu treten, weil, wie wir schon von den Reschiát erfahren hatten, bei ihnen die Blattern herrschten und jeder Verkehr mit ihnen abgeschnitten war. Nach Allem, was wir über die Marlé gehört haben, muß es aber ein ganz merkwürdiges Volk sein, weil es sich bei allen umwohnenden Stämmen ungetheilter Achtung und Beliebtheit erfreut. Der Weg zu den Marlé soll längs der Ostseite des Sees hinführen.

Nördlich von ihnen wohnen angeblich die Arbore.

Die Feier des Tages, an welchem wir das letzte, uns gesteckte Reiseziel erreicht hatten, wurde sowohl von uns, als von unseren Leuten mit dem ganzen Aufgebote der Mittel begangen, welche uns eben zur Ver-

fügung standen. Wir brauten uns eine Schale voll schäumenden Getränkes, das zwar nur aus Honig, Wasser, Weinsteinsäure und doppeltkohlensaurem Natron bestand, uns aber köstlich mundete, und leerten sie mit einem frohen Hoch auf unser Durchlauchtigstes Kronprinzenpaar, mit deren Erlauchten Namen unsere geographischen Errungenschaften verknüpfen zu können, uns mit stolzer Freude erfüllte. Unsere Leute veranstalteten am Nachmittage einen Festzug. Erst führten sie vor unseren Zelten eine Reihe von Masaigesängen und Tänzen auf, die allen geläufig waren, dann nahmen sie den Grafen Teleki auf ihre Schultern und trugen ihn unter unausgesetztem Schießen und Freudengeschrei wohl tausend Schritte weit gegen den See, wo sie ihn absetzten und umtanzten. Für die Gelegenheit hatte schon früher einer der Karawanenbarden eine Festhymne gedichtet, welche in den Jubelaccord ausklang: »Bwana mkubwa, kazi mekwischa«.*) Ein strömender Regen machte dem äußeren Feste ein Ende, und der lange Zug kehrte wieder zum Lager zurück, wo es noch bis zum späten Abend vom »Bwana mkubwa, kazi mekwischa« wiederhallte. Gegen Abend führten dann sämmtliche Mrimaleute der Karawane unter der Anführung Dschumbe Kimemeta's einen anderen Reigen, einen echten Mrimatanz mit Gesang auf, der, was Rhythmus und Melodie anbelangt, den am Kilimandscharo üblichen Tanzspielen sehr ähnlich war.

Da wir nur einen beschränkten Lebensmittelvorrath mit uns führten, war es an der Zeit, auf unsere Rückkehr bedacht zu sein. Vorher wollten wir indeß für alle Fälle einen letzten Versuch machen, doch noch mit irgend welchen Eingeborenen in Berührung zu kommen, und Graf Teleki beschloß daher, die Gegend noch einmal absuchen zu lassen. Zu diesem Behufe brachen Dschumbe Kimemeta und Dualla mit 30 Leuten auf. Lembasso war nicht zu bewegen gewesen, daran theilzunehmen. Am Abende zuvor war nämlich der Plan besprochen worden, mit den Marlé trotz der bei ihnen herrschenden Blattern wenigstens mit einem Theile unserer Leute in Verbindung zu treten, und er mochte wohl fürchten, wider Willen dahin ent-

*) Bwana mkubwa, unsere Arbeit ist zu Ende.

führt zu werden. Baringo, welcher sich in der Gegend ganz gut auskannte, dies jedoch verheimlicht hatte, um nicht als Führer in Anspruch genommen zu werden, machte sich bald darnach ganz allein in der Richtung nach Sapari auf, um das dortige Gebiet nach seinen Landsleuten abzustreifen. Wir füllten diese Zeit mit den nothwendigen wissenschaftlichen Arbeiten und der näheren Durchforschung der Umgebung aus. Von unserem Lagerplatze aus hatte man nur eine beschränkte Fernsicht über den See, ich begab mich daher zum Zwecke seiner Aufnahme auf einen in nordöstlicher Richtung, nahe am See sehr günstig gelegenen Hügel, von dessen Kuppe aus man so ziemlich den See beherrschte. Der Hügel war vulkanischer Natur, schroff und klippenförmig aufgebaut und fast kahl; zahllose incrustirte Etherienschalen, die sich jedoch nur in der Höhe von 20 bis 40 Meter über dem Seestrande fanden, sagten deutlich, daß der Hügel einst unter Wasser gestanden hatte. Das Nordufer des Sees war von da aus nur sehr schwach wahrnehmbar; es ist augenscheinlich ebenfalls flach, und schien dahinter Wald zu stehen. Die einzigen Inseln — sechs an der Zahl — liegen wenig entfernt vom Südstrande; es sind kahle, schroffe Felsinseln. Der nächste Ufersaum im Westen ist gleichfalls flach und vegetationslos, während das Ostufer von einem schmalen Streifen von hohem Grase oder Schilf umsäumt ist. Die flache Landschaft im Süden des Sees ist mit schroffen Hügeln bedeckt und vulkanischer Natur. Den Gesteinsproben zufolge, welche Dualla vom Fuße der Irrkette brachte, gilt dasselbe auch von der letzteren; sie stellt daher wohl den Steilabfall eines Plateaus dar. Auch der Südosten des Stephanie=Sees ist mit inselartig verstreut liegenden Hügeln besetzt, auf welchen sich überall 10 bis 15 Centimeter dick incrustirte Etherienschalen fanden.

Tags vorher waren in der Nähe des Lagers ein Elephant und ein Nashorn aufgetaucht, hatten jedoch zu schnell das Weite gesucht. In der Hoffnung auf solches Wild ging Graf Teleki am darauffolgenden Vormittage jagen, brachte aber nur eine Beisa=Antilope und eine Gazelle Walleri heim. Am Nachmittage erschienen dann Thiere in der Nähe des Lagers, die aufs Haar Wildeseln glichen. Mit größter Vorsicht pürschte

ich mich an sie heran, und es gelang mir, ihnen auf ungefähr 250 Schritt nahezukommen. Selbst mit dem Glase betrachtet sahen die Thiere noch immer gewöhnlichen Eseln so täuschend ähnlich, daß ich mich vorsichtshalber erst umsah, ob es nicht etwa unsere eigenen Grauen seien. Diese weideten indeß weit weg am See, und im sicheren Glauben, endlich einmal zu einem Schusse auf Wildesel — eine der scheuesten Wildarten — gekommen zu sein, drückte ich los. Das Thier fiel, und hoch erfreut eilte ich zur Stelle, fand jedoch zu meinem Verdrusse bald, daß es wieder nur schmalgestreifte Zebra — Zebra Grevyi — waren. Auch mein scharfäugiger Begleiter hatte die Thiere aus der Ferne für graue Esel gehalten.

Außer dem Jagdsporte fand sich da auch wieder gute Gelegenheit, unsere Insectensammlung zu bereichern. Große, metallisch grün schillernde Prachtkäfer waren in drei Arten zu Tausenden vertreten; ebenso eine schöne Art schwarz und rosenroth gefärbter Bockkäfer.

Kurz vor Sonnenuntergang des zweiten Tages trafen die ausgeschickten Leute ein. Sie hatten zuerst längs des Sees, dann am Fuße der Berge nach Eingeborenen gesucht, jedoch nur ein bis drei Jahre alte Reste von Viehkralen angetroffen. Von Wild waren ihnen besonders viele, nordwärts wandernde Elephanten begegnet, unter andern ein Riese mit fabelhaft großen Stoßzähnen, denen gegenüber Alles, was wir an solchen bisher zu sehen bekommen hatten, reines Kinderspielzeug war, wie Qualla meinte. So war also auch dieser Versuch fruchtlos verlaufen, und es blieb uns nur noch die Hoffnung, daß vielleicht Baringo in seinem Unternehmen mehr Glück hatte. Aus diesem Grunde hielten wir einen weiteren Tag an dem Platze. Baringo blieb jedoch aus; er war entweder umgekommen, oder er hatte Eingeborene gefunden und war bei ihnen geblieben, trotz des gegentheiligen Versprechens, unter welchem er von Lembasso einen Speer zu leihen genommen hatte, um für den Fall einer Gefahr deren zwei zu haben.

Am Morgen des 25. April verließen wir den See und wanderten seinem Strande entlang geraden Weges auf die westliche Bergkette zu, um auf einer kürzeren Route unseren alten Pfad zu erreichen. Während

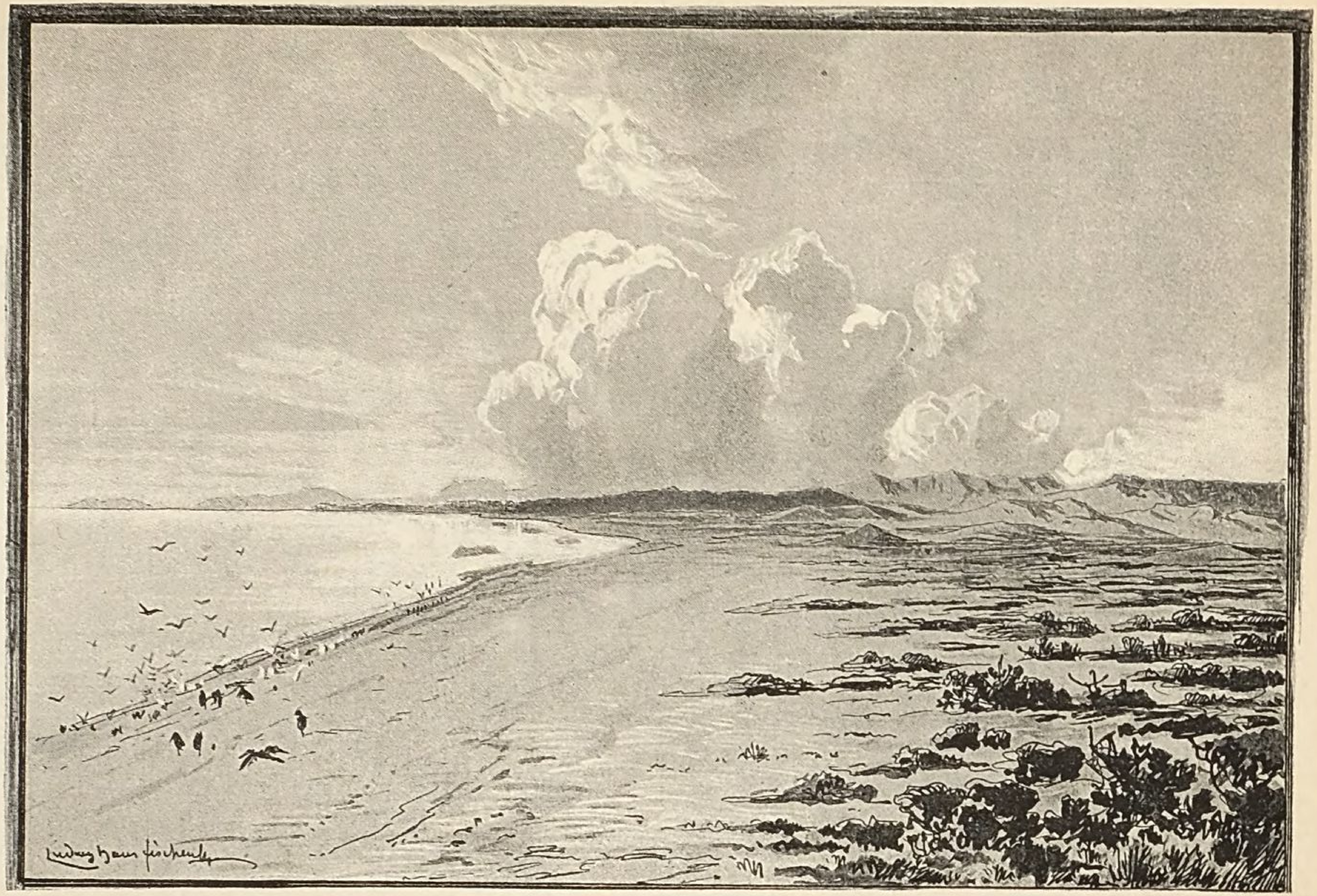
des Marsches war Graf Teleki zuerst auf eine Gesellschaft von etwa 20 Krokodilen gestoßen, die wohl über Hals und Kopf den See zu gewinnen suchte, aber doch einen der ihrigen todt am Platze ließ. Dann hatte er einen Löwen und einen Leoparden aufgescheucht, die jedoch beide zu schnell flüchtig wurden. In den Bergen, in einem schluchtartigen Wasserrisse hielten wir für die Nacht. Wir fanden da zu unserer Ueberraschung, daß der Grundstock des Gebirges metamorphischer Natur und nur oberflächlich mit einer vulkanischen Gesteinslage bedeckt war. Nord-Süd streichende Gneislagen von 70 bis 80° östlicher Inclination standen in der Schlucht häufig zu Tage. Auch das Bassin des Stephanie-Sees scheint durch Senkung entstanden zu sein.

Beim Weitermarsch machten wir bald die leidige Wahrnehmung, daß es in den Bergen während der letzten Tage nicht geregnet hatte; wir mußten daher auf Wassermangel gefaßt sein. Und so kam es auch.

Am folgenden Tage fanden wir noch Grabwasser, weiterhin jedoch keines mehr. In Folge dessen waren wir gezwungen, die ganze Wegstrecke vom Stephanie-See bis Reschiát in vier Tagen zurückzulegen. Der letzte Marsch war mehr als 40 Kilometer lang und währte, mit kurzer Unterbrechung zur Mittagszeit, vom frühen Morgen bis nach Sonnenuntergang; dennoch legten ihn die Leute in aufgeweckter Stimmung zurück. Der Gedanke, daß es heimwärts ging, wirkte belebend auf Geist und Körper.

Es war zweifellos ein sehr glücklicher Umstand, daß wir eben in der Regenzeit zu den Reschiát gelangt waren, denn die Reise vom Rudolph-See zum Stephanie-See ist der mißlichen Wasserverhältnisse wegen außer dieser Zeit geradezu unausführbar; ebensowenig wäre es uns sonst möglich gewesen, am Stephanie-See zu verweilen, da dessen Wasser untrinkbar ist.

Wir fanden unser altes Lager vollkommen unversehrt, so wie wir es verlassen hatten. Der Oromáj stellte sich trotz der vorgerückten Stunde noch am selben Abende ein, brachte frische Milch und drückte uns in überraschend lebhafter Weise seine Freude über unsere glückliche Rückkehr aus. Das drohende Herannahen eines schweren Gewitters bewog ihn indeß,



Die Südostseite des Stephanie-Sees.

sich nach einem flüchtigen Neuigkeitsaustausche bald wieder zu empfehlen. Zwei von den elf kranken Leuten, welche wir zurückgelassen hatten, waren in der Zwischenzeit gestorben.

Die Freundlichkeit, mit der uns der Oromáj entgegengekommen war, und die wirklich herzliche Art und Weise, in welcher uns auch die Eingeborenen nach der Rückkehr vom Stephanie-See begrüßten, ließen in uns die Hoffnung wach werden, daß unsere weiteren Reisepläne nunmehr vielleicht weniger Schwierigkeiten finden würden. Darin sahen wir uns jedoch getäuscht, denn als diese Angelegenheit wieder zur Sprache kam, geberdete sich der Oromáj nun wohl weniger leidenschaftlich, blieb aber fest bei seiner Weigerung. Er begründete dieselbe jetzt auch insoferne, als er uns versicherte, daß nicht nur die westlichen Reschiát, sondern auch die Kerre und Murdhu (im Falle wir den Rudolph-See weiter im Norden zu umgehen gedächten) sich unserem Durchzuge feindlich entgegenstellen würden. Wir möchten den nöthigen Lebensmittelvorrath einkaufen und auf demselben Wege heimkehren, den wir gekommen seien; das sei sein freundschaftlicher Rath.

Eine zeitlang schien es dann, als ob sich die Verhältnisse abermals zuspitzen wollten. Der Oromáj sowohl als die Eingeborenen mieden uns während zweier Tage fast ganz, und einzelne Burkenedschi-Weiber, die uns heimlich besuchten, hauptsächlich aber Lembasso, mit dem sie vorzugsweise verkehrten, warnten uns, auf der Hut zu sein, weil im Lande unserwegen ernste Berathungen gepflogen würden, die Tag und Nacht währten. Im nahen Dorfe herrschte während der beiden Nächte in der That derselbe Höllenlärm wie seinerzeit und, was uns noch verdächtiger schien, auch die Viehherden wurden nicht mehr an unserem Lager vorbeigetrieben. Wir ließen uns jedoch weder durch diese Wahrnehmungen, noch durch die erfolgten Warnungen bange machen; denn darüber, daß wir die Feindseligkeiten der Eingeborenen mit unseren 200 Gewehren nicht zu fürchten brauchten, waren wir längst im Reinen; aber bedauert hätten wir es, hier mehr als irgendwo, wenn es trotz unserer aufrichtigen Friedensliebe und stets bezeigten Nachgiebigkeit zum Blutvergießen gekommen wäre. Denn

die Eingeborenen blieben uns nach wie vor sympathisch und gaben uns nie den geringsten Anlaß, die freundschaftliche Güte zu bereuen, mit der wir ihnen von allem Anfange an gegenübergetreten waren.

Wenn nun wirklich abermalige Berathungen im Lande darüber stattgehabt hatten, ob man uns die Freundschaft kündigen oder aber in Frieden lassen solle, so war doch die Entscheidung in letzterem Sinne ausgefallen, wie wir am Morgen des 1. Mai erfahren sollten. Gegen 10 Uhr Vormittags — kein einziger Eingeborener hatte sich noch an dem Tage blicken lassen — sahen wir nämlich eine kleine Schar Leute langsam auf unser Lager zuschreiten. Es waren der Oromáj, der wieder sein $3^{1}/_{2}$ Meter langes Scepter in der Hand hielt, dann zum ersten Male auch der Leibon, ein weißhaariger Greis, und etwa zwanzig ältere Männer; sie kamen, einen erneuerten Freundschaftsbund mit uns zu schließen. Die Leute hatten grüne Zweige in den Händen und summten beim Anmarsche einen Chor. Vor der Gruppe gingen zwei junge, recht nette Mädchen, von welchen jedes ein Schaf an den Hörnern führte. Vor dem Eingangsthore machten die Leute Halt, und der Oromáj betrat zunächst allein das Lager, um dasselbe, wie seinerzeit, von etwa darin befindlichen Eingeborenen zu säubern; hierauf zogen sie in der alten Ordnung einmal im Lager herum und hockten sich schließlich vor Teleki's Zelt nieder. Die weitere Ceremonie, vom Begießen der Schafe mit Milch bis zur Auflegung des Halsbandes, verlief genau in der bereits geschilderten Weise; dann wurden feierliche Reden gehalten, die sich diesmal ausschließlich um die von uns gewünschte Wegfreiheit drehten. Sowohl der Oromáj als der Leibon redeten beide ungefähr dasselbe. Sie hätten uns liebgewonnen, weil wir treue Freundschaft gehalten. Unsere Leute hätten weder gestohlen, noch anderes Unrecht gethan, und die Tage seien ruhig verflossen. Dennoch könnten sie uns nicht gestatten, den Weg um den See zu nehmen, selbst wenn es möglich wäre, denselben in der herrschenden Jahreszeit zu gehen, weil sowohl die westlichen Reschiát, als die nördlicher wohnenden Stämme gegen unseren Weitermarsch seien. An ein Passiren des nun schon überflutheten Flachlandes im Norden sei aber gar nicht zu denken; sie selbst träfen bereits

Freundschaftsbündniß bei den Reschiát.

Anstalten, um ihre Dörfer aus den Niederungen heraus auf die höheren Gelände zu verlegen. Und dächten wir auch daran, uns irgendwo nach Norden durchzuschlagen, so würden doch immer die beiden Flüsse, der Nianamm und der Baß, für uns unüberschreitbare Schranken bleiben. Sie könnten uns daher nur rathen, uns ordentlich mit Lebensmitteln zu versorgen und längs der Ostseite des Sees heimzukehren, ob der Weg nun gut sei oder schlecht, ob uns auch Hunger oder Wassermangel dort erwarten sollten; sie wüßten für uns keinen anderen Weg. Der alte Leibon fügte noch die Versicherung bei, daß er bereits eine »dazim« gemacht habe, um uns auf dem Heimwege vor jeglicher Gefahr sicher zu stellen. »Kein Mangati, kein Elephant, kein Löwe, kein Büffel, kein Nashorn wird Euch in den Weg treten; klar und rein wird der Pfad sein.« Schließlich meinten sie noch, wir möchten übrigens nur selbst zusehen, ob es zur Zeit einen Weg um den See gebe. Sie würden zwar keine Führer beistellen, uns aber dabei auch nicht hindern; sie seien sicher, uns am zweiten oder dritten Tage wieder ins alte Lager einziehen zu sehen.

Unter diesen Umständen war es schwer, sich für irgend einen Plan zu entscheiden. Nur darüber glaubten wir im Klaren zu sein, daß der gute Rath, längs der Ostseite des Sees zurückzukehren, nicht ausführbar sei. Für den Augenblick ließen wir daher jede Entscheidung in der Schwebe und beschäftigten uns einzig mit dem Gedanken, in den Besitz eines genügenden Lebensmittelvorrathes zu gelangen, um Freiheit in der Bewegung zu haben, wie immer die Würfel fallen mochten. Den Eingeborenen gegenüber lenkten wir an dem Tage ein und stellten an den Oromáj nur die Forderung, uns große Mengen von Durrha zu verschaffen, die wir ja brauchten, um heimkehren zu können. Unser Entschluß fand seinen lebhaftesten Beifall, und er versprach für Durrha zu sorgen.

Die folgenden Tage vergingen uns im Zeichen vollster Unschlüssigkeit. Wir wußten einfach nicht, was wir nun beginnen sollten, und niemals früher hatten wir den Mangel jeglichen Kärtchens von Afrika so schwer gefühlt. All' unser Wissen beschränkte sich darauf, daß wir uns in ungefähr 5° Nordbreite befanden. Im Osten vermutheten wir die trockenen, wüsten

Somâlländer, wo wir ohne Kameele nicht reisen konnten. Vom Westen trennten uns angeblich unüberwindliche Wegschwierigkeiten, und nach Norden, wohin kamen wir da? Was gabs dort für Länder? Liefen wir dort nicht etwa den Mahdisten in die Hände, oder lag dahinaus etwa das noch unbezwungene Kaiserreich Kaffa? Schließlich machte allen dahin gerichteten Projecten die Ueberlegung ein Ende, daß uns die in jenen Ländern nöthigen Tauschmittel fehlten. Auch sprach die Erwägung dagegen, daß ja die Hälfte unserer Ladungen und elf Leute am Baringosee unser harrten, und last not least, daß wir nur mehr zwanzig Schuß pro Gewehr hatten und uns daher in weitausgreifende Unternehmungen aufs Gerathewohl nicht mehr einlassen durften. An die Möglichkeit, daß wir doch zur Rückkehr längs der Ostseite des Rudolph-Sees gezwungen sein könnten, dachten wir indeß noch lange nicht, denn nach den Erfahrungen, welche wir auf dem Hermarsche gemacht und nichts weniger als vergessen hatten, schien sie uns geradezu undurchführbar. Der Gedanke daran hatte nicht allein für uns, sondern für alle unsere Leute etwas schreckliches, und in ihrer Angst, daß es dazu kommen könnte, bemühten sich die Unternehmenderen unter ihnen unaufgefordert, die Wegverhältnisse gegen Norden durch eigenen Augenschein zu erkunden. Sie konnten dies in unauffälliger Weise unter dem Vorwande thun, im Flusse fischen zu wollen, da es im See nicht gut ging, mit der Angel Fische zu fangen. Einige unserer Leute hatten zu diesem Zwecke schon gelegentlich unseres früheren Aufenthaltes mehrere Male ohne unser Wissen den Fluß aufgesucht, und den Reschiát war es daher jetzt nicht befremdend, die Leute einzeln oder in kleinen Gruppen im Lande herumstreifen zu sehen.

Die nächste Folge unserer scheinbaren Willfährigkeit war, daß nun in der That größere Mengen Durrha zu Markte kamen, weniger von Seiten der Reschiát selbst, als von den Buma und Dónjiro, ihren Grenznachbarn. Sogar fünf Schafe wurden eines Tages gebracht, doch waren sie für uns nicht zu haben, da wir keine Ukutaperlen mehr besaßen; die schönsten Maskatstoffe, die wir dafür boten, wurden zurückgewiesen.

Allein auch die Zufuhr der Durrha stockte mit der Zeit, lange bevor unser Vorrath davon die gewünschte Größe erreicht hatte. Wie wir erfuhren, lag der Grund in der stetig zunehmenden Ueberfluthung des Landes, welche den Verkehr auch für die Eingeborenen immer mehr auf engbegrenzte Gebiete beschränkte. Eine weitere Schwierigkeit, welche auf unsere Entschließungen lähmend einwirkte, bestand in den schweren Regenmengen, die vom 4. bis zum 9. Mai mit kurzen Unterbrechungen unausgesetzt niedergingen; denn so lange die wolkenbruchartigen Entladungen dauerten, war an eine Reisebewegung überhaupt nicht zu denken. Wir konnten uns nun auch lebhaft vorstellen, wie es jetzt in den Niederungen im Norden des Rudolph=Sees aussehen mochte, wo Regen und austretende Flüsse die Landschaft in gleicher Weise überschwemmten. Die Berichte unserer Leute lauteten indeß widersprechend. Die Einen meinten, es wäre vielleicht doch möglich, da hinüber zu kommen; Andere schlossen jede Möglichkeit aus. In diesem Widerstreite von halben Hoffnungen und zweifelloser Unmöglichkeit trat allgemach die gefürchtete Eventualität in den Vordergrund, doch längs der Ostseite des Rudolph=Sees zurückkehren zu müssen, und wir fingen nach und nach an, uns mit den Chancen ihrer Durchführbarkeit zu beschäftigen. Und zuletzt schien uns die Durchführung selbst denkbar, aber — so oft und genau wir auch die fraglichen Entfernungen und thunlichen Wegkürzungen an der Hand unserer Routenaufnahmen durchstudirten — nur dann, wenn wir entweder lebendes Vieh oder eine genügende Menge von Durrha und von Trageseln zu kaufen bekamen. Dazu war jedoch nicht die geringste Aussicht. Tausende von Rindern, Schafen und Eseln wurden täglich frühmorgens und kurz vor Sonnenuntergang am Lagerplatze vorbeigetrieben, aber nicht ein Stück davon fand seinen Weg in unser Lager.

Unsere Leute konnten nicht begreifen, warum wir uns die Köpfe zermarterten und nicht lieber einfach zugriffen. Der Gedanke an dieses Auskunftsmittel lag unter unseren Verhältnissen allerdings nahe genug; wir waren jedoch entschlossen, Gewalt nur im Falle unvermeidlicher Nothwendigkeit zu gebrauchen. Die Reschiát hatten uns freundlich aufgenommen

und ehrlich behandelt. Sie sollten nicht dafür büßen, daß wir uns verrechnet hatten, und die erste Berührung mit der Cultur sollte ihnen nicht zum Fluche werden.

Auf der anderen Seite waren wir uns jedoch wohl bewußt, daß das Leben von zweihundert treuen und ergebenen Leuten an unseren Entschlüssen hing, und daß es unsere nächste Pflicht war, ihr Wohl nicht aus dem Auge zu verlieren.

So reifte denn nach langem Ueberlegen der nachstehende Plan:

Dualla sollte die Wegverhältnisse um das Nordende des Rudolph-Sees genau erforschen und insbesondere feststellen, ob wir mit den uns zugänglichen Mitteln den Nianamm übersetzen konnten. Bei günstigem Befunde wollten wir den Marsch um den See auch gegen den Willen der Eingeborenen wagen, anderenfalls aber sollte der Rückmarsch an der Ostseite des Sees erfolgen. Für diesen letzteren Fall wollten wir Durrha für dreißig Tage nebst den nöthigen Tragthieren im gütlichen Wege beischaffen und erst, wenn alle diesbezüglichen Bemühungen fehlschlugen, zur zwangsweisen Abnahme von Tragthieren und eventuell auch von Proviantvieh gegen billige Entschädigung schreiten.

Damit war der Alp der Unentschlossenheit von uns gewichen, und wir machten uns nun rührig an die Ausführung des Entschlusses. Am 7. Früh brach Dualla mit fünfzig Leuten auf, um die Flußverhältnisse zu untersuchen; andere gingen unter der Anführung von Somâl nach den umliegenden Gehöften, um Durrha einzukaufen. Die Eingeborenen waren insgesammt zu sehr mit dem Verlassen der Flußniederungen beschäftigt, um sich viel um uns zu kümmern und hatten auch jeden Markt eingestellt. Selbst die Bewohner des großen Dorfes in unserer Nähe trafen Anstalten zur Uebersiedlung. Ihnen drohte zwar nicht die Gefahr, unter Wasser gesetzt zu werden, denn dazu lag das Dorf zu hoch, wohl aber wurden sie durch die fortschreitende Ueberfluthung von ihren Weidegründen abgeschnitten.

Dualla kam zu später Abendzeit zurück und brachte ungünstige Nachricht: die Wegverhältnisse seien die denkbar schlechtesten, der Fluß für

uns unüberschreitbar. Auch Durrha wurde nur in geringen Mengen gebracht.

Während der beiden folgenden Tage fesselten uns heftige Regen ans Lager. Die flache Landschaft an der Ostseite des sandigen Rückens, auf welchem wir lagerten, wurde unter unseren Augen allmälig zu einem See, und der letzte Zweifel schwand, daß von einer Fortsetzung unserer Reise nach irgend einer nördlichen Richtung keine Rede sein konnte. Nun galt es noch, einen letzten Versuch zu machen, um auf friedlichem Wege zum nöthigen Bedarfe an Lebensmitteln zu gelangen, und wenn auch dieser fehlschlug — dann sauve qui peut.

Graf Teleki willigte ein, mich selbst zu den Buma und Murle, oder wohin es sonst möglich sein sollte, gehen zu lassen, um die nöthigen Einkäufe zu machen, und am Frühmorgen des 10. Mai marschirte ich mit Dualla und sechzig Leuten ab. Der Oromáj war davon verständigt worden und hatte sich sogar zur Beistellung eines Führers bereit gefunden.

Wir wanderten eine Stunde lang durch eine sandige, mit frischgrünen Büschen und Schirmakazien bestandene Landschaft und gelangten dann in eine wüste, dicht mit Unkraut überwucherte Niederung, die zur Zeit noch trocken lag, aber deutlich erkennen ließ, daß sie den alljährlichen Ueberschwemmungen unterworfen war. Zahlreiche, schon mit Wasser gefüllte Gräben durchzogen sie nach allen Richtungen, und Gelegenheit, unversehens in eine Grube zu fallen, gab es alle hundert Schritte. Nach einer weiteren halben Stunde kamen wir zu Durrhafeldern, zwischen deren mehr als mannshohen Halmen sich Gerüste erhoben, von welchen aus Weiber und Knaben die diebische Vogelwelt durch Geschrei und Steinwürfe zu verscheuchen suchten. Unser Zug da hindurch, an den einzelnen Wächterhütten vorbei, erweckte weder Aufsehen noch Unzufriedenheit; man grüßte uns im Gegentheile freundlich und gab uns bereitwillig die verlangten Auskünfte. Solche hatten wir nämlich trotz des Führers nöthig, weil der gangbare Weg zur Zeit der Ueberschwemmung sich täglich ändert, bis zuletzt jede Verkehrsbewegung unmöglich wird. Weiterhin waren dann noch verschiedene Kreeks zu überschreiten, und schließlich standen wir vor

einem weitreichenden, an der engsten Stelle bei 1000 Schritt breiten Wasserstreifen, von dessen drüberer Seite hohe, prächtige Bäume — der Uferwald des Nianamm — zu uns herüberwinkten. Die Wasserfläche, welche uns vom letzteren noch trennte, war offenbar ein Abfluß des Sees, weil das Wasser nicht stille stand, sondern mit einer Strömung von 900 bis 1000 Meter in der Stunde nordwärts vom See wegströmte. Da hieß es nun hindurch. Das Wasser stand stellenweise über meterhoch, und da der Boden nichts weniger als eben war, gerieth so mancher der kurzbeinigeren Träger in arge Nöthen und haschte verzweifelt mit den Händen in der Luft herum, bis Hilfe kam. Wo wir jetzt bis zu den Hüften wateten, war Dualla vor drei Tagen noch trockenen Fußes hinübergekommen. Schließlich erreichten wir jedoch ohne Unfall das höherliegende Ufergelände des Nianamm. Dieser Fluß war da 80 bis 90 Meter breit und führte dunkelbraunes Wasser; seine seewärts gerichtete Strömung betrug bei 2 Kilometer in der Stunde. Ein üppiges Pflanzenchaos aus niedrigen Büschen, Schlinggewächsen und mächtigen Bäumen bedeckte seine beiderseitigen Ufer. Entlang dem Flusse fanden wir einzelne Gehöfte der Reschiát, alle nur aus zwei bis vier heuschoberartigen Strohhütten bestehend, die wir absuchten, um Durrha zu kaufen. Nach mehrstündigem Hausiren hatten wir acht Ladungen beisammen. Dann entfernte sich der Pfad vom Flusse und führte zunächst abermals durch eine häßliche Unkrautebene, deren abstoßendes Gepräge noch durch zahlreiche verkohlte Baumreste erhöht wurde, die unter einem Wuste von Schlinggewächsen hervorlugten. Nach ungefähr zweistündiger Wanderung stießen wir wieder auf reifende Durrhafelder, welche bereits den Buma gehörten, bei deren am Flusse gelegenen Dorfe wir noch vor Sonnenuntergang anlangten. Die Eingeborenen waren von den Gehöften aus von unserer Ankunft benachrichtigt worden, es überraschte sie daher nicht, als sie uns zu später Stunde kommen sahen.

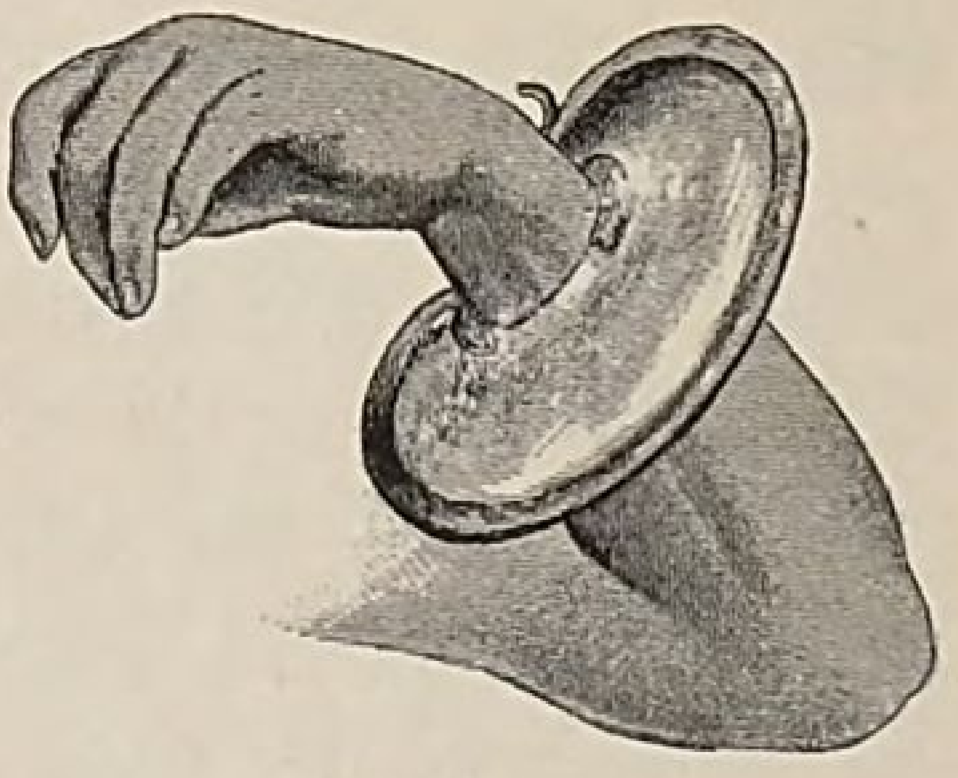
Das Dorf bestand aus 30 bis 40 sorgfältig mit einer dicken Lage von Durrhastroh gedeckten, heuschoberförmigen Hütten, die so dicht beisammen saßen, daß sie bei einem Brande insgesammt rettungslos verloren

sein mußten. Es war an einer etwas erhöhten Stelle, knapp am linken Ufer des Nianamm errichtet und mit einer mannshohen Pallisadenwand umgeben. Hart vor dem Einlasse ins Dorf, in einem vernachlässigten Tabaksfelde (rosablüthig), hieß man uns lagern. Wenige Minuten später ging ein Schauri an, das sich natürlich um den Zweck unseres Kommens drehte und von den Eingeborenen in höchst nüchterner und vernünftiger Kürze abgethan wurde. Ungefähr dreißig Buma hockten beim Eingange zum Dorfe auf der inneren Seite nieder, während wir in der Entfernung weniger Schritte ihnen gegenüber außerhalb der Pallisaden zu sitzen kamen. Dann erhob sich ein in den besten Mannesjahren stehender Buma von herkulischem Baue, den zahlreiche tiefe Narben zierten, und richtete die bündige Frage an uns, weßhalb wir eigentlich gekommen seien? Ob etwa nur darum, um die Wege auszukundschaften? — Wir konnten daraus entnehmen, wie sehr man im ganzen Lande über unsere Reisepläne unterrichtet war. — Darüber beruhigt und über unsere Wünsche aufgeklärt, antwortete der Mann mit gewinnender Einfachheit: »Nun gut, für heute ist es bereits zu spät, um noch Handel zu treiben. Auch seid ihr müde, ruht euch daher aus. Morgen werden wir und die Murle so viel Durrha zum Verkaufe bringen, als ihr wünscht; dann müßt ihr aber eilen, denn das Wasser steigt und ihr lauft Gefahr, von eurem Lager abgeschnitten zu werden. Wir selbst sind gezwungen, deßhalb unsere Hütten auf Stützen zu heben.« Damit war das Schauri zu Ende.

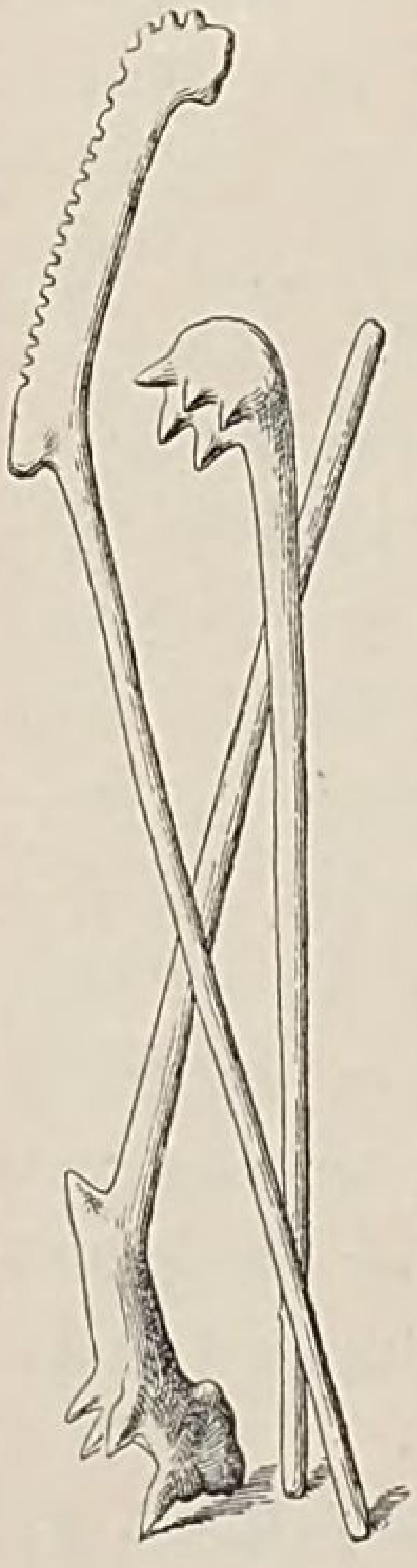
Die Eingeborenen ließen uns bald ungestört, und wir streckten uns zur Ruhe nieder, konnten jedoch der vielen Moskitos wegen, die uns trotz der mächtig qualmenden Feuer entsetzlich quälten, nur wenig Schlaf finden.

Die Buma und die Murle scheinen ein kleines Völkchen zu bilden, welches in mehreren Dörfern wohnt, die alle auf der linken Seite des Flusses liegen. Ihre Sprache ist die der Dónjiro und der Turkana; sie gehört zur nilotischen Sprachengruppe. Die Buma pflanzen hauptsächlich Durrha, in geringem Maße auch Bohnen, Kürbisse und Tabak, besitzen jedoch kein Vieh. Der Tabak wird meist gekaut, doch fanden sich hier einzelne Männer, die ihn aus sehr primitiven thönernen Wasserpfeifen

rauchten. Eingeborene, welche den Tabak rauchten, hatten wir seit dem Verlassen der Küstengebiete nicht wieder getroffen. Die Buma, Murle und Dónjiro sind unbeschnitten; sie gleichen sich auch in ihrer sonstigen äußeren Erscheinung. Ihre Bewaffnung besteht in schlechten Speeren, Schilden aus Büffel- oder Flußpferdhaut, runden Kampfmessern, die an einem oder auch an beiden Handgelenken getragen werden und oft einen Durchmesser von 20 bis 25 Centimeter haben, und schließlich in hölzernen Keulen von verschiedener, oft sehr origineller Form. Ihr Perlenschmuck ist durchwegs aus Straußen-Eierschalen gemacht. Die Männer verzieren ihren Körper durch Tätowirung mit erhabenen Narben von der Größe einer Bohne. Auffallender ist eine Verunstaltung der Unterlippe, welche jedoch nur bei dem Frauengeschlechte der Buma und Murle üblich ist. Die Unterlippe wird durchbohrt und die Oeffnung nach und nach derart ausgeweitet, daß ein 7 bis 8 Centimeter dickes und ungefähr 7 Centimeter langes Stück eines Ochsenhornes durchgesteckt und darin getragen werden kann; die beiden Oeffnungen des Hornstückes sind mit Holzpfropfen verstopft. Der Mund wird dadurch stetig offen gehalten, die Zunge liegt frei, die unteren Schneidezähne sind ausgebrochen; die Sprache ist lallend und der Anblick, den solche Weiber bieten, geradezu scheußlich.



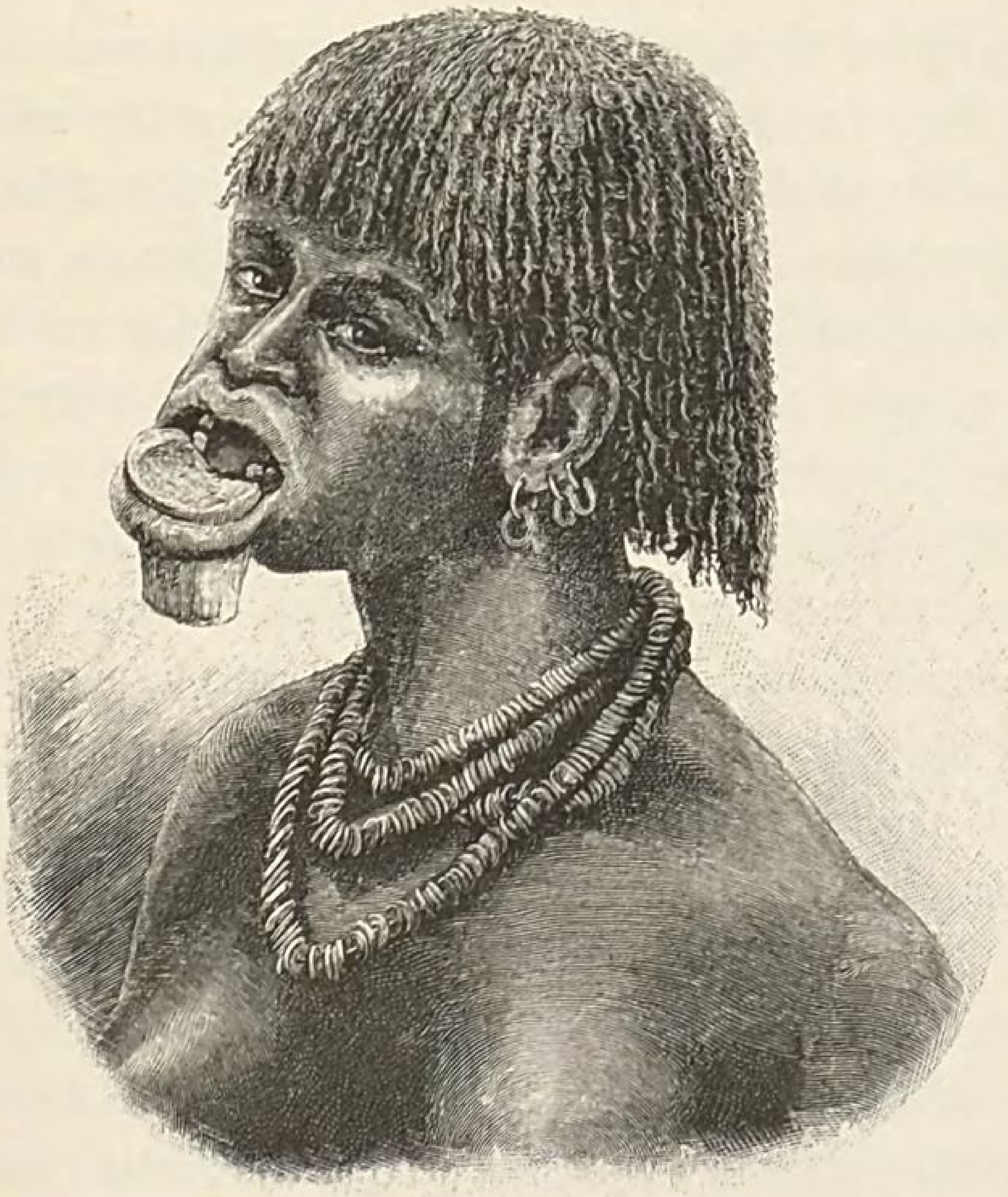
Kampfmesser.



Kampfkeulen der Buma (Murle).

Schon am frühen Morgen hatte Dualla alle Hände voll zu thun, um die schweren Mengen Durrha zu kaufen, welche gebracht wurden. Das Abmessen ging jetzt schneller von statten. Dualla war nämlich nach unserer Rückkehr vom Stephanie-See auf den Gedanken verfallen, es mit einem

Blechmaße zu versuchen, welches doppelt so viel hielt, als das früher in Anwendung gewesene. Von den Eingeborenen meinten auch einzelne kopfschüttelnd, daß sie das letztemal für denselben Sack voll (es kamen Schläuche aus gegerbter Ziegenhaut als Säcke in Verwendung) genau das Doppelte von dem erhalten hätten, was sie nun dafür bekämen; doch



Buma= (Murle=) Frau.

blieb es beim Kopfschütteln, und des Räthsels Lösung wurde nicht weiter verfolgt. So kauften wir $2^1/_2$ Liter Durrha bester Gattung für einen Strang gewöhnlicher Perlen. Besonderer Nachfrage erfreuten sich die rothen Perlen (samesame), von welchen wir jedoch nur mehr wenig besaßen; wir konnten dafür das dreifache Maß Durrha verlangen. Nahezu gleich geschätzt waren die blauen (madschi bahari), bedeutend weniger die einfach weißen Perlen. Die Reschiát mochten die letzteren überhaupt gar

nicht, und auch hier in Buma brachten wir sie blos dadurch an Mann, daß wir nur jedes vierte Maß mit einem blauen Perlenstrang bezahlten. Um doch zu diesen zu gelangen, mußten sich die Eingeborenen dazu bequemen, auch die weißen Perlen in den Kauf zu nehmen. Zu diesem Kniffe waren wir durch das Ausgehen unseres Vorrathes an Masaiperlen genöthigt.

Während sich die Weiber mit ihren Fruchtmengen um Dualla drängten und dieser Maß um Maß in die Säcke füllte, welche unsere Leute in der Eile aus Merikani nähten, sah ich mich vom frühen Morgen bis zum späten Abend vom männlichen Theile der Bevölkerung umgeben, oder richtiger gesagt, umschwärmt und umworben. Ich saß etwas erhöht auf meiner Hängematte, und mir gegenüber auf der Erde hockte dichtgedrängt die Schar der Eingeborenen, die nicht müde wurde, mir durch ihr ganzes Thun die lebhafte Befriedigung darüber zu bekunden, daß sie mich in ihrer Mitte hatten und aus der Nähe anstaunen und bewundern konnten. Mit Hilfe einer Burkenedschifrau, die im Dorfe verheiratet war, erzählte ich ihnen von unserer Reise in Afrika und von dem fernen Lande, aus dem wir kamen, zeigte ihnen meine weiße Haut, ließ sie meine Kleider und Waffen untersuchen u. dergl., und machte sie damit überglücklich. Dazwischen kaute ich frisches Durrharohr, das man mir immer eiligst und unaufgefordert herbeibrachte, so wie der Vorrath zu Ende zu gehen drohte. Dasselbe ist saftig und erinnert durch seinen schwach süßen Geschmack an Zuckerrohr. Mir bot es damals einen um so angenehmeren Genuß, als das Flußwasser trübe und seine Farbe fast so braun wie Kaffeeabsud war. Die Zutraulichkeit, Aufmerksamkeit und Bescheidenheit dieser Eingeborenen war im höchsten Grade einnehmend und bot mir gleichzeitig ein ebenso reiches als interessantes Feld zu Beobachtungen, so daß mir die Stunden in angenehmster Weise vergingen.

Wir kauften 1300 Kilogramm Durrha und Bohnen ein, und da Aussicht war, noch mehr zu erhalten, beschloß ich, bis zum folgenden Mittage zu bleiben. Gegen Abend unterhielt ich die Eingeborenen mit dem Schießen von Colobus guereza-Affen und von Krokodilen, welch' letztere in außer-

ordentlicher Menge und Größe im Fluße vorkamen. Schließlich stellte sich jedoch der Dorfälteste ein, um mir pantomimisch begreiflich zu machen, daß das Schießen die Nerven des zarten Geschlechtes angreife und viele von ihnen davon bereits Herzklopfen bekommen hätten.

Am nächsten Vormittage erhandelten wir weitere 1000 Kilogramm Durrha, und war damit eine so große Menge beisammen, als wir überhaupt tragen konnten; ich ordnete daher Mittags den Aufbruch an. Als der Augenblick des Abmarsches gekommen war, drängten sich die sämmtlichen Dorfbewohner in herzlicher Weise um uns herum; sie sahen uns augenscheinlich ungern scheiden. Ich sagte ihnen zum Abschiede ein paar freundliche Worte und bot ihnen den üblichen Gruß. Der Burkenedschifrau hatte ich erklärt, daß er allen Buma gelte, und als ich ihnen zum Schlusse das »O Buma boogi!*) na! na!« mit lauter Stimme zurief, antworteten sie im hundertstimmigen Chorus mit wiederholtem »faya«. Damit schieden wir vom liebenswürdigsten Negervölkchen, das ich kennen gelernt habe.

In der Zwischenzeit hatte die Ueberfluthung der Niederungen weitere Fortschritte gemacht. Der früher von uns begangene Weg war zum Theile unpassirbar geworden, und wir trafen trotz eiligsten Marsches erst zu später Abendstunde im Lager von Reschiát ein.

Graf Teleki war über den Erfolg unserer Mission hoch erfreut. Er hatte sich während seines dreitägigen Alleinseins in eingehender Weise mit der Möglichkeit unseres Rückzuges längs der Ostseite des Rudolph-Sees befaßt und war für den Fall, als wir die entsprechende Menge Durrha brachten, zu dem Entschlusse gekommen, Reschiát zu verlassen, ohne durch eine Gewaltthat den guten Eindruck zu trüben, den die Eingeborenen bisher von uns erhalten hatten. An der Hand unserer Aufnahmen und Tagebücher hatte Graf Teleki ausgerechnet, daß, wenn alle Mann ohne Ausnahme bis zur äußersten Grenze der Leistungsfähigkeit beladen würden, wir entweder Marsabit oder Turkana erreichen könnten. Welche dieser

*) Ihr Buma Alle!

beiden Gegenden wir aufsuchen würden, sollte von den Zufälligkeiten der Reise abhängig bleiben. Es war ein verzweifelter Plan, doch er war der einzige, der uns übrig blieb. Am zweitnächsten Tage sollte aufgebrochen werden. Ein besonderer Grund zu diesem schleunigen Abmarsche lag in dem Umstande, daß die Blatternkrankheit auch bei den Reschiát in immer zahlreicheren Fällen aufzutreten begann.

Der folgende Tag war vom frühen Morgen an der Vertheilung der Ladungen und Lebensmittel und der Herrichtung von einfachen Eselsätteln nach Somâlart gewidmet. Jedermann, ob Träger, Askar oder Anführer, erhielt nebst einer Traglast noch eine Durrha-Ration für 16 Tage zugewiesen. Keine der Ladungen wog unter 50 Kilogramm, die schwerste hatte ein Gewicht von 67½ Kilogramm. Dazu kamen noch die Gewehre, Patrontaschen, Kochgeräthe, Schlafmatten u. dergl., kurz, an die Leute wurden Anforderungen gestellt, wie sie eben nur unter dem Zwange einer verzweifelten Lage denkbar sind.

Am letzten Tage kamen die Eingeborenen zahlreicher denn je ins Lager, um unserer fieberhaften Thätigkeit zuzusehen; auch der Leibon und der Oromáj besuchten uns. Nun es Ernst wurde mit unserer Abreise, schien es fast, als ob sie bedauerten, daß wir gingen. Der Oromáj versprach auch alles Schöne für den Fall, als wir wiederkehren sollten. »Dann vergeßt aber die Tscharra nicht!« waren seine letzten Worte.

XI. Capitel.

Durch das Land der Turkana und Suk.

(14. Mai bis 30. Juli 1888.)

Rückreise. — Takufa yote, Bwana! — Eine giftspritzende Schlange. — Ein Blatternkranker in der Karawane. — Wieder bei den Elmolo. — Im Vulkangebiet. — Ueber die Grenze von Turkana. — Erste Bekanntschaft mit den Eingeborenen. — Kein Gras, kein Wasser. — Am Kérioflusse. — Tumbáo! — Land und Leute in Turkana. — Nach Gatérr. — Abstecher nach dem Kágemat. — Lémagori. — Abermals ein Regenschauri. — Rückkehr nach Gatérr. — Ueber den Doenje Erok nach Ngamátak. — Ein Kameelkauf. — Man stiehlt unsere Ochsen. — Beim Leibon Laminatschán. — Zum Trrguéll. — Einiges über die Karamoyó. — Kein Poscho! — Längs des Trrguéll zu den Suk. — Billiges Elfenbein. — In Ngabóto. — Eine Händlerkarawane. — Am Hungertuche. — Suk auf Besuch. — Am Oberlaufe des Kério. — Kein Ausweg! — Raub aus Noth. — Der Baringo in Sicht. — Eintreffen in Njemß.

Am Morgen des 14. Mai brachen wir auf. Es ging einem recht unsicheren Schicksale entgegen. Dem Seestrande entlang sollte unser Weg wieder nach dem Süden führen. Wohin wir uns aber zu wenden haben würden, wenn der Proviant zur Neige ging, den wir mitführten, das war vorderhand noch eine offene Frage; Zeit und Zufall sollten uns die Antwort bringen.

Viele unserer armen Leute, die unter ihren Ueberlasten keuchten, meinten, daß wir Alle umkommen würden. »Takufa yote, Bwana!« *) Auch das sprachen sie offen aus, daß der Bwana sie nicht lieben könne, da er es vorziehe, sie einem wahrscheinlichen Untergange auszusetzen, anstatt den starrköpfigen Waschensi das nöthige Vieh wegzunehmen.

*) Wir werden Alle umkommen, Herr!

»Laß uns machen, Herr, und wir bringen Dir hundert der schönsten Ochsen beim Schwanze herbeigeschleppt!« baten sie noch im Augenblicke des Abmarsches.

Graf Teleki hatte schon seit mehreren Tagen das Herannahen eines Fiebers verspürt, und kam dasselbe in der That am Morgen des Abmarsches zum Ausbruche. Nichtsdestoweniger trat er den Marsch zu Fuß an, gelangte aber nur bis zum ehemaligen Lagerplatze vom 2. April; dort mußten wir halten. Graf Teleki klagte über heftige Glieder- und Nackenschmerzen, phantasirte sogar, wies dabei jedoch keine besorgniß-erregende Körpertemperatur auf. Nach einem weiteren Tage der Rast war das Fieber glücklicherweise wieder verschwunden, und Teleki fühlte sich zwar schwach, konnte aber den Marsch fortsetzen.

Dieser Halt kam in gewisser Beziehung auch unseren Leuten zu Gute. Viele von ihnen hatten sich nämlich im Laufe des Marsches außer Stande gefühlt, die ihnen zugemuthete Last auf die Dauer zu tragen und aus diesem Grunde ihre Durrhavorräthe unterwegs irgendwo versteckt, um sie nach dem Anlangen am Lagerplatze abzuholen; den Rasttag benützten sie nun, um das Zurückgelassene nachzubringen und ihre Ladungen eine Strecke weit vorauszutragen. Diese Leute hatten eine zeitlang die täglich zurückgelegte Wegstrecke dreimal zu durchmessen und waren, da wir in der Folge meist Doppelmärsche machten, mehrere Male durch zwanzig Stunden im Tage auf den Beinen. Und das thaten sie nicht nur ohne Murren, sondern im Gegentheile ganz im Geheimen, damit wir davon nichts erfahren sollten.

Einem von Dschumbe Kimemetas Leuten mochte die freiwillige Sclaverei bei den Reschiát denn auch verlockender geschienen haben, als der in Aussicht stehende Hungermarsch, denn er brannte in der Nacht vor dem Aufbruche durch; im Laufe des Rasttages wurde er jedoch wieder eingebracht. Glücklicher in ihrem Beginnen war eine schon etwas verblühte Burkenedschifrau, welche es vorzog, ihrem Reschiátgemahle zu entlaufen und sich unserem Zuge anzuschließen. Den Burkenedschifrauen scheint überhaupt ein sehr entwickelter Hang zur Landstreicherei innezuwohnen,

und es ist geradezu erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit sie ihr Heim verlassen.

Während der folgenden Tage marschirten wir mit einer Unterbrechung zur Mittagszeit vom frühen Morgen bis gegen Sonnenuntergang. Wir gelangten auf diese Weise in nur vier Märschen bis zu unserem einstigen Lagerplatze vom 27. März. Drei Nashorne, welche Graf Teleki auf dem Wege erlegte, hatten eine um so erwünschtere Zubuße zur einfachen Durrhakost geliefert, als sich schon nach kurzer Zeit absehen ließ, daß die Leute mit ihren, für 16 Tage bemessenen Rationen nicht so lange auskommen würden. In den ersten Tagen verpraßten sie nämlich ihre Vorräthe in der leichtsinnigsten Weise, obwohl wir sie jeden Abend vor Verschwendung warnten und darauf aufmerksam machten, daß sie eines Tages einfach verhungern würden.

Der Charakter der Landschaft längs des Sees hatte sich in der Zwischenzeit merklich verändert. Die gefallenen Regen hatten einiges Grün aus dem Boden hervorgelockt, die Landvögel bauten eben an den Nestern und erfüllten die Einsamkeit mit ihrem lebhaften Liebesgezwitscher. Der Strand hingegen war stiller und verlassener als früher: die Kormorane, die Enten, Gänse, Flamingos und anderen Wasservögel hatten längst ihren Flug nach gemäßigteren Breiten angetreten, während die Elephanten wohl ins Innere gezogen waren, wo es nun an Wasser nicht fehlte und überall zarte, frische Triebe abzuäsen gab. Nicht ein einziger ließ sich sehen. Wir erinnerten uns nun, daß es uns seinerzeit nur die reiche Ausbeute an Elephantenfleisch ermöglicht hatte, das bewohnte Nordende des Sees zu erreichen und vermochten erst jetzt die glückliche Fügung zu würdigen, der zufolge unsere Reise am See in die Jahreszeit der größten Dürre und damit in jene Periode gefallen war, während welcher alles Wild, namentlich aber die Elephanten, an den See gewiesen sind. Unter Verhältnissen, wie wir sie nun antrafen, wäre wohl die ganze Karawane auf der Hinreise zu Grunde gegangen.

An einem der Lagerplätze machten wir die Bekanntschaft einer ganz merkwürdigen Schlange; sie fand sich eines Morgens zusammengeringelt

in einer Ecke unserer Geschirrkiste. Die Schlange war 65 bis 70 Centimeter lang, ziemlich dünn und einförmig graurosa gefärbt. Der Somâl Mohammed Seif, welcher eben daran war, unsere Kaffetassen einzuräumen, entdeckte dieselbe und wollte sie mit einem langen Hirschfänger aufspießen. Er hatte sich jedoch kaum über sie herabgebeugt, als er plötzlich mit seinen beiden Händen zu den Augen fuhr und in ein jämmerliches Geschrei ausbrach; die Schlange hatte ihm einen brennenden Saft in die Augen gespritzt, welche nun heftig schmerzten. Wir hatten nie Etwas von giftspritzenden Schlangen gehört und hielten das Gejammer des Somâl für Uebertreibung. Um der Sache auf den Grund zu kommen, näherte ich mich dem Thiere, wobei ich jedoch vorsichtshalber meine Stellung so nahm, daß der heftige Wind, welcher eben wehte, den Giftstrahl ablenken mußte, der mir etwa zugespritzt werden sollte. Die Schlange lag noch immer in der Ecke der Kiste und ließ mich bis auf circa 2 Meter nahe kommen. Da sah ich aber auch schon, wie ihre kleinen schwarzen Aeuglein lebhaft wurden, sich dann der Kopf hob, und im nächsten Augenblicke fühlte ich mich am Halse von irgend Etwas getroffen. Es waren ein paar Tropfen einer schwärzlichen Flüssigkeit, welche übrigens auf die Haut in keiner Weise fühlbar einwirkte. Mittlerweile war, wie gewöhnlich in heiklen Fällen, Mohammed Mote herbeigeeilt — jener bereits bekannte Halbaraber ohne Furcht — und glücklich Etwas thun zu können, woran sich Niemand wagte, wickelte er seinen Turban um die rechte Hand und ging zur Kiste, um die Schlange zu packen. Aber auch er fuhr im selben Augenblicke geblendet zurück und begann dann ebenso wie Mohammed Seif zu lamentiren. Nach diesen Erfahrungen wurde nun die Kiste umgestürzt und die Schlange beim Hervorkriechen mit Stöcken erschlagen, wobei sie leider auch für die Wissenschaft unbrauchbar gemacht wurde. Graf Teleki wusch die etwas entzündeten und äußerst lichtempfindlich gewordenen Augen der beiden Leute mit sehr verdünnter Salmiaklösung, was zu helfen schien. Das brennende Schmerzgefühl hielt, langsam abnehmend, etwa 24 Stunden an; weitere nachtheilige Folgen für die Augen der Leute traten nicht auf.

Am Vormittage des 20. Mai erreichten wir unsern alten Lagerplatz von Alia. Kurz bevor wir hinlangten, fanden wir den Kadaver jenes Elephanten, welcher seinerzeit unser Leinwandboot zertrümmert hatte; wir erkannten ihn an seinen Stoßzähnen wieder. In der Karawane machte sich die allgemeine Ueberanstrengung bereits in auffälliger Weise bemerkbar, weshalb wir hier einen Rasttag hielten. Die Elmolo, deren Sandbänke nun kaum aus dem Wasser herausschauten, besuchten uns in geringer Zahl

Welsfang.

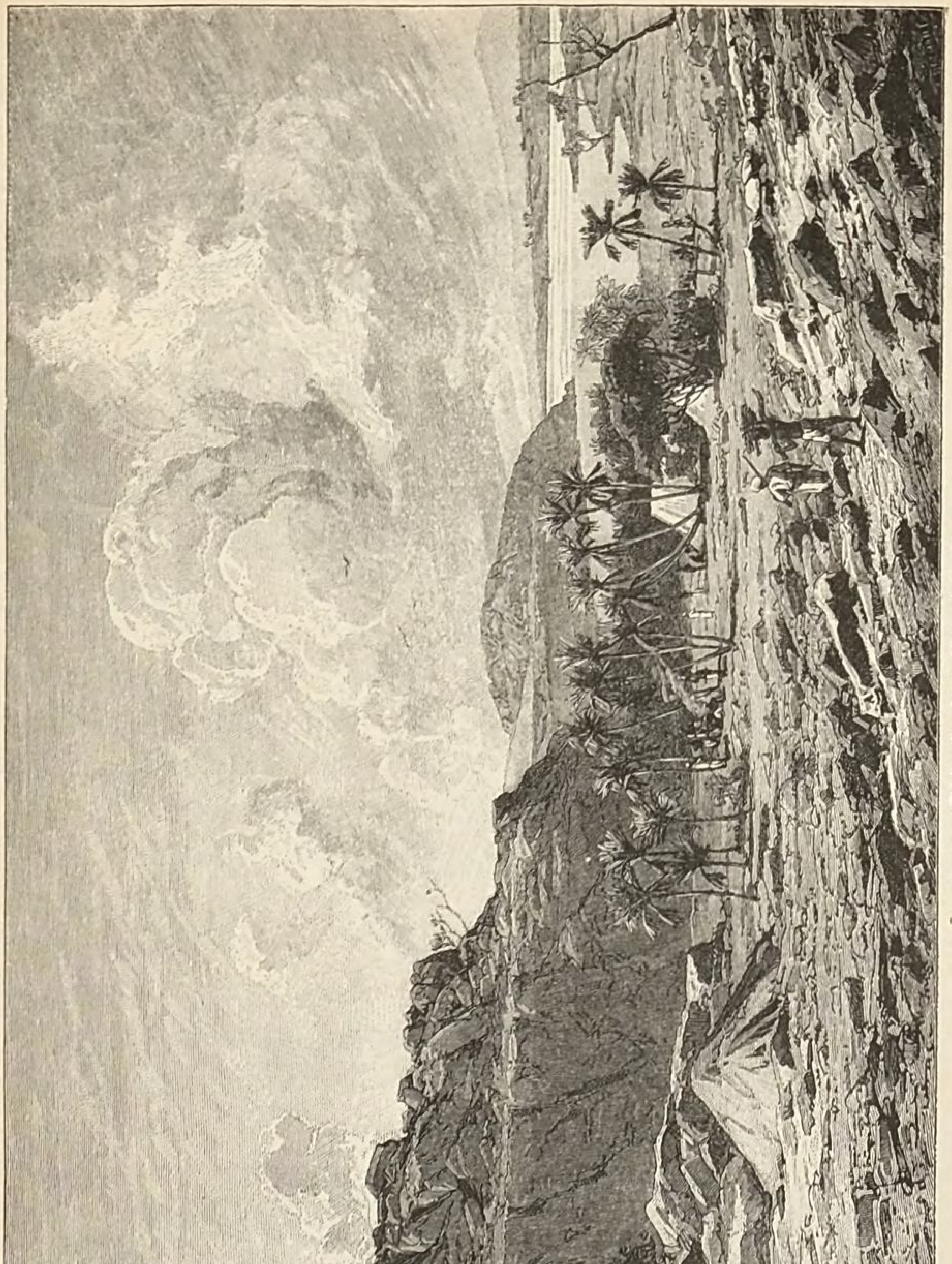
und brachten etliche getrocknete Fische zum Verkaufe. Sie erzählten, daß ein großer Theil der Männer eben in Reschiát weile, wo sie sich zur Zeit der Ernte regelmäßig zu verdingen pflegen; wahrscheinlich finden dann dort ihre Canoes Verwendung.

Der folgende Marsch brachte uns zum Lagerplatze vom 19. März. Sehr merkwürdig war auf dieser Wegstrecke das Vorkommen von großen, welsartigen Fischen in Regenwasserlachen, welche sich weitab vom See befanden. Einer unserer Leute hatte zufällig einen solchen Fisch bemerkt, und daraufhin war eine allgemeine Jagd darnach angegangen. Jeder

Tümpel wurde mit Bajonetten, Messern, Ladestöcken u. dergl. genauestens durchstöbert und auf diese Weise eine ziemliche Menge von Fischen erbeutet. Da Graf Teleki beim Anlangen am Lagerplatze überdies zwei Nashorne schoß, begnügten wir uns an dem Tage mit dem kurzen Marsche. Ein weiterer Grund dazu war übrigens auch der Umstand, daß zwei unserer Leute fehlten. Der eine, ein junger kräftiger Bursche, Namens Matschako, hatte am Abend zuvor gefiebert und sollte am Morgen Chinin bekommen, war jedoch nicht aufzufinden gewesen. Der andere Mann war ein Sclave Maktubu's (der selbst Sclave war) und ging uns nur insoferne nahe, als mit ihm auch eine dem Grafen Teleki gehörige Büchse Kaliber 10 verloren war. Maktubu hatte den Mann am Tage zuvor geprügelt, es war daher anzunehmen, daß dieser durchgegangen war; unsere Bemühungen, seiner wieder habhaft zu werden, blieben ohne Resultat.

Während der folgenden Nacht verschwand aus dem Lager einer der Leute Dschumbe Kimemeta's, und zwar eben jener Mann, welcher schon einmal zu den Reschiát entlaufen, jedoch wieder eingefangen worden war, unter Mitnahme der sämmtlichen Stoffe und Perlen, des Silbergeldes und noch anderer Kleinigkeiten seines Herrn. Dschumbe Kimemeta hatte dem Manne, als er nach seiner ersten Flucht zu Stande gebracht worden war, keinerlei Strafe auferlegt, sondern sich mit einer Predigt begnügt. Am Tage vor der nunmehrigen Flucht hatten wir unseren Karawanenobersten zufällig darauf aufmerksam gemacht, daß wir nun abermals an einem Wendepunkte angelangt seien — der gefürchtete, wasserlose Ueberlandsmarsch lag vor uns — und daß es daher gut wäre, den Mann fesseln zu lassen, weil derselbe diese letzte Möglichkeit zum Durchbrennen wahrscheinlich benützen dürfte. Dschumbe Kimemeta hatte darauf erwiedert, daß er keinen seiner Sclaven zurückhalte; es wäre ihm dies bei der großen Zahl, die er an solchen besitze, auch gar nicht möglich.

Dschumbe Kimemeta war an und für sich eine gute Seele und gerade zu jener Zeit überhaupt von einer ganz besonders frommen, ergebungsvollen Stimmung erfaßt. Sonst ein ziemlich nachlässiger Mohammedaner hielt er den eben laufenden Fastenmonat trotz der täglich zehn=



Lager am Südende des Rudolph-Sees.

bis zwölfstündigen Märsche und der schlechten Ernährungsverhältnisse strenge ein, obwohl wir ihn auf das Unvernünftige seiner Lebensweise aufmerksam machten und sogar Dualla, ein fanatischer Anhänger des Propheten, es unter den obwaltenden Umständen nicht für geboten erachtete, die für den Ramadhan geltenden Vorschriften zu beobachten. Wie wir erfuhren, lag seiner ausnahmsweisen Frömmigkeit ein Gelübde zu Grunde, welches er Angesichts unseres aussichtslosen Rückmarsches gemacht hatte.

In zwei weiteren Tagen, während welcher Graf Teleki zwei Nashorne und ein Zebra schoß, legten wir die Landstrecke längs der Ostseite des Longendotiberges bis zu unserem Lagerplatze vom 16. März zurück. Wir waren diesmal nicht gezwungen, uns an die bekannten Wasserlöcher zu halten, da wir in den trockenen Flußbetten leicht durch Graben zu Wasser gelangten.

Als wir nach Sonnenuntergang den Lagerplatz am Südende des Longendoti bezogen, meldeten zwei unserer Anführer, daß sie Matschako gesehen hätten. Sie waren nach unserem Abmarsche vom Mittagsrastplatze zurückgeblieben, um die Gebüsche nach säumigen oder vielleicht eingeschlafenen Leuten zu durchsuchen, und hatten bei dieser Gelegenheit eine Gestalt von Norden her kommen sehen. Im Glauben, einem Flüchtlinge gegenüber zu sein, hatten sie sich auf die Lauer gelegt. Der Mann dachte jedoch nicht an die Flucht; es war Matschako. Bei ihm war die Blatternkrankheit ausgebrochen, und da er wußte, daß er in Folge dessen nach dem herrschenden Gebrauche aus der Karawane ausgestoßen war, hatte er sich selbst von derselben ferne gehalten. Auf dem Kopfe trug er einen Wels, den er in einem der Regentümpel gefangen hatte, andere Lebensmittel besaß er nicht. Die beiden Anführer erklärten dem Unglücklichen, wo wir lagern würden, und um Mitternacht traf er in der That bei uns ein. Er erhielt die Weisung, der Karawane in der Entfernung zu folgen und wurde versichert, daß wir an jedem unserer Lagerplätze Feuer und Lebensmittel für ihn zurücklassen würden. Mehr war für ihn unter unseren Verhältnissen nicht zu thun. Kurz vor dem Aufbruche am folgenden Morgen sprach ich noch mit dem jungen Manne, um ihn zu trösten; wir haben ihn nicht wieder gesehen.

Am Abend des 27. Mai erreichten wir den Lagerplatz vom 12. März. Die kleinen Felsinseln, welche dem Seestrande hier vorliegen, waren seinerzeit unbewohnt; nun trieben sich auf denselben eine Anzahl Eingeborene herum. Sie hatten noch keine Hütten errichtet und waren wohl erst vor ganz Kurzem hergekommen.

Von einer bei ihnen lebenden Burkenedschifrau, welche unser Lager aufsuchte, erfuhren wir verschiedene, für unseren Zug interessante Neuigkeiten. Sie war vor drei Monaten von Turkana durchgegangen und erzählte, daß es den Bewohnern dieses Landes knapp gehe, weil die Regen vollständig ausgeblieben seien; Vieh könnten wir dort jedoch immer erhalten. Ferner, daß die Turkana kürzlich von einem zweiten Raubzuge aus dem Samburulande mit großer Beute vorbeigekommen wären, wofür sich nunmehr aber die gesammten Bewohner dieses Landes, Burkenedschi sowohl als Rándile, vereinigt hätten, um ihrerseits in das Land der Turkana einzufallen. Ihr Sammelplatz sei zwischen dem Kuláll und dem Njiroberge gelegen — und das war der Grund, warum wir die Berge am Stephanie-See unbewohnt gefunden hatten.

Da die Landschaft in diesem südlichen Theile des Rudolph-Sees den Eindruck großer Dürre machte, erkundigten wir uns auch nach der Menge der gefallenen Regen und erfuhren, daß nur an drei Tagen Gewitterregen niedergegangen waren.

Lembasso, mit dem wir uns hier über die weiteren Bewegungen berathschlagten, war der Ansicht, daß wir unseren Weg durch das Land der Turkana nehmen sollten; er war auch bereit, uns dahin zu führen, dann aber wollte er nach dem Njiroberge heimkehren.

Bevor wir uns an dem Abende zur Ruhe begaben, war ganz unerwarteter Weise noch eine Massenexecution zu vollziehen. Neunzehn Leute hatten sich an den gemeinsamen Durrhavorräthen vergriffen und davon bei 100 Kilogramm gestohlen. Auch war, obwohl wir uns seit Reschiát erst 14 Tage auf der Reise befanden und die Karawane während des Marsches acht Nashorne und ein Zebra als unverhofften Zuschuß erhalten hatte, an dem Tage kein Einziger von ihnen mehr im Besitze der

zweitägigen Ration, die er nach der seinerzeitigen Betheilung noch haben sollte. Mochte nun auch die eigenmächtige Ueberschreitung der Tagesration mit Rücksicht auf die große physische Inanspruchnahme der Leute während dieser Zeit hingehen, so durfte doch der Diebstahl nicht ungeahndet bleiben, und die 19 Schuldigen erhielten je 30 Karbatschhiebe; die meisten empfingen sie als wohlverdiente Strafe ohne die geringste Klage.

Als wir uns am darauffolgenden Morgen in Bewegung setzten, hatten wir in unseren Reihen auch zwei Burkenedschifrauen, welche den Elmolo durchgebrannt waren. Die ältere hatte zwei herzige, 7 bis 9 Jahre alte Töchter bei sich, die jüngere — eine ganz hübsche und sympathische Person — war allein; beide wollten mit uns nach Njemß kommen.

Wir wanderten diesmal längs des Seestrandes weiter und erreichten am Abend des 31. Mai unseren ehemaligen Lagerplatz am See. Die ganze, ungefähr 380 Kilometer betragende Wegstrecke hatten wir sonach mit der überladenen Karawane in 16 Tagen mit zusammen 90 Marschstunden zurückgelegt; zur Hinreise hatten wir 28 Tage gebraucht. Die Befürchtungen, mit welchen wir uns beim Antritte des Rückmarsches getragen hatten, waren glücklicher Weise nicht eingetroffen. Nur drei unserer Leute waren den Beschwerden der Reise erlegen, hingegen war keines unserer Tragthiere gefallen, welche unter der besonderen Führung und Wartung der Somâl gestanden hatten. Soweit also war uns das Geschick gnädig gewesen, und voll guter Hoffnung betraten wir diesmal den Platz, von welchem aus wir 85 Tage zuvor halb verzweifelnd den Marsch nach Norden aufgenommen hatten. Nun befanden wir uns in einer ungleich besseren Lage, da wir noch für mehrere Tage mit Lebensmitteln versehen waren und nach Lembasso's Versicherung das bewohnte Turkana ohne besondere Schwierigkeiten erreichen konnten. Derart über unsere nächste Zukunft beruhigt, hatte die Wüstennatur unserer Umgebung nichts Schreckliches mehr für uns. Es freute uns im Gegentheile, daß der nahe Vulkan im Westen nach wie vor seine Rauchwolken ausstieß, und mit Spannung sahen wir den folgenden Märschen entgegen, die uns in seiner Nähe vorbeiführen sollten.

Unser Weg ging Anfangs vom Strande weg in südsüdwestlicher Richtung. Auf den losen Flugsand der Uferlandschaft folgte eine ebene Strecke, die mit einer 2 bis 3 Centimeter hohen Muschelschichte bedeckt war; sie sah wie mit kiesgemengtem Asphalt gepflastert aus. Später wurde die Marschrichtung mehr südwestlich. Chaotisch umherliegende, scharfkantige Felstrümmer von Kopf- bis Kubikmetergröße verlegten den Weg und machten das Gehen äußerst beschwerlich; unsere barfüßigen Leute jammerten bald über wunde Füße. Hie und da wuchs eine knorrige Akazie, sonst war die Gegend öde und kahl. Nach vierstündigem Marsche lagerten wir am Südende einer schmalen, spaltförmig tief ins Land eingeschnittenen Seezunge. Da stießen wir auf einen kleinen Hain von nicht gegabelten Hyphaena thebaica-Palmen, der in wundervollem Gegensatze zur abstoßend starren, todten Umgebung stand. Wir hatten ihn erst im letzten Augenblicke zu Gesicht bekommen und waren bei dem überraschend schönen Anblicke schier versucht, an eine Fata Morgana zu glauben. Das Wasser in der Bucht war auf eine weite Strecke hin sehr seicht und der Tummelplatz zahlreicher Enten und Gänse.

Am Nachmittage gingen wir aus, um die nähere Umgebung zu besehen, hauptsächlich aber, um dem erloschenen Krater am See einen Besuch abzustatten, dessen vollendet schöne Kreisform uns schon bei der Hinreise immer gefesselt hatte. Wir erstiegen die ungefähr 30 Meter hohe Felswand, welche die Westseite der Bucht bildet, und standen, auf der Höhe derselben angelangt, vor einem höchst eigenartigen Landschaftsbilde. Hart zu unserer Linken stieß der tiefschwarze Kegelberg, gleichmäßig wie eine Esse, mächtige Rauchwolken aus. Zur Rechten erhob sich der kreisrunde, niedrige Krater, dem unser Ausflug galt, mit seinen steilen, gelb, grün und roth gefärbten erdigen Hängen. Wenige Schritte vor uns aber lag der 5 bis 10 Meter hohe Rand eines aus jüngster Zeit stammenden Schutt- und Lavastromes. Wir waren ihn ganz plötzlich und aus nächster Nähe gewahr geworden, so daß wir erstaunt unwillkürlich unsere Schritte hemmten. Diese vulkanischen Massen sahen so frisch aus, daß man sich ihnen nur zögernd zu nähern wagte, waren indeß schon vollkommen er-

faltet. Sie erstreckten sich vom rauchenden Vulkane bis an den Seestrand, und der Weg zum Krater mußte daher über sie hinweg genommen werden. Das war aber, wie wir sehr bald einsehen sollten, eine höchst bedenkliche Sache. Der pechschwarze Lavastrom, welcher die ungefügen Windungen einer zähflüssigen, nun erstarrten Fluth aufwies, barg ein ganzes Labyrinth von dünnwandigen Hohlräumen in allen Größen, bis zu 4 und 5 Meter Durchmesser. Die Decke dieser Höhlungen war vielenorts eingebrochen, und lagen dann die messerscharfen, wie Stalagmiten emporragenden Spitzen und Zacken des Inneren bloß. Der Sturz in einen dieser Hohlräume wäre verhängnißvoll gewesen, und wir fanden es schon nach wenigen Schritten gerathen, wieder umzukehren. Unter dem Somâl Charscho, der mitgekommen war, brach die Decke im selben Augenblicke ein, als er vom Rande des Lavastromes aus 3 Meter Höhe auf den Sand herabsprang. Zum Krater am See war unter diesen Umständen nicht zu gelangen, wir gaben daher unsere Absicht auf und begnügten uns damit, in der Umgebung der Vulkanstätte herumzustreifen. Dabei trafen wir eine vereinzelte Akazie, die knapp am Rande des Lavastromes gestanden hatte und von diesem in der Höhe von 2 Meter abgesengt worden war; die daneben liegende Baumkrone wies noch alle ihre feinverzweigten Aestchen und Dornen auf und sah, abgesehen vom fehlenden Laube, aus, als ob sie eben erst gefällt worden wäre. In so trockenen Gegenden tritt die Vermoderung indeß erst nach vielen Jahren ein. Schmale Pfade, die einst um den See herumgeführt hatten, nun aber unter der Lava verschwanden, machten den Eindruck, als seien sie noch am Tage zuvor begangen worden. Ganz furchtbar war die Sonnengluth, welche von der schwarzen Lava ausgestrahlt wurde.

Unsere Verhältnisse erlaubten es nicht, längere Zeit an dem Platze zu verweilen, und wir wanderten am folgenden Morgen weiter. Auf einem abscheulichen Wege, über scharfkantiges Gerölle und durch ein Chaos von Felstrümmern, zwischen welchen wir wieder zahlreiche Reste von Kameelen fanden, ging es, immer dem Rande der Lava- und Schuttmassen entlang, um die Südseite des thätigen Vulkans herum und dann

in nordwestlicher Richtung zum See zurück, dessen südwestlichste Bucht wir spät Nachmittags erreichten. Der Marsch war reich an interessanten Beobachtungen. Der Boden zeigte sich vielfach von parallelen, ganz engen Spalten durchzogen, die alle in nordsüdlicher Richtung liefen. In der Nähe des Vulkans waren intensive Schwefel- und Chlorgerüche verspürbar, die unsere Leute bald husten machten; die Athmungsorgane der Neger scheinen für derartige Reizungen empfindlicher zu sein. Die Rauchwolken, welche der herrschende Südostwind von uns wegtrieb, waren schwärzlich. Ein feiner, leicht zerreiblicher schwarzer Staub bedeckte den Boden in der Umgebung des Feuerherdes und die Blätter einer vereinzelt wuchernden, knorrigen Strauchart mit zolllangen Dornen und glänzender, bläulichroth schimmernder Rinde. Die relative Höhe des Vulkans schätzten wir auf 200 Meter. Seine ziemlich steil ansteigenden Hänge waren augenscheinlich mit einer Schichte desselben feinen Staubes bedeckt, den es allerwärts in seiner Umgebung gab. Der Krater war gelegentlich der letzten Eruption in meridionaler Richtung geborsten, und die Auswurfmassen hatten ihren Weg theils nach Norden, theils nach Süden genommen. Die Ränder zunächst der Krateröffnung waren mit grell rothorange gefärbten Efflorescenzen besetzt. So viel wir sehen konnten, stiegen die Rauchwolken nicht aus einem gemeinsamen Schlunde, sondern von mehreren, an den Innenwänden des Kraters vertheilten Stellen auf. Sehr merkwürdig nahmen sich einige frisch belaubte Sträucher aus, welche am obersten Kraterrande, und zwar an der Ost- und der Westseite vegetirten.

Während ich diese schaurige Stätte von einem günstigen Standpunkte aus mit dem Fernglase untersuchte, um den Weg zu ermitteln, auf welchem man am besten zum Kraterrande gelangen könnte, erzählte mir Charscho, daß er am Tage vorher vom Lager aus mit einigen anderen Somâl in der Richtung zum Seestrande herumgestreift sei und dabei einen ganz offenen Feuerherd entdeckt habe, in welchem das Magma noch brodelte und quoll. Natürlich überhäufte ich ihn mit Vorwürfen, warum er dies nicht gleich gemeldet habe, aber das Versäumniß war nicht wieder gut zu machen, denn wir durften keine Zeit verlieren und mußten vor-

wärts. Ich ließ mir nun von ihm wohl die Lage der betreffenden Stelle genau andeuten, konnte mit dem Fernrohre aber weder Rauch noch irgend ein anderes Anzeichen bemerken, welches auf einen zweiten, thätigen Feuerherd gewiesen hätte. Schließlich wollte ich noch einen letzten Versuch machen, in die Nähe des Kraters zu kommen. Der Fuß des Kegelberges zeigte sich auf allen Seiten von erstarrten Lavaströmen umschlossen, so daß man nur über diese hinweg zum Berge gelangen konnte. Eingedenk der bedenklichen Erfahrungen, welche uns am Tage zuvor vom Vordringen auf dem unsicheren Boden abgeschreckt hatten, wollte ich den Uebergang an der schmalsten — etwa 150 Meter breiten — Stelle versuchen und hatte, um diese zu erreichen, vorerst einen ganz niedrigen, altvulkanischen Hügel zu überklettern. Ich war gezwungen, dies allein zu thun, weil ich der glasigen, scharfen Schlacken wegen, mit denen der Boden streckenweise dicht besäet war, keinen meiner barfüßigen Begleiter mitnehmen konnte. Je mehr ich mich dem Kegelberge näherte, desto unsicherer wurde das Terrain, indem immer häufiger Bodenspaltungen auftraten, die zudem meist mit einer trügerischen Erdkruste verdeckt waren. Zuletzt machte ein 20 bis 25 Meter tiefer und 3 bis 4 Meter breiter Spalt meinem Vordringen ein Ende. Ihn zu umgehen, hätte viel Zeit erfordert, ich aber hatte Eile, da die Karawane mittlerweile ohne zu halten weitergezogen war.

Der Marsch ging in nordwestlicher Richtung weiter, hart an zwei älteren Kratern vorbei, deren Circus an der Nordseite offen war; zur Rechten liefen dem Pfade entlang die Ränder älterer Schutt- und Lavaströme. Obwohl dieselben noch vollkommen unzersetzt waren, hatten in vielen ihrer Hohlräume doch schon vereinzelte knorrige Sträucher Fuß gefaßt. Im Westen des thätigen Vulkans kamen zwei schwarze, niedrige Hügel zum Vorschein, die wie riesige Rußhaufen aussahen, und im Nordwesten, am See, ein ganz eigenthümliches, licht ockerfärbiges Schuttchaos, welches anscheinend aus jüngeren Eruptivmassen bestand.

Die ganze, im Süden des Rudolph-Sees gelegene Vulkanlandschaft führt auffallender Weise keinen Eingeborenennamen, und scheint es, daß eine bange Scheu vor den düsteren Gewalten, die dort herrschen, die Ein-

geborenen von der Schreckensstätte ferne hält. Ich habe es daher unternommen, den Vulkan zu Ehren des Führers der Expedition, welcher es vorbehalten war, von diesem jüngsten Feuerherde im dunklen Continente die Kunde zu bringen, »Teleki-Vulkan« zu benennen.

Im weiteren Verlaufe des Marsches kamen wir zwischen einer niedrigen Reihe kegelförmiger Hügel hindurch zum flachen Seestrande, an welchem wir hielten. Als ich da an die Construction unserer Wegroute ging, zeigte es sich, daß die während des Marsches gemachten Richtungsaufzeichnungen völlig werthlos waren. Die Compaßnadel hatte nämlich, beeinflußt durch die magnetischen Eisenmassen des Gebietes, die verkehrtesten Richtungen angegeben.

Es war dies unser letzter Lagerplatz am Rudolph-See; unweit davon erhob sich im Westen die steile Bergkette, welche uns allein noch vom Lande der Turkana trennte. Wir waren höchst begierig, das Volk kennen zu lernen, dessen Herrschaft im Gebiete des Rudolph-Sees sich uns bisher durch seine von ganz bedeutendem Unternehmungsgeist zeugenden Raubzüge bemerkbar gemacht hatte. Nach unseren bisherigen Reiseerfahrungen durften wir überzeugt sein, daß unser plötzliches Erscheinen an einer durch die Natur gegen feindliche Einbrüche geschützten Stelle der Landesgrenze nicht geringe Aufregung erzeugen würde. Aber das kümmerte uns jetzt nicht. Zum Diplomatisiren hatten wir weder Zeit noch Lust; auch blieb uns keine Wahl, und wohl oder übel, wir mußten durch ihr Land.

Auf Lembasso hatte der Umstand, daß uns die Reschiát sowohl in Frieden aufgenommen als auch wieder hatten abziehen lassen, gewaltigen Eindruck gemacht, und er fragte uns oft, welche »Medicin« wir zu dem Zwecke angewendet hätten; daß es mit natürlichen Dingen zugegangen war, konnte er nicht glauben. Nach Alledem hielt er es aber auch nicht für nöthig, uns nun vor den Turkana zu warnen.

Umso ruhiger klommen wir am folgenden Morgen die pfadlose, nahezu kahle Rückenlehne hinan. In tief eingeschnittenen Wasserrissen traten zeitweise Gneisfelsen zu Tage, das vorwiegende Massengestein war jedoch vulkanischer Natur. Felsblöcke versperrten uns oft den Weg und mußten

zur Seite geräumt oder in die Tiefe hinabgekollert werden, und das Weiterkommen war hauptsächlich für unsere Tragthiere äußerst beschwerlich. Eines derselben — unglücklicherweise gerade jenes, auf welchem unser Affe angebunden war — kam auch zu Falle und überschlug sich dabei nach hinten. Wir hielten Beide für verloren, und ein Angstschrei ging durch die Reihen, Angesichts der Gefahr, in welcher unser aller Liebling Hamis schwebte; doch kamen wider Erwarten Roß und Reiter mit dem bloßen Schreck davon.

Nach dreistündigem Aufstieg hatten wir den breiten, plateauartigen Kamm der Bergkette erreicht, und es ging nun auf ebenem Boden weiter. Wir befanden uns in ungefähr 930 Meter Meereshöhe, 530 Meter über dem Rudolph-See, der sich uns, nun wir ihn verließen, wieder in seiner schönsten Gestalt, als dunkle, leichtgekräuselte Fläche inmitten einer malerischen Berglandschaft zeigte.

Der Bergkamm, auf dem wir marschirten, verlief in westlicher Richtung ziemlich eben; gegen Süden hin entsendete er mehrere seichte Thalmulden, während er im Norden in ein schrofferes Bergland überging. Die Gegend war augenscheinlich unbewohnt, und es überraschte uns daher, nach ungefähr einstündiger Wanderung plötzlich eine einzelne Gestalt auftauchen zu sehen, die zögernd und mehrmals haltend auf uns zukam. Es war ein junger Bursche und zufälliger Weise ein Njiro-Mann und Bekannter Lembasso's. Er war als Knabe zu den Turkana gekommen und einer der Ihrigen geworden. Nun befand er sich eben auf dem Wege zu seinen Landsleuten am Njiroberge, um diesen einen kurzen Besuch zu machen. Daß es ihm in seinem neuen Vaterlande nicht schlecht ging, konnten wir aus seinem ganzen Aussehen entnehmen, welches auf den ersten Blick den »Elegant« verrieth.

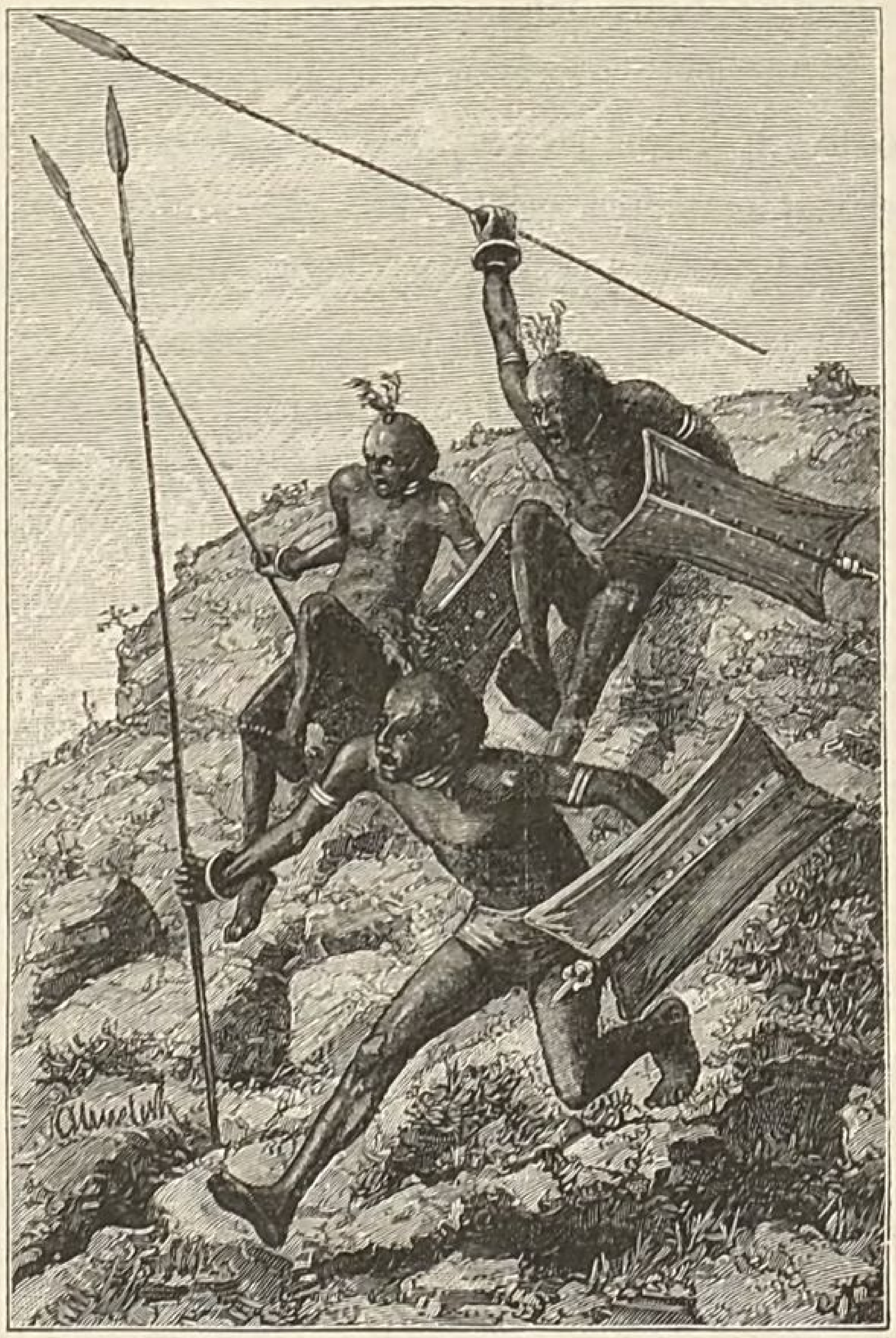
Uns kam der junge Mann wie gewünscht, umsomehr, als er gerne bereit war, seinen Besuch bei den Verwandten zu verschieben und uns als Führer und Dolmetsch zu dienen. Wir hatten geglaubt, an dem Tage ohne Wasser lagern zu müssen, und die Leute hatten ihre Rationen deshalb schon am Tage zuvor gekocht; er führte uns indeß zu einem umfang-

reichen Regenwassertümpel, wo er uns rieth, Mittagsrast zu halten und uns mit Wasser zu versorgen, weil es beim Grenzdorfe der Turkana nur wenig und schlechtes Wasser gebe. Er erzählte uns, daß die Turkana viele Rinder, Schafe, Ziegen, Kameele und Esel hätten, daß wir jedoch Durrha nur in Lamarétt, an der Mündung des Kérioflusses, finden würden.

Am Nachmittage überschritten wir einen niedrigen Rücken und gelangten, allmälig absteigend, in ein breites, flaches Thal, das wir zu durchqueren hatten. Der Thalboden war fast vegetationslos und blos der Länge nach von einer dichten Baumreihe durchzogen, welche sich wohl vielversprechend grün darbot, aber nur den Lauf eines trockenen Bachbettes kennzeichnete. Als erster Beweis, daß wir uns bewohnten Gebieten näherten, erschien uns hier eine Herde Kameele, welche aufsichtslos von der Weide heimwärts zog. Wir wanderten übrigens noch lange unbehelligt weiter und wollten eben wieder einen niedrigen Rücken übersteigen, als uns die ersten Eingeborenen gewahr wurden. Von Aufregung und Entsetzen erfaßt, stoben sie, ohne auf die Zurufe unseres Führers zu hören, davon. Wir hielten nun, um sie zu beruhigen und eine Verständigung anbahnen zu können, da sonst sicherlich das ganze Land alarmirt worden wäre. Nach einiger Zeit hinkte in der That ein Eingeborener, der an einem Fuße gelähmt war, zu uns heran. Wir klärten ihn über unsere friedlichen Absichten auf und wollten dann eben den Marsch wieder aufnehmen, als den Hügel herab drei Krieger gegen uns losgestürmt kamen. In 50 Schritt Entfernung hielten sie und machten unter gellendem Geschrei eine Reihe von kriegerischen, drohenden Bewegungen, die uns wohl imponiren sollten; doch nur schallendes Gelächter erregten ihre, mit wirklich affenartiger Behendigkeit ausgeführten Sprünge bei uns. Wir konnten gleichzeitig indeß nicht umhin, das ungewöhnliche Maß von Muth zu bewundern, welches dazu gehörte, einer ganz unverhältnißmäßigen Ueberzahl fremder Menschen so keck entgegenzutreten.

Unser weiterer Marsch führte über eine ebene Plateaulandschaft mit scharfkantigem Gerölle, zwischen dem sich kaum Spuren von Pflanzenwuchs fanden, und endete gegen Sonnenuntergang in der Nähe eines Turkana-

krales, bei welchem wir lagerten. Während des letzten Theiles des Marsches hatten wir sehen können, wie die Viehherden in eiligster Flucht nach den verschiedensten Richtungen davongetrieben wurden, und es wunderte uns daher nicht, das Dorf fast verlassen zu finden. Die Panik hielt indeß nicht an. Es gelang unseren Führern, die Bevölkerung zu beruhigen, und noch am selben Abend kehrten wenigstens die Bewohner des Dorfes zurück.


Turkanakrieger beim Angriff.

Um der Kunde von unserer Ankunft Zeit zur Verbreitung zu geben, beschloß Graf Teleki, einen Tag an dem Platze zu bleiben, so trostlos, ja abstoßend derselbe auch war; der Rasttag war auch der vielen, an wunden Füßen leidenden Leute wegen geboten.

Die Landschaft, welche wir hiemit erreicht hatten, bildete den Grenzbezirk Katiamán von Turkana. Sie erinnerte in auffallender Weise an die stark denudirten Theile des Karstgebietes. Wie dort ist auch hier der Boden mit spitzen und scharfkantigen Felstrümmern dicht besäet; das Gestein ist aber vulkanisch, grob porös und von graubrauner Färbung. Katiamán ist entschieden das unfruchtbarste Gebiet, welches wir bewohnt gefunden haben. Da fehlte es schon kurz nach der Regenzeit an Gras, und

Wasser oder vielmehr eine ekelhafte, trübe und stinkige Jauche, von welcher sich selbst unsere Leute mit Widerwillen abwendeten, fand sich nur in geringer Menge am Grunde einer engen, dolinenartigen Bodeneinsenkung. Das Vieh — Rinder, Schafe und Ziegen — glich aber auch wandelnden Skeleten; besser sahen die Kameele und Esel aus. Das Dorf war klein und bestand der Hauptsache nach aus vertrockneten, im Kreise in die Erde gesteckten Baumzweigen; Hütten gab es, wie überhaupt in ganz Turkana nicht. Eingeborene zeigten sich nur wenige, und in unser Lager wagten sie sich gar nicht, obwohl wir mit Geschenken nicht sparten; daran konnte übrigens nicht ihr Mißtrauen gegen uns Schuld sein, denn ihre Herden ließen sie bald wieder unbekümmert ganz in der Nähe weiden. In der Meinung, es mit einem besonders armen Theile von Turkana zu thun zu haben, bemühten wir uns nicht sehr mit dem Erwerbe von Vieh und kauften nur zwei Esel und sechs Ziegen; die Rinder wiesen wir etwas voreilig als gar zu mager zurück.

Von unserem, 938 Meter hoch gelegenen Lagerplatze aus, hatten wir eine weite Fernsicht über das Land der Turkana. Dasselbe zeigte sich als eine gleichmäßige, ungefähr zur Hälfte mit Nordsüd gerichteten Bergzügen bedeckte Ebene. Reizend erschien das breite Thal des Kérioflusses, das uns von der nächsten Parallelkette, dem gipfelreichen Doenje Erók trennte; es war mit lichtgrünen, frischbelaubten Bäumen und Büschen bestanden, zwischen welchen allerdings weißer Sandboden hindurchleuchtete. Die Bergkette, auf welcher wir lagerten, wies im Süden mehr den Plateaucharakter, nach Norden zu jedoch zerklüftetere Formen auf; dort dürfte der metamorphische Grundbau der Kette frei von vulkanischer Decke zu Tage liegen. Höhere Gebirgszüge, als jene waren, welche sich in unserer näheren Umgebung befanden, erhoben sich in weiter Ferne, in südsüdwestlich bis westlicher Richtung. Leider war es unmöglich, unseren sonst günstigen Standort für die Kartographie entsprechend zu verwerthen, weil auch hier die Magnetnadel in Folge des Eisengehaltes des Bodens sich als ganz unverläßlich erwies. Hielt man die Bussole nahe am Boden hin, so kehrte sich die Nadel ganz um.

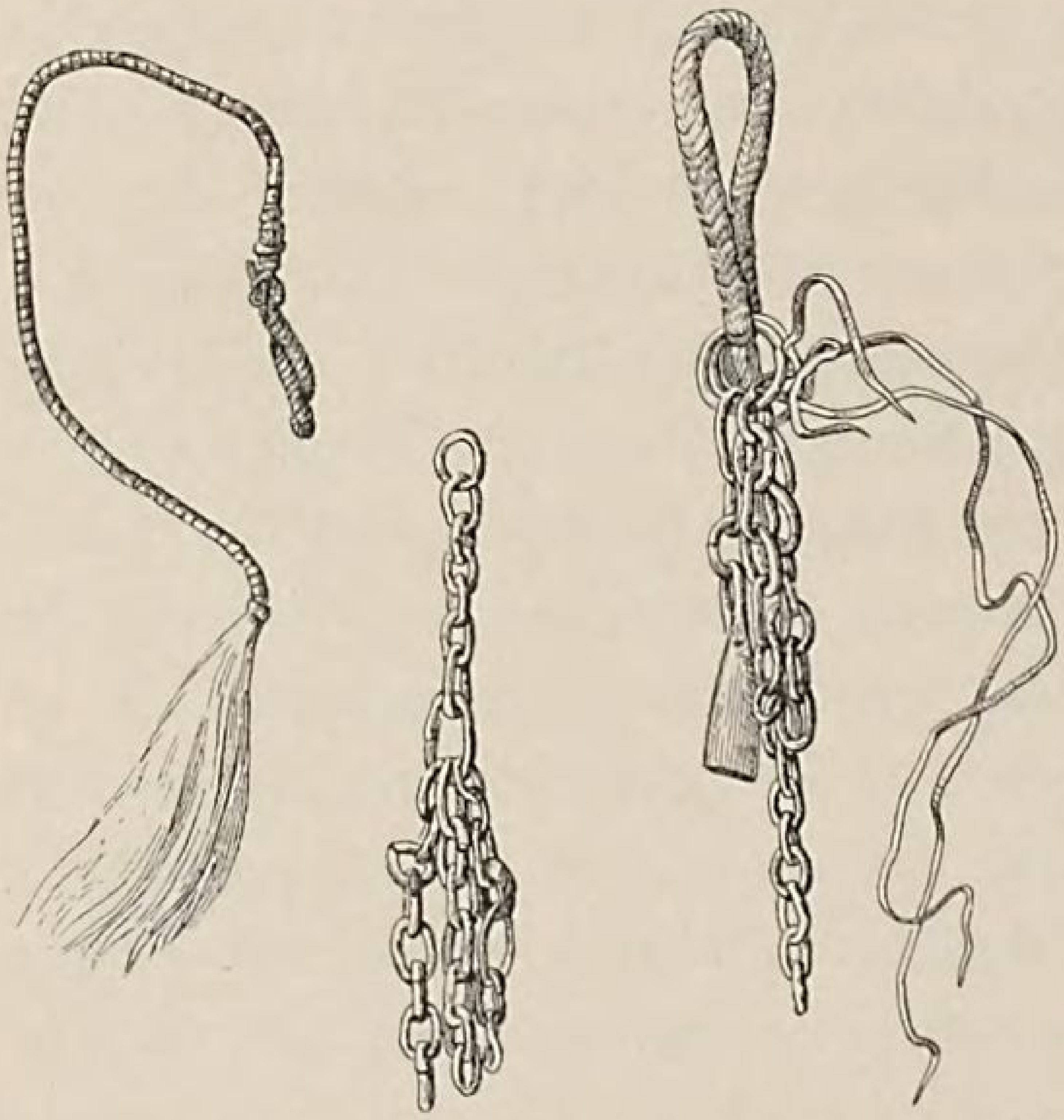
Der nächſte Marſchtag brachte uns an den Kériofluß. Erſt ging es ſachte bergab über das geröllbeſäete Plateau, dann jäh über den Rand desſelben in die Tiefe. Der Marſch war für Alle gleich beſchwerlich. Wir hatten ſtundenlang von Stein zu Stein zu balanciren, unſere barfüßigen, jammernden Leute hingegen ihre Füße behutſam von Zwiſchenraum zu Zwiſchenraum zu ſetzen; Alles war froh, als wir in der Tiefe angelangt endlich im lockeren Sande ſorglos dahinſchreiten konnten. Mit der Zeit bekamen wir jedoch auch das ſatt, da der Weg drei Stunden lang im heißeſten Sonnenbrande durch gleichmäßig lichten, ſchattenarmen Akazienwald führte, bis wir ſchließlich den dichteren Uferſaum des Kério erreichten. Auf der ganzen Strecke hatten wir nicht einen Grashalm angetroffen. Ebenſo auffallend war der völlige Mangel jeglichen größeren Thierlebens. Keine einzige Wildfährte kreuzte unſeren Weg, und auch die Summe der Vögel, welche wir zu Geſicht bekamen, wäre an den Fingern abzuzählen geweſen.

Der Kériofluß, deſſen bedeutender Uferwald in uns ganz übertriebene Vorſtellungen von ſeiner Größe erweckt hatte, entpuppte ſich als ein breites, mit weißem Sande erfülltes, der Hauptſache nach aber trockenes Flußbett. Nahe am linken Ufer gab es in einer Furche etwas Waſſer, das offenbar von einem ganz kürzlich im Oberlaufe gefallenen Regen herrührte, denn 1000 Schritt weiter unten ſchon war das Bett in ſeiner ganzen Breite wieder trocken.

Wir lagerten auf der linken Flußſeite, in einem ſchattigen Akazienhaine, in 449 Meter Meereshöhe. Dörfer mochte es wohl in der Umgebung geben, doch waren ſie nicht zu ſehen. Bald aber, nachdem wir unſere Zelte aufgeſchlagen hatten, füllte ſich unſer Lager mit Turkanageſtalten jeden Alters, und da dieſes Volk das weitaus lärmendſte iſt, welches wir kennen gelernt haben, erſchallte es zwiſchen den Bäumen binnen Kurzem vom lauteſten Halloh. Dem lebhaften Volkscharakter entſprechend war auch die Begrüßung, mit welcher uns ein Dutzend Krieger beehrte und die — hätte nicht Alles für eine ausgeſprochen friedliche Geſinnung gezeugt — viel eher für einen Angriff gehalten werden konnte. Mit hochgeſchwungenen Schilden und Speeren kamen ſie, unter lautem Geſchrei

und affenartigen Sprüngen, behende jede Deckung benützend, die sich darbot, in einer Art von zerstreuter Gefechtsweise auf unser Lager zu. So mögen Paviane kämpfen, wenn ein Leopard sich an einem Stück ihrer Herde vergreift. Nach dieser Vorstellung hockten sie sich nieder und warteten geduldig auf ein Geschenk.

Bald darnach kam ein älterer Mann ins Lager, der sich uns als Leigwoánan vorstellte. Einige Burkenedschifrauen, die ins Lager gekommen waren, erklärten uns, daß es in Turkana einen Oberleibon, einen zweiten Leibon und drei Leigwoánane gebe. Der höchste Leigwoánan habe die Kameele unter sich, der nächste im Range die Rinder und der unterste die Ziegen und Schafe; letzteren hätten wir vor uns. Sein Schauri war kurz. Er meinte, daß wir gut thun würden, den morgigen Tag noch an der Stelle zu bleiben, damit sich die Nachricht von unserer Ankunft im Lande verbreite; dann könnten wir auch erwarten, daß uns Vieh in Menge zum Verkaufe gebracht werde. Wir blieben daher. In unserer Erwartung betreffs der Einkäufe sahen wir uns zwar ein wenig getäuscht, es besuchte uns indeß viel Volk, und wir hatten günstige Gelegenheit, dasselbe näher kennen zu lernen.

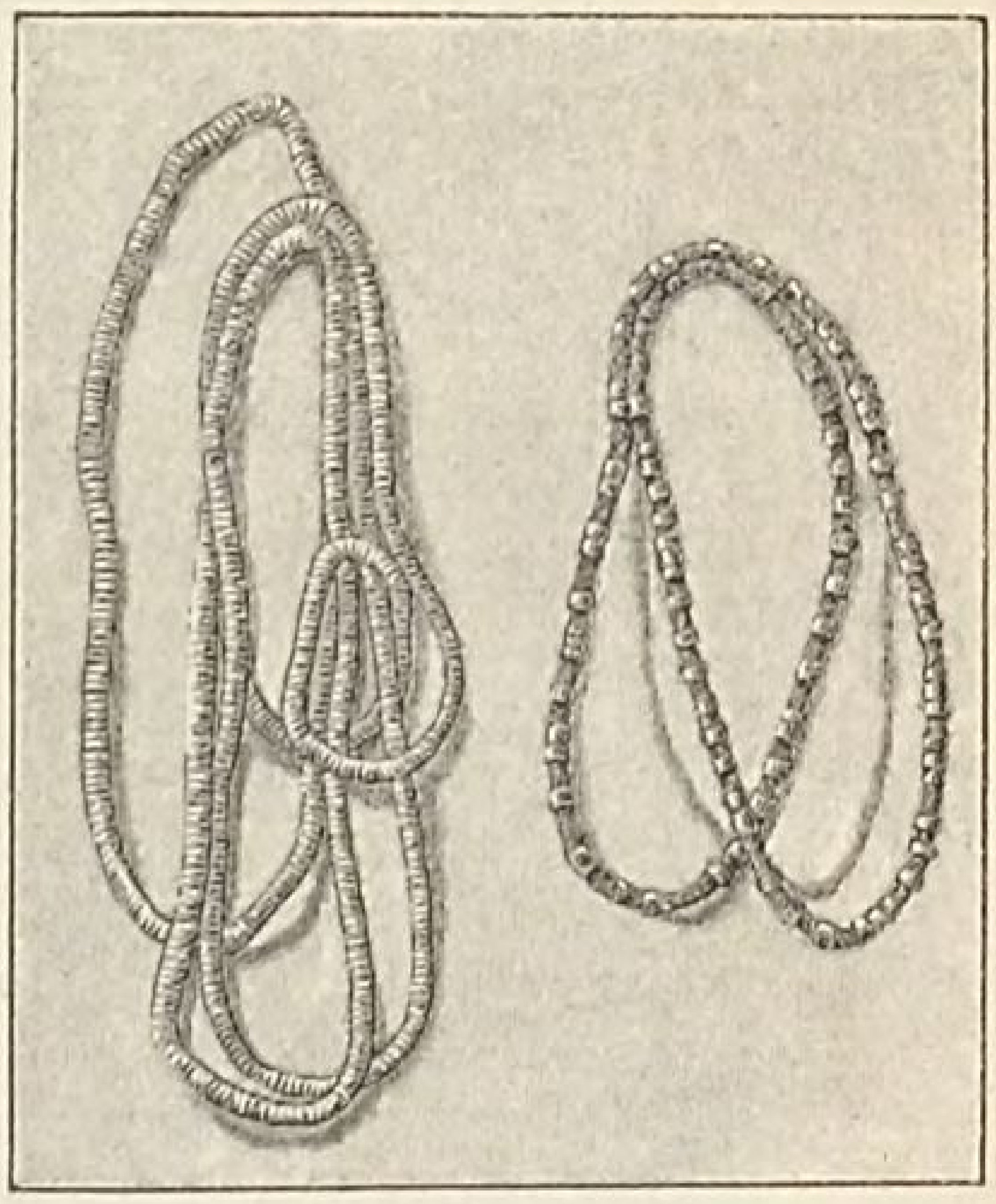


Armschmuck der Turkana.

Die Turkana oder Elgume, wie sie sich auch nennen, sind in ihrem Aeußeren wesentlich verschieden von den uns früher untergekommenen Völkerschaften. Ihr Aussehen ist negerhafter. Sie sind nur mittelgroß, dafür aber erstaunlich breit und stämmig, häufig geradezu herkulisch ge-

baut; die Arme haben sie unverhältnißmäßig lang. Ihre Hautfarbe ist dunkler als chocolatebraun, die Frauen sehen noch schwärzer und negerhafter aus. Bei den Turkana gibt es, wie bei den Reschiát, viele Burkenedschifrauen, weshalb auch bei ihnen zwischen reinen Eingeborenen und Mischlingen zu unterscheiden ist. Die letzteren gehören ausnahmslos der jüngeren Generation an und radebrechen nicht selten die Burkenedschi-(Masai)sprache; man kann daher auch hier mit dieser Mundart ganz gut auskommen.

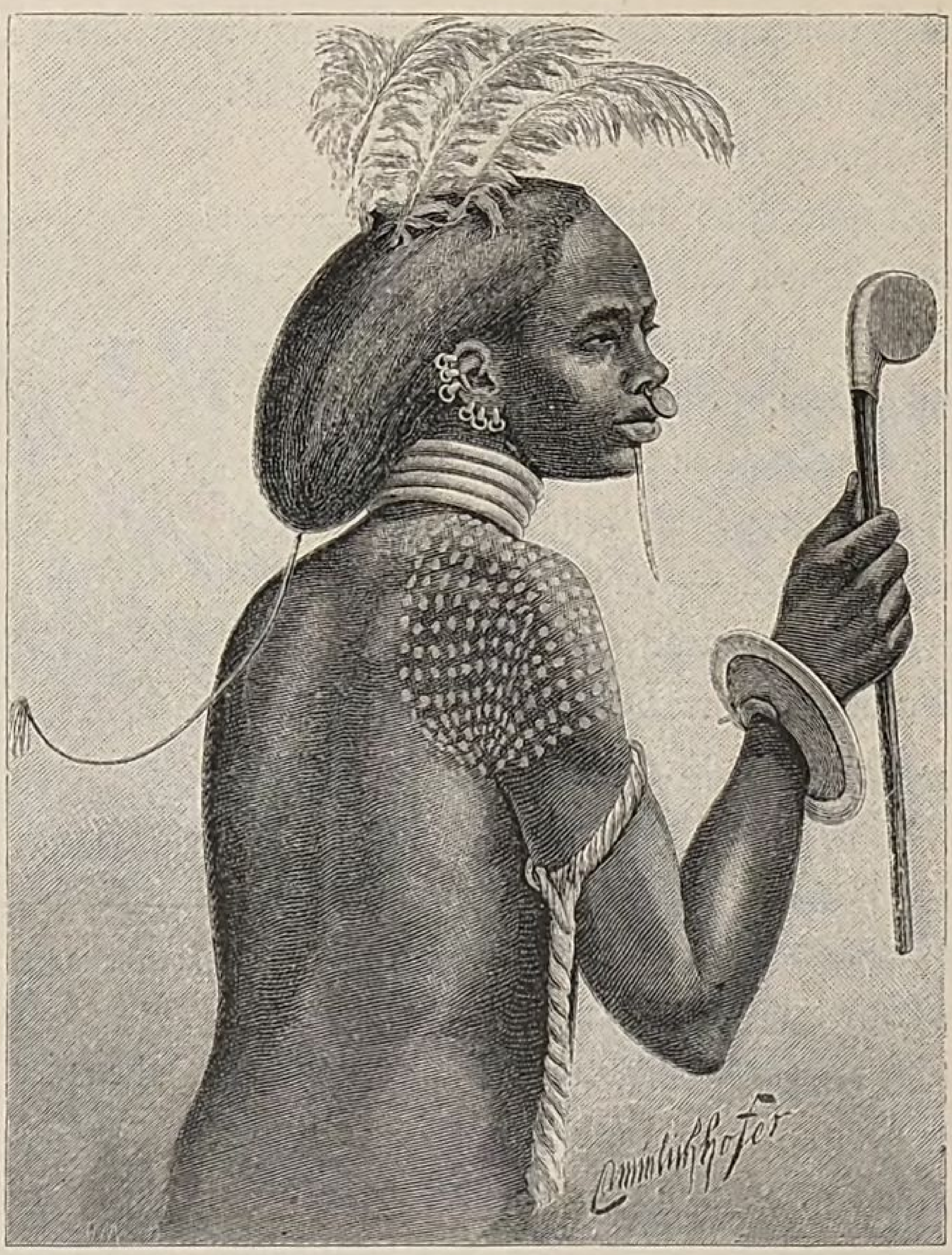
Die Turkana sind unbeschnitten. Die Männer tragen meist nur eine Lendenschnur aus selbstgemachten Eisen- oder Messingperlen. Junge Männer — die Krieger im engeren Sinne, denn auch alte verheiratete Leute betheiligen sich an den Kämpfen — haben einen Lendenschurz aus Ziegenleder, der vorne 8 Centimeter und hinten 15 Centimeter breit ist; die Ränder dieser Schurze sind recht hübsch mit den erwähnten Metallperlen verziert.



Hals- und Lendenschnüre der Turkana.

Ihr Schmuck ist meist aus Eisen gefertigt. Als Armband tragen sie gewöhnlich eine Anzahl loser Drahtringe, und am Halse vier bis sechs starke Eisenspangen, so daß derselbe wie gepanzert und der Kopf zu einer steifen Haltung gezwungen ist. Vom Oberarm hängt stets ein ledernes, geflochtenes Armband herab, das meist in einen Kuhschwanz endigt. Geflochtene Lederringe mit eisernen Kettengliedern als Anhängseln oder einfache Lederbänder schmücken gewöhnlich die Beine. Die Unterlippe haben beide Geschlechter durchbohrt, um sie mit einem Messingstäbchen oder Plättchen zu zieren; ebenso die Nasenscheidewand, in die eine ovale Messingplatte eingehängt wird. Die Ohrränder werden durchbohrt und nehmen eine Anzahl kleiner Ringe auf. Das Haar tragen die jungen Leute in der

schon bei den Reschiát beschriebenen Chignonform, von deren Mitte, ebenso wie bei jenen (indeß nicht immer), ein feines elastisches Stäbchen ausgeht, welches aufrecht steht oder aber nach rückwärts zu gebogen ist; häufig schmücken das Haar nebstbei auch weiße, rothbemalte Straußfedern.



Turkanakrieger.

Aeltere Männer tragen das Haar in einer höchst originellen Form als 50 bis 70 Centimeter langen und 30 bis 40 Centimeter breiten Haarbeutel, der am Rücken herabhängt. Dieser Haarbeutel besteht nur aus eigenem Haar ohne andere Zuthaten und wird durch fortwährendes Ausrupfen und Verfilzen der Haare mittelst einer langen hölzernen Nadel er=

zeugt. Die Beutelform ist insoferne keine vollständige, als die Ränder nach der inneren Seite zu nur in einer Breite von 6 bis 10 Centimeter umgekrämpt sind. Geschmückt wird der Haarbeutel mit mehreren Straußfedern und einem langen, nach aufwärts gebogenen Drahtstück, welches

Turkanamann.

nach hinten wegsteht. Aeltere, vermögendere Turkana tragen häufig — sowohl bei einfach krausem Haar, als auch mit dem Haarbeutel — einen steifen Hut von verschiedener Form aus Menschenhaarfilz und mit Kaurimuscheln verziert. Ein anderer, ganz prächtiger Kopfschmuck, den man, wiewohl seltener, bei den jungen Männern antrifft, besteht aus

wallenden, meist schwarzen Straußenfedern, welche dicht in das Haar eingebunden sind.

Die Bewaffnung der Turkana besteht in schlechten Speeren und in Schilden aus Nashorn- oder Flußpferdehaut von der bereits am Njiro-

Junger Turkana mit Kopfschmuck aus Straußenfedern.

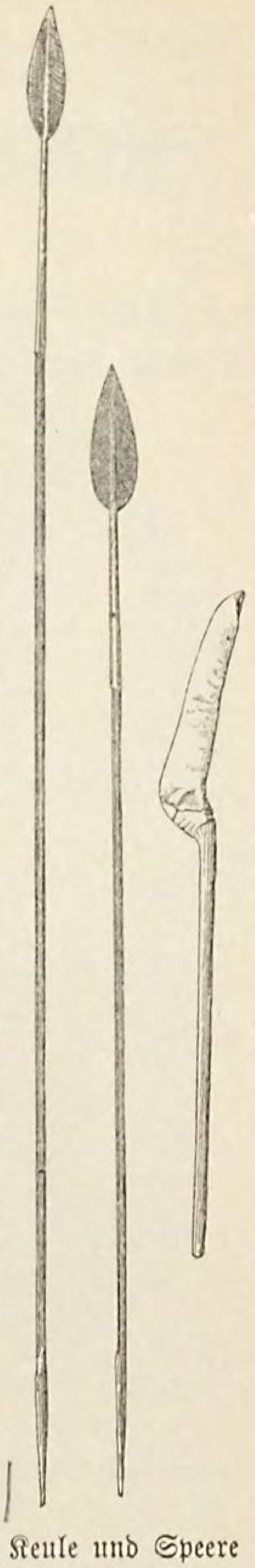
berge beschriebenen Form; selten sieht man auch die langen, aus Korbgeflecht gemachten Schilde der Reschiát. Bogen und Pfeile finden sich nur ganz vereinzelt vor. Zur vollständigen Ausrüstung eines Turkana gehören ferner ein rundes Kampfmesser am rechten Handgelenke, ein aus einem ganzen Beisa-Antilopenhorn bestehender Tabaksbehälter, der kleine zweibeinige Kopfstuhl und eine kleine, am oberen Ende mit Leder überzogene Holzkeule.

Die Mädchen tragen vorne eine kleine Lederschürze, welche mit einem breiten Saume von weißen, aus Straußeneierschalen verfertigten Perlen reich verziert ist, und hinten einen langen, faltigen Schurz aus braun behaarten Ziegenfellen, dessen Ränder reizend mit kleinen Eisen- oder Messingperlen besetzt sind. Aeltere Frauen tragen einen solchen langen Lederschurz sowohl vorne als hinten. Der weibliche Schmuck besteht in einer Anzahl von Perlenschnüren um den Hals, in Lendenschnüren von Eisen- oder Messingperlen oder Ziegenzähnen und in verschiedenen Ohr-, Arm-, Fuß-, Lippen- und Nasenringen oder -Plättchen. Die Haare sind stets in viele dünne, schnurförmige Strähne gedreht, die vorne kürzer und hinten länger, gleichmäßig herabhängen.

Tättowirungen, bei Frauen auf dem Bauche, bei Männern auf einer oder auf beiden Schultern, sind häufig; sie bestehen in erhabenen Narbenbildungen, welche in parallelen Curven angeordnet sind.

Die Turkana sind Viehzüchter und in engen Grenzen auch Nomaden. Sie halten Rinder, Ziegen, Schafe, Esel und Kameele. Zu letzteren sind sie erst vor etwa vierzig Jahren durch Raubzüge gelangt, welche sie im Samburulande unternahmen. Sie verstehen es auch noch nicht, die Kameele zu behandeln und sie als Lastthiere zu gebrauchen und züchten dieselben nur der Milch und des Fleisches wegen. Ihr Viehbesitz ist von Seuchen bisher verschont geblieben, und sie erfreuen sich, ihrer eigenen Angabe nach, einer stetigen Zunahme desselben.

Nur an der Mündung des Kério und des Trrguéll soll Durrha gebaut werden. Weitere Nahrungsmittel bieten ihnen die Fische im Rudolph-See und die in einigen Theilen des Landes massenhaft gedeihenden Dompalmen, aus deren Fruchtschalen sie ein Mehl bereiten.

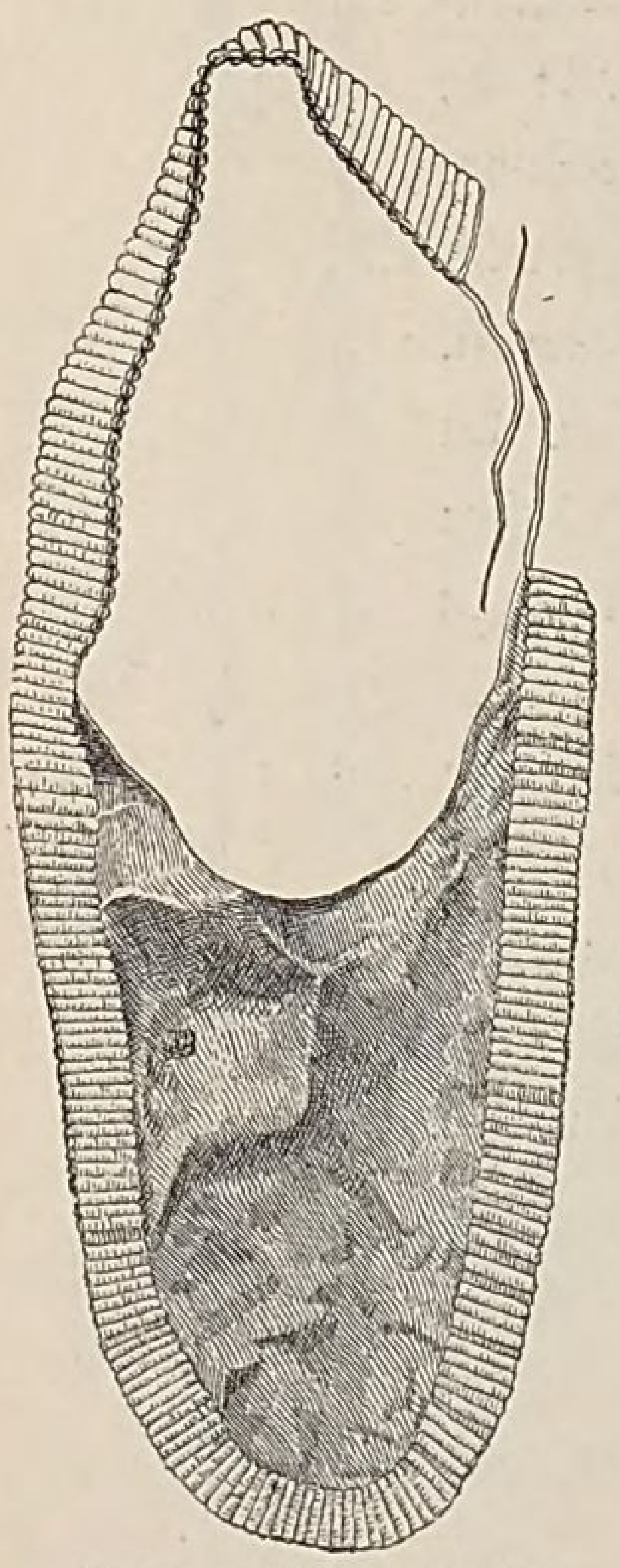


Keule und Speere der Turkana.

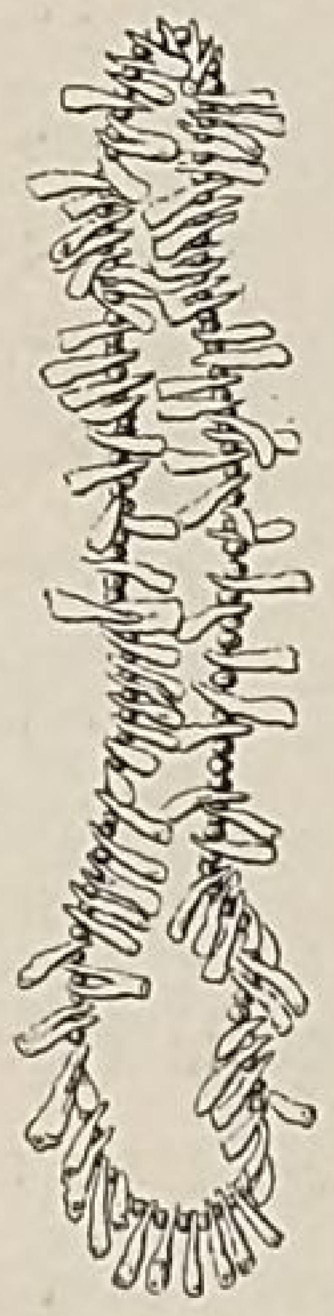
In Bezug auf Nahrung sind die Turkana wenig wählerisch; sie essen Alles, auch die Hunde, welche sie in ziemlicher Anzahl besitzen. Beide

Tabaksbehälter der Turkana.

Geschlechter sind leidenschaftliche Verehrer des Tabakes (tumbáo), den sie sowohl kauen als schnupfen.



Turkana-Mädchenschürze.



Lendenschnur aus Ziegenzähnen.

Das Volk der Turkana lebt fast ohne Obdach unter freiem Himmel und steht in dieser Hinsicht am niedrigsten unter allen Stämmen, welche wir in unserem Reisegebiete angetroffen haben; ein paar im Kreise in die Erde gesteckte Zweige deuten die Dörfer und die Hütten an.

Der Gruß der Turkana besteht in einem dreimal wiederholten »na«, das ebenso oft mit »faya« beantwortet wird.

Ihre Sprache gehört der nilotischen Sprachengruppe an. Ihre Sprechweise ist heftig und die Sprache hört sich rauh, hart und abstoßend an. Eigenthümlich klingt ein kurzes, mit größter Heftigkeit herausgestoßenes »he«, welches sowohl Freude, Ueberraschung und Erstaunen, als Aerger und Zorn ausdrückt und daher fortwährend ertönt. Ihre Lieder sind lärmend und unmelodisch, ihre Tänze grotesk; sie bestehen in wilden, ungezügelten Sprüngen und unzüchtigen Bewegungen bei gleichzeitigem »hu hu hu«-Geheule. Das Volk der Turkana erinnert in vieler Hinsicht an die Nilstämme der

Lango, Djur, Schilluk und Nuer, mit welchen es entschieden enge verwandt ist.

Das Land der Turkana erstreckt sich dermalen längs der ganzen Westseite des Rudolph-Sees. Im Süden bildet der Mittellauf des Trrguéll-flusses die Grenze. Ihre westlichen Nachbarn sind die Karamoyó, ein ihnen sehr nahe verwandter, überlegener Volksstamm. Vor ungefähr fünfzig Jahren wohnten die Turkana weiter westlich, in den Gebieten, welche heute die Karamoyó inne haben, und der südliche Theil ihres heutigen Landes gehörte damals den Burkenedschi. Die Karamoyó drängten die Turkana nach Osten, und diese vertrieben ihrerseits die Burkenedschi nach dem Samburulande. Die Turkana bekriegen alle ihre Nachbarn mit Erfolg und fürchten nur die Einfälle der Karamoyó.

Turkanafrau.

Nervöse Naturen werden sich in Turkana wenig gemüthlich fühlen. Wir waren es glücklicherweise nicht, und so kümmerte uns das aufgeregte Lagertreiben wenig. Bald waren es Krieger, die uns mit der Schaustellung von lärmenden Scheingefechten begrüßten, bald der unter allen Zeichen höchster Aufregung geführte Ziegenhandel, immer aber das in jeder Ecke des Lagers laut werdende »he he« der Eingeborenen, was unausgesetzt den Eindruck erweckte, als ob Streit drohe oder schon ausgebrochen sei. Der Einkauf von Vieh ging auch hier nicht im erwünschten Maße von statten, und wir mußten von unserem Durrhavorrathe zehren. Rinder

und Kameele wurden uns gar nicht angeboten, und die Ziegen und Schafe, welche sie allerdings in größerer Zahl brachten, waren eigentlich nur für Tabak feil. Wie es in Reschiát immer nur »Tscharra« und »Mborro« geheißen hatte, so klang uns hier fort das »Tumbáo« in die Ohren; für Tabak hätten wir ungezählte Mengen von Vieh aller Art kaufen können, den besaßen wir aber nicht.

In unseren Handelsbemühungen stand uns übrigens der Umstand im Wege, daß viele unserer Leute geringe Mengen von Tabak hatten und dafür auch eine erkleckliche Anzahl von Ziegen und Schafen eintauschten, während wir selbst mit allen unseren Waren nur ungefähr 30 Stück Kleinvieh erstehen konnten. Die Eingeborenen waren auf Tabak derart versessen, daß sie Ziegen oder Schafe für eine einzige Prise Kautabak hergaben. Graf Teleki ließ den Dingen ihren Lauf, weil die Leute das gekaufte Vieh ja doch aufessen oder hergeben mußten, wenn eines schönen Tages die Lebensmittel mangelten; andererseits hofften wir, daß die Eingeborenen mit der Zeit, wenn der Tabak zu Ende war, unseren Eisendraht und die Perlen williger nehmen würden. Dualla, welcher unsere Einkäufe leitete und meist selbst besorgte, hatte indeß einen schweren Stand und verlor bald alle Geduld, um sie während unseres ganzen Aufenthaltes in Turkana nicht wieder zu finden. Er bezahlte für Ziegen oder Schafe, je nach der Größe, drei bis fünf Eisendrahtwindungen von 20 Centimeter Durchmesser und ebensoviele Stränge weißer Masaiperlen; anders gefärbte waren nicht mehr vorhanden. Aber hundert Geschäfte wurden abgeschlossen und immer wieder rückgängig gemacht, weil die Eingeborenen nicht glauben konnten, daß keiner der vielen Ballen Tabak enthalte, oder weil sie früher noch einmal versuchen wollten, solchen für ihre Thiere bei irgend einem der Leute zu bekommen. Zu allem Ueberflusse mußte Dualla bald auch noch erfahren, daß ihn die Eingeborenen nicht leiden mochten, einerseits wegen seiner ständigen Weigerung, ihnen Tabak zu bieten, andererseits in Folge der kurz angebundenen Art und Weise, in welcher er in seinem Aerger schließlich mit den Eingeborenen verkehrte. Ziemlich viel Tabak besaß unser Njemßer Führer Sokoni. Er hatte gewußt, daß dieser in

Turkana sehr begehrt sei und während unseres Aufenthaltes in Reschiát alle Perlen, die wir ihm im Laufe der Zeit schenkten, in Tabak umgesetzt, ohne uns davon zu unterrichten. Nun lachte er sich ins Fäustchen und handelte sich spielend bei 30 Ziegen ein. Außer Kleinvieh brachten die Eingeborenen noch getrocknete Fische und einmal auch zwei frische, die ungefähr 40 Centimeter lang waren und in Form und Färbung Häringen ähnlich sahen.

Eingeborener von Turkana.

Am Nachmittage des zweiten Tages erhielten wir den Besuch von fünfzehn älteren Männern, die von Gatérr, einer weiter westlich, am Fuße des Doenje Erók gelegenen Landschaft gekommen waren. Sie baten uns, nicht — wie Graf Teleki beabsichtigte — nach Larémett (der Mündung des Kério), sondern nach Gatérr zu ziehen, weil daselbst die meisten Elgume angesiedelt seien und wir dort auch viel mehr Vieh einkaufen könnten; Durrha gebe es heuer in Larémett ohnehin nicht, weil die Regen ausgeblieben seien. Aehnliches hatten wir schon früher erfahren, wie denn überhaupt ein Theil der Turkana uns versicherte, daß in dem Jahre nirgends im Lande auch nur ein Durrhakorn zu haben sei, während Andere allerdings das Gegentheil behaupteten. Als die Bewohner des Kériothales erfuhren, daß wir nach Gatérr gehen wollten, versuchten sie es ihrerseits, uns davon abzubringen und bemühten sich uns einzureden, daß es dort wohl viele Elgume, aber weder Vieh noch Gras oder Wasser gebe. Der Einwand war wenig überzeugend, denn wo viele Menschen

lebten, mußte es auch Vieh und Wasser geben. Graf Teleki entschied sich daher dafür, Laremétt zur Seite zu lassen und das Lager nach Gatérr zu verlegen, umsomehr, als dieser letztere Ort auf dem Wege nach Ngamátak lag, dem südwestlichen Grenzbezirke von Turkana, wohin wir gelangen wollten, um von dort aus die Rückreise zum Baringosee anzutreten. Nach Ngamátak war Dschumbe Kimemeta vor wenigen Jahren als Erster vom Baringosee aus vorgedrungen; mit dem Erreichen jenes Gebietes hatte somit unsere Wanderung durch unbekanntes Land ihr Ende.

Der Kériofluß, welcher am Tage vorher noch etwas Wasser geführt hatte, war jetzt bereits vollkommen trocken; doch erhielt man Wasser leicht durch Graben seichter Löcher im Sande. Das Vieh der Turkana schien an solche Wasserverhältnisse gewöhnt zu sein, da es, zum Flusse getrieben, von selbst im Sande zu scharren anfing.

Bevor wir vom Kériolager aufbrachen, wurde Lembasso entlohnt und in Gnaden entlassen. Der junge Mann hatte uns in jeder Hinsicht über Erwarten zufriedengestellt, und er erhielt nun ein so bedeutendes Geschenk an Tauschwaren, daß er es ohne einen weiteren Wunsch zu äußern aufnahm, was bei Eingeborenen genug sagen will. Sein plötzlicher Reichthum hatte für ihn aber noch die andere beglückende Folge, daß die Burkenedschifrau mit den beiden Töchtern, dadurch geblendet, sich entschloß, dem jungen Manne als Gattin nach dem Njiroberge zu folgen. Lembasso war über Nacht vielleicht der reichste Mann in seinem Dorfe geworden und strahlte vor Glück und Zufriedenheit, als er von uns schied.

Drei Stunden Marsch über ebenen, tiefsandigen Boden brachten uns zu einem anderen trockenen Flußbette, wo man uns lagern hieß. Wir hatten zwar noch nicht Gatérr erreicht, doch gab es in der Nähe viel Vieh, hauptsächlich Kameele, wir fügten uns daher gerne dem Wunsche unserer Führer. Der Markt war da in der That etwas lebhafter. Wir kauften ungefähr 60 Schafe und Ziegen sowie einige Esel, und hatten sogar schon zwei Kameele ausgehandelt, doch wurde der Verkauf der letzteren wegen Mangel an Tabak wieder rückgängig gemacht.

Am folgenden Morgen lagerten wir nach kurzem Marsche am Fuße des Doenje Erók, wieder an einem trockenen Flußlaufe; wir waren nun in Gatérr. Bislang hatten wir im Lande der Turkana noch keine Spur von Gras zu Gesicht bekommen, und es blieb uns unerfindlich, wie so große Viehmengen, wenn auch nur kümmerlich, im Lande existiren konnten. Hier gab es nun wenigstens spärlichen Graswuchs und in Folge dessen auch bedeutend mehr Vieh beisammen, als wir an den früheren Lagerplätzen gefunden hatten. Eingeborene kamen indeß nicht in größerer Zahl als sonst ins Lager, und das Land scheint demnach nicht sonderlich dicht bevölkert zu sein. Wasser mußten wir uns auch hier durch Graben verschaffen. Bald nach unserer Ankunft stellte sich ungefähr ein Dutzend alter angesehener Männer im Lager ein. Sie trugen fast alle die erwähnten steifen Filzhüte in verschiedenen Formen; wir gewannen dabei den Eindruck, als ob dieselben einen älteren, allmälig außer Gebrauch kommenden Kopfschmuck bildeten. Mehrere dieser alten Herren, die alle reine Turkana waren, hatten einen so stämmigen Körperbau, daß man ihn geradezu abnorm nennen mußte; keiner war indeß über 173 Centimeter hoch gewachsen. Ihr ganzes Gehaben war äußerst gutmüthig, und so auch ihre Rede. Erst fragten sie, warum wir denn in einemfort hin- und herzögen, ohne uns irgendwo länger aufzuhalten; so wüßte man im Lande nie, wo wir uns befänden und könne auch kein Vieh zum Verkaufe bringen. Dann versicherten sie uns, daß wir in ganz Turkana Frieden finden würden. Sie wünschten unsere Waren, wir brauchten ihr Vieh, und sie würden gerne bringen, was sie uns davon ablassen könnten. Schließlich war wieder einmal nach langer Zeit von »Medicin« die Rede, und zwar wollten sie solche für Krieg und für Regen. In Turkana sei heuer sehr wenig Regen gefallen und in Folge dessen weder im Larémótt (Mündungsgebiet) des Kério- noch in dem des Trrguéllflusses Durrha gewachsen. Was davon vorhanden war, sei aufgezehrt, und im Lande habe Hunger geherrscht. Um dem Nothstande zu begegnen, hätten sie die Raubzüge nach dem Samburulande unternommen.

Selbverständlich suchten wir die Sachlage nach Möglichkeit auszunützen; wir bekannten uns daher als glückliche Besitzer der verschiedensten

und wirksamsten Mittel, wollten sie den Turkana aber nur unter der Bedingung ablassen, daß man uns die nöthigen großen Viehmengen zum Verkaufe brachte. Nun änderten sie ihre Bitte dahin ab, daß wir ihnen vorderhand nur eine Musterprobe der Regenmedicin zum Versuche geben sollten; sie wollten uns dafür einige Ziegen schenken. Leider konnten wir darauf nicht eingehen, und der ganze Schauri verlief damit ziemlich bedeutungslos.

Wir hatten bis zu diesem Tage im Ganzen 16 Esel und 150 Ziegen und Schafe einzutauschen vermocht. Von den letzteren war aber inzwischen die Hälfte auch schon wieder aufgezehrt, und die Verkaufslust der Eingeborenen nahm bereits sichtlich ab. Es wurde uns allmälig klar, daß die Turkana nur zum kleinen Theile die Erwartungen erfüllen würden, welche wir für unseren Verpflegsstand an die Ressourcen ihres Landes geknüpft hatten. Mußten wir ja doch beim Verlassen desselben mit einem zum mindesten achttägigen Lebensmittelvorrathe versehen sein, denn so viele Tagreisen weit sollte es auf der Route von Ngamátak nach dem Suklande durch unbewohnte Wildniß gehen!

Um nichts unversucht zu lassen, beschloß nun Graf Teleki, eine Abtheilung von Leuten zum Ankaufe von Lebensmitteln nach Laremétt am Trrguéll zu entsenden, wiewohl uns fast alle Eingeborenen bestimmt versicherten, daß es auch dort heuer keine Durrha gebe. Mochte dem sein wie ihm wolle, jedenfalls wurde durch eine Reise dahin ein größerer Theil des bewohnten Landes zu unserer Erhaltung herangezogen. Ich erbot mich zur Leitung der Expedition und brach am folgenden Morgen mit Dualla, Sokoni als Dolmetsch und 70 Leuten auf. Spät am Abend zuvor war ein älterer Mann mit vier Schafen zu uns gekommen, der irgendwo in der Wegrichtung nach dem Trrguéll seinen Kral stehen hatte und sich, als er von unseren Absichten hörte, zur Führung antrug. Der Mann hieß Lémagori. Er trug wohl, wie die älteren Turkana, einen Haarbeutel, war jedoch ein Mkuafi von Njemß, der vor ungefähr 25 Jahren, durch Mißgeschicke zur Auswanderung gezwungen, nach Turkana gekommen war. Lémagori war für uns ein werthvoller Gewinn, da

er, was Klugheit und Verstand anbelangt, die Eingeborenen weitaus überragte. In uns, die wir von Njemß kamen und wieder dahin zurückkehrten und seine Landsleute grüßen konnten, sah er vom ersten Augenblicke an Freunde, und da die Art, wie er sich jederzeit für uns besorgt zeigte, aufrichtige Theilnahme verrieth, sein ganzes Wesen überdies sehr einnehmend war, so standen wir mit dem Manne bald in einem herzlichen Verhältnisse.

Unser Marsch führte nordwärts. So rasch wir nur konnten, wanderten wir dem ziemlich gut mit Gras, Büschen und Bäumen bewachsenen Fuße des Doenje Erók entlang und erreichten nach $2\frac{1}{2}$ Stunden wieder das Flußbett, welches wir am Morgen verlassen hatten. Eine 3 Meter tiefe Grube in demselben enthielt trübes, schlechtes Wasser, bei dem wir kurze Zeit rasteten. Wenig entfernt davon lag im Gebüsch versteckt ein Eingeborenenkral, der sich uns jedoch nur durch die aufwirbelnden Rauchsäulen und zeitweises Stimmengewirre verrieth, da sich die Eingeborenen um uns nicht weiter bekümmerten. Daß die Landschaft bewohnt sei, hatten wir übrigens schon aus den Viehherden entnehmen können, die wir bei unserem Eintreffen im Schatten der Bäume ruhend gefunden hatten. Wir haben nirgends schönere Esel gesehen, als im Lande der Turkana, ganz besonders aber an dieser Stelle. Die Thiere trieben sich aufsichtslos in Trupps herum und benahmen sich, obwohl ganz zahm, vollkommen wie Wildesel. So wie diese sprengten sie in kühnen Sätzen dahin, hielten mitten im Laufe plötzlich inne, windeten und äugten vorsichtig nach uns aus und gaben ab und zu durch Schnauben ihr Befremden über unsere ungewohnte Erscheinung zu erkennen. Auch Aussehen und Haltung erinnerten nichts weniger als an zahme Esel. Das Fell war glatthaarig und prächtig silbergrau glänzend, die Formen voll und kräftig und der Ausdruck der Thiere stolz wie der eines edlen Pferdes.

Von da wanderten wir über eine wüste, fast vollkommen kahle Steppe auf die Uferwaldung eines zweiten, trockenen Flußbettes zu, welches wir nach zweistündigem Eilmarsche erreichten. Eine erstickende Glühhitze lag in der Luft, und da die Stelle, an der wir den Flußlauf

erreichten, wie verschiedene Anzeichen entnehmen ließen, auch von den Eingeborenen als Rastplatz benützt zu werden pflegte, verschliefen wir daselbst die heißesten Mittagsstunden. Etwas Wasser fand sich in einer seichten Grube. Das Flußbett bot einen eigenartigen Anblick, indem die ziemlich üppige Ufervegetation ausschließlich aus stachlichen Fächerpalmen (Hyphaene thebaica) bestand. Die Bäume wuchsen dicht beisammen, oft auf Inselchen und höher gelegenen Sandbänken im Flusse; viele waren, vor Alter morsch, zusammengebrochen, oder lagen, durch die Fluthen entwurzelt, die ein- oder zweimal im Jahre für wenige Stunden da hindurchtosen mögen, darnieder. Welke Blätter, die massenhaft den Boden bedeckten, trugen wenig dazu bei, das ermüdend einförmige und starre Landschaftsbild zu verschönern. Die wenigsten der Bäume hatten Früchte, nach der Angabe der Eingeborenen in Folge der andauernden Dürre. Da diese Palmfrüchte unter gewöhnlichen Verhältnissen einen wichtigen Beitrag zum Unterhalte der Eingeborenen bilden, war der herrschende Mangel daran, bei dem gleichzeitigen Fehlschlagen der Durrha-Ernte, für das Land um so fühlbarer.

Am Nachmittage ging es im tiefen, losen Sande des Flusses weiter, bis wir eine Stunde vor Sonnenuntergang zu einem mehrere Meter tiefen Felsloche gelangten, das trübes, ekelhaftes Wasser enthielt und schon zu Lémagori's kleinem Krale gehörte. Hier lagerten wir. Die Landschaft zeigte, abgesehen vom Palmensaum am Flusse, einen entschiedenen Wüstencharakter, jedoch von ganz eigener, uns neuer Art, wie denn überhaupt Land und Leute von Turkana auf uns vom Beginne an einen fremdartigen Eindruck gemacht haben.

Wir waren da bereits wieder in der Nähe des Rudolph-Sees, am Fuße des im Norden niedrigeren Doenje Erók, und erfreuten uns einer weiten Uebersicht. Nahe im Osten überschauten wir das flache, mit Akazien bewaldete Mündungsgebiet des Kério, und im Norden das jenseitige Ufer des Rudolph-Sees mit seinen Bergen, von welchen wir sowohl die beiden Kegel in der Nähe unseres Halteplatzes vom 13. März, als auch den Longendotiberg wieder erkannten. Vor uns in der Wegrichtung lag nahe

am See der niedrige Lossagám, der uns wegen seiner riffartigen Form schon während des Marsches am Rudolph-See aufgefallen war und als wichtige Landmarke zur Bestimmung der Breite des Sees und verschiedener Lagerplätze gedient hatte; dahinter erstreckte sich ein Flachland, das erst in weiter Ferne durch niedrige Höhenzüge abgeschlossen wurde. Im Südwesten sahen wir nun klar und deutlich die zwei charakteristischen Kegelgipfel des Doenje Erók aus der Mitte vieler anderer aufragen; auch diese waren längst auf unserer Karte durch vielfache Peilungen während des Marsches nach Reschiát festgelegt; hatten wir es uns damals doch nicht träumen lassen, daß wir eines Tages inmitten aller dieser Punkte weilen würden!

Die Bewohner des nahen Krals brachten einiges Vieh zum Verkaufe, was uns sehr erwünscht kam, weil wir keinerlei Lebensmittel mitgenommen hatten. Lémagori stellte uns seine Kinder vor, darunter eine prächtige Tochter, ebenso einige seiner Verwandten, und in gemüthlichem Geplauder mit diesen verstrich der Abend. Wie schmal es diesen Leuten ging, konnten wir am besten daraus ersehen, daß sich Kinder und Halberwachsene um die abgenagten Knochen balgten, die unsere Leute fortwarfen.

Von Lémagori und einem halben Dutzend Turkana begleitet, traten wir am folgenden Morgen schon vor Tagesanbruch den Weitermarsch an. Eine Stunde lang wateten wir noch mühsam im tiefsandigen Flußbette weiter, dann ging es längs des flachen Seestrandes auf den schwarzen, kahlen, nach der Seeseite schroff abfallenden Lossagámberg zu. Trotz der bald glühend heiß scheinenden Sonne eilten wir im Geschwindschritt vorwärts, um unser Ziel noch vor Mittag zu erreichen. Die Landschaft war trostlos kahl und unbewohnt, jedoch von einigen Kuh-Antilopen, Gaz. Grantii und Feldhasen belebt. Interessant war die Beobachtung, wie die kleinen gelben Hunde der Eingeborenen beim Erblicken des Wildes sich sofort ans Jagen machten. Wie losgeschossene Pfeile setzten sie den Antilopen nach, überholten sie und bemühten sich, dieselben durch Anspringen auf die Schnauze uns zuzutreiben; in der That wurden die Antilopen dadurch zeitweilig zum Stehen gebracht.

Lémagori's Tochter.

Gegen 9 Uhr hatten wir den Lossagámberg hart zu unserer Linken. Wir näherten uns nun wieder einem bevölkerten Landstriche, und Lémagori rieth deshalb in kluger Fürsorglichkeit, den Eilschritt einzustellen, überhaupt die Karawane zu sammeln und zum Geschlossenbleiben zu verhalten. Er begründete diese Vorsicht damit, daß wir bald auf zahlreiche Landesbewohner stoßen würden, die von unserer Ankunft nichts wüßten, uns daher für »Mangati« (Feinde, Wilde) halten und das Land in Aufregung versetzen könnten, sobald sie uns erblickten. Bald sollte uns auch klar werden, zu welchem Zwecke Lémagori so viele Begleiter mitgenommen hatte. Wir marschirten noch dem flachen Seestrande entlang, als in weiter Ferne zwei Mädchen mit Töpfen auf den Köpfen auftauchten, die uns entgegenkamen. Erst gingen sie ruhig weiter, bald aber stutzten sie, blieben einen Augenblick stehen, dann stellten sie ihre Töpfe nieder und flohen über Hals und Kopf in entgegengesetzter Richtung davon.

Schon beim ersten Zaudern der beiden Mädchen war einer der Turkanakrieger auf Lémagori's Geheiß voraus, ihnen entgegengegangen, und als jene die Flucht ergriffen, in raschem Laufe nachgeeilt, um sie einzuholen und zu beruhigen. Und Aehnliches geschah in der Folge noch öfter. Wiederholt begegneten wir Viehherden, die unter der Aufsicht einzelner Hirten weideten und eiligst fortgetrieben werden wollten; und unsere Begleiter hatten bald tüchtige Arbeit, um überall noch zur rechten Zeit aufzuklären und zu beruhigen. Dank diesen Vorsorgen gelang es uns, gegen 11 Uhr Vormittags den Kágemat zu erreichen — ein breites, trockenes, mit dichtem Palmwuchs umsäumtes Flußbett — ohne die Gemüther der augenscheinlich zahlreichen Anwohner allzusehr in Unruhe versetzt zu haben.

Wir hatten es uns im schattigen Waldsaume kaum zu kurzer Rast bequem gemacht, als Lémagori, nach Norden weisend, anhob: »Ba-gedén!*) sieh' dorthin! Jene Baumreihe ist der Trrguéll; in zwei Stunden können wir dort sein. Laß dir jedoch rathen und bleibe wo du bist. In Laremétt am Trrguéll gibt es heuer keine Durrha; keine meiner Kühe möge mir Milch geben, wenn dem nicht so ist. Hier haben wir Schatten und Wasser; hier bist du inmitten von Kameelen, Ochsen, Schafen, Ziegen und Eseln. Sollte es aber in Laremétt Durrha geben, dann kannst du sicher sein, daß man sie dir auch herbringt. Schicke übrigens den Morán (unseren jungen Njiro-Mann) dahin, er soll nachsehen; wenn sein Bericht günstig lautet, können wir morgen nach Laremétt gehen.« Unser Njiro-Mann pflichtete dem Vorschlage bei und machte sich sofort auf den Weg, während wir das Palmendickicht am Rande des Flußbettes lichteten, um Raum für das Lager zu gewinnen. Das Flußbett selbst bot bald ein lebhaftes Bild. Herden, die zur Tränke kamen, scharrten seichte Löcher in den Sand, und Männer und Weiber stellten sich ein, um neugierig unseren Arbeiten zuzusehen. Lémagori und seine Gehilfen erklärten unsere Wünsche, während Dualla, des Geschäftes gewärtig, die Tauschwaren auspackte, um sie zur Hand zu haben; eine

*) Masaiwort, das »Herr von Ochsen«, d. i. »Großer Herr«, bedeutet ebenso wie Ba-ngischu; eine Anredeform, die man im Masailande indeß selten zu hören bekommt.

Stunde später wurden schon die ersten Ziegen, Schafe und Esel zum Verkaufe gebracht.

Von den letzteren hatten wir allerdings bereits mehr, als wir zum Tragen der Lasten benöthigten; Angesichts der bisherigen Unmöglichkeit, anderes Vieh für unseren Unterhalt in genügendem Maße zu bekommen, gab ich aber Dualla doch den Auftrag, auch keines dieser Thiere zurückzuweisen.

»Aber wozu, Herr?«

»»Zum essen.««

»Es wird jedoch Niemand in der Karawane Eselsfleisch essen.«

»»Macht nichts. Wenn wir nichts Anderes mehr haben werden, dann werden Teleki und ich Eselsfleisch essen; ihr Anderen mögt euch aber mit Perlen, Draht und Merikani sättigen.«

Wir wußten wohl, daß die gewöhnlichen Sansibaris eine Scheu vor dem Eselsfleisch haben; daß selbe aber so arg sei, wie wir in der Folge erfahren mußten, war uns entfernt nicht in den Sinn gekommen, und darum kauften wir auch an Eseln, was zu haben war.

Das friedliche Marktgetriebe hatte noch nicht lange gedauert, als eine Anzahl Männer kamen, welche die Weiber davonjagten und uns zu einer Berathung aufforderten. Gewöhnt an derlei Vorgänge, wenngleich etwas überrascht, sie auch in diesem, von Karawanen noch niemals besuchten Gebiete anzutreffen, nahmen wir die Einstellung des Marktes ruhig hin, fest überzeugt, daß derselbe nach einem mehr oder minder langen Schauri wieder in Gang kommen werde. Wie ich bereits erwähnt habe, betheiligten wir uns an diesen, ebenso langweiligen wie ermüdenden Unterhandlungen nur höchst selten persönlich, sondern ließen sie, je nach der Wichtigkeit des Falles, von Dschumbe Kimemeta und selbst von niedriger stehenden Leuten der Karawane abmachen. So wars auch in diesem Falle. Dualla, Sokoni und Lémagori vertraten unsere Seite und bemühten sich, die Angelegenheit ins Reine zu bringen, indeß ich, in der Hängematte liegend, unbekümmert zwischen die schwanken Palmzweige hindurchguckte, die sich hoch über mir zum dichten Laubdache wölbten. Es dauerte indeß nicht

lange, und Dualla kam vom Schauri zurück; er war in recht ärgerlicher Stimmung, brummte Etwas von »d . . . . d waschensi« vor sich hin und meinte, daß sie froh sein sollten, wenn endlich einmal eine Karawane in ihr Land gekommen sei. Ich erfuhr nun, daß die Eingeborenen recht widerhaarig thaten. So hatten sie unter Anderem gemeint, ob wir denn Dummköpfe seien, da wir nicht wüßten, daß es die gute Sitte erheische, erst Freundschaftsversicherungen auszutauschen, ehe man ans Handeln gehe. Und wie wir es wagen hatten können, uns ohne zu fragen niederzulassen und Wasser vom Flusse zu nehmen; schließlich auch, wer uns denn gerufen habe, zu kommen. — Ich beruhigte Dualla mit dem Hinweise auf die Nothwendigkeit, uns dem Landesbrauche zu fügen, und wir ließen die Dinge ruhig ihren Lauf weiter nehmen. Es verging jedoch über eine Stunde, ohne daß eine Einigung erzielt werden konnte, obwohl sich Lémagori unser mit aller Wärme annahm. Allmälig wurden auch schon unsere Leute durch die Länge der Berathung beunruhigt, zumal sich an derselben eine langsam anwachsende Menge von Eingeborenen betheiligte, und es schien daher an der Zeit, der Sache ein Ende zu machen. Das ging über Erwarten schnell, indem ich mich selbst zur Versammlung begab. Eben stand Sokoni zu einer Erwiderung auf, nahm bedächtig das schmale Lederfutteral ab, welches die Speerklinge zu schützen pflegt, und setzte zur Rede an. Er hatte jedoch kaum ein paar Worte vorgebracht, als ein im Vordergrunde kauernder Turkana, jäh auffahrend, ihn unterbrach. So sanft und einschmeichelnd Sokoni gesprochen hatte, so rauh und heftig floß der Wortschwall von den Lippen dieses Mannes, dessen ganzer Gesichtsausdruck nur unwilligen Trotz verrieth. Das war augenscheinlich der Störefried, den ich zum Schweigen bringen mußte; ich unterbrach ihn daher meinerseits, indem ich ihm auf gut Deutsch ein barsches »Halt, setz dich!« zuschrie. Der Mann gehorchte aufs Wort, und tiefes, erwartungsvolles Schweigen herrschte darauf in der Runde. Nur Sokoni raunte mir ein ängstlich leises »taratibu, taratibu, Bwana« *) ins Ohr. Meine ursprüng-

*) Sachte, sachte, Herr!

liche Absicht war, zu den Leuten in ruhigem, versöhnlichen Tone zu sprechen. Sokoni's angelegentlicher Beschwichtigungsversuch brachte mich jedoch noch im letzten Augenblicke auf den Gedanken, daß es bisher eben an Entschiedenheit gefehlt haben mochte, und ich versuchte es daher mit der schärferen Tonart. Erst nahm ich den Dolmetsch her, drohte ihm mit einer tüchtigen Züchtigung, wenn er meine Worte nicht getreu wiedergebe, und erklärte dann den Turkana mit angenommener Gereiztheit in der Stimme, daß wir hergekommen seien, um Lebensmittel zu kaufen. Wenn sie welche entbehren könnten, so mögen sie dieselben bringen; wenn nicht, so brauchten sie es uns nur zu sagen, damit wir weiterziehen könnten. Zu langem Schauri aber hätten wir keine Zeit. Wir seien in Frieden gekommen; wenn sie aber wollten, könnten sie auch Krieg haben. Und was das Wasser im Flusse anbelange, so gehöre dasselbe ebenso gut uns, als den Turkana. Damit sei der Schauri unsererseits zu Ende. — Während ich sprach, faßte ich meinen streitsüchtigen Vorredner scharf ins Auge, deutete, als vom Krieg die Rede war, mit der Hand mehrmals heftig nach ihm und ging schließlich, alle meine Leute zum Lager befehlend, von dannen. Fünf Minuten später kamen Weiber mit Ziegen und Schafen, Mädchen mit Gefäßen voll Milch und Männer mit Eseln zu Markte, kurz der Friede war wieder hergestellt.

Noch am selben Abende erfuhren wir aus dem Munde unseres jungen Njiro-Mannes, daß es am Trrguéll keine Durrha gab. Dafür brachte er Grüße von Seiten Logorióm's, des Oberleibons der Turkana; derselbe soll ein steinalter, nahezu erblindeter Greis sein und seinen Sitz am Trrguéllflusse haben.

Auf den Rath Lémagori's, der mir wiederholt versicherte, daß wir im viehreichsten Theile des Landes wären, beschloß ich zwei weitere Tage am Platze zu bleiben. Wir brachten sie, von einigen Mißhelligkeiten abgesehen, in Frieden hin, aber wohl nur Dank eines unendlichen Aufwandes von Geduld unsererseits und der steten Bemühungen und Vermittlungen Lémagori's und eines Dutzend älterer Turkanamänner. Den letzteren steckte die Regenmedicin im Kopfe, um die sie sich mit großer Hart-

näckigkeit bewarben. Da nicht die geringste Aussicht auf Regen vorhanden war, verhielt ich mich Anfangs vollkommen ablehnend und verschanzte mich hinter die Ausflucht, daß die Turkana viel zu arm wären, um diese Medicin kaufen zu können. Nach einigem Ueberlegen ließ ich mich jedoch erweichen und verlangte den mäßigen Preis von vier Kameelen und vier Ochsen dafür, womit sie auch einverstanden gewesen wären. Zuletzt aber wurde doch wieder nichts aus dem Handel, denn auch hier kamen sie mit der schlauen Forderung, ihnen vorerst gegen das Entgeld von zwei Schafen ein kleines Pröbchen zu liefern. Der gute Lémagori war ganz empört über dieses Ansinnen und ließ sich nur mit schwerer Mühe bewegen, mir das Begehren zu verdolmetschen; und auch meine Gefühle, als ich davon hörte, waren sehr gemischter Natur.

Der Tauschverkehr mit den Eingeborenen gestaltete sich, wie bisher überhaupt in Turkana so auch hier, recht ungemüthlich. Bei jedem Stück Vieh, das wir kauften, gab es Zank und Streit, und fast ein jeder Handel wurde mehreremale rückgängig gemacht, obwohl in einem großen Schauri beschlossen worden war, daß dies nicht mehr geschehen dürfe. Gefahr war indeß für uns keine vorhanden, weil wir nur Frauen, Mädchen und Kinder, aber keine Männer ins Lager zuließen und daher nicht überrumpelt werden konnten; aber unsere Lage war eine wenig gemüthliche, da wir unausgesetzt auf unserer Hut sein mußten, um jeden Anlaß zu einem feindseligen Zusammenstoße zu vermeiden. Namentlich am Vormittage des zweiten Tages kam es in Folge der besonderen Frechheit einiger Krieger zwischen diesen und Dualla zu einem argen Streite, der größere Dimensionen anzunehmen drohte, so daß ich es für gerathen hielt, den Uebermuth der Leute durch eine Demonstration der Ueberlegenheit unserer Waffen abzudämpfen. Ich ließ, wie wir dies in ähnlichen Fällen schon öfter gethan hatten, einige zu dem Zwecke angekaufte Schilde durch ein Salvenfeuer unserer Leute durchlöchern, schoß hierauf selbst eines unserer Schafe auf 200 Schritt Entfernung nieder und wendete mich dann zu den Eingeborenen mit der Aufforderung, nun mit uns zu kämpfen, wenn sie Lust hätten. Wir hatten von dem Augenblicke an Ruhe, und

als sie erfuhren, daß wir am nächsten Morgen abgehen würden, baten sie uns recht dringlich, einen weiteren Tag zu bleiben, denn sie wollten noch einmal um die Regenmedicin unterhandeln. Ich war jedoch überzeugt, daß auch der dritte Tag ohne einen Abschluß des Geschäftes, nur mit endlosem Schauri, vergehen würde und verließ daher am Morgen des 13. Juni die Gegend; wir führten 1 Ochsen, 14 Esel und ungefähr 70 Schafe und Ziegen mit uns. Auf demselben Wege, den wir gekommen waren, erreichten wir am Nachmittage des 14. das Hauptlager in Gatérr.

Graf Teleki war wenig befriedigt, sowohl vom Ergebnisse seiner eigenen, als unserer Einkäufe. Auch er war die ganze Zeit über von den Eingeborenen um Medicin für Regen, Kriegsglück gegen die Dónjiro und reichen Ochsensegen angegangen worden, hatte jedoch ebensowenig einen greifbaren Erfolg zu erzielen vermocht. Ein Tanz der Turkana-Mädchen, dem er in der Zwischenzeit zuzusehen Gelegenheit gehabt, war durch die obscönen Geberden und Stellungen bemerkenswerth, die dabei vorkamen. Im Widerspruche damit stand die Schwierigkeit, eine der reichgeschmückten Mädchenschürzen zu erwerben, nicht weil dieselben den Trägerinnen unentbehrlich waren — viele von ihnen hatten deren zwei an sich — sondern, weil sie sich schämten, wie es schien.

Da ein längeres Verweilen an dem Orte nutzlos war, wurde der Abmarsch für den folgenden Morgen festgesetzt. Eingeborene von Ngamátak, welche mit Ziegen, Schafen und Eseln gekommen waren, und Lémagori, der an Stelle des nunmehr überflüssig gewordenen Njiro-Mannes in unsere Dienste getreten war, führten uns. Der Pfad lief zuerst eine Strecke weit dem trockenen, rasch enger werdenden Flußbette entlang, an welchem wir eine volle Woche gehalten hatten, und wand sich dann zwischen den Rücken und Hügeln des Doenje Erók hindurch weiter. Während des Marsches trafen wir dreimal gutes Wasser in Felslöchern, auch wiesen einzelne Flächen besseren Graswuchs auf; dennoch war das Bergland gänzlich unbewohnt. Noch mehr überraschte es uns, die stillen Thäler und Winkel wildlos und selbst fast ohne alles Vogelleben zu finden.

Die Bergkette machte den Eindruck, als ob ſie vulkaniſcher Natur wäre; viele der 200 bis 400 Meter hohen Gipfel zeigten ausgeſprochene Kegelformen, auch gab es ſtreckenweiſe Aſche in Menge, doch war kein einziger Krater zu ſehen. An manchen, tief eingeſchnittenen Punkten ſtand altkryſtalliniſches Geſtein zu Tage.

Nach einer längeren Mittagsraſt lagerten wir eine Stunde vor Sonnenuntergang noch im unbewohnten Berglande, bereits auf der Oſtſeite des Doenje Erók. Vor uns lag ein flaches, ſandiges, mit grünenden Akazien gut beſtandenes Gebiet, das in jeder Beziehung an die eben verlaſſene Kério-Ebene erinnerte. Wie dort der Doenje Erók, fand ſich auch hier im Weſten eine Anzahl vereinzelter Rücken als Begrenzung. Es war dies die vom Kágemat durchzogene Turkana-Landſchaft Dſyrr. Wir erreichten den öſtlichſten der drei Quellarme des Kágemat zeitlich am folgenden Vormittage. Ein lichter Wald von hohen, herrlichen Laubbäumen, zumeiſt Akazien, umſäumte deſſen Ufer, und die Fächerpalmen, welche in ſeinem Unterlaufe ausſchließlich vorkamen, fehlten hier ganz.

Eingeborene ſtellten ſich in dieſem Lager in ziemlicher Menge ein, doch kamen nur ſechs Ziegen und ein Eſel zum Verkaufe. Die Nachfrage nach Tabak war da womöglich noch größer als bisher, und als Dualla plötzlich ein kleines Bündel Kikujutabak zum Vorſchein brachte, das er zufällig erſt jetzt unter ſeinen Sachen entdeckt haben wollte, erregte er damit eine wahre Sturmfluth von Kaufangeboten. Im Nu war eine Anzahl von Kameelen zur Stelle, zwiſchen welchen wir wählen durften. Dualla ſuchte das feiſteſte Thier heraus und gab dafür den Tabak hin, der in Kikuju einen Perlenſtrang gekoſtet hatte. Glücklich ging der Turkana mit ſeinem Schatze von dannen, indeß Charſcho, nicht minder glücklich, nach langer Zeit zu einem Kameelbraten zu kommen, ſich beeilte, das Thier zu ſchlachten; nach ſo vielen rückgängig gewordenen Geſchäften ſollte diesmal der Handel für alle Fälle geſichert werden.

In fünfſtündigem Marſche durchquerten wir am folgenden Tage die Ebene und lagerten, wie bisher immer in dieſem waſſerloſen Lande, an einem trockenen Flußlaufe am Fuße der weſtlichen Hügelreihe. Waſſer

fand sich in kaum genügender Menge in mehreren tiefen Gruben im Flußbette. Wir waren da an der Grenze der Turkanagebiete Dsyrr und Ngamátak angelangt, bei Eingeborenen, welche bereits früher mit Karawanen Bekanntschaft gemacht hatten;*) das ließ sich auf den ersten Blick aus ihrem Benehmen erkennen. Sie wurden indeß bald inne, daß sie es jetzt mit einer anderen Art Karawane zu thun hatten. Lange konnten sie nicht begreifen, daß nur ein Einziger in der Karawane einkaufen könne, und daß nur diesem Einen die vielen Tauschwaren gehören sollten. Wiederholt machten sie von Neuem die Runde im Lager mit ihren Ziegen und Schafen und boten sie Jedermann zum Verkaufe an, ehe sie sich schließlich wieder an Dualla wendeten, wenn auch sichtlich widerwillig, weil es bei diesem nur ein einfaches »Ja oder Nein« und kein endloses Handelsschauri gab. Wir kauften, was sie an Kleinvieh brachten, im Ganzen 24 Stück. Für den folgenden Tag versprachen die Eingeborenen einen großen Viehmarkt, auch sollten wir den Besuch des Leibons von Ngamátak, eines Bekannten Dschumbe Kimemeta's, erhalten. Graf Teleki beschloß daher zu bleiben, obwohl uns der schattenlose Platz ganz und gar nicht behagte. Wider Erwarten blieb sowohl der versprochene Markt, als der Besuch des Leibons aus. Dafür versammelten sich die Eingeborenen in unserer Nähe, beriethen eine lange Weile in recht ostentativer Weise und beriefen dann unseren Dolmetsch, um ihm den Beschluß der Versammlung mitzutheilen: »Wir mögen abziehen. Niemand werde uns Etwas verkaufen, denn wir seien nicht die rechten Laschomba; wir bezahlten sie schlechter und ließen mit uns auch nicht reden.« Erwartungsvoll sahen sie dem Dolmetsch nach, als sich derselbe zum weißen Leibon begab, um ihm die Botschaft zu überbringen. Der nahm jedoch den Beschluß der Versammlung recht kühl auf und ließ blos antworten: »Wenn sie mit uns nicht Handel treiben wollten, mögen sie es bleiben

---

*) Zweimal: Dschumbe Kimemeta war 1884 als erster Elfenbeinhändler dem Trrguéllflusse entlang bis zur Westgrenze von Ngamátak vorgedrungen. Nach ihm war die Karawane, deren Einzug wir in Taweta mitgemacht hatten, dahin gelangt.

lassen.« Das war nun auch wieder nicht nach ihrem Sinne, und augenscheinlich rathlos gegenüber dem unverhofften Mißerfolge ihrer diplomatischen Action blieben sie noch eine zeitlang abseits versammelt, dann fingen sie an sich zu langweilen und kamen allmälig wieder ins Lager, um wie sonst da herumzulungern. Nun kehrten wir aber den Spieß um und erklärten ihnen, daß sie zu Hause bleiben und unser Lager verlassen mögen, wenn sie nichts verkaufen wollten. Das wirkte. Sie brachten darauf etwa ein Dutzend Ziegen, der Handel wurde wieder eröffnet und damit das ursprüngliche Einvernehmen hergestellt.

Wenn der Tag sonst keine Ueberraschungen gebracht hätte, als den Ausfall des erwarteten großen Viehmarktes und des Besuches des Leibons, so hätte sich das noch verschmerzen lassen; an demselben Tage verschwanden aber auch unsere drei Ochsen von der Weide, die einzigen, die wir mit schwerer Mühe hatten erstehen können. Es war zur heißesten Mittagszeit gewesen; die Hirten und die Askari, welche das Vieh zu bewachen hatten, waren eingeschlafen. Einige unternehmende Eingeborene hatten dies offenbar gesehen und die Gelegenheit wahrgenommen, uns den empfindlichen Streich zu spielen. Alles Suchen, Donnern und Wettern nützte nichts, von unserem schmalen Vorrathe war und blieb ein Vierttheil verloren. Lémagori war wüthend, hielt Rede über Rede an die Eingeborenen und wollte sich sofort auf den Weg machen, um die Ochsen zu suchen. Bei allem Vertrauen, das wir zu ihm hatten, hielten wir den Fall aber doch für bedenklich und fürchteten, daß der Mann vielleicht aus Angst durchbrennen könnte, wenn es ihm nicht gelang, die Diebe zu erwischen, und wir hießen ihn daher bleiben. Den Eingeborenen aber wurde erklärt, daß wir eine mächtige Medicin zu ihrer aller Verderben machen würden, wenn die Ochsen nicht wieder zur Stelle kämen. Schließlich gelang es Lémagori, das Versteck zu erkunden, in welches unsere Thiere gebracht worden waren, und da er uns versicherte, daß wir dieselben am folgenden Vormittage wieder haben würden, blieb die Angelegenheit vorderhand auf sich beruhen; nur zwei Raketen ließen wir des Abends steigen, um bei den Eingeborenen Stimmung zu machen.

Die Folge des Feuerwerkes war, daß sich am nächsten Morgen keiner der Eingeborenen im Lager blicken ließ; wohl aber kam Laminatschán, der Leibon von Ngamátak, mit einiger Begleitung zu uns. Er war ein älterer, gutmüthig aussehender Mann. Dschumbe Kimemeta hatte ihn uns als rechtschaffen, bescheiden und verläßlich geschildert, und den Eindruck machte er auch. Das kleine Geschenk an Tauschwaren, das er erhielt, schien ihn zu freuen, und als ich ihn ersuchte, stille zu halten, um ihn photographiren zu können, stand er mir bereitwilligst zu Diensten. Der Mann hatte weitaus den längsten Haarbeutel, den wir gesehen haben — er reichte bis zu seinen Kniekehlen hinab — und ich bedaure lebhaft, daß die photographische Aufnahme zu den gänzlich mißlungenen zählt. Er forderte uns auf, zu seinem Dorfe zu marschiren, das in unserer Wegrichtung gelegen sei, da wir uns dort mit allem Nöthigen versehen und dann weiterwandern könnten.

Laminatschán ging damit seiner Wege, wir aber betrieben unsere Vorbereitungen, um Repressalien zu üben, falls unsere Ochsen nicht gutwillig herausgegeben werden sollten. Als Mittag gekommen und das gestohlene Vieh noch immer nicht zu sehen war, erhielt Qualla den Befehl, mit hundert Leuten aufzubrechen und von einem Krale, zu welchem, wie wir erfahren hatten, die Diebe gehörten, eine Ochsenherde wegzutreiben. Lémagori hatte unsere Vorbereitungen wohl mit angesehen, jedoch nicht verstanden. Nun erst ahnte er, um was es sich handelte, und kam noch im letzten Augenblicke zu Teleki: »Laß dir rathen, bagedén!« meinte er in ernster, eindringlicher Weise, »und schicke deine Leute nicht ab, bevor du mich gehört hast. Du hast allen Grund, den Turkana zu zürnen, und volles Recht, die Ochsen zu nehmen, wo du sie im Lande eben findest. Die Turkana selbst werden dies erkennen und den Bewohnern von Dsyrr nicht beistehen, wenn du sie bekriegst. Laß dir jedoch rathen und warte mit deiner Rache. Ihr seid hier in einer wasserlosen Gegend, durch welche ihr den Weg zum Trrguéll allein nicht finden werdet; ich aber könnte euch nicht länger führen, sobald es zu einem Kriege kommt, weil man mich nachträglich dafür erschlagen würde. Laß' mich euch früher zum

Trrguéll bringen. In zwei Tagen seid ihr dort und braucht ihr dann nur dem Flusse nachzugehen, um zu den Suk zu gelangen. Bevor ich euch am Trrguéll verlasse, werde ich euch Ochsen und Kameele zeigen und dann selbst rathen: die nehmt weg.« Auf unsere Einwendung, daß wir lieber die Diebe strafen möchten und nicht ganz unschuldige Leute, wiederholte er, daß es dazu auch gar nicht kommen werde, weil uns bis dahin sicher unser eigenes Vieh zurückgestellt sein würde. — Die Rücksicht für den Mann, der uns in so treuer Weise diente, bestimmte den Grafen Teleki, von seiner Absicht abzustehen. Wir rüsteten daher zum Aufbruche und marschirten um 2 Uhr Nachmittags in der Richtung nach dem Dorfe Laminatschán's ab.

Dasselbe war gute zwei Stunden weit am Fuße eines schroffen Doppelhügels, an der Ostgrenze der Turkanalandschaft Ngamátak gelegen. Bald nach unserem Anlangen stellte sich der Leibon ein, brachte frische Milch und benahm sich auch in der Folge recht zuvorkommend. Da es schon zu spät war, um noch an einen Handel zu denken, suchte er uns zu bewegen, auch den nächsten Tag zu bleiben; doch beschloß Teleki, nur Qualla, Dschumbe Kimemeta und sechzig Leute zurückzulassen, mit dem Reste der Karawane aber weiter zu marschiren. Qualla sollte einkaufen, was an Vieh zu haben war und am darauffolgenden Tage nachkommen.

Unser Weg führte in nordwestlicher Richtung weiter. Die Landschaft war nun weniger eben und mit niedrigen, verstreuten Rücken und Hügeln bedeckt. Der Boden war sandig und gleich der Berglandschaft recht kahl; nur am Rande einiger trockener Flußläufe, welche wir passirten, fanden sich schöne Baumdickichte. Die Landschaft war verhältnißmäßig dicht besiedelt, doch ließ uns die Bevölkerung nahezu unbeachtet. Nach vierstündigem Marsche gelangten wir in die Nähe mehrerer Krale, bei welchen wir lagern sollten. Es zeigte sich jedoch, daß da zu wenig Wasser war, weshalb wir nach einer guten Mittagsrast weiter zogen.

Vom Haltepunkte aus war uns ein ziemlicher Fernblick nach Westen und Nordwesten über die Berge von Karamoyó geboten. Dieselben erschienen als eine mehrfache Reihe von recht bedeutenden Plateauabfällen,

welche terrassenförmig nach Westen zu ansteigen. Angesichts der Nähe dieses Landes und der mißlichen Aussichten, welche uns beim Weitermarsche längs des unbewohnten Trrguéllflusses nach Süden bevorstanden, kam der Plan in Erwägung, unsere Reise nach jener Richtung hin zu nehmen. Wir erfuhren, daß wir die Grenze von Karamoyó in drei bis vier Tagen erreichen könnten, und daß das Land dieselben physischen Verhältnisse wie Turkana aufweise. Es sei trocken, sandig und grasarm. Die Eingeborenen sehen den Turkana in jeder Beziehung gleich, trieben, so wie diese, hauptsächlich Viehzucht und nur an wenigen begünstigten Punkten den Anbau von Durrha. — Man warnte uns zwar nicht vor den Eingeborenen, doch hätten wir uns ohne Führer behelfen müssen, weil kein Turkana es gewagt haben würde, uns als Führer zu begleiten, nachdem die Bevölkerungen der beiden Länder, obwohl aufs engste miteinander verwandt, erbitterte Feinde sind. Dschumbe Kimemeta's beständige Versicherung, daß wir geborgen seien, sobald wir den Trrguéllfluß erreicht hätten, weil es dort so viele Büffel, Nashorne und Elephanten gebe, wie Sand im Lande der Turkana, entschied schließlich, und der Plan, westwärts vorzudringen, wurde fallen gelassen.

Durch eine offene, wellige Landschaft, welche nach Westen zu sehr allmälig abdachte, sonst aber unverändert die bisherige Bodenbeschaffenheit aufwies, ging es nach der Rast weiter auf einen blaugrünen Vegetationssaum zu, der uns den Lauf des Trrguéll schon aus weiter Ferne verrieth. Dessen trockenes Bett erreichten wir jedoch erst nach angestrengtem Marsche etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang. An das Aufschlagen eines regelrechten Lagers war an dem Tage nicht mehr zu denken, weil die Leute zu müde und vor Allem noch mit dem Graben von Wasserlöchern in Anspruch genommen waren. Wir verbrachten daher die Nacht im wirren Durcheinander auf dem losen Sande des Flußbettes, und an die Herrichtung des Lagers wurde erst am folgenden Morgen gegangen. Da merkten wir auch erst, in welch' wildromantischer Umgebung wir uns befanden. Riesige Urwaldbäume und üppiges Untergebüsch, durch zahllose Ranken von Schlinggewächsen zu einer undurchdringlichen Pflanzenwildniß

verwebt, umsäumten auf beiden Seiten das breite Flußbett, in welchem entwurzelte und umgestürzte Baumstämme von der mächtigen Gewalt der Fluthen zeugten, die da zu Zeiten ihr Wesen trieben.

Während des Marsches hatten wir wohl zahlreiche Giraffenspuren angetroffen, jedoch kein Wild zu sehen bekommen, obschon wir unausgesetzt darnach ausschauten. Im Urwalde am Flusse mochte es wohl Elephanten geben, doch war es des Dickichts halber unmöglich, darin zu jagen, wie Graf Teleki gleich am Morgen erfahren mußte. Charscho, der trotz seiner Jugend mit dem Leben in der Wildniß vertrauter war als irgend einer in der Karawane, hatte die Gewohnheit, so oft wir einen neuen Lagerplatz bezogen, vor allem Anderen die Umgebung zu durchstöbern, um in derselben für alle Fälle orientirt zu sein. So hatte er auch diesmal in aller Frühe die Umgebung durchstreift und bei dieser Gelegenheit zwei Elephanten aufgespürt. Graf Teleki machte sich sofort auf die Suche, war jedoch trotz Charscho's Führung nicht im Stande, die Spur der Thiere wiederzufinden. Von der Jagd konnten wir uns unter diesen Verhältnissen nicht viel versprechen, denn daß, abgesehen vom Elephanten, das afrikanische Wild in den Walddickichten nicht zu suchen sei, war uns schon in den ersten Reisemonaten klar geworden.

Den Wald und die nächste Umgebung des Trrguéll fanden wir unbewohnt. Es besuchten uns auch nur sehr wenige Eingeborene, die lediglich gekommen waren, um nachzusehen, was die aufwirbelnden Rauchwolken zu bedeuten hatten. Sie versprachen uns für den folgenden Tag Vieh; da jedoch Dualla am Abend einrückte, beschloß Graf Teleki aufzubrechen. Dualla brachte zehn Schafe, zwei unserer Ochsen und drei Elfenbeinzähne; letztere als Ersatz für den dritten Ochsen, den die Diebe schon aufgezehrt hatten, als sie von ihren Landsleuten zur Rückgabe des Raubes veranlaßt wurden. Angesichts des guten Willens, welchen die Eingeborenen derart bewiesen hatten, gab sich Graf Teleki mit der Entschädigung zufrieden, und Lémagori war so seines Versprechens ledig, uns die Herden zu zeigen, welche wir wegnehmen könnten. Wir entließen den Mann an diesem Platze, nachdem wir ihn reich beschenkt hatten, und

traten am Morgen des 22. Juni unseren Zug längs des Trrguéll nach dem Süden an.

Unser erster Marsch führte vier Stunden lang auf dem rechten Flußufer, jedoch außerhalb des dichten Waldsaumes, weiter bis zum nördlichsten Lagerplatze, welchen seinerzeit die beiden (anmerkungsweise) erwähnten Händlerkarawanen in Ngamátak erreicht hatten.

Wir konnten uns nun erklären, warum weder Dschumbe Kimemeta noch Sokoni (der angeblich dreimal in Ngamátak gewesen war) sich in der Gegend zu orientiren vermocht hatten, nicht minder auch, warum so lange über das Volk der Turkana und den gewaltigen See, an welchem dasselbe wohnt, nichts bekannt geworden war. Der Lagerplatz, welcher sich am linken Flußufer befand, war, wie fast alle Lagerplätze der Händlerkarawanen, in das ärgste Uferdickicht hineinverlegt. Das Flußbett war da etwa 250 Schritte breit, tief, sandig und trocken; nur in einer etwas tieferen Furche gab es einen kleinen Wassertümpel. Die Eingeborenen kannten den Platz und besuchten uns bald, obwohl der nächste ihrer Wohnsitze in der Entfernung einer Stunde auf einem der Rücken gelegen war, welchen entlang der Trrguéll seinen Lauf nimmt. Man brachte Elfenbein und zwei Esel zum Verkaufe, versprach jedoch für den folgenden Tag auch Schafe, wenn wir solche haben wollten.

Unser Viehvorrath war mittlerweile bis auf die zwei kleinen, mageren Ochsen und wenige Schafe geschwunden, und wir versuchten daher, wohl mehr von unseren Wünschen getrieben, als in der Hoffnung auf Beute, unser Glück mit der Jagd. Graf Teleki blieb auf der linken Seite des Flusses, während ich mich in östlicher Richtung auf den Bergrücken herumtrieb, doch kehrten wir Beide mit leeren Händen heim; einige Giraffenfährten war Alles, was wir zu sehen bekommen hatten.

Die Marktbescherung, mit welcher uns die Eingeborenen am nächsten Tage überraschten, bestand in zwei Eseln, zwei Schafen und in Elfenbein; um letzteres war es ihnen natürlich zu thun gewesen, und deshalb hatten sie uns mit dem Versprechen von Vieh geködert. Wiewohl uns damit in unserer Lage nicht gedient war, wollten wir doch die Gelegenheit benützen,

unseren noch immer riesigen Vorrath an Waren zu verwerthen und kauften daher auch das gebrachte Elfenbein.

Wir machten damit wohl ein prächtiges Geschäft, desto schlimmer aber stand es mit den hungrigen Mägen unserer zweihundert Leute, für welche es an dem Tage nichts mehr im Lager gab. Und so schulterten wir wieder pflichtschuldigst unsere Büchsen und liefen uns die Füße ab, brachten jedoch nur die leidige Gewißheit heim, daß es im Umkreise von mehreren Meilen nicht ein Stück größeren Wildes gab, und peinlich enttäuscht betraten wir das Lager, wo uns ein Kreuzfeuer vorwurfsvoller Blicke empfing. Oefter schon im Laufe unserer Reise waren wir hart an die Nothwendigkeit gestreift, das Schlachtmesser unter unseren Tragthieren aufräumen zu lassen, immer war bisher diese Gefahr noch rechtzeitig abgewendet worden, nun jedoch blieb kein anderer Ausweg mehr übrig: Graf Teleki gab daher Befehl, vier Esel zu schlachten. Dualla, der die Neigungen der Leute und ihren Abscheu von dem Fleische der Esel besser kannte als wir, ließ nun aber vorsichtshalber erst lange und wiederholt ausrufen, wer Eselsfleisch haben wolle und — es meldete sich auch nicht ein Mann. Leute, die sich vor unseren Augen um das Fleisch von Panthern und von Hyänen gerauft hatten, verschmähten das Fleisch der prächtigen, silbergrauen Esel und erklärten einmüthig, sich lieber mit Beeren und Kräutern begnügen und lieber hungern und selbst verhungern zu wollen, aber von Eselsfleisch wollten sie nichts wissen.

Die Leute erzählen sich, daß einmal eine Karawane, durch Noth gezwungen, ihre Esel aufgegessen habe, und daß die gesammte Mannschaft in Folge des Genusses des Eselsfleisches gestorben sei. Aller Wahrscheinlichkeit nach verdankt diese Fabel einem schlauen Händler ihre Entstehung und wird unter den Karawanenleuten absichtlich in frischem Glauben erhalten, um zu verhindern, daß die Tragthiere in Gefahr kommen könnten, verspeist zu werden. Denn, daß unter den gewöhnlichen Händlerkarawanen in diesen Ländern alljährlich Fälle von wirklicher Hungersnoth vorkommen, ist bereits erwähnt worden, und so würde es unter anderen Umständen wahrscheinlich nicht selten sein, daß die unersetzlichen Tragthiere in die

Kochtöpfe der Leute wandern und ihre kostbaren Lasten im Stiche gelassen werden müßten.

Unser zweiter Marsch nach Süden bewegte sich ebenfalls in der Richtung des Flußlaufes weiter. So lange wir uns fernab von letzterem hielten, führte der Pfad durch einen schönen, lichten Akazienwald, der nur das Unangenehme hatte, daß der Boden mit einer Grasart bedeckt war, deren Samen mit ihrer feinen, juckenden Behaarung die nackten Füße unserer Leute mit der Zeit so unerträglich schmerzen machten, daß sich einige von ihnen geradezu wie verrückt geberdeten. Stellenweise verlegten uns Dickichte von jungen Fächerpalmen den Weg, die ganz undurchdringbar waren und umgangen werden mußten. Sokoni, der uns hier zu führen hatte, kannte sich in der Gegend gar nicht aus, und schließlich geleiteten uns einige Eingeborene, die nachgekommen waren, um uns ihr im Walde verstecktes Elfenbein zu verkaufen, auf schmalen, schwierigen Pfaden wieder zum Flusse zurück. Sein sandiges Bett war, abgesehen von einigen kleinen Tümpeln, trocken und seine Uferränder streckenweise mit üppigem, über mannshohen Graswuchs bedeckt. Wir lagerten unter einem riesigen Maulbeer-Feigenbaume,*) dessen Stamm und weitverzweigtes Astwerk mit Fruchtbüscheln buchstäblich bedeckt war. Da gabs »poscho« für mindestens vier bis fünf Tage. Im Nu war der Baum von Dutzenden unserer Leute erklettert, und ein dichter Feigenregen ging nieder. Die Früchte sind im reifen Zustande rosafarben, sehen wallnußgroßen Feigen sehr ähnlich und schmecken schwach süßlich. Die reifen Feigen wurden roh gegessen, die noch grünen zu einem Brei verkocht. Von den Eingeborenen erfuhren wir, daß wir solche Bäume längs des ganzen Flusses in Menge finden würden; wir sahen daher den kommenden Tagen ruhiger entgegen.

Der dritte Marschtag begann damit, daß uns Sokoni über eine Stunde lang auf den abscheulichsten Pfaden durch Dickicht im Kreise herumführte. Helle Wuth erfaßte uns Alle, als wir uns nach der überstandenen Marter wieder an derselben Stelle am Flusse befanden, von welcher wir ausgegangen waren. Nun nahm Graf Teleki die Führung

*) In Suahili: Mikuyu.

Lager unter »Boſcho=Bäumen«.

selbst in die Hand. Erst wateten wir eine Weile in tiefem Flußsande weiter, dann traten wir auf die linke Seite des Flusses über, weil das Land dort offener war. Wir fanden da große Mengen einer Gattung Beeren, von welchen sich auch die Turkana in schlechten Zeiten zu ernähren pflegen. Sie wuchsen auf einem weißdornartigen Strauche, waren klein und rund wie Erbsen, roth gefärbt und bestanden der Hauptsache nach aus einem runden Kerne, der mit einer dünnen Haut überzogen war. Der Geschmack erinnerte an Hagebutten. Satt konnte man von diesen Beeren nicht werden, trotzdem dachten unsere Leute nun an nichts Anderes mehr, als ans Beerenklauben, und bald waren sie in allen Windrichtungen zerstreut. Da halfen auch keine Ermahnungen, und die Folge war ein allgemeines Verirren. Verloren ging indeß Niemand, weil die Leute vernünftig genug waren, sich zuletzt wieder zum Flusse durchzuschlagen und in seinem Bette weiterzuwandern, wo sie dann über kurz oder lang auf die Karawane trafen, welche des Wassers wegen dort irgendwo lagerte. Feigenbäume gabs auch hier wieder.

Am vierten Tage wanderten wir zumeist im Flußbette selbst weiter, nur hie und da größere Windungen abschneidend. Einiger Eingeborener wegen, die Elfenbein zu verkaufen hatten, machten wir des Mittags an einer beerenreichen Stelle einen zweistündigen Halt. Als wir darauf den Marsch wieder aufnehmen wollten, die meisten Leute auch ihre Ladungen schon geschultert hatten und nur noch unsere Tragthiere im dichten Ufergebüsch der Treiber harrten, erscholl aus demselben plötzlich ein ohrenzerreißendes Eselsgeschrei. Eingeborene hatten, wenige Schritte von uns, einen der Esel getödtet und waren dann im Dickicht verschwunden, ohne daß sie von irgend Jemand bemerkt worden wären. Der Esel hatte zwei tiefe, klaffende Speerwunden und war, als wir ihn auffanden, bereits verendet. Nach einer fruchtlosen Durchsuchung des Dickichts wanderten wir weiter, bis wir gegen Sonnenuntergang wieder zu einem fruchtbeladenen »poscho«-Baum gelangten und lagerten.

Der fünfte Marsch fand anfänglich theils im Flußbette, theils durch das mannshohe Ufergras statt, dann verließen wir den Fluß und irrten

in die Kreuz und die Quere, der muthmaßlichen Laufrichtung des Trrguéll folgend, nach Süden weiter, bis wir schließlich an die Mündung eines gleichfalls trockenen Nebenflusses in den Trrguéll gelangten, wo wir für die Nacht hielten. Graf Teleki hatte während des Marsches ein Wildschwein erlegt und Charscho nahe beim Lager in einem unbedeutenden Schlammtümpel zwei kleine Krokodile geschossen. Das Menu der Leute bot an dem Tage somit eine kleine Abwechslung, da das andauernde Nagen am Hungertuche bereits alle zarteren Bedenken verscheucht hatte. Wildschwein und Krokodile, sammt den halbverdauten Welsen, die sich in den Mägen der Letzteren fanden, waren nunmehr willkommene Bissen, Eselsfleisch aber blieb nach wie vor »harâm«, d. h. verschmäht, verachtet.

Als wir am nächsten Morgen erwachten, war zu unserer Ueberraschung das Flußbett mit Wasser gefüllt; Regen, die in seinem Quellengebiete gefallen waren, hatten für unseren Wasserbedarf gesorgt. — Mit dem folgenden Marsche näherten wir uns wohl dem Gebiete einer kleinen Kolonie ackerbautreibender Turkana, Ngabóto genannt, erreichten aber Kisimáj, das nördlichste ihrer Dörfer erst am Morgen darauf, dem achten Marschtage längs des Trrguéll. Ein fieberhafter Freudentaumel erfaßte beim ersten Anblicke der wogenden Kornfelder unsere ausgehungerten Leute, und unter fortgesetzten Ausrufen des Entzückens ging es auf guten, betretenen Pfaden weiter, über den Fluß dem »dasturi«-Lagerplatz zu. Ohne Murren, selbst ohne die geringste Aeußerung von Unzufriedenheit hatten sich unsere Leute volle neun Tage lang mit dem mageren Tische begnügt, den ihnen der Wald zu bieten im Stande war; kein Wunder, wenn ihr Herz nun schon beim Erblicken der halbreifen Durrha überfloß. Auch die Quellen des lange versiegten Humors sprudelten wieder, und wie gewöhnlich erzielte Schibu wadi Combo, unser mehrerwähnter Volksredner, die größten Lacherfolge. »Allâh akbâr!« meinte er, »ich hätte nimmer geglaubt, daß wir jemals wieder Durrha zu sehen bekommen würden, und war bei der ewigen Graskost schon längst mit mir im Reinen, daß es, bei Gott, für mich besser gewesen wäre, als Esel auf die Welt gekommen zu sein.«

Wir lagerten einem kleinen Eingeborenendorfe gegenüber hart am Flusse, im dämmerigen Schatten mächtiger Uferbäume. Die Eingeborenen besuchten uns bald. Sie sind Turkana und bauen längs des Flusses, der hier ungefähr 50 Schritt breit ist, vorwiegend Durrha, nebenbei auch Kürbisse und Tabak; an letzterem schien indeß Mangel zu herrschen, da man uns auch hier unausgesetzt um »tumbáo« anging.

Ngabóto bedeutet, so wie Ndorobbo und Elmolo, arme Leute ohne Viehbesitz. Das waren die Eingeborenen wohl damals gewesen, als sie sich gezwungenermaßen hier niederließen und Ackerbauer wurden. Nun besaßen sie schon wieder einiges Vieh, hauptsächlich Ziegen und Schafe, die sie im Tauschwege von ihren nachbarlichen Stammesangehörigen erworben hatten. Das Gebiet von Ngabóto zählt vier oder fünf kleine, in ziemlichen Zwischenräumen am rechten Trrguéllufer zerstreut liegende Dörfer. Die Einwohnerzahl ist unbedeutend, und es nimmt Wunder, daß sich die Ansiedlung gegen die Angriffe der Suk, welche im Süden überall ihre Nachbarn sind, behaupten kann. Ihre Hütten sind recht primitive Baue aus Durrhastroh, und die in dichteres Gebüsch hineinverlegten Dörfer machen einen armseligen, schmutzigen Eindruck.

Man sah es den Eingeborenen auf den ersten Blick an, daß sie schon früher mit Karawanenleuten zu thun gehabt hatten, und zwar wohl immer mit solchen, die sich in bedrängter Lage befanden, denn sie benahmen sich trotz ihrer bedeutenden Minderzahl recht anmaßend.

Wir kauften am Tage unseres Anlangens fünf Säcke Korn, knapp so viel, wie wir für einen Tag benöthigten. Die Durrha stand noch auf den Feldern, doch sollten wir deren Reifezustand um so vorgeschrittener finden, je weiter nach Süden wir gelangten. Da überdies, wie es hieß, die ganze weitere Reise bis zum Baringosee durch bewohnte Landschaften führte, glaubten wir hoffen zu dürfen, nun endlich am Ende der Hungertage angelangt zu sein.

Die Eingeborenen theilten uns mit, daß sich im südlichen Theile von Ngabóto eine kleine Händlerkarawane aufhalte, und schon am folgenden Morgen erhielten wir auch den Besuch einiger Mitglieder derselben, welche

zufällig mit unseren Leuten bekannt waren. Die allgemeine Freude des Wiedersehens war natürlich groß und des Erzählens der gegenseitigen Erlebnisse kein Ende. Ihre Abtheilung, welche 120 Mann zählte, lagerte fünf Stunden von uns entfernt und gehörte einer großen, unter der Führung des Mombasmannes Abd er-rahmân stehenden Karawane an, die in Njemß wartete. Wie sie erzählten, waren sie vor drei Monaten vom Baringosee aufgebrochen und hatten eine schwere Zeit durchgemacht, weil sie überall nur Hungersnoth antrafen. Neun Leute seien Hungers gestorben, und sie waren in Gefahr alle umzukommen, wenn es ihnen nicht gelungen wäre, noch rechtzeitig Siawéi, eine an der Grenze von Kavirondo gelegene Landschaft zu erreichen, wo Ueberfluß herrschte. In der Annahme, daß in Ngabóto die Durrha mittlerweile gereift sei, hätten sie sich hieher aufgemacht und wollten nach Ngamátak, um Esel zu kaufen, da sie bereits mehr Elfenbein hatten, als sie tragen konnten. Schließlich erfreuten sie uns mit der Nachricht, daß sich bei Abd er-rahmân in Njemß Briefe für uns befanden.

Bei aller Freundlichkeit, welche uns die Händlerkarawane bezeigte, hatten wir doch bald allen Grund, ihre Anwesenheit recht unbequem zu finden, denn die Eingeborenen, welchen unsere kurz angebundene Art des Verkehrs ohnehin nicht zugesagt hatte, wendeten sich nun, trotz der höheren Preise die wir zahlten, mehr und mehr von uns ab. Schon am nächsten Tage blieben die Marktbesucher fast ganz aus, und unsere Leute waren in der Hauptsache wieder auf die Waldkost angewiesen. Glücklicherweise erfuhr selbe an dieser Haltestelle eine unverhoffte Bereicherung durch eine Unzahl von Webervogelnestern mit halbflüggen Jungen. Manche Bäume waren davon geradezu bedeckt, und unsere Leute hätten da noch manchen Tag Nahrung finden können. Damit war jedoch für die Versorgung der Karawane zum Weitermarsche nichts gewonnen, und da bei den Eingeborenen auch die Drohung nicht viel fruchtete, daß wir die Durrha von den Feldern nehmen würden, wenn sie solche nicht zu Markt brächten, beschloß Graf Teleki, nach zweitägiger Rast aufzubrechen. Am 3. Juli marschirten wir weiter.

Der Trrguéll führte nun in Folge stärkerer, in seinem Quellengebiete gefallener Regen viel Wasser und bildete zunächst für unsere beladenen Tragthiere kein geringes Uebergangshinderniß. Auf guten Pfaden zogen wir dann durch lichten Wald oder Buschwald, in einiger Entfernung vom Flusse südwärts, bis in die Nähe eines Eingeborenendorfes, bei welchem wir lagerten. Während des Marsches hatten wir an mehreren Punkten einen theilweisen Ueberblick über das Gebirge, welches das Thal des Trrguéll im Westen abschließt — eine Ausschau, die wir während der vergangenen Waldmärsche schwer vermißt hatten. Die 1000 bis 1500 Meter hohen, schroffen Abfälle des Gebirgszuges sind hier nahe an den Flußlauf gerückt, das Land ist daher besser bewässert und die Waldwildniß insbesonders auf der linken Flußseite üppiger entwickelt. Wir erfuhren, daß ein wasserreicher Bach*) aus diesem Berglande heraustrete und in den Trrguéll münde. Die Hänge des Gebirges sind angeblich von Suk-Nomaden bewohnt.

Nun wir wieder in der Nähe von Bergländern weilten, war der Himmel meist schwer bewölkt. Donner und Blitz gab es häufig, und fernes Wetterleuchten war ununterbrochen zu beobachten; Regen fiel jedoch nur selten und wenig. Das Thermometer schwankte zwischen +16 und +28° C.

Trotzdem wir unsere Zelte ganz in der Nähe des Eingeborenendorfes aufgeschlagen hatten, ließen sich nur einzelne Neugierige bei uns sehen, und da die Händler, welche wir hier antrafen, versicherten, daß dies der ärmste Theil von Ngabóto sei, verlegten wir unser Lager am folgenden Tage weiter nach Süden, in die Nähe zweier anderer Dörfer, bei welchen auch die Händlerkarawane ihr Standlager hatte. Die Durrha stand da gleichfalls noch auf den Feldern, doch waren die Eingeborenen schon bei der Ernte. Sie schnitten die Aehren und zerzupften sie mit den Händen auf einer glattgestrichenen Tenne, worauf sie selbe in der Sonne trocknen ließen und dann mit einem Stocke leicht abklopften. Die gereinigte

*) Es ist dies, wie nachträglich durch W. Jackson festgestellt wurde, der am Elgon entspringende Quellfluß des Trrguéll.

Frucht wurde in riesigen (bei 6 Fuß im Durchmesser großen) Körben aus Zweiggeflecht in 12 bis 15 Meter Höhe auf Bäumen aufbewahrt.

Mit einem zweitägigen Vorrathe an Durrha traten wir am 6. Juli den Weitermarsch an. Dreißig Leute der Händlerkarawane, die gar keine Tauschwaren mehr besaßen und daher die Reise nach Ngamátak ganz zwecklos mitgemacht hätten, schlossen sich uns an. An Tauschwaren fehlte es übrigens auch dem restlichen Theile ihrer Karawane, doch besaßen diese noch ziemliche Mengen von Tabak. Da wir Ueberfluß an Waren hatten, war es naheliegend, daß die Händler uns Einiges abzukaufen wünschten. Eingedenk der schlechten Dienste, welche sie uns mit ihrer Anwesenheit bei den Eingeborenen hier geleistet hatten, ließ sich jedoch Graf Teleki nicht dazu herbei, ihnen Etwas abzulassen, trotz der fabelhaften Angebote, die sie machten, wie zum Beispiel 300 Dollar für 35 Kilogramm Eisendraht. Ein weiterer Grund zu einem ablehnenden Verhalten war dann auch der, daß sie unseren Njemßer Führer Sokoni beredet hatten, sie nach Ngamátak zu geleiten, wiewohl derselbe nun erst für uns wichtig wurde, da das Sukland, mit welchem er allein gut bekannt war, noch vor uns lag.

Ngabóto hatten wir mit dem Verlassen dieses Lagerplatzes hinter uns.*) Wir marschirten der rechten Flußseite entlang in südlicher Richtung weiter oder irrten vielmehr auf Thierpfaden vorwärts und gelangten schließlich abermals zum Trrguéll, der hier noch gute vierzig Schritte breit war. Da der folgende Marsch jenseits desselben, am Fuße der steil abfallenden Sukberge weiterführen sollte, überschritten wir den Fluß und lagerten dann in seinem, mit Moderduft erfüllten Uferdickicht.

Schon früher hatten wir gehört, daß sich die Eingeborenen am Trrguéllflusse mit dem Fange von Straußen und Elephanten befassen sollten, und war uns namentlich das Letztere nicht glaublich erschienen. Auf diesem Marsche fanden wir aber einen untrüglichen Beweis dafür in einer auf

---

*) Ich kann hier nicht umhin, ausdrücklich zu erklären, daß der mittlerweile in die Oeffentlichkeit gelangte Bericht eines späteren englischen Reisenden über unseren Zug durch Ngabóto, insoweit dieser Bericht von der im Vorstehenden gegebenen Schilderung abweicht, auf Unwahrheit beruht.

dem schmalen Pfade ausgelegten Elephantenschlinge. Dieselbe bestand aus einem sehr starken Seile aus roher, gedrehter Büffelhaut und war mit dem einen Ende an einen Baumklotz befestigt, der groß und schwer genug war, um das gefangene Thier im Dickicht in allen seinen Bewegungen zu behindern. Die Eingeborenen betreiben diese Jagd des Fleisches und des Elfenbeines wegen. Zum Trocknen ausgebreitete Stücke von Büffelhaut und andere Anzeichen, welche wir da fanden, bezeugten, daß wir das Versteck von eingeborenen Jägern aufgestöbert hatten, die bei unserer Annäherung wohl geflohen sein mochten.

Am 7. Juli lagerten wir nach einem äußerst ermüdenden Marsche längs des Berghanges an einem reißenden Bergbache, Namens Sekére. Die Umgebung war unbewohnt. Verlassene Durrhapflanzungen erzählten von Noth und Elend, welche in Folge Ausbleibens der Regen im Vorjahre da geherrscht und die Eingeborenen zur Auswanderung gezwungen hatten. Wir sollten es anders treffen. Schon während des Marsches hatte uns das von Feuchtigkeit triefende Gebüsch, durch welches wir uns hindurcharbeiten mußten, bis auf die Haut durchnäßt; Abends und in der Nacht zerstörten dann einige schwere, wolkenbruchartige Regen den letzten Rest von Humor, den unsere armen Leute bei ihrer halben Ration an den prasselnden Feuern noch gefunden hatten.

Ein ebenfalls recht beschwerlicher Marsch längs der malerischen Berghänge brachte uns am folgenden Tage zur Ansiedlung Maritschi. Hart zu unserer Rechten erhoben sich in ununterbrochener Reihe die 1000 Meter hohen, schroffen Abfälle des Sukgebirges, indeß mehrere Nord-Süd gerichtete Höhenzüge im Osten die Trrguéll-Ebene auf die Breite von etwa 20 Kilometer einengten. Der Trrguéll, welcher hier mehrere Nebenbäche empfängt, fließt in einem dunklen, graugrünen Urwalddickicht, das die ganze Thalsohle ausfüllt. Diese Waldwildniß ist undurchdringbar und unbewohnt, beherbergt jedoch sicherlich zahlreiche Elephanten, da die Eingeborenen sich alljährlich bedeutende Elfenbeinmengen zu verschaffen wissen.

Maritschi ist an einem kleinen Bächlein gelegen, das wir nun hoch angeschwollen trafen. Die Eingeborenen sind Suk und betreiben haupt-

sächlich den Anbau von Durrha. Die Frucht stand aber noch grün, und diese Wahrnehmung beunruhigte uns über den verheißenen Reifezustand derselben weiter im Süden umsomehr, als auch Alles, was der Wald an Beeren, Früchten und eßbaren Kräutern geboten haben mochte, sich als bereits gepflückt erwies. Daß wir in Gegenden gerathen waren, welche seit nahezu zwei Jahren auf die erste ergiebigere Ernte warteten, zu Eingeborenen, welche die ganze Zeit über gegen den Hungertod anzukämpfen gehabt hatten, ahnten wir noch nicht. »Maritschi,« so hieß es nun, »sei ein elendes Dorf von Hungerleidern, aber in Weiwéi, der nächsten Ansiedlung, würden wir Durrhafelder wogen sehen, soweit das Auge reichte.«

Mit dieser Hoffnung nahmen wir und unsere hungernde Karawane die Wanderung durch die regensatte Busch- und Unkrautwildniß wieder auf. Der Pfad führte dem Bergfuße entlang auf ein Seitenthal zu. Anzeichen, welche auf eine dichtere Bevölkerung schließen ließen, zeigten sich bald überall in der Runde auf den steilen Berghängen, wo die Eingeborenen in vereinzelt stehenden Hütten hausten. In der Ebene gab es weder Dörfer noch einzelne Hütten; da befanden sich blos die Durrhapflanzungen. Doch war die Frucht in dieser viel höher als Ngabóto gelegenen Landschaft noch lange nicht reif, und unser Marsch durch die allerdings sehr umfangreichen, aber noch vollkommen grünen Felder ging bald in sehr gedrückter Stimmung vor sich.

Wir lagerten in der Nähe eines klaren, rauschenden Baches, Weiwéi genannt. Unsere Lagerhöhe betrug 985 Meter. Hart im Süden und Westen ragten schroffe Berghänge auf, nur in südwestlicher Richtung vermochten wir durch das Bachthal, durch welches der Weiwéi seinen Weg in die Ebene nimmt, einen Einblick in die Hochgebirgsnatur der weiter im Westen gelegenen Landschaft zu thun.

Einem von den Händlern hier eingeführten Brauche entsprechend, kündigten wir den Eingeborenen unsere Ankunft durch drei Gewehrsalven an, deren Donner die Berge in wundervollem Echo weitertrugen; doch stellten sich nur wenige Eingeborene im Lager ein, und zwar durchwegs armselig und ausgehungert aussehende Gestalten. Einer von ihnen hielt

drei noch milchige Durrhaähren in der Hand und bot sie wie einen Strauß kostbarer Blumen zum Verkaufe aus. Trotz unserer Angebote von Draht, Stoffen und Perlen trug er sie jedoch wieder heim, da auch hier Tabak als einziges Tauschmittel galt, mit dem Unterschiede nur, daß alle anderen Waren geradezu keinen Werth hatten.

Unsere Lage war, wie ich nach dem Vorangegangenen nicht erst auszuführen brauche, im höchsten Grade desperat. Unsere Leute lebten nun schon wochenlang in der kümmerlichsten Weise, mehrere von ihnen waren bereits den Entbehrungen erlegen, alle aber schon stark herabgekommen und geschwächt. Nur die Hoffnung, daß mit dem Erreichen des Suklandes die Noth ein Ende haben werde, hatte sie so lange guten Muthes erhalten; und nun an der Schwelle dieses Landes, standen wir vor der trostlosen Erkenntniß, daß sich weder hier, noch weiterhin die Möglichkeit bot, die Verpflegung der Karawane sicherzustellen.

Der Tag verging mit ernsten Berathungen, bei welchen die verzweifeltsten Pläne zur Sprache kamen. Auch der Plan, uns einfach bis nach Njemß durchzuplündern, kam in Erwägung, wurde aber fallen gelassen, weil wir befürchten mußten, damit der schwachen Händlerkarawane, welche nach Ngamátak gegangen war, den Rückweg zu verschließen. Zuletzt blieb es bei dem Beschlusse, vorläufig eine Abtheilung von Leuten nach dem Süden zu entsenden, um Näheres über die dortigen Verhältnisse zu erfahren; gleichzeitig wollten wir die am Kérioflusse wohnenden, ausschließlich Viehzucht treibenden Suk auffordern, mit uns in Verkehr zu treten. Auf die Frage, wovon wir inzwischen leben sollten, fanden wir indeß keine Antwort, zumal die Leute, welche sich mittlerweile aufgemacht hatten, um die Umgebung nach eßbaren Beeren und Kräutern abzusuchen, mit leeren Händen wieder heimgekehrt waren. Am folgenden Morgen wurden sechzig ausgesuchte Leute unter der Führung zweier Somâl nach dem Süden abgefertigt; wir selbst blieben im Lager, unthätig und in verdrossener Apathie der Dinge harrend, die da kommen würden.

Die fortgesetzten Enttäuschungen, die sich nun schon seit vielen Tagen an unsere Fersen hefteten, und die gänzliche Hilflosigkeit, in der

wir uns augenblicklich befanden, hatten vorübergehend alle Thatkraft in uns ertödtet, und wir versuchten es auch nicht mit der Jagd, die wir nach den bisherigen Erfahrungen am Trrguéll im Voraus als aussichtslos betrachteten. Womit sich unsere Leute in diesen Tagen ernährten, blieb uns ein Räthsel; wir vermutheten nur, daß sie sich während der Nacht in bescheidenem Maße mit Durrha versorgten, wiewohl wir ihnen verboten hatten, sich an den Feldern zu vergreifen. Von Seiten der Eingeborenen wurden uns indeß keine Klagen in dieser Hinsicht vorgebracht.

Bevor ich nun in der Erzählung weitergehe, sei mir gestattet, den Leser mit dem Volksstamme der Suk näher bekannt zu machen, so weit wir ihn im Verlaufe unserer Reise kennen gelernt haben.

Die Suk gehören dem nilotischen Sprachstamme an. Sie nennen sich auch »Caupe« und »Gurût«; ob diese beiden Namen etwa bloße Theilbezeichnungen sind, von welchen die eine vielleicht dem fest ansässigen, die andere aber dem nomadisirenden Theile der Bevölkerung zugehört, vermochten wir nicht festzustellen.

Das Sukgebiet liegt zwischen 0° 50′ und 1° 50′ Nordbreite; im Westen wird es durch das meridional laufende Sukgebirge, im Osten durch die äußere der beiden Parallelketten begrenzt, welche das letztere flankiren.

Das Volk theilt sich derzeit in seßhafte Ackerbauer und in nomadisirende Viehzüchter. Wahrscheinlich waren sie ehemals Alle Viehzüchter, und ist der nun ansässige Theil des Stammes erst durch Viehseuchen gezwungen worden, zum Ackerbaue zu greifen. Die ansässigen Suk wohnen ausschließlich am Osthange des Hauptgebirgsstockes. Sie pflanzen Durrha, Kürbisse und Tabak. Ihre Hütten sind klein, rund, sehr hübsch aus zubehauenen Baumstämmen zusammengefügt und mit einem kegelförmigen Dache aus Durrhastroh gedeckt. Sie liegen, wie erwähnt, stets in einer das Thal beherrschenden Höhe, zerstreut auf den steilen Berghängen und bilden stellenweise wohl kleine Weiler, aber niemals Dörfer. Das vom Kérioflusse bewässerte Thal zwischen den beiden östlicher gelegenen Parallelketten gehört dem nomadischen Theile der Bevölkerung an. Dessen Viehbesitz besteht in Rindern, Ziegen, Schafen (mit vielen Schwarzkopfschafen

darunter), Eseln und wahrscheinlich auch einzelnen, von den Turkana erbeuteten Kameelen. Die nomadischen Suk sollen nämlich kecke Viehräuber sein; thatsächlich sind sie der Schrecken der Umgebung und selbst von den Masai gefürchtet. Die nomadischen Suk bewohnen Krale mit guten, aus

Sukmädchen.

Reisig und Flechtwerk bestehenden Hütten und einer Dornenhecke als Umzäunung.

Die Suk sehen in ihrer äußeren Erscheinung den Masai sehr ähnlich. In erhöhtem Maße gilt dies vom wandernden Theile der Bevölkerung, welcher physisch bedeutend besser entwickelt ist als der ackerbautreibende.

Die Kleidung der ansässigen Suk besteht aus einem enthaarten Ziegenfelle, in das sie sich hüllen. Die Nomaden haben ganz schmale Lendenschurze aus gegerbter Ziegenhaut nach Art der Turkana. Die jungen Männer tragen das Haar in Chignonform, die älteren überlassen es entweder seinem natürlichen Wuchse oder verfilzen es zur Haarbeutelform; letztere findet sich besonders bei den Nomaden-Suk häufiger. Die Mädchen haben das Haar an den Seiten kurz geschoren, so daß es nur in der Richtung des Scheitels wie ein breiter Hahnenkamm stehen bleibt; es war dies entschieden die geschmackvollste Haartracht, welche wir bei Negervölkern angetroffen haben.

Suk-Ohrschmuck.

Der männliche Theil der Bevölkerung ist nach mohammedanischer Art beschnitten.

Beide Geschlechter haben die Unterlippe durchbohrt, zur Aufnahme eines Messingstäbchens oder Plättchens. An sonstigen Schmucksachen sieht man bei ihnen auffallend wenig; ein oder zwei Perlenschnüre um den Hals, einige Eisen- oder Messingdrahtwindungen als Armband ist meist Alles.

Die Waffen der Suk bestehen in schlechten Speeren, Bogen und Pfeilen, Schilden aus Büffelhaut und runden Haumessern, welche an den Handgelenken getragen werden. Die Pfeilspitzen sind meist nur aus in Feuer gehärtetem Holze gemacht.

Wir selbst haben die Suk als ein ruhiges und freundliches Volk kennen gelernt und sind auch von den Händlern versichert worden, daß auch kleine, 40 bis 50 Mann zählende Karawanen es ohne Sorge wagen können, das Gebiet der seßhaften Suk nach Elfenbein abzusuchen.

Als Dschumbe Kimemeta im Jahre 1884 das Sukland zum erstenmale besuchte, benahmen sich die Eingeborenen weit weniger friedlich, und ihr heutiges entgegenkommendes Verhalten dürfte hauptsächlich der energischen Züchtigung zu danken sein, welche ihr aggressiver Uebermuth damals erfuhr.

Mit den am Kérioflusse nomadisirenden Suk waren die Händler bisher noch nicht in Verkehr getreten, wiewohl sie bei denselben viel Elfenbein vermutheten. Sie trauten ihnen nicht und sahen daher dem Ergebnisse unserer, zur Anbahnung freundschaftlicher Beziehungen gethanen Schritte mit großer Spannung entgegen. Wir hatten dieselben durch Ein-

Ein Sukschauri.

geborene auffordern lassen, Vieh zum Verkaufe zu bringen, und sahen zu unserer Freude in der That am dritten Tage nach unserer Ankunft in Weiwéi eine kleine Anzahl von ihnen mit einigen Schafen im Lager erscheinen. Selbstverständlich empfingen wir sie in liebenswürdigster Weise, überhäuften sie mit Geschenken und versprachen ihnen alles mögliche Schöne. Und daß es uns gelungen war, auf sie damit einen günstigen Eindruck zu machen, konnten wir aus ihrer Entgegnung entnehmen, die also lautete: »Eure Rede klingt süß. Eure Worte berühren angenehm,

wie das Einschmieren der Glieder mit frischem Fett, nachdem man sie zuvor gewaschen hat; wie die Milch, wenn man sie am Morgen nach dem Erwachen bereit findet, um sich damit den Magen zu füllen. Wir haben Rinder, Ziegen, Schafe und Kameele, und Elfenbein in Menge. Wir brauchen eure Medicinen, auch fehlen uns Esel, von welchen ihr, wie wir gehört haben, überflüssig viele besitzt. Verliert daher keine Zeit und kommt zu uns.«

Da die von uns nach Wuendo,*) einer bereits in Elgejo gelegenen Ansiedlung entsendete Abtheilung noch nicht zurückgekehrt war, mußten wir unsere Sehnsucht nach den Fleischtöpfen am Kério vorderhand noch zügeln. Als jedoch unsere Leute am darauffolgenden Tage erschöpft und müde mit der Nachricht einrückten, daß es mehrere Tagreisen weit nur »mtama mbitschi kabissá« (»vollkommen unreife Durrha«) gebe, und daß sie in kümmerlichster Weise von Schwämmen, Beeren und Kräutern gelebt hatten, beeilten wir uns, aufzubrechen.

Der erste Marsch am 14. Juli brachte uns unter der Führung unserer neu gewonnenen Freunde zu den Durrhapflanzungen der an einem Bächlein gelegenen Ansiedlung Tschemtuléll; der Pfad hatte immer hart am Fuße der hier gegen Osten vorspringenden Sukkette weitergeführt. In Tschemtuléll war es gerade, wo vor vier Jahren die Eingeborenen unseren Dschumbe Kimemeta mehrere Tage lang in der Absicht belagert hatten, ihn am weiteren Vordringen zu verhindern; nun athmete Alles tiefen Frieden.

Am folgenden Tage gelangten wir mit einem kurzen Marsche nach Kiwáß. Unsere Leute wiesen bereits Zeichen so bedeutender Entkräftung auf, daß wir uns entschlossen, an dem Orte zu bleiben. Es gab da keine Anpflanzungen und ebensowenig Eingeborene; nur einige, augenscheinlich erst vor Kurzem verlassene Krale verriethen, daß die nomadisirenden Suk ihre Wanderzüge bis dahin ausdehnten.

Wie an den vorhergegangenen Tagen hatten wir auch an diesem Tage, hauptsächlich aber während der folgenden Nacht viel von schweren

*) Auch »Ndevu« genannt.

Regen zu leiden, die natürlich nicht wenig zur Schwächung unserer Leute beitrugen. Wie dieselben ihr Leben fristeten, wurde uns erst am nächsten Morgen offenkundig. Als wir nämlich zum Aufbruche bliesen, fehlte ungefähr ein Drittheil der Karawane, und Dualla rückte nun mit dem Geständnisse heraus, daß die Leute allnächtlich ausschwärmten, um sich mit Durrha zu versorgen. Des andauernden Regens wegen hatten sie sich diesmal erst nach Mitternacht auf die Beine gemacht, und da sie mehrere Stunden weit, bis nach Ndevu gegangen waren, hatten sie nicht, wie sonst, noch vor Tagesanbruch in der gewohnten, heimlichen Weise eintreffen können. Müde, abgespannt und vollkommen durchnäßt langten sie nach und nach im Lager ein, Jeder mit einem tüchtigen Bündel unreifer Durrhaähren beladen. Uns war die Sache insoferne unangenehm, als unsere Führer dadurch einen näheren Einblick in unsere verzweifelte Lage gewannen und darauf in der That nur mehr wenig Neigung zeigten, so gefährliche Gäste in die Nähe ihrer Krale zu bringen; denn, daß es gestohlenes Gut war, was die Leute da heranschleppten, konnte für Niemand zweifelhaft sein. Vor dem Aufbruche kam es denn auch zu einer kleinen Auseinandersetzung mit den Führern, welche nur darum ein scheinbar gutes Ende nahm, weil, wie sich herausstellte, die Bewohner von Ndevu und die Suk nicht die besten Freunde sind; so schien sie der Schaden, welcher jenen zugefügt worden war, zu freuen.

Erst gegen 9 Uhr kamen wir in Bewegung. Der Pfad führte in östlicher Richtung weg vom Fuße der Berge und ungefähr auf der Wasserscheide zwischen dem Trrguéll und dem Kério weiter. Die Gegend war mit Büschen und vereinzelten Bäumen bestanden, welche eben in in vollster Blüthe prangten und die regenfeuchte Luft mit ihren Wohlgerüchen erfüllten. Aber Nebel wallten auf den Berghängen und schweres Gewölke bedeckte den Himmel; die Landschaft steckte im trüben Kleide der Regenzeit, und das Wandern über den durchweichten, erdigen und schlüpfrigen Boden war höchst ermüdend. Nach fast dreistündigem Marsche gelangten wir in die Nähe des Kério, wie uns dessen üppiges und dunkler belaubtes Uferdickicht verrieth.

Aus manchen Anzeichen konnten wir entnehmen, daß sich in der Nähe auch Krale befinden mußten, wir bekamen jedoch weder die Eingeborenen noch ihr Vieh zu Gesicht. Unsere Führer hatten sich während des Marsches in eifrigster Weise untereinander besprochen und entfernten sich nun bis auf einen; dieser zeigte uns noch eine Furth über den Kério, hieß uns am jenseitigen Ufer lagern und empfahl sich dann ebenfalls. Wir sollten keinen von ihnen wiedersehen.

Der Fluß war 40 bis 50 Schritte breit und stellenweise 1 Meter tief, doch war der Uebergang rasch bewerkstelligt, und hart am rechten Ufer, unter einigen schönen Bäumen, schlugen wir das Lager auf. Bald darnach gingen schwere Regengüsse nieder, das Flußbett füllte sich in wenigen Stunden mit wildrauschenden Fluthen und war jetzt für uns eine unüberschreitbare Schranke. Das wars, worauf die Suk, denen allgemach vor uns bange geworden war, gerechnet hatten, und ihre Rechnung stimmte leider. Wir waren getrennt von ihren Kralen, abgeschnitten von den Pflanzungen und hilflos unserem Schicksale überlassen. Noch am selben Abende sollte uns jeder Zweifel darüber schwinden. Die Burkenedschifrau, welche sich bei den Elmolo uns zugesellt hatte, war nämlich den Führern zu ihren Kralen gefolgt, um sich Milch zu verschaffen, und hatte, da der Fluß am Nachmittage für sie nicht mehr überschreitbar war, auch die Nacht daselbst zubringen müssen. Gegen Sonnenuntergang kam sie indeß ans Flußufer und theilte uns mit, daß wir nicht darauf rechnen durften, bei den Suk irgendwelche Hilfe zu finden, weil diese von uns nichts wissen wollten und sehr froh wären, daß uns der Kério in so wirksamer Weise von ihnen getrennt hielt.

Schwere Regenmengen, welche in der Folge fast ohne Unterbrechung niedergingen und die Niederungen in unserer Umgebung unter Wasser setzten, hinderten uns zunächst in allen Bewegungen, und wir sahen die Stunde herannahen, wo sich unsere Karawane in raubende und plündernde Horden auflösen würde. In diesen schweren Tagen zeigte sich am auffallendsten, welch' eiserne Zucht in der Karawane festgewurzelt war und wie viel heldenhafte Thatkraft in manchem unserer Leute steckte. Ins=

besondere Maktubu und Muhinna w. Kidiwa thaten sich in der letzteren Hinsicht hervor. Sie unternahmen es, ein Tau über den Fluß zu spannen, um wenigstens mit den Durrhafeldern in Verbindung zu kommen. Dutzende Male wurden sie bei dem Versuche, erst mit einer dünnen Leine über den Fluß zu schwimmen, von den tosenden Fluthen fortgerissen oder von den Wirbeln unter Wasser gezogen, und wiederholt hielten wir sie für verloren. Schließlich gelang das Wagniß, und nach mehrstündiger, aufregender Arbeit war auch eine Anzahl der Muthigsten unserer Leute über den Fluß geschafft. Wir hatten nun wenigstens die Beruhigung, daß es uns vorderhand und so lange nicht in anderer Weise abzuhelfen war, nicht an unreifer Durrha fehlen würde.

Andere Leute machten sich auf, um die rechte Flußseite auszukundschaften, da wir keine Ahnung hatten, ob dieselbe überhaupt bewohnt war und welche Mittel sie für unseren Unterhalt und zur Weiterreise bieten konnte. Sie brachten die Nachricht, daß sie nach langer Wanderung auf Suk-Wandorobbo gestoßen wären, die ihnen die Richtung zeigten, in welcher es einen Viehkral gebe; dort hätten sie auch Rauch aufsteigen sehen, doch wäre es zu spät am Tage gewesen, um noch zum Krale selbst zu gelangen. — Die Meldung erfüllte uns wieder mit einiger Hoffnung; es war ein Strohhalm, an den wir uns klammern konnten.

Die Diebstähle, welche unsere Leute auf den Feldern von Wuendo ausführten, blieben nicht unbemerkt, und es kamen dabei auch Zusammenstöße mit den Eingeborenen vor, bei welchen übrigens unsererseits trotz mehrfacher Verwundungen durch Pfeile kein Schuß abgefeuert wurde. Die ernsteste Verletzung, welche einer unserer Leute davontrug, bestand in einem Pfeilschusse in die Bauchgegend, die jedoch auch keine schlimmen Folgen nach sich zog.

Der physische Zustand unserer Leute in Folge des beschwerlichen Lebens bei ungenügender Ernährung und fortdauerndem Regen wurde indeß von Tag zu Tag schlechter und drängte zu weiteren Entschlüssen. Graf Teleki bestimmte daher den Abmarsch für den Morgen des 19. Juli, wiewohl ein Dutzend unserer Leute, die schon seit zwei Tagen fehlten, noch

abgängig war. Unsere vermeintlichen Retter, die Suk-Nomaden, hatten sich seither nicht wieder blicken lassen, wohl aber war die Burkenedschifrau täglich mehreremale mit Nachrichten ans Ufer gekommen, ohne sich jedoch entschließen zu können, den Fluß, selbst mit Hilfe des gespannten Taues, zu übersetzen. Schließlich, als ihr das Schicksal drohte, bei den Suk zurückgelassen zu werden, wagte sie es, sich den tosenden Gewässern anzuvertrauen. Maktubu, immer bereit, wo es zu helfen galt, erwartete sie im gefährlichsten Theile der Strömung; allein noch bevor sie dahin gelangt war, verließen sie die Kräfte. Trotz aller Bemühungen Maktubu's und anderer Leute wurde sie vor unser aller Augen von der reißenden Fluth entführt und verschlungen.

Strömender Regen hielt uns am Morgen des 19. Juli bis gegen 9 Uhr fest, dann ließ derselbe etwas nach, und wir setzten uns in Bewegung. Wohl fehlten noch zehn Leute, doch wir konnten nicht länger warten, sollte nicht das Schicksal Aller aufs Spiel gesetzt werden. Wir wanderten ostwärts, theils durch frischgrünen Buschwald, theils über wasserbedeckten Wiesengrund, auf den hügeligen Fuß der Bergkette zu, welche den Kério im Osten begleitet, und lagerten Nachmittags an einem Bächlein im Walde. Ich hatte den Marsch mit rasch zunehmendem Fieber angetreten und unterwegs die furchtbarsten Qualen auszustehen gehabt; kaum meiner Sinne mächtig, traf ich im Lager ein. Von drei Eingeborenen, welche wir während des Marsches begegnet hatten, erfuhren wir, daß der Kral, den wir suchten, dem Häuptling Tscharra gehöre, und daß es nur diesen einen Kral in der Gegend gebe.

Trotz des unausgesetzt niederplätschernden Regens stellten sich bald Eingeborene im Lager ein. Graf Teleki war angelegentlichst bemüht, sie für uns einzunehmen und beschenkte sie in außergewöhnlich reichem Maße. Den folgenden Tag blieben wir am Platze. Dualla in Begleitung einiger Leute wurde mit verschiedenen Tauschwaren versehen zum Krale abgeschickt, um einen Marktverkehr mit den Eingeborenen anzubahnen; sie kamen jedoch unverrichteter Dinge zurück. Die Eingeborenen waren geneigt, uns zwei Ochsen zu überlassen, einen für eine Medicin gegen die im Lande herr-

schende Viehseuche, und den zweiten im Tauschwege gegen eine Eselstute. Von einem weiteren Handel wollten sie nichts wissen.

So standen wir also, nachdem wir neunundzwanzig Tage von Beeren, Kräutern, halbreifen Feigen, Akazienharz, Vogelnestlingen, Schwämmen und unreifer Durrha gelebt hatten!

Nun war aber auch das Maß unserer Opferfähigkeit erschöpft; wir waren an dem Punkte angelangt, wo das Leben von zweihundert Menschen eine Vorsorge um jeden Preis erheischte.

Untergang der Burkenedschifrau.

Was wir zu thun hatten, darüber bestand kein Zweifel mehr. Wir mußten den Eingeborenen das zu unserer Erhaltung nothwendige Vieh nehmen. Unsere Berathungen drehten sich auch nur um die Frage, wie sich der Gewaltact in der schonendsten Form ausführen lasse.

Der Plan wurde schließlich festgestellt.

Vorerst verlegten wir unser Lager näher zum Viehkrale, höher den Berg hinauf; es zeigte sich dabei, daß ein Drittheil unserer Leute vor Schwäche kaum mehr weiter konnte. Dann wurde eine Theilung der Karawane vorgenommen. Alle hinfälligen Leute sollten weiter geführt werden,

um sie für den Fall einer hartnäckigen Verfolgung von Seiten der Eingeborenen in sicherer Entfernung vom Schauplatze der Kämpfe zu haben. Zu diesem Zwecke wurden in größter Eile für die sämmtlichen noch unbeladenen Esel — dreißig an Zahl — aus den vorhandenen Zeugen einfache Tragsättel nach Somâlart angefertigt, damit die Leute ledig gehen konnten und dadurch marschfähiger wurden. Die neunzig kräftigsten Leute wurden im Lager belassen und Dualla unterstellt, der den Raub nach unserem Abzuge auszuführen hatte.

Am folgenden Vormittage brach Graf Teleki mit dem schwachen Theile der Karawane auf; ich wurde in einer Hängematte getragen. Zwei Tage lang mühten wir uns in südöstlicher Richtung über den sanft ansteigenden Berghang hinauf und über den Sattel hinüber, dann wurde Halt gemacht, um die Abtheilung Dualla's mit der Beute zu erwarten.

Die schweren Sorgen dieser Tage lasteten allein auf Graf Teleki; ich lag die ganze Zeit im heftigsten Fieber darnieder. Sein Tagebuch enthält darüber die nachstehenden Notizen:

»22. Juli 1888: Der vielen Tragthiere wegen spät ab. Der Marsch (drei Stunden lang) führte über den Hang der Bergkette. Treffe Mittags im Walde unvermuthet eine kleine Zebraherde und schieße mit viel Glück drei Stück heraus; das hält für heute und morgen. Leute und Ladungen liegen am Wege verstreut und müssen nach und nach eingebracht werden. Nachmittag Landregen. — Erst um Mitternacht war Alles beisammen. Zwei Ladungen gingen verloren, drei Leute starben.

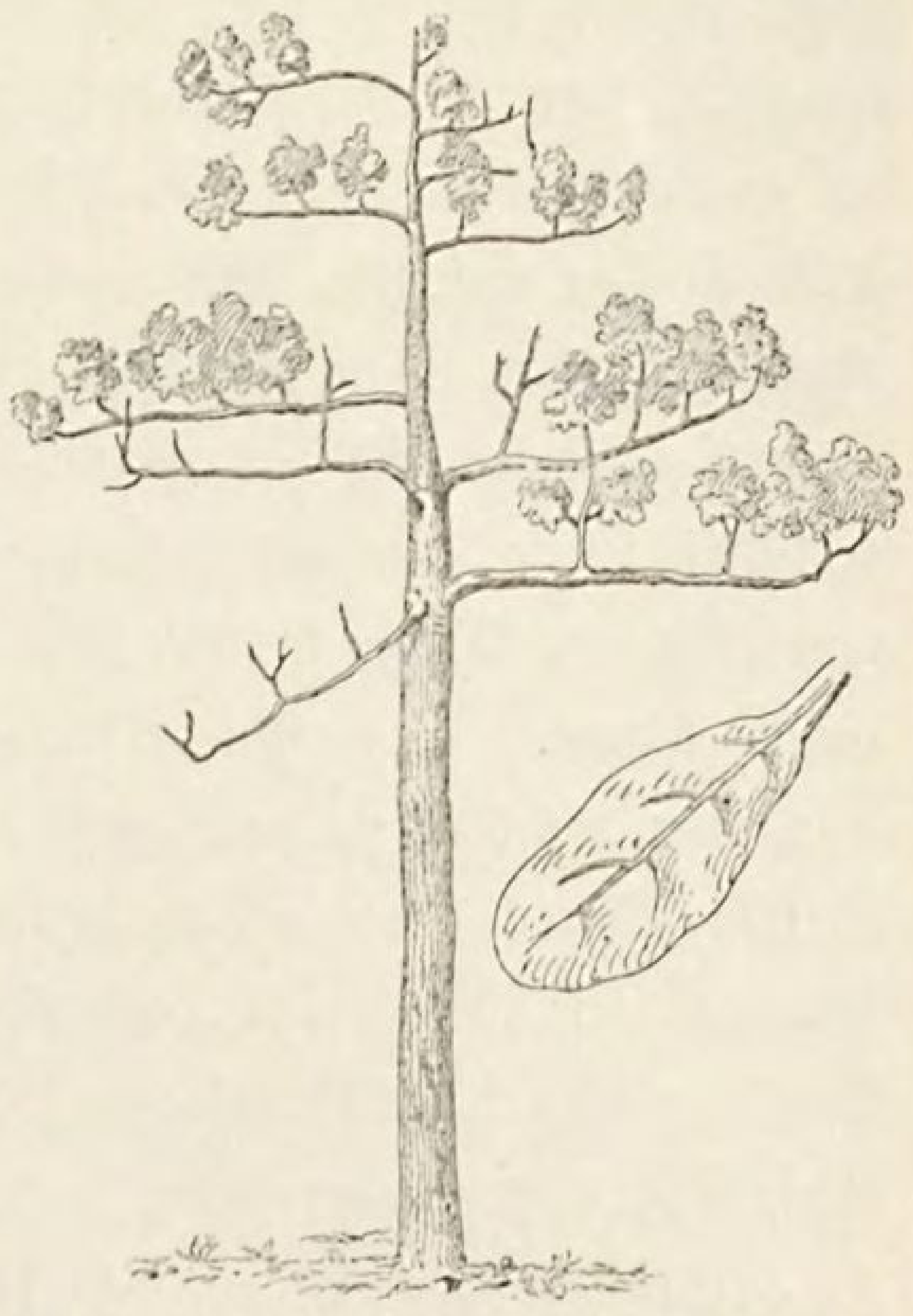
23. Juli. Erstiegen die Paßhöhe; die Vorhut in wenig mehr als einer halben Stunde, der Rest der Karawane brauchte bis 1 Uhr Nachmittags. Ohne die paar Somâl und unsere Bursche, die überall, wo es galt, zugriffen, und ohne die gestrige Jagdbeute wäre die Hälfte unten liegen geblieben. Lagerte um 5 Uhr; es wurde jedoch 11 Uhr Nachts, ehe Alles eingerückt war.«

Mein Tagebuch weist hier eine vollständige Lücke auf.

Am Morgen des 24. Juli war mein Fieber plötzlich wie abgeschnitten, nachdem es sich fünf Tage lang beständig in sehr hohen Temperaturen

bewegt hatte; es hinterließ jedoch eine so große Schwäche, daß ich mich kaum auf den Füßen zu erhalten vermochte.

Wir befanden uns am Fuße eines Hanges, neben einem kleinen Wässerchen. Der Boden war steinig und im Gegensatze zur gut bewachsenen Westseite der Bergkette mit dornigen Sträuchern, verschiedenen Cacteen, Aloen, Euphorbiaceen, kurz mit Gewächsen bestanden, die auf unfruchtbaren Boden deuten. Eine Baumform, die wir hier und sonst nirgends angetroffen haben, gebe ich in der beistehenden Skizze wieder. Sie fiel uns durch die senkrecht zum Stamme stehende Astbildung auf und machte, abgesehen von der Belaubung, vollkommen den Eindruck einer Conifere.



Typische Baumform.
Blatt in natürlicher Größe.

Der Tag verging in gespannter Erwartung. Unausgesetzt lugten wir und unsere schon wieder oder noch immer hungrigen Leute — die drei Zebra waren längst mit Haut und Knochen verzehrt — nach der Einsattlung des Berghanges hinauf, über welche Dualla mit seiner Schar kommen mußte. Stunde um Stunde verrann, und wir ergingen uns bereits in besorgten Vermuthungen über den Ausgang des Unternehmens, als endlich, schon gegen Abend, einige ferne Gewehrschüsse uns die Ankunft der Erwarteten ankündigten. Nicht lange darnach sahen wir den gescheckten Zug der Rinder, Ziegen und Schafe über den Berghang herab sich uns nähern, und bald widerhallte das Thal vom Gebrülle der Rinder und vom Freudengeknatter und Siegesgejubel der Leute.

Dualla hatte den Raub vor Tagesanbruch ausgeführt, zu welcher Zeit das Vieh noch im Krale beisammenstand. Auf das plötzliche Angriffs-

geheule unserer Leute, unter welchem die Viehherden umzingelt und davongetrieben wurden, waren die jäh aus dem Schlafe gerissenen Eingeborenen, wie erwartet, über Hals und Kopf geflohen; es war daher im Krale selbst zu keinem Handgemenge gekommen. Das Vieh wurde dann unter Bedeckung vorausgetrieben, und Dualla folgte mit ungefähr zwanzig Leuten in der Entfernung nach, um den Rückzug zu sichern. Erst etwa zwei Stunden später hatten sich die Eingeborenen gesammelt und waren den Unserigen nachgeeilt, um ihr Vieh wiederzugewinnen. In kühner Weise kamen sie, bei zweihundert an der Zahl, geschlossen und mit wildem Geschrei bis auf etwa fünfzig Schritte Entfernung auf die Nachhut losgestürmt, hielten jedoch den Kugeln nicht Stand, mit denen sie nun empfangen wurden, sondern wendeten sich zur Flucht. Von den zahllosen Pfeilen, mit denen sie unsere Leute überschüttet hatten, war Niemand verwundet worden, wohl aber trug ein Mann in der Hitze des Gefechtes eine schwere Kugelschußwunde davon. Weiterhin unbehindert erreichten unsere Leute den Lagerplatz, von welchem sie ausgezogen waren. Dualla, der einen zweiten, verstärkten Angriff der Eingeborenen erwartete, blieb bis zum folgenden Morgen am Platze, um denselben in entschiedener Weise ausfechten zu können. Der Angriff erfolgte indeß nicht, die Eingeborenen ließen sich überhaupt nicht wieder sehen.

Unser jetziges Lager war für den Fall eines Angriffes schlecht gelegen; wir verlegten dasselbe daher am nächsten Vormittage 2½ Stunden weiter nach Südosten. Dort rasteten wir einen Tag und ließen unsere Leute sich des Ueberflusses erfreuen, zu dem wir gelangt waren. Für mehrere von ihnen war die Rettung aus der Noth übrigens zu spät gekommen; sie siechten dahin, trotz der reichlichen Fleischnahrung, die sie weiterhin genossen.

Wir befanden uns da bereits auf der Ostseite der Bergkette, inmitten einer wilden, von südwestlich verlaufenden Thalrissen durchsetzten Berglandschaft vulkanischer Natur. Genau im Norden von unserem Lager erhob sich der bedeutendste, 2000 Meter hohe Gipfel des Gebirgszuges, der Doenje Silali Thompson's, welchen Namen wir übrigens nicht zu

erkunden im Stande waren. Nach Osten fällt derselbe in senkrechten Wänden ab. Schroffe Bergmassen sind daselbst vorgelagert und vom Hauptgebirgsstocke nur durch tiefe, meridional gerichtete Spaltbildungen getrennt, die auf einen seinerzeit in großartigem Maßstabe thätigen Vulkanismus schließen lassen.

In der Sohle eines zum Kério parallel laufenden Thales südwärts wandernd, gelangten wir am folgenden Tage an die Ufer eines kleinen Baches, der in Kamassia seinen Ursprung hat und in der Súkuta-Salzsteppe sein Ende findet.

Der nächste Marsch führte über einen Bergrücken hinweg, bis an den Nordfuß der Erreberge. Während desselben erblickten wir den ersten Schimmer der spiegelnden Fläche des Baringosees, und Regungen tiefer Rührung, wie wenn wir schon unsere Heimat erreicht hätten, erfüllten uns und unsere Leute beim Erschauen der wohlbekannten Landschaftsformen, die nun immer häufiger in der Runde um uns her auftauchten. Noch zwei heiße Märsche trennten uns indeß von Njemß. So schnell es gehen wollte, eilten wir längs der von Riesenstufen ausgezeichnetster Form umrandeten Westseite des Baringosees auf unser Ziel zu. Am 29. Juli lagerten wir am See-Ufer, und am darauffolgenden Nachmittage erreichten wir die Ufer des Guasso Njuki, an der Stelle, wo wir sie vor 166 Tagen verlassen hatten. Unsere Aufgabe war gelöst!

XII. Capitel.

Rückkehr vom Baringosee zur Küste.

(30. Juli bis 28. October 1888.)

Rast in Njemß. — Aufbruch zur Heimkehr. — Ueber die Jagdgefilde am Guasso Njuki. — Längs Subugia und den Dondolebergen zum Naiwascha. — Auf dem Hochlande von Leikipia. — Wieder bei den Kikuju. — In Sicht des Kibo. — Durch Ukambani. — Land und Leute von Ukambani. — Kraterlandschaft im Süden der Dschulukette. — In Taweta. — Nach Sansibar. — Schluß.

Neun Tage gönnten wir uns Ruhe. Physisch und geistig müde verbrachten wir sie meist unthätig, in Erinnerungen an die sorgenschwere und entbehrungsreiche Zeit, welche wir hinter uns hatten, oder im Geplauder mit den Elfenbeinhändlern und den Eingeborenen. Die Letzteren gaben uns in den ersten Tagen mehrmals Grund zu Aerger, indem sie Schafe und Ziegen von der Weide wegzustehlen versuchten, doch genügte die Warnung, daß wir schießen würden, um uns Ruhe zu verschaffen.

Bald nach unserer Ankunft war eine große, unter der Führung eines Mombas-Arabers, Namens Abdallah, stehende Karawane in Groß-Njemß eingetroffen; Besuch gabs daher häufig, auch fehlte es nicht an Stoff zur Unterhaltung. Diese Karawane war über Ukambani nach Ngongo Bagáß marschirt, dann aber auf Drängen Kinjandscha's, des dem Leser bekannten früheren Verwalters der Karawane Dschumbe Kimemeta's, unseren Spuren durchs Kikujuland gefolgt. Sie fanden die Eingeborenen zugänglich und durchaus friedlich gestimmt. Unser Vorgehen in diesem Lande hat gute Früchte getragen, da wir damit ein weites, fruchtbares

Gebiet dem Handel erschlossen hatten, das bisher wie die Pest gefürchtet und gemieden war.

Die Karawanen, welche von Mombas ausgehen, befassen sich nebst dem Elfenbeinhandel meist auch mit dem Einkaufe von Sclaven; von den Pangani-Karawanen werden solche wohl auch gelegentlich in geringer Zahl mitgenommen, doch sind dieselben dann in der Regel nur für den eigenen Haushalt und nicht für den Handel bestimmt. Wir erfuhren, daß die Karawane Abdallah's auf ihrem Wege von der Küste zum Baringosee ungefähr 200 Sclaven aufgekauft habe. Es können dies nur Eingeborene von Ukambani und Kikuju gewesen sein; da man jedoch die Thatsache vor uns verheimlichte und ableugnete, konnten wir keinen näheren Einblick in die Sache gewinnen.

Daß sich bei solchen, halb für den Sclavenhandel eingerichteten Karawanen viel mehr Gesindel befindet, als bei den eine verhältnißmäßig anständige Gilde bildenden Elfenbeinhändlern aus Pangani, ist natürlich, und es wunderte uns daher nicht, an der eben anwesenden Karawane Abdallah's außer Kinjandscha auch Leute berüchtigteren Schlages betheiligt zu sehen. Darunter war der Sadi des Br. van der Decken, New's und Thomson's. Dschumbe Kimemeta hatte uns auf den Mann aufmerksam gemacht, wir wußten daher, mit wem wir es zu thun hatten und legten unseren Gefühlen auch keinen Zwang an, als der graubärtige Schurke erschien, um uns unterthänigst die Hand zu küssen. Sadi wird nicht so bald wieder einem Europäer freiwillig seine Aufwartung machen, wenn ihn anders ein gerechtes Schicksal noch nicht ereilt haben sollte.

In Njemß stand die Durrha noch unreif auf den Feldern, in Kamassia herrschte nach wie vor Hungersnoth, wir waren mit unserer Verpflegung daher ganz auf unser Vieh gewiesen. Zum Verbrauche desselben nöthigte uns übrigens auch der Umstand, daß die Rinder fast ausnahmslos krank waren. Täglich stand ein oder das andere Stück um, und die, welche wir schlachteten, waren nur zum Theile genießbar, da die ganze Lunge und die unmittelbar daran schließenden Theile aus einem gelben, fauligen Brei bestanden. Njemß bot somit nichts außer Ruhe und

Frieden, und unser Viehbesitz schmolz zusammen, wie der erste Schnee unter der Mittagssonne.

Die schweren Monate, welche hinter uns lagen, hatten unsere Leistungsfähigkeit so ziemlich erschöpft. Auch unsere Körper wußten davon zu erzählen; so wog Graf Teleki, der 108 Kilogramm schwer ausgezogen war, jetzt nur mehr 64 Kilogramm. Wir fühlten keine Lust mehr zu neuen Abenteuern und beschlossen heimzukehren. Die Rücksicht auf unsere brave Schar ließ uns hierbei darauf bedacht sein, die Rückreise möglichst angenehm zu gestalten, und so entstand der Plan, die Route längs des Naiwascha-Sees über Kikuju und Ukambani nach Taweta zu nehmen.

Am Morgen des 9. August sagten wir den Njemßern Lebewohl. Auf bekannten Pfaden zogen wir südwärts durch das Thal der warmen Quellen und Bäche, besuchten noch einmal den Hanningtonsee, überquerten die nun mit frischgrünen, blühenden Gebüschen und zarten Gräsern bekleideten Rücken und erreichten in bequemen Märschen am dritten Tage den Oberlauf des Guasso Njuki, unweit von der Stelle, an der wir ein halbes Jahr früher viele Wochen lang zur Jagd gelagert hatten. Während der letzten Strecke gab es Wild aller Art in Menge, und wir erlegten vom Pfade aus zwei Zebra, zwei Büffel, ein Nashorn und eine Gazelle. Den nächsten Tag wollten wir der Jagd widmen; dem späten Aufbruche der Karawane folgte daher ein nur 1½ stündiger Marsch.

Graf Teleki und ich waren zeitig am Morgen mit einer Anzahl Begleiter aufgebrochen, um »unseren Ochsen« am oberen Guasso Njuki einen Besuch abzustatten. Unser Weg führte hart am ehemaligen Jagdlager vorbei — wo die Massen bleichender Knochenreste noch immer von den Jagdthaten Zeugniß gaben, die Graf Teleki da verrichtet hatte — dann weiter, den Hang der Hügelgruppe hinauf, zum Schauplatze, wo seine ersten Elephanten gefallen waren. Graf Teleki war eben im besten Erzählen des Verlaufes der damaligen Jagd, als ein Nashorn auf uns zugerast kam. Keinem unserer Leute fiel es jetzt mehr ein, sich von der Stelle zu rühren, und keine Büchse hob sich, außer jener Teleki's. Das Nashorn fiel im Feuer.

Wenige Minuten später waren wir auf der höchsten Kuppe der Hügelgruppe und konnten nun den Wildpark in seiner vollen Ausdehnung übersehen. Wie seinerzeit trieben sich die Büffel zu Tausenden in Herden herum, Nashorne standen oder lagen träge im Grase, Elenn-Antilopen, Zebra, Gazellen weideten im bunten Durcheinander am Rande des Leleschwabuschdickichts, indeß Strauße gravitätisch in der freien Steppe herumstolzirten und Pfauenkraniche mit lebhaftem Gekreische von einem Regentümpel aufstanden, um nach kurzem Fluge bei einem anderen wieder

Büffeljagd am Guasso Njuki.

einzufallen. — Es war früh am Tage, und die Büffel hielten sich alle noch auf der buschfreien Steppe auf. Sie anzupürschen war unmöglich; wir gingen sie daher einfach mit gutem Winde an, auf ihre Neugierde rechnend. Der erste Versuch fiel wenig günstig aus; die Herde wurde bald stutzig und ergriff die Flucht. Ein Schuß, den Graf Teleki mitten unter sie hineinfeuerte, hatte jedoch trotz der 300 Schritt betragenden Entfernung noch Kraft genug, einem Stiere ein Hinterbein zu brechen; er fiel von der Herde ab und ging in langsamem Galopp in der Richtung zweier Nashorne davon. Das Thier konnte uns nicht mehr verloren gehen, und da ungeachtet des gefallenen Schusses und der darauf erfolgten Bewegung eine zweite Büffelherde von einer anderen Seite auf uns zukam, sahen

wir von seiner sofortigen Verfolgung ab. — Stetigen Schrittes kam die zweite Herde näher, obwohl der Boden zwischen uns und ihr glatt wie eine Tenne war, und prächtig war es, die schwarze Schar geschlossen wie eine Phalanx anrücken zu sehen. In etwa 200 Schritt Entfernung von ihnen blieben wir stehen, während die Büffel noch immer, wenn auch langsamer auf uns zuschritten; sie wußten offenbar noch immer nicht, was die fremde Erscheinung bedeuten sollte. Wir erlaubten der Herde, weitere fünfzig Schritt näher zu kommen, dann aber hielten wir es an der Zeit, uns zu rühren, und gaben nun Schuß auf Schuß in die dichtgedrängte Masse schwarzer Leiber ab. Wider Erwarten hielten die Büffel unserem Feuer ruhig Stand; erst nach dem achten Schusse wandten sie sich zur Flucht und nach dem zwölften waren sie aus dem Bereiche unserer Kugeln. Eine Kuh war zu Tode getroffen, vier Stiere, welche sich sofort von der Herde abtrennten, waren schwer verwundet. Da sie sich ins Leleschwadickicht zurückzogen, ließen wir ihnen Zeit zum Krankwerden und nahmen nun die Verfolgung des zuerst angeschossenen Stieres auf. Er erwartete uns in etwa 1000 Schritt Entfernung mit hoch erhobenem Kopfe und scheinbar kampfesmuthig in ganz freier Steppe und war daher eine leichte Beute für unsere weittragenden, mächtigen Büchsen. Auf dem Wege zu ihm hatten wir noch Gelegenheit, zwei Nashorne abzuthun. Unsere Beute bestand somit aus fünf großen Thieren, was mehr als genügte, weshalb wir das gefährliche Versteckspiel mit den verwundeten Büffeln im Buschdickicht sein ließen.

Der folgende Tag brachte uns nach Miwiruni. Wir hielten daselbst 3 Tage und verlegten dann unser Lager weiter gegen Südosten, an den Oberlauf des Miwirunibaches, nahe dem Fuße des Subugia-Bergabfalles. Dort verblieben wir bis zum 20. August.

Zu diesem Aufenthalte waren wir der Leute Dschumbe Kimemeta's wegen genöthigt, die zur Zeit unseres Abmarsches von Njemß in Kamassia Getreide einkauften und uns nachkommen sollten. Verwöhnt durch den langen Aufenthalt in dem verhältnißmäßig niedrig gelegenen Gebiete des Rudolph-Sees hatten wir nun nicht wenig an Kälte zu leiden. Miwiruni

war 1723 Meter, und der jetzige Lagerplatz gar in 1960 Meter Meereshöhe gelegen; dazu gab es häufig Regen, kalten, scharfen Südwind und einen schwerbewölkten Novemberhimmel. In warme Röcke gehüllt konnten wir selbst uns der frischgrünen, aber hochlandsmäßig nebeligen Scenerie ganz behaglich erfreuen; unsere Leute dagegen froren bei + 8 bis 12° C. jämmerlich und sehnten sich fort. Uns kehrte mit der kühlen Witterung allmälig auch die alte Unternehmungslust wieder, und in unserer jetzigen Stimmung wäre es uns gewiß nicht eingefallen, auf unsere ursprünglichen Reisepläne nach Mau, Elmaraú, Ndassekere, Seringeti und Umbugue zu verzichten.

Unser Lager stand an der Nordgrenze des Masaibezirkes Kinangóp. Moránscharen mit ihren Geliebten waren bald zur Stelle, sangen Lieder und tanzten, und bald waren innige Freundschaften geschlossen, welchen zum Theile wohl unsere außerordentliche Freigebigkeit, zum Theile aber auch ein gewisses Kameradschaftsgefühl zu Grunde lag, weil wir den Suk, ihren gefährlichsten Feinden, eine Schlappe beigebracht hatten. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend schwärmte das Lager von freundlichen Besuchern und zutraulichen Besucherinnen, die für uns eine gewisse Hochachtung und Verehrung zu hegen schienen. Umsomehr waren wir enttäuscht, als wir beim Aufbruche am Morgen des 20. August den Abgang eines unserer besten Masaispeere entdeckten.

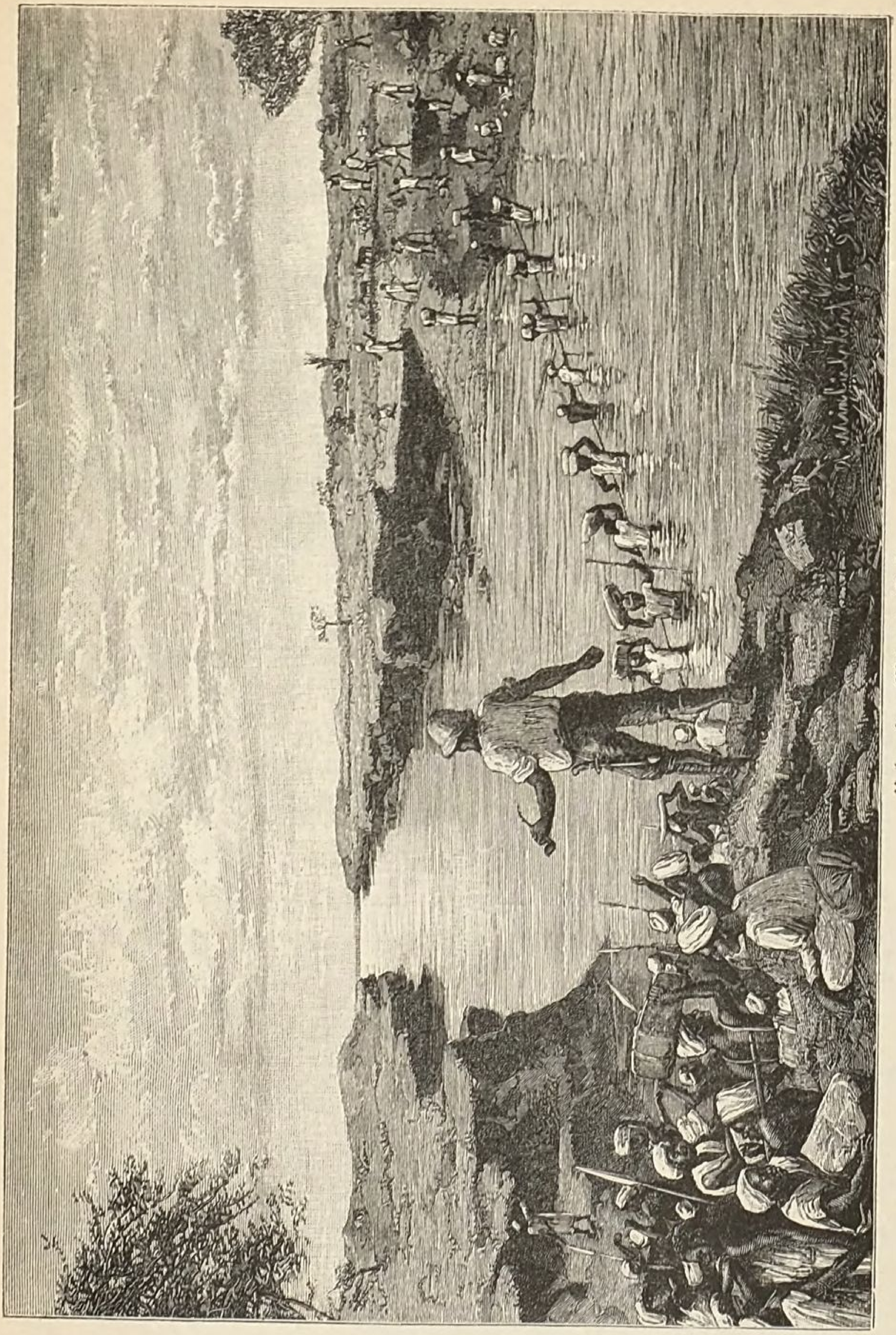
Längs des Fußes der Subugíaberge wanderten wir weiter. Der Marsch war reizend. Zu unserer Linken erhoben sich dunkelbewaldete, malerische Berghänge, während der Pfad durch üppiges, thaufrisches Steppengras lief; kein Baum oder Strauch behinderte die Fernsicht. Im Westen erhob sich ein ähnlich hoher, jedoch weniger schroffer Wall von Bergen, wie der zu unserer Linken — die Gehänge des Mauberglandes, die südliche Fortsetzung der Kamassiakette. Dazwischen, in der augenscheinlich durch Senkung entstandenen, etwa 20 Kilometer breiten Thalsohle gab es allerlei interessante, landschaftliche Details. Dort versiegten die vier kleinen Bäche, welche zur Zeit von den Berghängen herabrieselten, unter üppig grünen Schilfdickichten, die sich scharf von ihrer blasser gefärbten Umgebung

abhoben. Zeitweise blinkte auch der Spiegel des Nakuro Sekelái, eines kleinen Bittersees zu uns herüber, der durch einen von Süden kommenden Zufluß gespeist wird. Ein breiter, niedriger Berg an seiner Nordseite war uns schon während des letzten Marsches aufgefallen, weil er den Eindruck machte, als ob sein mittlerer Theil sich gesenkt habe.

Die Landschaft war bewohnt und durch zahlreiche Rinderherden belebt; auch Büffel und Tigerpferde waren zu sehen. Wir lagerten an einem Bächlein, in der Nähe eines großen Moránkrales. Ein schwarzer Strom von Männern und Weibern ergoß sich aus demselben sofort nach unserem Anlangen; wir verwehrten jedoch den Zutritt zu unserem Lager, weil wir keine Lust hatten, uns weiter bestehlen zu lassen. Die Eingeborenen wußten nichts von dem letzten Diebstahle und hießen uns natürlich recht unfreundliche Leute; doch sollten sie noch Gelegenheit haben, sich vom Gegentheile zu überzeugen. Drei Stunden später kamen nämlich ungefähr fünfzehn Morán aus der früheren Lagerumgebung zu uns. Der eine trug unseren Speer, ein zweiter einen Speerschaft, ein dritter einen Bund Perlen, ein vierter eine leere Cognacflasche, ein fünfter eine zerbrochene Schaufel, ein sechster eine leere Conservenbüchse — Alles Dinge, welche man uns gestohlen, die wir aber mit Ausnahme des Speeres gar nicht vermißt hatten. Der Leigwoánan der Schar erging sich in endlosen Entschuldigungen und gab sich alle Mühe, uns von seiner Unschuld an den Diebstählen zu überzeugen. Dieser Beweis von Ehrlichkeit versöhnte uns natürlich wieder, und reich beschenkt zog die Schar von dannen.

Wir erfuhren hier, daß die ganze Umgebung des Bittersees »Nakuro« heiße, und daß »Sekelái« der Name der Masai wäre, welche ehemals um selben herum gewohnt hätten. Vor Jahren habe ein erbitterter Kampf zwischen den Sekelái und anderen Masai stattgefunden, bei welchem die ersteren unterlagen; sie wurden vertrieben und flüchteten nach Nandi, einem auf dem westlichen Hochlande gelegenen Waldgebiete.

Am folgenden Morgen wanderten wir weiter. Schwere Wolkenbänke lagerten über dem Thale und auf den dunkel bewaldeten Berghängen, und gaben der Landschaft ein nichts weniger als tropisches Aussehen. Der



Ueber den Múrentalfluß.

Pfad führte hart am Moránkrale, in dessen Nähe wir gelagert hatten, vorbei, zu einer Furth des nun sehr wasserreichen und reißenden Guasso Nagút. Das Vieh der Eingeborenen war noch nicht auf die Weide getrieben, und da man uns trotz unseres harmlosen Gebahrens nicht ganz traute, war das Dorf in Kriegsbereitschaft versetzt. An allen Ecken und Enden starrten uns blinkende Speere und trotzige Gesichter entgegen, bis wir den Fluß zwischen sie und uns gelegt hatten; ja, um den Uebergang rascher bewerkstelligt zu sehen, halfen sie uns getreulich, die unbehilflichen und wasserscheuen Ziegen und Schafe hinübertragen. Während dieses Marsches begannen wieder Leleschwabüsche aufzutreten, die wir seit dem Miwirunilager nicht mehr angetroffen hatten.

Am Guasso Laraschát, einem Nebenarme des Guasso Nagút, lagerten wir. Der Platz hieß Malago Mbáruk und ist nach einem Karawanenführer so benannt, der im Jahre 1875 oder 1876 an dieser Stelle mit fast vierhundert Leuten von den Leukop (Wakuafi von Leikipia) ohne irgend welchen Grund vernichtet wurde. Auf dem Wege dahin stieß Lelgóß, der Masaileibon von Kinangóp, zu uns. Er ist ebenso wie Lekibés kein Masai, sondern ein Mkuafi von Guasso Ngischu. Lelgóß kann sich rühmen, der beleibteste Schwarze zu sein, den wir im Innern zu Gesicht bekommen haben. Als Kleidung trug er einen Mantel aus Pantherfellen. Er war gutmüthig und bescheiden und schien bei seinen Leuten in hohem Ansehen zu stehen. Der Leibon hatte den Dr. G. Fischer kennen gelernt, als dieser von Kawirondo zur Küste zurückkehrte, und brachte uns ein kleines Fläschchen mit einer wasserhellen Flüssigkeit — ein Geschenk des Dr. Fischer — mit der Frage, wozu die Medicin eigentlich gut sei; Dr. Fischer hätte es ihm wohl erklärt, doch habe er es wieder vergessen.

Der nächste Marsch führte nahe am Angata Nairogua-Bittersee vorbei zum Kekupe-Bächlein. Der See ist etwas kleiner als sein nordwestlicher Nachbar, hat eine buchtenreiche Uferlinie und befindet sich in hübscher, bergiger Umgebung. Im Osten umrandet ihn der Abfall der Dondole-Berge, im Süden eine Anzahl schroffer, dem Doenje Buru (Dampfberge) zerstreut vorgelagerter Hügel und Berge; der Guasso Nagút und der

Guasso Kekupe speisen den See. Seine Umgebung ist von Masai und Wandorobbo bewohnt, doch blieben wir von ihnen unbelästigt, weil sie erst kürzlich von der Angata Bus gekommen und noch mit ihren eigenen Einrichtungen beschäftigt waren.

Der nächste Marsch führte über eine niedrige Steilstufe hinweg, welche vom Doenje Buru ausgeht und mit dem Dondolegebirge in Verbindung steht, zum Naitóleabach. Eine Menge Masai hielten uns während des Marsches auf, um uns Kühe, Milch, Ziegenböcke, Ochsenhäute und Tabak zum Verkaufe oder Umtausche gegen weibliche Ziegen oder Schafe anzubieten.

Von der Höhe der Stufe aus bekamen wir zum erstenmale den Gojito und den Kinangóp, die beiden höchsten Gipfel der Aberdarekette zu Gesicht. Sie stehen getrennt vom Gebirgszuge an dessen Westseite und erscheinen als zwei mächtige, vereinzelte Berge, der Gojito mit sanft gerundeten Kuppen, der Kinangóp als spitzzackiges, wildromantisches Felsenchaos.

Der Rücken, über welchen wir weitermarschirten, dachte sich gegen Süden zu sachte ab, und der Pfad führte über herrlichen Weidegrund mit kurzem, wie abgemähten Grase, der später erst einem lichten Leleschwawalde Platz machte. Die Landschaft heißt Angata elgék, d. h. Brennholzebene, weil fast alle Bäume in derselben abgestorben sind und nur kahle Aeste von sich strecken; auch ist der Boden mit dürrem Astwerk und umgefallenen Stämmen bedeckt. Die Strauch- und Baumvegetation besteht ausschließlich aus Leleschwa. Es ist dies die einzige Stelle mit baumförmigen Leleschwagewächsen, welche uns während unserer Reise untergekommen ist. Der Leleschwabaum erreicht hier eine Höhe von 10 Meter und einen Stammdurchmesser von 30 Centimeter; doch sind die Bäume weniger üppig belaubt als Sträucher, auch haben sie die Blätter kleiner. Die Gestaltung des Baumes erinnert an den europäischen Oelbaum. Das Zugrundegehen der Baum- und Strauchvegetation der Angata elgék ist wohl auf einen verheerenden Waldbrand zurückzuführen, der hier gewüthet haben muß. Es blieb uns unerfindlich, warum Thomson eine andere, weit hergeholte Erklärung suchte, da jeder Stamm die deutlichsten Brandspuren trägt.

Der Naitóleabach heißt in seinem sumpfigen Unterlaufe Gilgil und mündet in den Naiwascha-See, dessen Spiegel wir während des Marsches fast in seiner ganzen Ausdehnung zu überschauen Gelegenheit hatten. Der Bach war an der Stelle, an welcher wir ihn erreichten, nur wenige Meter breit, jedoch zu tief, um ihn durchwaten zu können. Wir blieben daher auf der rechten Seite, in der Hoffnung, seinen Wasserstand bis zum folgenden Morgen fallen zu sehen oder aber bis dahin eine Furth zu finden. Masai, die auf der anderen Uferseite erschienen, wußten nichts von einer Furth, und der unbedeutende Bach hätte uns lange aufhalten können, wenn nicht glücklicherweise unsere andere Erwartung zugetroffen und sein Wasser während der Nacht um 2 Fuß gefallen wäre. Dennoch kostete uns der Uebergang wegen der steilen und erdigen Uferwände viel Zeit und Arbeit. Wir waren damit kaum fertig, als Masai mit Ochsen und Kühen kamen, um mit uns Tauschgeschäfte zu machen; dies gab weiteren Verzug, brachte uns aber acht gesunde Ochsen ein, für welche wir 24 Ziegen und Schafe gaben. Dann ging es über eine flachwellige Grassteppe zum Múrentatbache.

Gleich dem Naitólea mag auch der Múrentat unter gewöhnlichen Verhältnissen nur wenig Wasser führen, in Folge der fast täglich fallenden Regen war er jedoch stark angeschwollen. Bei einer Breite von 12 Meter und einer Tiefe von 2 Meter war er überdies ziemlich reißend und gebot daher unserem Vordringen entschiedenes Halt. Wir waren gezwungen, an seiner rechten Seite zu lagern und unsere Hoffnungen abermals auf ein Sinken des Wassers oder das Auffinden einer Furth zu setzen. In der That fanden wir eine solche Stelle nach langem Suchen weiter aufwärts, wo sich der Fluß ungefähr 20 Meter breit, aber nur 1 Meter tief zeigte. Der Uebergang wurde am folgenden Morgen bewerkstelligt und ging in der überraschend kurzen Zeit von nicht ganz einer Stunde ohne Verluste von statten; eine ganz ansehnliche Leistung, wenn man bedenkt, daß wir 200 schwerbeladene Träger, 55 beladene Esel, 25 Ochsen und 300 Ziegen und Schafe mit uns führten. Unter gewöhnlichen Umständen würde das Ueberschreiten eines solchen Wassers einen halben oder auch einen ganzen

Tag in Anspruch genommen haben. Nun es aber nach langer, beschwerlicher Reise heimwärts ging, arbeiteten die Leute mit dem ganzen Feuereifer, den die Sehnsucht nach Weib und Kind zu erzeugen vermochte. Unter hip, hip, hip, Hurrah! flog Last um Last von einer Schulter zur anderen, und im Handumdrehen war Alles am drübern Ufer.

Der weitere Marsch führte im Angesichte des Naiwaschasees über eine staubige Ebene, auf der nur vereinzelte niedrige Bäume mit gedrungener, kugelförmiger Krone wuchsen; sie erinnerten an den Moriobaum. Am flachen Strande in der Nähe zweier verlassener Masaikrale, die von Flöhen starrten, lagerten wir.

Der Naiwaschasee*) befindet sich in 1860 Meter Meereshöhe und ist das am höchsten gelegene Becken in der Seenkette, welche in der meridionalen Einsenkung auftritt, die unser Reisegebiet durchzieht. Er ist abflußlos und hat süßes, wohlschmeckendes Wasser. Seine Ufer sind im Osten flach und sandig, im Nordosten und Norden, wo der Múrentat und der Gilgil in ihn münden, schilfbewachsen, im Süden und Westen verhältnißmäßig hoch und felsig. Das Ufergelände im Westen des Sees wird von den Masai nach einer Kleeart, die dort häufig vorkommen soll, »Ndabibi« genannt. Aus dem südöstlichen Theile des im Großen und Ganzen rundlichen Seespiegels ragen eine größere und zwei ganz kleine Riffinseln heraus, die den Eindruck machen, als ob sie die Reste eines zertrümmerten und gesunkenen Kraterringes seien, von welchem die Ostseite fehlt. Der Norden des Sees scheint schilfig und sumpfig zu sein. Die Lage des Naiwascha ist bei weitem anziehender als jene des Baringo; dazu tragen der Doenje Buru im Norden, der Abfall der Mauberge im Westen, hauptsächlich aber der Doenje Lonongót (oder Lombatáta) bei, ein erloschener Vulkan von 600 Meter relativer Höhe mit vollkommen erhaltenem Hauptkrater und einem Nebenkrater am Nordhange.

So viel wir uns erinnerten, schien uns der Naiwascha in den Karten nicht genau wiedergegeben zu sein. Ich benützte daher die Gelegenheit,

*) Naiwascha bedeutet in der Masaisprache allgemein »See«.

denselben, soweit es während eines einfachen Vorbeimarsches möglich ist, genau aufzunehmen; das beigegebene Kartenbild beruht auf 36 von seinem Umfange bestimmten Punkten.

Da uns ein langer Marsch bevorstand, brachen wir am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang auf. Wir folgten dem Fuße einer niedrigen Steilstufe, welche die Ostseite des Naiwascha begleitet, und gelangten nach mehrstündiger Wanderung über eine sanft ansteigende, grasige Lehne auf die Höhe des Sattels, welcher den Doenje Lonongót mit dem östlichen Plateauabfalle verbindet. Allmälig kamen während des Marsches der ebenfalls vereinzelt dastehende Ssussuáberg — ein erloschener Vulkan von der Mächtigkeit des Lonongót, dessen Krater jedoch zerborsten ist — und weiter im Süden die nicht zu verwechselnden Gipfel des Doenje Lamujo und des Doenje Erók la Kapotei zum Vorschein. Die Landschaft war unbewohnt, doch bezeugten eine Menge verlassene Masaikrale und die breitgetretenen Viehpfade, daß sie zu einer anderen Jahreszeit ein Hauptsitz der Masai sein müße. Darauf wendeten wir uns gegen den schroffen Abfall des Leikipiaplateaus, auf dessen Gehänge ein schweres, regendrohendes Gewölke lagerte, und hielten hart am bewaldeten Fuße der Berge, am Guasso Kedong, für die Nacht. Während des Marsches begegneten wir einer kleinen Karawane von Masaiweibern. Sie stammte aus Seringeti, einer zehn Tagesreisen weit im Südwesten vom Natronsee gelegenen Landschaft, und war auf dem Wege nach Kikuju, um Tabak für Natronsalz (makate) einzutauschen.

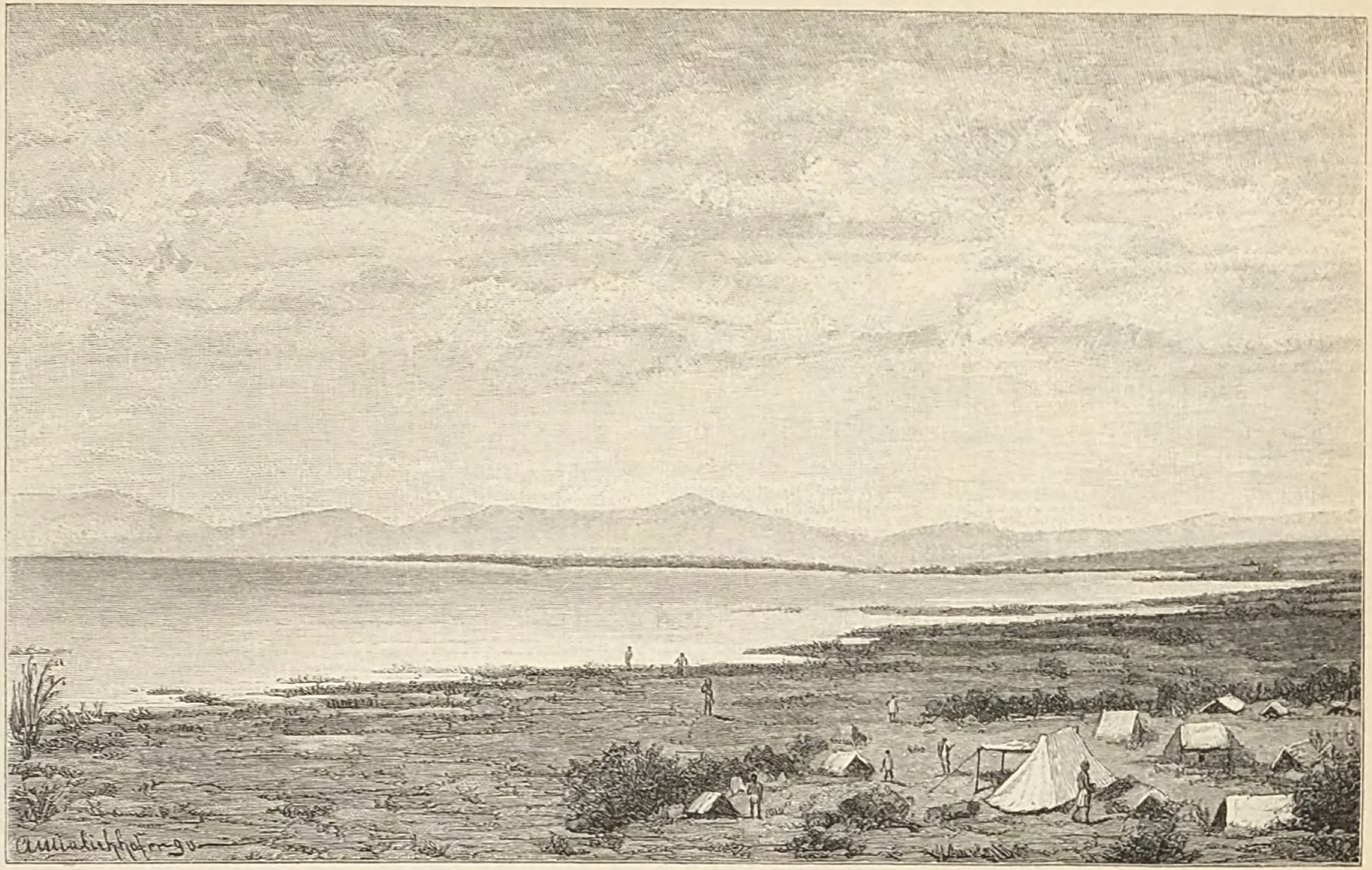
In der Umgebung unseres Lagers fanden wir die ältesten, auf das Bewohntsein einer Gegend hinweisenden Spuren, welche uns im Laufe der Reise untergekommen sind. Sie bestanden in 20 bis 50 Centimeter tief in die harte Lava eingetretenen Viehpfaden. Solcher gab es oft 5 bis 8 in einer Reihe, und sie waren dann stets so genau parallel zu einander laufend, daß sie wie künstlich eingemeißelt aussahen.

Der nächste Marsch führte in südsüdöstlicher Richtung mitten zwischen den Vorhügeln des Plateauabfalles hindurch zum Gitiliginbächlein, von welchem aus der Anstieg aufs Leikipiaplateau stattfindet. Der Gitiligin

entspringt auf dem Hochlande. Nahe beim Lager stürzt er über mehrere schroffe Abfälle in die Tiefe, wo er sich mit dem Guasso Kedong vereinigt, der dann nach kurzem Laufe im Südosten des Ssussuáberges versiegt. Der Gitiligín führt klares, lauwarmes Wasser; die Temperatur desselben betrug + 25° bei + 18° Luftwärme. Seine Ufer waren von einer herrlichen Busch- und Baumvegetation geschmückt, wie überhaupt die schroffen, schluchtenreichen Gehänge des Plateauabfalles dicht bewaldet sind. Unter den Bäumen, welche daselbst vorkamen, interessirte uns besonders eine mit Früchten reich behangene Mispelart, die ein ganz prächtiges Obst gab. Die Suahili nennen sie Miwiru, und von ihr stammt der als Lagerplatzbezeichnung häufige Name »Miwiruni«. Außer den Mispeln gab es auch eine, an die kirschgroßen Judenäpfel erinnernde, eßbare Frucht.

Die Lagerhöhe betrug 1760 Meter. Der Himmel war dicht bewölkt, das Gras und die Büsche troffen vom Regen; unsere Lage war daher eine herbstlich frostige, die weder unseren Leuten, noch unseren Eseln, Ziegen und Schafen zusagte. Hauptsächlich die an ein heißes, trockenes Wüstenklima gewöhnten Turkanaesel hatten von der Naßkälte schwer zu leiden.

Am darauffolgenden Morgen ging es auf steilen Pfaden bergan, aufs Plateau hinauf. Dasselbe ist von ganz niedrigen Rücken bedeckt, die dem Plateaurande parallel laufen und dicht bewaldet sind, während die dazwischenliegenden Mulden hohen Graswuchs aufweisen. Wir maßen 2100 Meter Meereshöhe. Nebel verhüllten die Landschaft in phantastischer Weise, ein frischer Nordostwind zerzauste die flechtenbehangenen Coniferen und wacholderartigen Sträucher und pfiff uns Lieder aus unserer nordischen Heimat, während die allerwärts blühenden Bäume die Luft mit Wohlgerüchen erfüllten. Wir empfanden den Eindruck, uns in der schönsten Gegend zu befinden, die wir in Afrika angetroffen haben. Wenn ja die sanguinischen Träume europäischer Colonisten irgendwo im centralen Afrika Aussicht auf Erfüllung haben, dann wird es zweifellos in den 1700 bis 2000 Meter über dem Meere gelegenen Landstrichen des Leikipiaplateaus und des Kenia sein.



Am Naiwascha-Seestrande.

Den Marsch vom Gitiligínbache bis zur Kikujugrenze pflegen die Karawanen an einem Tage zurückzulegen. In Folge des Regenwetters lagerten wir jedoch auf halbem Wege, noch in der freien Wildniß, und erreichten den hart an der Landesgrenze gelegenen Sumpf, welcher die Einbruchstelle ins Kikujuland markirt und schon von Thomson erwähnt wird, erst am nächsten Vormittage. Der Marsch führte zumeist durch hohes Steppengras, zeitweise auch durch Waldpartien, im letzten Theile aber über eine ganz flache, von niedrigen, baumlosen Rücken umsäumte Mulde, welche allem Anscheine nach ein altes Seebett vorstellt. Hier trafen wir die ersten Wakikuju und hörten nach fast einem Jahre wieder das »kutire kimandaja« und »moratta«-Geschrei. Diesmal erweckten die Rufe in uns nicht, wie seinerzeit, Aufregung und Aerger; wir begrüßten sie im Gegentheile als süße Klänge, die wir mit Bananen, Bataten, Zuckerrohr, Mais, Hirse und ähnlichem übersetzten.

Die Krieger, welche wir vor uns hatten, waren zur Bewachung der Grenze ausgezogen. Sie schienen sich unser wohl zu erinnern, dafür sprach wenigstens die unverkennbare Achtung, mit welcher sie uns begegneten. Unter ihrer Führung ging es weiter. Wir hatten uns indeß kaum in Bewegung gesetzt, als unsere Aufmerksamkeit auf einen anderen, ungefähr vierzig Mann starken Trupp Eingeborener gelenkt wurde, welcher in langer Reihe vom Süden her über das Seebett gegen uns gezogen kam. Ob Masai oder Kikuju wußten weder wir, noch unsere Führer; Graf Teleki zog daher zur Freude unserer Kikujubegleitung mit ein paar Leuten auf Kundschaft aus. Es waren Masai-Morúo, die auf dem Marsche von Ngongo Bagáß nach dem Naiwascha begriffen waren. So nahe also führt deren Straße an der Kikujugrenze vorbei, und es ist daher nicht zu wundern, wenn es zwischen den beiden Stämmen zu häufigen Zusammenstößen kommt. Auch in diesem Falle machte sich sofort ein Theil der Wakikuju auf, um den Bewegungen ihrer Erbfeinde zu folgen.

Nach kurzem Marsche waren wir beim schilfüberwucherten Sumpfe und lagerten. Derselbe liegt mitten im Walde, in 2076 Meter Meereshöhe, und ist der Ursprung mehrerer Bäche. Eingeborene kamen, wenn

auch nicht in großer Zahl, sofort zur Stelle, ebenso Lebensmittel, nämlich Bataten; an allen anderen Fruchtarten litten die Kikuju, wie wir bald erfuhren, selbst Mangel. Unsere Leute besaßen von ihren Rationen eine ziemliche Anzahl von Ziegen- und Schafshäuten, die nun als ganz außerordentliche Tauschware galten und dermaßen begehrt waren, daß es unmöglich wurde, für Perlen, Draht oder Stoffe irgend etwas einzutauschen; und da Bataten für Leute, welche seit zehn Monaten von Fleisch, Durrha, Beeren und Kräutern gelebt, ein wahrer Leckerbissen sind, klang es allerorts und jederzeit: »recha guatsche«, d. h. bringt Bataten.

Die Nachricht von unserer Ankunft fand im Lande rasch Verbreitung, und einer der ersten, welcher zu unserer Begrüßung herbeieilte, war Terrere, jener sympathisch männliche Morán, dessen thatkräftiges Eingreifen seinerzeit unseren Eintritt ins Land hauptsächlich gefördert hatte. Seine Sehnsucht ging indeß weniger nach uns Weißen, als nach Dualla, über den er eine schier unerschöpfliche Fluth von Zärtlichkeit ergoß.

Terrere erzählte, daß seit unserem Durchzuge durch das Kikujuland nicht ein Tag vergangen sei, an dem man nicht von uns gesprochen habe, denn bald nach unserem ersten Kampfe waren die Regen ausgeblieben, die Saaten verdarben und andere Früchte verkümmerten, ihre Unternehmungen gegen die Masai mißlangen, kurz Alles, was sie anpackten, schlug fehl. Das, dachten sie, sei der Fluch, den wir über das Land geschickt hatten, weil es uns feindselig entgegengetreten war, und täglich hätten sie an ihren Grenzen ausgeschaut, ob wir nicht wiederkehrten. Nun sehe es wieder besser aus. Die Felder versprächen eine gute Ernte, doch sei noch Alles, mit Ausnahme der Bataten, unreif. Wir würden daher wenig Lebensmittel im Lande antreffen, doch sei es immerhin besser, wenn wir unseren Weg nach Ukambani nicht über Ngongo Bagáß, sondern quer durch ihr Land nehmen würden. Zum Schlusse versicherte Terrere noch, daß Kikuju unser Land sei; wir mögen kommen und gehen wohin wir wollten, für uns gebe es keine »Kimandaja« mehr.

Zwei Tage blieben wir an der Grenze liegen. Viele jener Morán, mit welchen wir seinerzeit innigere Beziehungen gehabt hatten, kamen zu

unserer Begrüßung heraus, aber weder Utaháj Uajaki, noch irgend einer der übrigen Morúo oder Samaki ließ sich blicken. An beiden Tagen brachte man genügende Mengen von Bataten und auch etwas Zuckerrohr, Tabak und Natronsalz zum Verkaufe.

Am 1. September, an einem nebeligen Morgen, durchschritten wir den schmalen Grenzwald und standen wieder vor dem entzückenden Anblicke des reichen Kikujulandes. Wie seinerzeit kamen die Eingeborenen von allen Seiten auf uns zugelaufen, nun aber hatten sie anstatt der Speere grüne Zweige in den Händen, und ein vielhundertfaches »kutire kimandaja« erfüllte die Luft. Am Lagerplatze, den wir in der Nähe eines Dorfes bezogen, beeilte sich Jung und Alt, Buschwerk herbeizuschleppen, andere gruben Löcher mit ihren Schwertern in die Erde, und im Nu war die Lagerhecke fertig. Welcher Wechsel war mit dem Volke vorgegangen! Und wie leer und müßig erscheint nach Alledem das Geschwätze jener Alleswisser, die da der Welt zum Besten gaben, daß unsere Expedition im Kikujulande in unverantwortlicher Weise vorgegangen sei. Mag man übrigens alles Obige für erdichtet halten, die Thatsache wird man nicht leugnen können, daß wir selbst uns nicht gescheut haben, dem Lande nach unserem Durchzuge noch zwei Besuche zu machen, und daraus wird jedenfalls die Folgerung gezogen werden müssen, daß unser Vorgehen für etwa nachfolgende Reisende nichts weniger als ungünstige Folgen gehabt haben kann.

Betrunkene gabs nach wie vor viele, und häufig genug kam es zwischen den Eingeborenen zu Raufhändeln. Wie bei den heißblütigen Texanern fuhr auch hier alle Augenblicke das Sime aus der Scheide, und ein mehr oder weniger aufregender Zweikampf begann. Auch ein kleiner Perlendiebstahl kam vor, doch trübte derselbe weder unsere Laune, noch unsere Ruhe. Eine Stunde später lag der Thäter gebunden ausgeliefert zu unseren Füßen:

»Thut mit ihm, was ihr wollt!« Wir ließen ihn natürlich laufen.

Utaháj Uajaki stellte sich erst am Nachmittage mit einem Schafe und etwas Honig und Hirse ein. Er erzählte, wie sich im Kikujulande allgemein der Glaube verbreitet habe, daß wir sammt und sonders zu Grunde gegangen seien. Nun aber wären wir wieder da, und er sei herzlich erfreut darüber.

Drei Tage hielten wir uns bei unseren Kikujufreunden auf, in langentbehrten Genüssen schwelgend, denn man brachte uns von Nah und Fern Honig, Zuckerrohr, frische Bohnen, Hühner u. dergl. in Ueberfluß. Auch Sclaven bot man zum Verkaufe; unter andern ein hübsches, junges Weib, das einen Säugling am Busen trug und einen dreijährigen Knaben an der Hand führte. Verkäuflich war nur die Mutter mit dem Säugling, den Knaben wollte der Besitzer für sich behalten. Stumm und scheinbar fühllos für Alles in der Welt sah das junge Weib ihrem Schicksale gleichgiltig entgegen; dem kleinen, nackten Kerl aber liefen die hellen Thränen über die vollen Backen und den noch dickeren Bauch herab. Dschumbe Kimemeta, dem man die schöne Ware angetragen hatte, konnte sich nicht entschließen, dem Kinde seine Mutter zu entführen; andererseits besaß er nicht mehr die nöthigen Tauschmittel, um auch den Knaben zu erstehen. Wir hatten Dschumbe Kimemeta als durchaus gütigen und wohlwollenden Herrn seiner Sclaven kennen gelernt; Graf Teleki beschloß daher, ihm die Mittel zum Ankaufe der ganzen Familie unter der Bedingung zur Verfügung zu stellen, daß die Familie als Ganzes beisammen gelassen werde. Der Kaufpreis betrug 20 Ringe Eisendraht und 20 Stränge Masaiperlen, d. i. Waren im Werthe von etwa einem Dollar!

In dieser Breite ist das Kikujuland sehr schmal. Wir durchquerten dasselbe am 3. September in einem dreistündigen Marsche und lagerten an der Ostgrenze, am inneren Waldrande. In unserer Umgebung gloste und glimmte es allerwärts, und ein Chaos von umgestürzten Baumstämmen, halbverkohlten Aesten und warmer Asche bedeckte den Boden; die Eingeborenen waren eben daran, ihn mit Feuer und Axt urbar zu machen.

Ueber die Gefühle, mit welchen uns die Kikuju am folgenden Morgen von dannen ziehen sahen, konnte kein Zweifel sein. Sie brachten noch zu

guter Letzt Lebensmittel in Hülle und Fülle, viel mehr als wir brauchen konnten, begleiteten uns in großer Zahl bis an die äußere, lichter bestandene Grenze und halfen uns unermüdlich, alle Hindernisse aus dem Wege räumen. Dennoch ging es nur im Schneckengange durch das Walddickicht.

Unser kleiner Sclavenknabe machte sich dabei aus freien Stücken ganz prächtig als Ziegenhirte. Mit einer Umsicht und Ausdauer, die unsere eigenen Leute beinahe in Schatten stellte, kroch er der Herde durch Dick und Dünn nach und hielt sie in bester Ordnung. Dabei reckte und streckte sich der dreijährige Knirps wie ein halberwachsener Junge und that auch ebenso wichtig. Er war zu herzig, als daß er nicht auch unser, im Laufe der Zeiten wohl etwas verknöchertes Gemüth hätte heiter stimmen müssen, und wir schenkten ihm zur Belohnung einen Perlenstrang, mit der Aufforderung, sich dafür etwas von den umstehenden Eingeborenen zu kaufen. Da gabs Zuckerrohr in langen Stangen, Bataten, Yams, grüne Bananen, Kolokasien u. s. w. Was glaubt man aber wohl, daß sich der Junge kaufte? Raschen Schrittes und ohne einen Augenblick zu zögern eilte er auf einen seiner früheren Spielkameraden zu, der mit einem Miniaturschilde aus Baumrinde und einem hölzernen Speer bewehrt war, nahm ihm Beides aus der Hand, legte ihm dafür den Perlenstrang um den Hals und ging nun stolz seinen Ziegen nach, die sich mittlerweile im Dickicht zerstreut hatten. Es gibt keine wirklichen Kindergemüther in Afrika, wenn man auch in allen »Schwarzen« im allgemeinen nur große Kinder sehen zu sollen glaubt.

Aus dem Walddickicht tretend, gelangten wir in eine, mit hohem Steppengras bewachsene Parklandschaft. Nach Osten war uns ein weiter Fernblick über ein prächtiges, sanft abfallendes Steppengebiet eröffnet, hinter welchem sich verhältnißmäßig niedrige Bergreihen — das Ulubergland, unser nächstes Ziel — erhoben. In der Richtung des Kenia lag schweres Gewölke, das unsere Blicke vergebens zu durchdringen versuchten, im fernsten Süden aber bannte unser Auge ein wolkenartiges Gebilde von magischer Weiße in der uns so wohl bekannten Gestalt des Kibogipfels.

Mehr als 200 Kilometer trennten uns noch davon, und ungläubig verwarfen wir im ersten Augenblicke den Gedanken, daß wir das schneeige Haupt des Kilimandscharo vor uns haben könnten. Aber starr blieb die Form, unveränderlich hob sich das duftige Bild vom zartblauen Hintergrunde ab, und bald schwand jeder Zweifel, daß es der Kibo war, der uns sein erstes Willkommen entbot. Rasch nun, ehe das Bild wieder verschwand, wurde der Compaß zu Rathe gezogen: Süd $9^1/_2{}^0$ Ost lautete die Peilung, welche wir mit einem gleichen Entzücken ins Tagebuch verzeichneten, als ob es die Entdeckung eines Schatzes gegolten hätte. Unter den Tausenden von Winkelmessungen, welche wir im Laufe der Reise ausgeführt haben, war sie die wichtigste, da sie uns das Mittel bot, die Karte der weiter im Norden gelegenen Landschaften mit jener des Küstengebietes in verhältnißmäßig sichere Beziehung zu bringen.

Ein langer, heißer Marsch, der über eine wellige, vollkommen baumlose Steppe führte, brachte uns am folgenden Tage an die Ufer des Kaja. Die Landschaft bildete das schönste und ausgebreitetste Weideland, welches wir zu sehen bekommen haben, war jedoch unbewohnt.*) Nur Wild trieb sich in Menge darin herum, unter anderem auch zwei männliche Löwen, die sich derart offen mitten zwischen den Antilopen und Gazellen bewegten, daß wir sie Anfangs gar nicht unterschieden und erst auf sie aufmerksam wurden, als sie mit eingezogenem Schweife auskniffen. Die Grassteppe athmete einen wirklich betäubenden Apfelsäuregeruch aus.

Der Kaja entspringt am Doenje Lamujo; die Moriobäche bilden seinen Quelllauf, weitere Zuflüsse erhält er aus dem Kikujulande. Nach kurzem, nordöstlichen Laufe wendet er sich in ungefähr 1° Südbreite in scharfem Bogen nach Süden, durchfließt als Azi das Land der Wakamba und mündet unter dem Namen Sabaki bei Malindi in den indischen Ocean.

An der Furth war der Kaja 10 bis 12 Meter breit, und stand da das strömungslose Wasser 30 bis 35 Centimeter hoch. An engeren Stellen

*) Mr. F. J. Jackson bezeichnet dasselbe als »Masai grazing ground«, was wir jedoch bezweifeln, weil wir nicht die geringsten Kralreste angetroffen haben.

gab es tiefere Tümpel, in denen sich auch Flußpferde aufhielten; Graf Teleki kam einmal zum Schusse auf dieselben, doch ging das Thier verloren. Den Lauf des Kaja bezeichnete ein üppig grünender Saum von Akazien, der in grellem Gegensatze zu der umgebenden Steppe stand. An derselben Stelle ungefähr haben sowohl Thomson als auch der Bischof

Unser kleiner Ziegenhirte.

Hannington gelagert; Dr. G. Fischer hat den Fluß weiter im Norden überschritten. Durch einige seiner, wie erwähnt, in unserer Karawane dienenden Leute wurden wir in bestimmtester Weise versichert, daß der Kaja im Norden des sanft gerundeten Kjandschabiberges seine Laufrichtung in eine östliche und schließlich in eine südliche abändert.

Mit dem Verlassen der Kaja-Ufer erhoben wir uns, ostwärts wandernd, wieder allmälig; gleichzeitig fand der Uebergang von vulkanischem auf metamorphischen Boden statt. Große Gneisplatten und -Blöcke lagen

da bloß zu Tage. Die Gehänge der schwach ansteigenden Ausläufer des Uluberglandes zeigten sich baumlos, jedoch mit hohem Grase bedeckt, in dem zahlreiche Herden von Gnu-Antilopen weideten, als wir unseren Marsch darüber nahmen; auch drei Nashorne sahen wir, doch gelang es nur Teleki, eines zu erbeuten.

Wir lagerten an einem seichten, mit Felsplatten angefüllten Bachlaufe, in welchem sich Wasser blos in kleinen Tümpeln vorfand; von einzelnen derselben schmeckte es stark salzig.

Die Wakamba, von deren Ansiedlungen wir nun nicht mehr weit entfernt waren, bewachen ihre Landesgrenze, um vor Einfällen der Kikuju und der Masai rechtzeitig gewarnt zu sein. Fünf Krieger, alle nur mit Bogen, Pfeil und Sime bewaffnet, stellten sich bald in unserem Lager ein, um uns nach dem Woher und Wohin unserer Reise auszufragen, und gingen dann wieder ihrer Wege.

Am folgenden Vormittage übersetzten wir den Rücken, auf dessen Hang wir genächtigt hatten, und stiegen dann in ein hufeisenförmig gestaltetes Thal hinab, das im Süden offen, im Norden jedoch von einem höheren Rücken umrandet ist. Zahlreiche Pflanzungen und Rinderherden, an welchen wir vorbeikamen, Rauchsäulen, die allerwärts aufstiegen, die gut ausgetretenen Pfade — Alles sagte auf den ersten Blick, daß wir ein dicht bewohntes Gebiet erreicht hatten. Eine Menge Eingeborener kam uns schon während des Marsches entgegen. Im Glauben, wie gewöhnlich eine halbverhungerte Karawane vor sich zu haben, hatten die meisten von ihnen fertig zubereitete Speisen — gekochte Bataten, Bohnen mit Kolokasienblättern gemischt, Yamswurzeln u. dergl. — mitgebracht. Wohl aus demselben Grunde benahmen sie sich auch viel kecker, als ihnen zustand und wir erwartet hatten; aber wo die Eingeborenen mit Händlerkarawanen bereits vertraut sind, kann man sicher sein, sie unverschämt zu finden.

Wir hatten den nordwestlichsten Bezirk von Ukambani, Iweti mit Namen, erreicht; das wie erwähnt hufeisenförmige Thal ist jedoch nach dem unterdessen verstorbenen Häuptling Matschako benannt. Iweti ist ein 1500 bis 2200 Meter hoch gelegenes, ziemlich regellos aufgebautes Bergland.

Einst augenscheinlich waldbedeckt, ist es heutzutage bereits stark, in manchen Theilen ganz abgeholzt. Das Land ist schlecht bewässert; es finden sich nur winzige Bächlein vor, die meist schon nach kurzem Thallaufe versiegen. An ihren Ufern sind die mit Durrha, Mais, Zuckerrohr, Kolokasien, Bohnen, Bataten, Bananen, Yams, Maniok und Kürbissen bebauten Anpflanzungen angelegt, die alle reiche Ernten geben und das Land zu einem verhältnißmäßig gesegneten machen. Daneben gibt es einen schönen, noch gesunden Rinderschlag, fette Schafe und Ziegen, viele Hühner, aber keine Esel. Butter und Schafsfett sind da Dinge, die täglich in Menge auf dem Markte erscheinen. Die Eingeborenen leben in kleinen Dörfern, welche meist auf den Berghängen oder in Thaleinschnitten am Fuße der Rücken, niemals aber in der freien Thalsohle selbst liegen. Sie sind Bantu und bilden einen schönen, kräftigen Menschenschlag. Auffallend an ihnen ist die Beschneidung nach mohammedanischer Art und das von beiden Geschlechtern geübte Zuspitzen der oberen Schneidezähne; fehlende Zähne und schlechte Gebisse sind in Folge davon häufig.

Die Wakamba sind ein lebhaftes und lärmendes Volk und dabei äußerst diebisch; wir sollten bald Gelegenheit haben, beides zu erfahren. Erst hatten sie uns des Lagerplatzes wegen Schwierigkeiten gemacht — jeder lag zu nahe bei ihren Feldern — dann wars die Hongoregelung, die in Ermanglung eines Häuptlings mit einer 60 bis 70 Mann zählenden Schar älterer Männer zu geschehen hatte. Deren Wünsche waren auf nicht weniger als Elfenbein gerichtet und in ziemlich kategorischer Weise vorgebracht. Die Wakamba unternehmen nämlich bereits seit vielen Decennien selbst Reisen zur Küste, namentlich nach Mombas, um daselbst das Elfenbein zu verkaufen, welches sie sich manchenorts durch die Jagd, in der Regel aber wohl nur im Tauschwege von anderen Eingeborenen und hungrigen Händlerkarawanen zu verschaffen im Stande sind. Daß sie in der Stadt tüchtig betrogen werden, ist selbstverständlich, und daher kommt es, daß man in Ukambani die allerschlechtesten Stoffgattungen eingebürgert findet; dennoch glauben sie in ihrer Bauernschlauheit besser dabei zu fahren und scheuen die weite Reise nicht.

Natürlich wars in unserem Falle mit dem Elfenbein nichts. Dies wollte den Eingeborenen jedoch nicht einleuchten; andererseits mochten sie die gleichgiltige Gelassenheit, die auf unser aller Zügen lag, wohl für Bangherzigkeit halten und versuchten es daher, uns in der gewohnten Weise durch Uui-Geschrei, Wegjagen der Verkäufer und Verkäuferinnen und den übrigen Einschüchterungsapparat zu größerer Nachgiebigkeit zu bestimmen. Graf Teleki beauftragte nun unseren Dolmetsch, ihnen die Sachlage klar zu machen und sie vor jeder übereilten That zu warnen. Das hatte in der That den gewünschten Erfolg. Die Aufregung der Eingeborenen legte sich, wie auch ihr Gelüste nach Elfenbein, und im Lager erscholl bald das Gejauchze der Alles begaffenden Menge von Männern, Weibern und Kindern.

Die häufige Bekanntschaft, welche die Wakamba mit der Küste gemacht haben, hat sie nicht gehindert, sich recht ursprünglich zu erhalten; ganz besonders ist dies bei den Bewohnern von Iweti, dem am entferntesten von der Küste gelegenen Theile von Ukambani der Fall. So gehen die Männer, wenn man von ihren Schmucksachen absieht, meist vollständig nackt einher. Zierrat tragen sie allerdings verhältnißmäßig viel und recht hübschen. Die Lenden umgürtet eine größere Reihe von dünnen Eisen- oder Messingkettchen (mikufu) oder eine runde, mit dünnem Messingdraht dicht umwundene Schnur von 8 bis 10 Millimeter Dicke. Oberhalb der Waden werden mehrere Windungen dicken Messingdrahtes (kitschango) getragen. Die Unterwaden werden von den Fußknöcheln aufwärts 10 bis 15 Centimeter hoch mit Reihen weißer Masaiperlen dicht umsponnen, so daß es aussieht, als ob sie Strümpfe an hätten. Den weiteren Schmuck bilden Arm- und Halsringe, an welch' letzteren meist eine Anzahl feinciselirter, kreisrunder Messingplatten von verschiedenem Durchmesser, wie Medaillons herabhängen; nicht selten werden solche auch auf der Stirne getragen. Diese Metallsachen verrathen, was Arbeit und Geschmack anbelangt, eine Kunstfertigkeit, welche alles Aehnliche in Schatten stellt, was uns in Afrika untergekommen ist.

Die Wakamba haben als Waffen nur Bogen, Pfeile und ein Sime, welch' letzteres sich lediglich durch die kürzere Scheide von den am Kilima-

ndscharo üblichen unterscheidet. Speere, Schilde oder Keulen findet man bei ihnen nicht, ebensowenig Gewehre; dafür sind die Pfeile das Gediegenste, was wir in dieser Hinsicht zu sehen bekommen haben. Auch stehen die Wakamba in dem Rufe, ausgezeichnete Schützen zu sein. Zu Jagdzwecken werden die Pfeile in angeblich sehr wirksamer Weise mit einem vegetabilischen Gifte vergiftet. In Jweti wird viel auf eine sorgfältige Verzierung des hölzernen, einfach röhrenförmigen Pfeilköchers mit Straußenfedern gehalten. Das Sime wird nicht, wie sonst überall, an einem Lendengürtel, sondern an einem Tragriemen über die Schulter gehängt getragen.

Auffallend, aber recht geschmackvoll, ist die Tracht der Weiber und Mädchen. Dieselben lassen das Haar in Käppiform stehen; der Rest wird im Kreise herum abgeschnitten. Aller sonstige Haarwuchs wird sorgfältigst entfernt, wozu eine kleine Ausziehzange dient, die sie am Halse tragen. Der Busen bleibt frei, soweit ihn die verschiedenen Halsringe nicht bedecken. Die Lenden werden mit einem Wulst von 50 bis 70 Reihen erbsengroßer, blauer Perlen umgürtet und die Blöße mit einer kleinen Schürze aus glänzenden, selbstverfertigten Messing- und Eisenperlen verhüllt. Das alles hebt sich von der prallen und sammetweichen, chocolatebraunen Haut prächtig ab und gibt den jungen Mädchen ein ganz hübsches Aussehen.

Aeltere Frauen haben ein rohgegerbtes Ziegenfell lose um die linke Schulter geschlagen und an der rechten Seite geknotet, auf der Rückseite aber ein langes, schmales Stück Leder herabhängen, welches schwalbenschwanzförmig ausläuft.

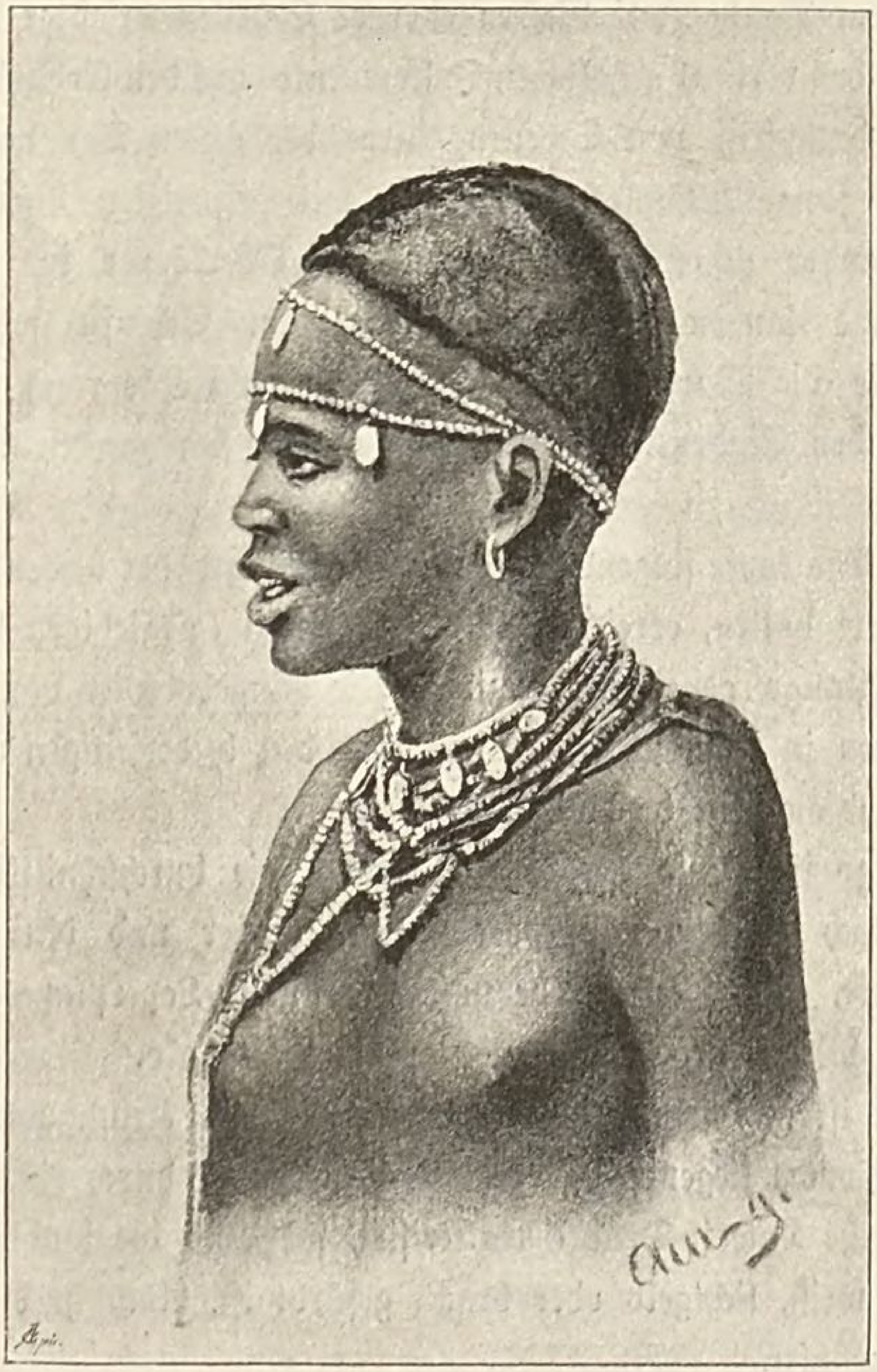
Kleinere Diebstahlsversuche kamen häufig vor; in der Nacht wollte man sogar einen großen Elfenbeinzahn, der Dschumbe Kimemeta gehörte, davontragen. An verschiedenen Streitscenen fehlte es ebenfalls nicht, und da es bei einem längeren Aufenthalte möglicherweise zu ernsten Zerwürfnissen gekommen wäre, brachen wir nach eintägiger Rast auf. Wir hatten Lebensmittel in Menge, unter anderem auch 7 fette Ochsen, etliche Schafe und Ziegen und viele Hühner eingekauft. Im allgemeinen wird hier ein Rind gleichwerthig mit 10 Ziegen oder Schafen gehalten. Der

Preis eines guten Rindes betrug 20 Ringe dicken Messingdraht, 5 Schuka Gamti, 49 Stränge Mikufu und mehrere Stränge Murtinarokperlen. An Tauschwaren wurde alles sonst gangbare angenommen. Die Reihenfolge jedoch, in welcher die Waren geschätzt wurden, war im abnehmenden Sinne folgende: Elfenbein (auch Nashörner, Flußpferdezähne), dicker Messingdraht, Stoffe (gamti), Natronsalz (makate), Aexte (shoka), dünner Kupferdraht, Mikufu, Murtinarok-, gewöhnliche Masaiperlen (aller Farben), Senenge. Eisen im allgemeinen ist wenig begehrt, weil Messing das herrschende Metall ist und sie ersteres in Ermanglung von Speeren umsoweniger benöthigen, als sie die im Gebrauch stehenden Aexte im Tauschwege erhalten. Mikufu werden im Lande selbst erzeugt.

Unser Marsch führte auf recht unebenen Pfaden ostwärts in eine breitere und offenere Thallandschaft als jene, aus welcher wir kamen. Die Eingeborenen waren da weniger zahlreich und dabei viel gemüthlicher; nicht der geringste Zwischenfall trübte die Ruhe. Auf unsere Frage, wo der Kenia liege, zeigte man zu unserer Ueberraschung nach Süden. Es ergab sich bald, daß die Wakamba jeden hohen Berg »Kenia« nennen, und so hatten sie auf unsere Frage die Richtung des Kilimandscharo angegeben. Zum Unterschiede vom nördlich gelegenen Kenia nennen sie den Kilimandscharo jedoch auch »Kitschua tscheu«, d. h. weißer Kopf, seiner auffallenden Schneekuppe halber. Vom Kenia war in Folge von Wolkenbildungen leider nichts zu sehen, wohl aber eine verhältnißmäßig niedrige Bergreihe an seinem Südfuße, die man uns als die »Eumúmone«-Berge nannte.

Zwischen zwei schroffen und malerischen, nordsüdgerichteten Bergrücken hindurch ging es am folgenden Tage nach Süden weiter. Die Eingeborenen erwiesen sich als höchst harmlos, und die halbflügge Jugend vertrieb sich hier ebenso heiter die Zeit, wie es in Europa geschieht; Räuberfangen wurde gespielt und — in Ermanglung von Schnee — ein Sandbombardement aufgeführt. Der Aelteste des Dorfes, in dessen Nähe wir weilten, besuchte uns zwar nicht, schickte aber zwei fette Ochsen zum Geschenke.

Am nächsten Lagerplatze, welcher in der Fortsetzung desselben Thales, schon an der Grenze des Bezirkes, an einem seichten, jetzt halbvertrockneten Bache gelegen war, benahmen sich die Eingeborenen Anfangs scheu und



Mädchen aus Ukambani.

furchtsam, später aber, nachdem sie uns als friedfertige Leute erkannt hatten, um so zutraulicher. Ihrer heiteren Gemüthsstimmung folgend, gaben sie uns auch einige Proben ihrer Tanzweise zum Besten. Dabei

kam eine Art Schellenstock, mit dem der Takt gegeben wurde, in Anwendung; das erste und einzige Musikinstrument, welches wir im Laufe unserer ganzen Reise bemerkt haben. Es bestand aus einem ausgehöhlten Baumstammstücke von etwa 8 Centimer Durchmesser und 1 Meter Höhe, an dessen oberem Rande zwei Reihen eiserner Schellen befestigt waren; beim Aufschlagen des vertical gehaltenen Instrumentes auf den Erdboden gab dasselbe einen dumpfen, von Schellengeklirre begleiteten Ton von sich. Die Tänzer — junge Männer — standen mit gespreizten Beinen in zwei Reihen einander gegenüber, bewegten den Oberkörper im Takte gegen einander und sangen eine kurze Weise; am Schlusse jeder Strophe schüttelten sie die Wang' an Wange gehaltenen Köpfe rasch auf und ab, was ganz den Eindruck erweckte, als ob sie sich gegenseitig auffressen wollten.

Dem Thallaufe folgend, an dem wir während der beiden vergangenen Tage gelagert hatten, erreichten wir nach einem ausgiebigen Marsche den nächsten, Kilungo genannten Bezirk. Die Eingeborenen von Iweti und Kilungo leben in Feindschaft, die zwischen den beiderseitigen Ansiedlungen gelegene Landschaft ist deshalb unbewohnt.

Kilungo ist ebenso bergig wie Iweti; die durchschnittliche Meereshöhe ist jedoch in dem Maße als man südlicher und östlicher gelangt, eine geringere. Die Meereshöhe unseres Kilungo-Lagerplatzes betrug nur mehr 1200 Meter, gegen 1667 Meter bei Matschako.

Iweti ist aus stark geneigten Gneisschichten, Kilungo hingegen aus nahezu horizontal liegenden aufgebaut. Ersteres ist durch eine lebhaft, oft blendend rothe Laterit-Decke charakterisirt, während die sandige Erdkrume in Kilungo weiß, lichtgelb oder braun gefärbt ist. Auch ist die Landschaft weniger abgeholzt.

Die Bewohner stehen im Rufe, übermüthige Krakehler zu sein. Während des Marsches versuchten sie unsere Ziegen- und Schafherde durch einen mit viel Geschrei ausgeführten Ueberfall zu versprengen, um dann an den verlaufenen Thieren gute Beute zu machen. Dualla, der glücklicherweise eben zur Stelle war, ließ jedoch zu ihrer Warnung ein

paar Kugeln aus seinem Henry Winchester über ihre Köpfe hinwegpfeifen, und das genügte, ihre Unternehmungslust abzukühlen,

Hier geschah es zum ersten Male, daß sich die Eingeborenen über den Gebrauch unserer Instrumente beunruhigt zeigten. Ich war allein, etwa 1000 Schritt vom Lager entfernt und noch gar nicht lange mit Winkelmessungen beschäftigt, als erst nur einzelne Eingeborene, bald aber größere Mengen zum Vorschein kamen, die um mich herum im weiten Halbkreise Stellung nahmen und aufgeregt mein verdächtiges Treiben mit der Bussole verfolgten. In meine Nähe wagten sie sich wohl nicht, fort aber drangen aus ihrer Mitte zornige Rufe und drohende Worte zu mir herüber, die ich indeß nicht verstand und Anfangs auch nicht beachtete. Das ging über eine Stunde lang so fort, bis sich schließlich die Menge immer unruhiger geberdete und auch mir die unausgesetzten Zurufe lästig zu fallen anfingen. Ich verließ daher das Instrument und ging ins Lager, einen Dolmetsch zu holen, während die Eingeborenen in schweigender Erwartung um das geheimnißvolle, dreibeinige Ding herum hocken blieben. Als ich mit meinem Manne wieder zurück war und nun fragen ließ, was sie denn wollten, erklärte ein alter, weißhaariger Mann, daß sie wissen möchten, was ich da thue? Ob ich etwa ihr Land verhexe? — Ich antwortete ihnen scherzend, daß ich nicht das Land verhexe, aber eben daran sei, ihre Berge zu verspeisen; sie mögen nur selbst sehen, ob dieselben nicht schon kleiner seien. — Die Antwort schien sie zu beruhigen, denn sie zogen bald darauf ab.

Eine andere heitere Scene, die ich erzählen will, weil sie die naive Schlauheit der Eingeborenen illustrirt, spielte sich später im Lager ab. Graf Teleki und ich saßen bei untergehender Sonne vor dem Zelte und schmauchten eine Pfeife, als vier Eingeborene kamen und sich in etwa 10 Schritt Entfernung uns gegenüber niederhockten. Erst leise miteinander flüsternd saßen sie eine Weile da und warfen uns nur von Zeit zu Zeit verlangende Blicke zu. Ihr Besuch galt zweifellos unseren Perlen, wir thaten daher, als ob wir ihre Gegenwart gar nicht bemerkten. Zunächst verlegten sie sich nun darauf, unsere Aufmerksamkeit für sich zu

gewinnen, und zwar versuchten sie es mit Bemerkungen über unseren Affen Hamis, der auf der Zeltthüre seine Possen trieb. »Ah, ah, ah« ging es bewundernd von Mund zu Mund, »mundo huyo?« (Ist dies ein Mensch?) »Nein«, meinte dann Einer, »er ißt und trinkt wie ein Mensch, und raucht wie ein solcher« — Hamis hatte eben Teleki's Pfeife gestohlen und war mit derselben im Maule aufs Zelt geflüchtet — »ist jedoch kein Mensch.« Darüber wurde dann lange hin und her debattirt, bis sie den Augenblick für gekommen erachteten, uns selbst ins Gespräch zu ziehen.

»Leibon! mundo huyo?«

»Jawohl, mundo huyo«, antworteten wir mit verstelltem Ernste. Damit war Hamis abgethan, und nun gings uns selbst an den Leib. Mit »madschumbe manene sana, haua!« (das sind große Herren!) wurde der Sturm auf unsere Herzen eröffnet, und »madschumbe manene sana sana« (sehr, sehr große Herren) repetirte noch oft der Chorus. »Ah«, meinte dann einer laut, »das sind keine madschumbe, das sind Götter, seht nur die weiße Haut, die schönen Kleider; auch haben sie ganz andere Füße wie wir« 2c. 2c., und so wurde uns der Weihrauch in immer dickeren Wolken gespendet, bis sie schließlich ihr Geschenk erhielten, worauf sie sich unter lauten Aeußerungen triumphirender Freude davon machten.

Ein weiterer Marsch, der an mehreren Dörfern vorbeiführte, brachte uns nach dem an schönen Rindern reichen Bezirke Zaowi.*) Bis hierher pflegen die dem Ochsenhandel gewidmeten Küstenkarawanen vorzudringen; es hat sich daher der Einfluß der Küste hier schon breiter gemacht. Die Eingeborenen sind besser mit Stoffen und Perlen versehen, die kleinen, aus Metallperlen bestehenden Frauenschürzen finden sich nur mehr vereinzelt, und manche der Schönen verhüllt schon ihren Busen, in der Art wie die Bibi's in Sansibar, mit einem Lesso. Als Schmuck werden mit Vorliebe blaue Murtinarokperlen verwendet; die jungen Dandies tragen oft sechs bis acht Reihen solcher um die Lenden. Die Stoffe werden mit

---

*) »Zao« bedeutet Ochse.

rothbraun gefärbtem Fett übertüncht und an der rechten Schulter geschürzt als Mäntelchen getragen; der untere Rand ist 30 bis 50 Centimeter breit ausgefranst.

Zwischen Zaowi und Kikumbuliu erstreckt sich ein ungefähr 60 Kilometer breiter Streifen unbewohnten Landes. Die Landschaft ist flacher als weiter im Norden und wird gegen Westen von den niedrigen, südlichen Ausläufern des Uluberglandes umrandet. Nach Osten zu dacht sich das Land allmälig ab, steigt jedoch weiterhin, und zwar im Osten des Azi-flusses, in Plateauform wieder ein wenig an. Die Gegend ist gut mit Wald bedeckt. Meist besteht derselbe aus niederen, knorrigen Bäumen, die nun blattlos waren und starr wie aus Erz gegossen dastanden; nur am Rande der trockenen oder aber salziges Wasser führenden Bäche gab es Akazien und auch Fächerpalmen. An Wild sahen wir nicht wenig, und zwar Tigerpferde, kleine Kudus und Nashorne. Graf Teleki streckte eines der letzteren im vollen Laufe todt nieder, so daß es sich wie ein Hase überschlug; es war das Neunundneunzigste und Letzte, welches während unserer Expedition erlegt wurde. Zwei andere griffen unsere Rinderherde an, trieben sie in die Flucht und spießten dabei eine Kuh auf; eine zweite rannte über Stock und Stein in der Richtung nach Zaowi, ihrer Heimat, davon.

Unser Marsch durch das unbewohnte Gebiet nahm vier Tage in Anspruch. Während desselben kamen allmälig die sanftgerundeten Gehänge der Dschulukette und die malerischen Formen des Theukaberges zum Vorschein; immer aber war uns der prächtige Anblick der beiden Kilimandscharogipfel vergönnt, die zu immer mächtigerer Höhe anzuwachsen schienen, je weiter nach Süden wir gelangten.

Wir erreichten die ersten Ansiedlungen von Kikumbuliu am 19. September; sie liegen in der Runde um eine bewaldete Gruppe schroffer Hügel, welche die Einförmigkeit der nun flacheren Landschaft unterbrechen. Schon kurz bevor wir dahin gelangten, war uns das Auftreten ungeschlachter Baobab-Bäume aufgefallen, die wir seit dem Verlassen des Kilimandscharo nicht mehr gesehen hatten; noch mehr aber waren wir

über die Wahrnehmung erstaunt, daß der weiße, metamorphische Sand, das Gneisgerölle und die Felsplatten, die bis dahin den Boden bedeckt hatten, nun plötzlich einer grobblasigen, für den Marsch im höchsten Grade lästigen Lavaschichte Platz machten. Deren Oberfläche war scharfkantig und fast unzersetzt, aber schon mit altem Baumwuchs bestanden. Lange fragten wir uns vergebens, woher diese vulkanischen Auswürfe gekommen sein mögen, da die naheliegenden Dschuluberge ganz und gar nicht den Eindruck machten, als ob in ihnen die einst thätigen Krater zu suchen seien; erst später, als wir an ihrem Südende anlangten, löste sich das Räthsel.

Kikumbuliu erstreckt sich ungefähr bis zu dem meist trockenen Kambubache. Die Dörfer und Pflanzungen sind fast durchwegs in schwer zugänglichen Theilen des Buschwaldes angelegt, weshalb man davon nur wenig zu sehen bekommt. Es ist der ärmste Bezirk von Ukambani. Der Boden ist schlecht, die Ernten leiden häufig durch Regenmangel, und die Bewohner nagen beinahe fort am Hungertuche. Angebaut werden nur Bohnen und Mais; außerdem müssen noch die Früchte der zahlreichen Baobabs mithelfen, den Bewohnern die Existenz zu ermöglichen. An Hausvieh gibt es Rinder, Ziegen und Schafe in geringer Zahl, aber viele Hühner. Die Einwohner von Kikumbuliu waren schon öfter zu zeitweiliger Auswanderung nach Teita, Taweta und dem Kilimandscharo gezwungen, wo sie sich mit der Jagd befaßten und den Ertrag gegen Korn umtauschten.

Am 24. September erreichten wir den gleichfalls meist wasserlosen Mdido Andéi-Bach. Die bishin knorrigen und krüppelhaften Bäume und Büsche beginnen da einer anziehenden, hauptsächlich aus Akazien und Fächerpalmen bestehenden Waldvegetation zu weichen.

Mit dem Erreichen des Südendes der Dschulukette standen wir unvermuthet inmitten einer derzeit wohl unthätigen, jedoch noch vollkommen erhaltenen Kraterlandschaft, in der sich Ströme poröser Lava — die beinahe denselben Eindruck der Frische auf uns machten, wie jene in der Umgebung des Teleki-Vulkans — von den Hängen in die Ebene herab-

zogen. Viele der Hügel zeigten ausgesprochene Kegelform und regelmäßige, mit verschiedenfarbiger Asche bedeckte Hänge.

Wir lagerten an einer durch die Kreuzung von zwei älteren Lavaströmen entstandenen Mulde. Wasser gab es am Grunde derselben in kaum für die Menschen genügender Menge; unser Vieh blieb an dem Tage ohne.

Mit dem nächsten Marsche am folgenden Morgen gelangten wir zum Tsavo-Bache; ein schöner, aber nur schmaler Waldsaum markirte seinen Lauf. An der Stelle, wo wir ihn erreichten, war sein Bett nur zwei Schritte breit und ganz seicht. Er vereinigt aber fast sämmtliche östlichen Kilimandscharoabflüsse und führt sie dem Azi-Sabaki zu. — Gewehrschüsse, welche des Nachmittags in der Richtung von Useri zu hören waren, verriethen uns die Anwesenheit irgend eines Europäers, der sich wohl der Jagd hingab.

Nur drei Märsche trennten uns noch von Taweta. Die Unterhaltung unserer Leute drehte sich nun schon ausschließlich um Sansibar und die dort zurückgelassenen Schätze. Wir belauschten einige köstliche Zwiegespräche, die entnehmen ließen, daß das Vertrauen der Leute in die Treue ihrer Weiber nicht ganz felsenfest stand, und daß sich Mancher schon jetzt mit dem Gedanken abzufinden suchte, im Kreise seines häuslichen Herdes Veränderungen vorzufinden, welche auch in einem so gesegneten Lande, wie es Sansibar ist, überraschen konnten.

Unser Weg führte erst über den wasserreichen Bach Useri und dann längs des nordwärts abfließendes Armes des Rombobaches weiter. Wir gelangten hart am Rande des langgestreckten Sumpfgebietes vorbei, welches der Rombo in seinem Laufe bildet, und vermochten in unzweifelhafter Weise festzustellen, daß diesem Sumpfe sowohl der nordwärts zum Tsavo fließende Thallauf des Rombo, als auch der nach Süden dem Dschipesee zueilende Lumi entspringt.

Unter Gewehrgeknatter vollzog sich am Vormittage des 29. September unser Einzug in den schattenreichen Wald von Taweta, dessen Bewohner uns mit überschwänglichen Bezeigungen herzlicher Freude zu unserem alten, vor Unkraut nun kaum erkennbaren Lagerplatze geleiteten. Gleichzeitig mit

uns, von einer anderen Seite her, traf am selben Morgen eine zweite Karawane ein. Sie gehörte einem Deutschen Namens Otto Ehlers an, der von Mombas gekommen war, um von Herrn Braun, dem seinerzeitigen Vorsteher der Station Korogwe, die Führung einer inzwischen von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft am Kilimandscharo gegründeten Station zu übernehmen. Herr Ehlers bildete das erste Band, das uns nach zweijähriger Trennung wieder mit Europa vereinte, und seine liebenswürdige Bereitwilligkeit unterlag einer harten Probe unter der Aufgabe, unseren nimmersatten Hunger nach Neuigkeiten aus unserer fernen Heimat zu stillen. Durch ihn erhielten wir auch Nachrichten von dem an der Küste lodernden Aufstande, die es uns rathsam erscheinen ließen, nach Sansibar zurückzukehren, so lange der Weg dahin noch offen war. Ein in der Zwischenzeit gereifter Plan, den damals noch unerforschten Manjara-Salzsee aufzusuchen, wurde daher fallen gelassen, und wir beschränkten uns auf einen kurzen Besuch Miriali's und des Herrn Braun, welchen wir in den folgenden Tagen ausführten. — Nach Taweta zurückgekehrt, hatten wir das Vergnügen, Herrn Dr. Abbot, einen jungen, ebenso wissensreichen, als unternehmenden amerikanischen Naturforscher kennen zu lernen, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Fauna und Flora des Kilimandscharo-Gebietes zu studiren. Sein Aufenthalt daselbst dauerte bereits volle zwei Jahre, und Dr. Abbot ist heute sicherlich der beste Kenner der dortigen Umgebung. Den Ergebnissen seiner im Ganzen dreijährigen Forscherthätigkeit mag man mit gespanntem Interesse entgegensehen, da sie zu einer erschöpfenden Kenntniß des gedachten Gebietes führen dürften.

Am 13. October verließen wir Taweta. Von unserer weiteren Reise zur Küste ist wenig zu sagen. Sie führte auf bekannten Pfaden über Teita und Kadiaro nach Rabai, der bei Mombas gelegenen ältesten Missionsstation an der ostafrikanischen Küste, welche wir am Morgen des 24. October 1888 erreichten.

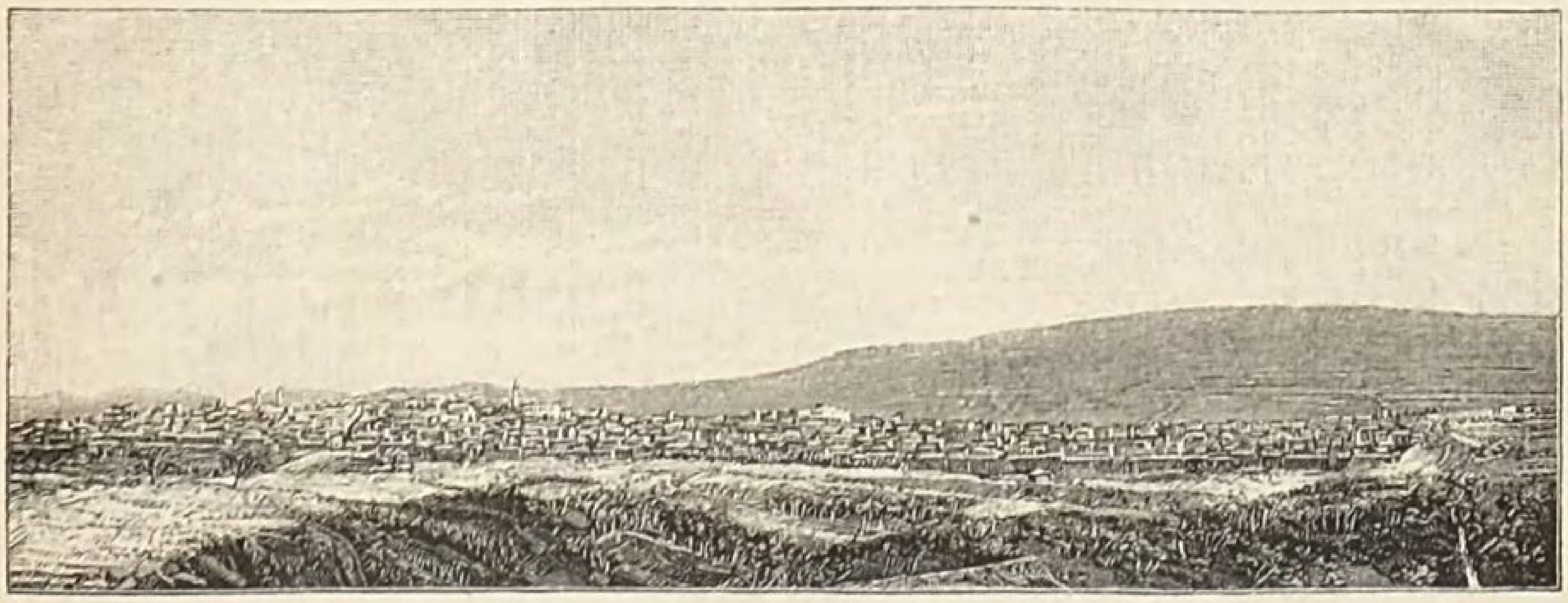
Mit fast gedrückten Gefühlen sahen wir wieder die blaue Fläche des Oceans vor uns; sie bedeutete den Abschied von der Wildniß, die wir liebgewonnen hatten, wie Alle, die sie einmal kennen gelernt. Ein

Kreis von Freunden — General Mathews, Mr. George Mackenzie und Mr. Buchanan, die wir unverhoffter Weise in Mombas trafen — half uns über den Augenblick hinweg, und 48 Stunden später trug ein Dampfer der Br. Ind. St. Nav. Co. die gesammte Karawane nach Sansibar.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Monate verlebten wir dann, entlastet von den Mühsalen des Reiselebens und umgeben von den Genüssen der Civilisation, auf der Insel. Es war vielleicht die gefährlichste Zeit unserer Reise, denn bald stellte sich Fieber ein — eine Pest, die uns bis dahin fast unbekannt geblieben war — und schüttelte uns das Mark aus den Knochen. In überraschend kurzer Zeit war die gesunde Bronzefarbe von unseren Wangen gewichen und der wetterfeste Körper zu einem schwanken Skelete geschwunden.

Halb genesen, erreichten wir in den ersten Tagen des folgenden Jahres Aden. Unsere Reiselust war indeß noch lange nicht befriedigt, und obwohl nichts weniger als wieder hergestellt, beschlossen wir vor der Heimkehr noch einen Ausflug nach Harar, der berühmten, an der Grenze von Schoa gelegenen altäthyopischen Stadt zu unternehmen. Davon werde ich vielleicht dem freundlichen Leser, von dem ich hiermit Abschied nehme, ein andermal erzählen.



Harar.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Anhang.

Aus dem Jagdtagebuche des Grafen S. Teleki.

1887.

18. Februar.	Korogwe. Die Gegend scheint wildarm. Schieße 1 kleine, rothe Gazelle. Herr Braun, der mich begleitete, sah Antilopen und auch einen Panther.
7. März.	Mkomasi. Viel Wild; Zebra, Strauße und Antilopen. Schieße 1 kleine Gazelle, 1 Strauß und 1 Puffotter.
9. »	Mikotscheni. Fand Elephantenfährten. Einen Wasserbock und ein Wildschwein geschossen.
11. »	— Zwei Antilopen (Mpala), Perlhühner und eine unbekannte, roth gefärbte Antilope mit weißem Bauch erlegt. Dieselbe hatte einen dünnen Hals, sehr lange Läufe und einen kurzen, auffallend schmalen Leib. Die Hörner waren rund.
13. »	— 1 Mpala geschossen; das erste Nashorn gesehen.
14. »	— 1 Mpala geschossen.
17. »	— 1 Python von 3 Meter Länge erlegt.
22. »	Upuni. 1 Zebra, 1 Wasserbock und 3 Mpala erlegt.
25. »	Same. 1 Elenn-Antilope geschossen.
26. »	Kisingo. 1 Mpala geschossen.
27. »	— Während des Marsches einen jungen Leopard geschossen.
28. »	Dschipe-See. 2 Kuh-Antilopen (Alcelaphus Cokii) geschossen.
19. April.	— 1 Puffotter.
21. »	Kikafo. 2 Wasserböcke geschossen. Nashorne, Giraffen und einen Löwen gesehen.
23. »	— Strömender Regen. Sehe im Ganzen 11 Nashorne und ein Rudel von 22 Giraffen. Schieße 2 Nashorne und 1 Wasserbock an, verliere sie jedoch alle.

24. April	Am Lederiek. 1 Nashorn erlegt.
25. »	Sigirari. 3 Gnu-Antilopen, 1 Zebra und 1 Gazelle Thomsonii.
26. »	Meruberg. 1 Büffelstier.
9. Mai.	Am Darjama. 1 Gnu-Antilope.
14. »	Kahe. 4 Colobus-Affen.
15. »	— 5 Colobus-Affen.
17. »	Bei Taweta. 1 Strauß.
27. »	Dschipe-See. 2 Mpala.
28. »	— 6 Perlhühner, 1 Repphuhn.
29. »	— 1 Nashorn, 5 Perlhühner.
30. »	— 1 Wasserbock, mehrere Perlhühner.
31. »	— 1 Zwerggazelle, einige Perlhühner.
9. Juni.	Sagana-Bach. 2 Kuh-Antilopen.
16. Juli.	Rombo. 1 Kuh-Antilope.
19. »	Useri. 1 Kuh-Antilope.
21. »	— 1 Kuh-Antilope.
24. »	Leitokitók. 1 Büffel, 1 Nashorn.

Das letztere erhielt zuerst einen Schuß auf den Kopf. Die Kugel rutschte wohl ab, doch brach das Thier zusammen; als es aufstand und umkehrte, gab ich ihm eine zweite Kugel aufs Blatt.

25. Juli.	Magungani. 1 Gnu-Antilope, 2 Tigerpferde, 1 Kuh-Antilope.
26. »	Málago Kanga. 2 Nashorne (eines davon fiel im Feuer), 3 Tigerpferde (Eq. Chapmanii) und 1 Gazelle Grantii.
28. »	— Viel Wild. 2 Nashorne, 1 Giraffe; 3 angeschossene Giraffen gingen verloren.
29. »	— 1 Nashorn, mehrere Antilopen.
31. »	— 5 Steinhühner, 8 Repphühner, 1 Feldhasen.
1. August.	Ndschiri-See. 2 Gnu-Antilopen.

Dieselben unterschieden sich durch ihre abwechselnd schwarzweiß gestreifte Mähne von den früher geschossenen. Auch gabs solche mit ganz weißer Mähne. 1 Mpala-Antilope.

2. August.	Ndschiri-See. 1. Gnu-Antilope, 2 Büffel.

Bei der Jagd auf die Büffel kam ich in Gefahr, von der Herde, die unentschieden im Dickicht hin- und herwogte, niedergerannt zu werden.

3. August. Ndschiri-See. 1 Gnu-Antilope, 1 Büffelkuh; wurde von derselben hart angenommen.
6. » Massimani II. 3 Gnu-Antilopen, 1 Gazelle Thomsonii.
8. » Ngare na lalla. 2 Tigerpferde, 1 der Gazelle Grantii ähnliche Antilope.
9. » — 1 Nashorn, 1 Wildschwein; 1 Nashorn angeschossen.
10. » — 4 Mpala, 1 Thomsonii.
11. » Ngare Kidongói. 1 Nashorn, 1 Giraffe, 1 großohrige schwarze Hyäne.
13. » — 1 Nashorn, 1 Tigerpferd.
14. » Bartimaro. 3 Nashorne.
16. » Besil. 2 Nashorne.
17. » — 1 Nashorn, 4 Tigerpferde, 5 Gnu-Antilopen, 1 Kuh-Antilope.

An dem Tage waren viele Tausend Stücke Wild zu sehen, das sich insgesammt sehr wenig scheu benahm.

18. August. Turuka. Schieße einen Löwen an, verfolge ihn lange Zeit und verliere ihn schließlich in der Dämmerung, da er sich fort zurückzieht, ohne Gelegenheit zum Schuß zu geben.
19. » — 1 Mpala-Antilope.
21. » — 2 Tigerpferde.
22. » Turuka-Plateau. 2 Nashorne, 1 der Gazelle Grantii ähnliche, jedoch röther gefärbte Antilope.
24. » Kapotéi. 1 Elenn-Antilope.
2. September. Ngongo Bagáß. 2 Wildgänse.
3. » — 1 Wildente, 2 Moorschnepfen.
6. » — 1 Kuh-Antilope.
7. » Südl. Kikuju-Grenze. 1 Nashorn. Mit dem 500 Expreß auf 150 Schritt Entfernung geschossen, fiel es im Feuer.
6. October. Nördl. Kikuju-Grenze. 1 Nashorn.
23. » Am Kenia, in 10.000 Fuß Höhe eine kleine, mir unbekannte Antilope.
25. » Keniafuß. 1 Büffel.
28. » Ndoro. 1 kleine Antilope, 30 Moorschnepfen, 2 Sumpfschnepfen, 2 Wildenten.

2. November. Ngare Njiro. 6 Colobus-Guereza.
7. » Ngare Songorói. 1 Gazelle Thomsonii.
11. » Subugo. 1 Büffelkuh.
16. » Marmanéttgebirge. 1 Waldantilope (Ant. sylvatica).
17. » Leikipia-Abfall. 1 Python.
21. » Njemß Mdogo. 1 Büffel.
22. » — 1 Mpala-Antilope, 1 Wildschwein.
24. » — 1 Mpala-Antilope.
25. » Beim lauen Bache. 3 Wasserböcke, viele Flamingos, 1 Repphuhn, 1 schnepfenartigen Vogel.
26. » — 1 Nashorn, 1 Büffel, 2 große Kudu; 2 Löwen gesehen.
27. » — 2 Kuh-Antilopen (Alcel. Caama), 1 Wasserbock, 4 Perlhühner.
28. » Njemß Mdogo. 8 Perlhühner, 1 Repphuhn, 1 Hasen.
30. » Guasso Bolio. 1 Nashorn, 1 Krokodil.
1. December. — 1 Beisa-Antilope, 3 Antilopen Grantii, 1 Tigerpferd.
2. » — 1 Nashorn, 1 Löwin.
3. » — 1 Nashorn, 1 Elenn-Antilope, 3 Tigerpferde.

Ich habe bei vier Gelegenheiten die Beobachtung gemacht, daß die Elenn-Antilope, wenn sie verwundet ist und nicht mehr weiter kann, stark und rasch attakirt. Bei allen diesen Fällen war der Antilope ein Lauf abgeschossen, und es scheint mir, als ob sie unfähig wären, sich wieder zu erheben, sobald sie sich einmal niedergethan hatten. Doch rutschten sie dann sehr geschickt herum und setzten sich energisch und blitzschnell zur Wehre.

4. December. Guasso Bolio. 1 Beisa-Antilope, 1 Wildkatze, 3 Perlhühner.
5. » Mogodeni. 3 Nashorne.
7. » — 3 Nashorne, 1 mir unbekannte, der Springbock-Antilope ähnliche Antilope. Zwei der Nashorne attakirten.
9. » Njemß Mdogo. 2 Steinhühner, 1 Perlhuhn.
15. » Beim lauen Bache. 1 Elenn-Antilope, 1 Wasserbock.
20. » Guasso Njuki. 1 Nashorn.
23. » — 2 Nashorne (auf coup double).
26. » — 2 Büffel (auf coup double).
28. » — 2 Büffel, 1 Nashorn. Letzteres attakirte.
29. » Miwiruni. 1 Nashorn, 1 Tigerpferd.

30. December. — 2 Elenn-Antilopen, 1 Kuh-Antilope (Alcel. Caama).
31. » Auf dem Marsche. 1 Elenn-Antilope, 1 Nashorn, welches die Karawane mehrmals annahm.

1888.

2. Jänner. Beim trockenen See. 1 Büffel, 1 Gazelle Thomsonii.
5. » Guasso Njuki. 1 Büffel.
7. » — 1 Nashorn, 2 Büffel, 3 Elephanten.
8. » — 2 Büffel (auf coup double).

Als der zweite Büffel angeschossen war, begann er mich wie ein Jagdhund zu suchen; dann attakirte er mich, doch schoß ich ihn mit einem Schusse auf die Kehle todt.

10. Jänner. Guasso Njuki. 3 Büffel.
12. » — 1 Nashorn, 2 Büffel. 2 angeschossene Büffel gingen verloren.
13. » — 3 Elephanten.
15. » — 2 Büffel, 2 Tigerpferde.

Dem ersten Büffel gingen zwei Kugeln (500 Expreß) auf 50 Schritt Entfernung, beide Rippen durchschlagend, durch den Leib.

16. Jänner. Guasso Njuki. 4 Elephanten, mit dem 577 Expreß, der sich für Kopfschüsse selbst auf 90 Schritt Entfernung als stark genug erwies.
17. » — 4 Büffel.

Davon drei aus einer Herde mit drei Schüssen. Der vierte verfolgte verwundet Mohammed Seiff, doch wich dieser geschickt wie ein Toreador zur Seite und schaffte mir so Gelegenheit, ihn durch einen glücklichen Kehlschuß aus seiner Bedrängniß zu befreien.

19. Jänner. Guasso Njuki. 3 Büffel.
21. » — 2 Büffel, 1 Tigerpferd.
22. » — 5 Büffel.

Ein angeschossener Stier ging verloren. Einer der anderen erwies sich als von ganz besonders bösartiger Natur; ich streckte ihn durch einen Kehlschuß nieder.

23. Jänner. Guasso Njuki. 1 Nashorn, 1 Büffel, 1 Wasserbock.

Der Büffel war schon vor einigen Tagen von mir angeschossen gewesen, und so wie er mich sah, nahm er mich auch an; ich tödtete ihn auf fünf Schritt Distanz mit einem Kehlschuß.

24. Jänner. Guasso Njuki. 2 Nashorne, 4 Büffel.

Beide Nashorne griffen mich an, kaum daß sie mich erblickt hatten. Das eine streckte ich durch einen Halsschuß nieder. Der Angriff des anderen kam so überraschend und plötzlich, daß ich kaum Zeit fand, den Lauf auf den schon gesenkten Kopf abzufeuern. Es war dies das erstemal, daß mir der Kopfschuß gelang.

25. Jänner. Guasso Njuki. 4 Büffel.

26. » — 1 Nashorn, 3 Büffel, 1 Kuh-Antilope (Caama).

Einer der Büffel nahm mich im Leleschwagebüsch hart an, und änderte auch seinen Lauf nicht, nachdem ich ihn zweimal (in die Kehle) angeschossen hatte. Doch ging ihm noch zur rechten Zeit der Athem aus, und er stürzte zu meinen Füßen todt nieder. Drei angeschossene Büffel gingen mir im dichten Gebüsch verloren. Ich machte an dem Tage (so wie schon öfter früher) auch wieder die Beobachtung, daß häufig Büffel bei ihren verwundeten Gefährten zurückbleiben und diese so lange bewachen, bis sie verendet sind.

27. Jänner. Guasso Njuki. 2 Büffel, 1 Nashorn.

Einer der beiden Büffel griff meine Mannschaft von wenigstens 500 Schritt Entfernung an. Ich schnitt ihm den Weg ab und streckte ihn zweimal zu Boden; doch kam er immer wieder auf und auf meine Leute zu. Erst nach drei weiteren Kugeln kriegte ich ihn todt.

28. Jänner. Guasso Njuki. 2 Büffel.

29. » — 3 Büffel, 2 Kuh-Antilopen.

30. » — 2 Nashorne, 4 Büffel (2 coup double).

31. » — 2 Nashorne, 5 Büffel, 2 Zebra. 2 angeschossene Büffel gingen verloren.

1. Februar. — 4 Nashorne, 1 Büffel, 1 Zebra. 1 Nashorn mit Stirnschuß erlegt.

2. » — 1 Zebra, 1 Wasserbock, 1 Kuh-Antilope (Caama).

3. » Auf dem Marsche nach Njemß. 1 Zebra.

12. » Mogodeni. 2 Nashorne.

13. » Auf dem Marsche. 1 Büffel auf 150 Schritte Entfernung mit einem Schusse aus dem 500 Expreß.

15. » — 2 Büffel.

16.	Februar.	— 1 Nashorn (weißes).
19.	»	Loroghi-Berge. 3 Zebra (wahrscheinlich (Eq. Zebra).
21.	»	Auf dem Marsche. 1 Nashorn.
22.	»	— 3 Nashorne.
26.	»	— 2 Beisa-Antilopen.
27.	»	Am Njirobergfuße. 2 Elephanten. Die Stoßzähne des einen wogen 56·5 Kilogramm, des anderen 38·5 Kilogramm.
29.	»	— 1 Elephant. Die Zähne wogen 43·5 Kilogramm.
2.	März.	Am Westfuße des Njiroberges. 1 Nashorn, 3 Elephanten.
3.	»	— 1 Elephant, 1 Beisa-Antilope.
3.	»	— 1 Elephant. Beide Kugeln (Kal. 8) gingen auf 90 Schritt Entfernung durch den ganzen Leib.
5.	»	Auf dem Marsche. 1 Elephant.
7.	»	Am Rudolph-See. 1 Flußpferd, 1 Zwergpelikan.
9.	»	Am Ngare dabásch. 4 Zebra (Eq. Grevyi), 1 Beisa-Antilope.
10.	»	— 1 Nashorn (kleine Art).
12.	»	Am Rudolph-See. 2 Flußpferde (coup double).
16.	»	— 1 Panther.
17.	»	Auf dem Marsche. 1 Nashorn (kleine Art), 1 Elephant.
18.	»	— 2 Nashorne (kleine Art).
19.	»	Vor Alia am Rudolph-See. 2 Gazellen Grantii (mit einem Schuß), 1 Büffel (var. aequinoctialis), 1 Nashorn (kleine Art) und 2 Elephanten (Gewicht der Stoßzähne 32, respective 53 Kilogramm).
21.	»	— 1 Nashorn (kleine Art).
22.	»	Bei Alia. 5 Elephanten. Gewicht der Zähne: 108·5, 96·5, 26·5, 44·5 und 67 Kilogramm.
24.	»	— 4 Geierperlhühner.
28.	»	Am Rudoph-See. 1 Nashorn (kleine Art), 1 Elephant mit Stoßzähnen von 113 Kilogramm.
30.	»	— 1 Elephant. Elfenbein: 68 Kilogramm.
17.	April.	Oberlauf des Ser el Karia. 2 Nashorne (kleine Art).
20.	»	Südufer des Stephanie-Sees. 3 Elephanten. (Gewicht der Stoßzähne 75, 75, 28 Kilogramm) und 1 Dachs.

24. April.	Südufer des Stephanie-Sees. 1 Löwen mit zwei Schüssen aus dem 577 Expreß angeschossen. 1 Krokodil.
28. »	Am Rudolph-See. 1 Grantii.
17. Mai.	— 2 Nashorne (kleine Art).
19. »	— 1 Nashorn (kleine Art).
24. »	— 2 Nashorne (kleine Art), 1 Zebra Grevyi.
22. Juni.	Sukberge. 3 Zebra.
28. »	Beim Baringo-See. 1 Nashorn (große Art).
29. »	Bei Njemß. 1 Beisa-Antilope, 1 Puffotter.
11. August.	Am Guasso Njuki. 1 Nashorn, 2 Büffel, 1 Tigerpferd, 1 Gazelle Grantii.
12. »	— 2 Nashorne, 1 Büffel.
16. »	Miwiruni. 1 Büffel.
28. »	Leikipia. 1 Tigerpferd.
6. September.	Jwetigrenze. 1 Nashorn.
18. »	Mikinduni. 1 Tigerpferd.
22. »	Kambubach. 1 Python.
27. »	Mdido Andei. 1 Nashorn.
28. »	Tsavo. 3 Kuh-Antilopen, 1 Tigerpferd.

Aufzählung der wissenschaftlichen Ergebnisse der Expedition.

Der geographische Theil der Ergebnisse und die während derselben angestellten meteorologischen Beobachtungen sind im Ergänzungshefte Nr. 99 der Petermann'schen Mittheilungen 1890 veröffentlicht worden.

Der geologisch-petrographische Theil, von Prof. Dr. E. Sueß, Prof. Dr. Fr. Toula, Docent A. Rosiwal und dem Verfasser bearbeitet, ist im LVIII. Bande der Denkschriften der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien niedergelegt.

Reptilien und Amphibien.*)

Von Dr. Franz Steindachner, w. M. k. Akad.

1. Chamaeleon Höhnelii, n. sp.
   Fundort: Leikipia, 6000 Fuß Höhe.
2. Chamaeleon leikipiensis, n. sp.
   Fundort: Leikipia, 6000 Fuß Höhe.
3. Chamaeleon tavetensis, n. sp.
   Fundort: Taweta-Wald am Südfuße des Kilimandscharo.
4. Lygosoma Sundevalli, Sm.
   Zwischen Taweta und Meru gefangen.
5. Ablepharus Wahlbergi, sp. Smith.
   Leikipia.

---

*) Aus den Sitzungsberichten d. kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Mathem.-naturw. Classe; Bd. C. Abth. I. Juni 1891.

6. **Crotaphopeltis hitamboeia, sp. Laur.**
Zwischen Taweta und Meru gefangen.
7. **Rhamphiophis rostratus, Pet.**
Zwischen Taweta und Meru gefangen.
8. **Psammophis sibilans, sp. L.**
Zwischen Taweta und Meru gefangen.
9. **Lycophidion Horstokii, Schleg.**
Gefangen zwischen Taweta und Meru.
10. **Bitis arietans, sp. Merr.**
Beim Meruberge gefangen.
11. **Stenostoma nigricans, sp. Merr.**
Leikipia.
12. **Megalixalus pantherinus, n. sp.**
Von Leikipia.

Käfer der Teleki-Expedition.

Zusammengestellt von L. Ganglbauer, Custos-Adjunct am k. k. naturhistorischen Hof-Museum.

Herr k. u. k. Linienschiffs-Lieutenant Ludwig Ritter von Höhnel hat von der Teleki-Expedition 247 Species Coleopteren in mehr als 1000 Exemplaren mitgebracht und dem k. k. naturhistorischen Hof-Museum gewidmet. Davon erwiesen sich 60 Species, also fast der vierte Theil der Artenzahl, als neu. In besonders bemerkenswerthen Formen sind die Sandläufer durch Myrmecoptera nobilitata, die Laufkäfer durch einige Polyhirma, Anthia und Tefflus, die Staphyliniden durch die neue Gattung Hasumius, die Lucaniden durch einen neuen Nigidius, die Lamellicornier durch interessante Coprophagen und Cetoniden, die Buprestiden durch Suiten von Sternoceren, neue Juloden und Psilopteren, die Tenebrioniden durch neue Zophosis, Psammodes, Viëta, sehr interessante Sepidien, weiter durch Anomalipus heraldicus und Dinoscelis Passerinii, die Canthariden durch zahlreiche Mylabris und die durch die Fühlerbildung sehr ausgezeichnete Cantharis Telekii, die Bockkäfer durch neue Arten aus den Gattungen Ceroplesis, Dichostates, Sthenias, Belodera und Nupserha

und durch den sehr eigenthümlich gestalteten Amphistylus Pauli, die Chrysomeliden namentlich durch neue Sagren und Cassiden vertreten. Die Determination wurde von Leon Fairmaire in Paris und Ludwig Ganglbauer in Wien durchgeführt. Sämmtliche Nova beschrieb Fairmaire in Comptes-rendus de le Société Entomologique de Belgique, Séance du 6 Juin 1891 (Separatum 29 pag.).

In dem folgenden Verzeichnisse beziehen sich die Citate: »Gerst. C. v. d. Deck.« und »Gerst. Massai-Col.« auf Professor Gerstaecker's Bearbeitung der Gliederthiere in »Baron Claus von der Decken's Reisen in Ost-Afrika«, III. Band, 2. Abthlg. und auf Gerstaecker's Arbeit: Bestimmung der von Herrn Dr. G. A. Fischer während seiner Reise nach dem Massai-Land gesammelten Coleopteren« im »Jahrbuch der Hamburgischen wissenschaftlichen Anstalten, I. Jahrg. 1884, pg. 41—63.« Bei den einzelnen Arten ist nach den Literaturcitaten der Name des Determinators, der von Linienschiffs-Lieutenant von Höhnel nach den Hauptstationen der Expedition angegebene Fundort und die geographische Verbreitung, soweit dieselbe nach den vorliegenden Literaturangaben ermittelt werden konnte, angegeben.

Cicindelidae.

1. **Cicindela neglecta** Dej. Spec. I, 114, Gerst. C. v. d. Deck. 56. Ganglb. det. Taweta. — Senegal, Nubien, Sansibar.

2. **Cicindela rectangularis** Klug Symb. Phys. III, T. 21, F. 8. Ganglb. det. Taweta. — Ambukohl, Chartum.

3. **Myrmecoptera nobilitata** Gerst. Arch. Naturg. XXXIII, 1, 9, C. v. d. Deck. 55, T. IV, F. 1. Ganglb. det. Taweta. — Von Gerstaecker nach einem zwischen dem See Jipe und den Burabergen erbeuteten Exemplare beschrieben.

Carabidae.

4. **Calosoma senegalense** Dej. Spec. V, 562. Fairm. det. Taweta. — Senegal.

5. **Calosoma imbricatum** Klug Symb. Phys. III, T. 23, F. 11. Ganglb. det. Taweta. — Ambukohl.

6. **Calleida angusticollis** Boh. Ins. Caffr. I, 1848, 38, Gerst. C. v. d. Deck. 64. Ganglb. det. Leikipia. — Caffraria, Mombas.

7. **Tetragonoderus ochreorufus** Fairm. Ann. Soc. Ent. Fr. 1887, 76. Fairm. det. Sansibar. — Quebbi.

8. **Siagona brunnipes** Dej. Spec. I, 360, Chaud. Bull. Moscou 1876, I, 102. Fairm. det. Taweta. — Senegal, Sudan, Nubien.

9. **Anthia Artemis** Gerst. Massai-Col. 43. Ganglb. det. Leikipia. — Von Gerstaecker vom Kilimandscharo beschrieben.

10. **Anthia hexasticta** Gerst. Arch. Naturg. XXXIII, 1, 10, C. v. d. Deck. 57, T. IV, F. 3. Ganglb. det. Taweta. — Von Gerstaecker nach zwei Exemplaren vom See Jipe beschrieben.

11. **Polyhirma prolixa** n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 2. Taweta.

12. **Polyhirma spathulata** Gerst. Arch. Naturg. XXXIII, 1, 11, C. v. d. Deck. 58, Massai-Col. 43. Ganglb. det. Leikipia. — Aruscha, Kilimandscharo.

13. **Polyhirma hamifera** Harold Monatsber. Ak. Wiss. Berlin 1880, 260. Ganglb. det. Taweta. — Mombas.

14. **Tefflus juvenilis** Gerst. C. v. d. Deck. 67. Ganglb. det. Taweta. — Tula-Colonie.

15. **Tefflus Hacquardi** Chaud. Coleopt. Novitates, I, 29, Kolbe Entom. Nachr. 1886, 228. Ganglb. det. Sansibar.

16. **Isotarsus eustalactus** Gerst. Arch. Naturg. XXXIII, 1, 20 (Craspedophorus), C. v. d. Decken 68, T. V, F. 6, Massai-Col. 44. Ganglb. det. Sansibar. — See Jipe, Kilimandscharo.

17. **Chlaenius (Epomis) Croesus** Fabr. Syst. El. I, 183, Chaud. Ann. Mus. Civ. Genova VIII, 1876, 124. Fairm. det. Taweta. — Senegal, Nubien.

18. **Chlaenius perspicillaris** Erichs. Wiegm. Arch. 1843, 1, 217, Chaud. Ann. Mus. Civ. Genova, VIII, 1876, 56. Fairm. det. Taweta. — Angola, N'Gami.

19. **Chlaenius testaceicrus** n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 3. Taweta.

20. **Rhathymus melanarius** Klug Monatsber. Berl. Ak. 1853, 248, Peters-Reise, 167, T. IX, F. 14. Ganglb. det. Leikipia. — Mossambique (Tette).

Dytiscidae.

21. **Cybister binotatus** Klug Erm. Reise 1835, 28, Sharp. Transact. R. Dublin Soc. Vol. II. (ser. 2). 1880-82, 721. Ganglb. det. Sansibar. — Südliches Mittelmeergebiet, Senegal, Nyassa, Arabien, Mauritius, Madagascar.

Gyrinidae.

22. **Dineutes aereus** Klug Symb. Phys. IV, 1834, T. 34, F. 8, Gerst. C. v. d. Deck. 77. Ganglb. det. Sansibar. — Ueber Afrika weit verbreitet.

23. **Orectochilus schistaceus** Gerst. Arch. Naturg. XXXIII, 1, 25, C. v. d. Deck. 78, T. V, F. 8. Ganglb. det. Sansibar. — Mbaramu.

Staphylinidae.

24. **Hasumius** (n. g.) **validus** n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 4. Taweta.

25. **Ophites** (?) **africanus** n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 4. Taweta.

Silphidae.

26. **Silpha micans** Fabr. Syst. El. I, 337, Boh. Ins. Caffr. I, 54, Gerst. Massai-Col. 44. Ganglb. det. Sansibar. — Ueber Südafrika weit verbreitet.

Histeridae.

27. **Hister nomas** Erichs. Klug Jahrb. I, 1834, 137, Mars. Mon. 1854, 216, T. VII, F. 33, 1861, 520, T. VI, F. 11. Ganglb. det. Sansibar. — Cap.

28. **Hister validus** Erichs. Klug Jahrb. I, 1834, 130, Mars. Mon. 1854, 171, T. VI, F. 2. Ganglb. det. Taweta. — Cap, Natal, Mossambique, Senegal.

29. **Hister robustus** Erichs. Klug Jahrb. I, 1834, 130, Mars. Mon. 1854, 172, T. VI, F. 3. Ganglb. det. Sansibar. — Cap, Caffrarien, Abyssinien.

Nitidulidae.

30. Carpophilus humeralis Fabr. Syst. El. I, 354, Murray Transact. Linn. Soc. 1864, 343. Fairm. det. Sansibar. — Ueber Südafrika und Ostindien verbreitet.

31. Lasiodactylus substriatus Reitt. Verh. naturf. Ver. Brünn 1874, 89. Fairm. det. Taweta. — Senegambien.

32. Cryptarcha testudinea Fairm. Fairm. det. Sansibar.

Trogositidae.

33. Alindria grandis Serville Encycl. Méthod. X, 719, Gerst. Massai-Col. 45. Ganglb. det. Sansibar. — Senegal, Massai.

34. Gymnocheila varia Fabr. Syst. El. I, 151. Fairm. det. Taweta. — Senegal.

Cucujidae.

35. Hectarthrum punctulicolle n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 4. Leikipia.

Dermestidae.

36. Dermestes vulpinus Fabr. Spec. Ins. I, 64, Erichson Naturg. Ins. Deutschl. III, 426. Ganglb. det. Sansibar. — Eine kosmopolitische, mit thierischen Häuten über die ganze Erde verbreitete Art.

Lucanidae.

37. Nigidius semicariosus n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 5. Sansibar.

Passalidae.

38. Eumelosomus (Leptaulax) sansibaricus Harold Monatsber. Ak. Berlin 1880, 262. Ganglb. det. Sansibar.

Scarabaeidae.

39. Ateuchus Aegyptiorum Latr. var. purpurascens Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 48. C. v. d. Deck. 121. Ganglb. det.

Taweta. — Die typische Form in Oberägypten, die Varietät von Mombas beschrieben.

40. Ateuchus catenatus Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 48, C. v. d. Deck. 123, T. VII, F. 4. Ganglb. det. Taweta. — Zwischen See Jipe und Aruscha, Endara.

41. Sisyphus infuscatus Klug Monatsber. Berl. Ak. 1855, 651, Peters Reise 217. Fairm. det. Taweta. — Sena.

42. Sisyphus major n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 5. Taweta.

43. Sisyphus trochantericus n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 6. Taweta.

44. Gymnopleurus fulgidus Oliv. Ent. I, 3, 167, T. 22, F. 199, Fairm. Ann. Soc. Ent. Fr. 1887, 109. Ganglb. det. Sansibar. — Senegal, Abyssinia, Uzagara.

45. Gymnopleurus virens Erichs. Wiegm. Arch. 1843, I, 231, Gerst. C. v. d. Deck. 126. Ganglb. det. Sansibar. — Senegal, Mombas.

46. Gymnopleurus lugens n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 5. Leikipia.

47. Anachalcos procerus Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 48, C. v. d. Deck. 127. Ganglb. det. Taweta. — Moschi.

48. Heliocopris Hamadryas Fabr. Syst. Ent. 22, Gerst. Massai-Col. 49. Ganglb. det. Taweta. — Ueber Südafrika weit verbreitet.

49. Catharsius troglodytes Boh. Ins. Caffr. II, 225. Fairm. det. Taweta. — Caffraria.

50. Onitis Castelnaui Harold Berl. Ent. Zeitschr. 1862, 401. Fairm. det. Taweta. — Zambese.

51. Onitis tricornutus n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 6. Taweta.

52. Onthophagus tridens Fabr. Spec. Insect. 29, Harold Coleopt. Hefte II, 1867, 46 (fem.) Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 7 (mas). Fairm. det. Leikipia. — Guinea.

53. Onthophagus Johnstoni Waterh. Proceed. Zool. Soc. London 1885, 232. Fig. Fairm. det. Taweta. — Kilimandscharo.

54. Onthophagus catta Fabr. Mant. Ins. I, 12, Gerst. C. v d. Deck. 130; Gazella Fabr. Fairm. det. Taweta. — Ueber ganz Afrika und über einen großen Theil von Asien bis Bengalen und Ceylon verbreitet.

55. **Onthophagus Gerstaeckeri** Harold Coleopt. Heft II, 1867, 42. Ganglb. det. Taweta. — Abyssinien.

56. **Bolboceras cycloideum** n. sp. Fairm. Compt. rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 7. Taweta.

57. **Trox (Omorgus) baccatus** Gerst. Arch. Naturg. XXXIII, 1, 49, C. v. d. Deck. 118, Massai-Col. 48, Harold Mon. 82, Fairm. Ann. Soc. Ent. Fr. 1887, 115. Fairm. det. Sansibar. — See Jipe, Uzagara, Mpouapoua.

58. **Trox squalidus** Oliv. Ent. III, 4, 12, pl. 2, F. 12, Gerst. C. v. d. Deck. 118. Ganglb. det. Sansibar. — Vom Senegal und von Sennaar bis zum Cap verbreitet.

59. **Pegylis morio** Blanch. Cat. Coll. Ent. 1850, 151, Burmeist. Handb. Entom. IV, 2, 282. Fairm. det. Taweta. — Sennaar.

60. **Coniopholis elephas** Gerst. Arch. Naturg. XXXIII, 1, 40, C. v. d. Deck. 113, T. VII, F. 9. Ganglb. det. Taweta. — Endara.

61. **Selomothus (n. g.) diversipes** n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 8. Taweta.

62. **Anomala trabeata** n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 8. Sansibar.

63. **Popilia bipunctata** Fabr. Mant. Ins. I, 25, Gerst. C. v. d. Deck. 109. Ganglb. det. Taweta. — Caffraria, Mossambique.

64. **Phaenomeris Beskei** Mannh. Bull. Mosc. 1848, I, 35, Gerst. C. v. d. Deck. 109. Ganglb. det. Sansibar. — Natal, Mossambique, Wanga.

65. **Adoretus Pagenstecheri** Gerst. Massai-Col. 48. Fairm. det. Sansibar. — Massai.

66. **Oryctes gigas** Lap. Hist. nat. II, 114, Reiche Ann. Soc. Ent. Fr. 1859, 16. Fairm. det. Taweta. — Senegal.

67. **Oryctes monoceros** Oliv. Ent. I, 3, 37, pl. 13, F. 123, Gerst. C. v. d. Deck. 107. Ganglb. det. Taweta. — Ueber Afrika weit verbreitet.

68. **Syrichthus clathratus** Gerst. Arch. Naturg. XXXIII, 140, C. v. d. Deck. 105, T. VI. F. 7. Ganglb. det. Sansibar. — See Jipe.

69. **Isandula africana** Drury Exot. Ins. II pl. 30, F. 4, Gerst. Massai-Col. 46. Ganglb. det. Sansibar. — Ueber das tropische Afrika weit verbreitet.

70. Elaphinis adspersula Gerst. Massai-Col. 46. Fairm. det. Sansibar. — Massai.

71. Discopeltis lateralis Gerst. Arch. Naturg. XXXIII, 1, 36, C. v. d. Deck. 99, T. VI, F. 4. Ganglb. det. Sansibar. — Wanga.

72. Oxythyrea haemorhoidalis F. Syst. El. II, 154, Gerst. Massai-Col. 46. Fairm. det. Taweta. — Ueber Südafrika weit verbreitet.

73. Pachnoda Petersi Harold Monatsber. Berl. Ak. Wiss. 1878, 212, F. 2, Gerst. Massai-Col. 47. Ganglb. det. Leikipia. — Naiwaschasee.

74. Pachnoda euparypha Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 46, C. v. d. Deck. 101. Fairm. det. Sansibar. — Mossambique.

75. Pachnoda mastruccata Gerst. Massai-Col. 47. Ganglb. det. Leikipia. — Naiwaschasee.

76. Diplognatha silicea Mac. Leay Ill. Zool. South. Afr. III, 22, Fairm. Ann. Soc. Ent. Fr. 1887, 131. Ganglb. det. Sansibar, Leikipia. — Ueber Südafrika weit verbreitet.

77. Diplognatha hebraea Oliv. Ent. I, 89, pl. 12, F. 115, Gerst. C. v. d. Deck. 103. Ganglb. det. Taweta. — Ueber Südafrika weit verbreitet.

Buprestidae.

78. Sternocera Hildebrandti Harold Monatsber. Berl. Ak. Wiss. 1878, 214, F. 1, Gerst. Massai-Col. 51, Kerremans Ann. Soc. Ent. Belg. XXXIII, 1888, 71. Ganglb. det. Stephanie-See. — Abyssinien, Massai, Sansibar.

79. Sternocera castanea Oliv. Ent. II, 32, 25, T. 2, F. 8, b, c, Kerremans Ann. Soc. Ent. Belg. XXXIII, 1888, 77. Ganglb. det. Stephanie-See. — Senegal, Nubien, Kordofan, Abyssinien.

80. Sternocera Boucardi E. Saunders Cist. Ent. I, 1874, 219, Kerremans Ann. Soc. Ent. Belg. XXXIII, 1888, 79. Ganglb. det. Stephanie-See. — Abyssinien, Massai, Mombas, Sansibar.

81. Sternocera syriaca E. Saund. Cist. Ent. I, 1874, 220, Kerremans Ann. Soc. Ent. Belg. XXXIII, 1888, 81. Ganglb. det. Stephanie-See. — Syrien, Somali.

82. Julodis Höhneli n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 9. Stephanie-See.

83. Julodis semiimpressa n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 9. Taweta.

84. **Steraspis fastuosa** Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 52, C. v. d. Deck. 140, T. VIII, F. 1. Ganglb. det. Taweta. — Kiriama.

85. **Steraspis colossa** Harold Monatsber. Berl. Ak. Wiss. 1878, 214, Gerst. Massai Col. 51. Fairm. det. Stephanie-See. — Klein-Aruscha.

86. **Agelia Peteli** Gory Mon. Buprest. IV, 51, T. 10, F. 51. Ganglb. det. Taweta. — Natal.

87. **Agelia tricolor** Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1884, LXXIII, Ann. Soc. Ent. Fr. 1887, 140. Ganglb. det. Taweta. — Makdischu.

88. **Chalcophora Telekii** Fairm. n. sp. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 10. Stephanie-See.

89. **Psiloptera albomarginata** Herbst. Kaef. IX, 132, T. 44, F. 2. Fairm. det. Taweta, Sansibar. — Cap.

90. **Psiloptera oxyopia** n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 10. Sansibar.

91. **Psiloptera lateoculata** n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 10. Sansibar.

92. **Psiloptera pubifrons** n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 11. Stephanie-See.

93. **Acmaeodera fraterna** Boh. Oefv. Vet. Ak. Förh. 1860, 19. Fairm. det. Stephanie-See. — Swacop.

94. **Acmaeodera soror** n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 12. Taweta.

95. **Acmaeodera subprasina** Mars. Ann. Soc. Ent. Fr. 1867, 54. Fairm. det. Taweta. — Abyssinien.

96. **Pseudagrilus cyanimus** Fåhr. Boh. Ins. Caffr. I, 2, 359. Fairm. det. Sansibar. — Abyssinien, Caffrarien.

Elateridae.

97. **Tetralobus rotundifrons** Guér. Lefebvre Voyage Abyss. Ins. 282, pl. II, F. 5, Candèze Monographie Elaterid. I, 375, pl. VII, F. 6; heros Boh. Ins. Caffr. I, 2, 377. Ganglb. det. Leikipia. — Abyssinien, Caffrarien.

98. **Psephus rugulipennis** n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 12. Taweta, Sansibar.

99. **Dicronychus foveifrons** n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 12. Taweta.

Lycidae.

100. Lycus (Acantholycus) constrictus Fåhr. Boh. Ins. Caffr. I, 2, 434. Gerst. C. v. d. Deck. 154, Bourgeois Ann. Mus. Civ. Genova XVIII, 1882, 627. Ganglb. det. Sansibar. — See Jipe, Mombas, Natal.

101. Lycus (Lopholycus) Raffrayi Bourg. Ann. Soc. Ent. Fr. 1877, 364, Ann. Mus. Civ. Genova XVIII, 1882, 629. Fairm. det. Taweta. — Abyssinien, Bogos.

102. Lycus (Chlamydolycus) trabeatus Guér. Ic. règn. anim. pl. 14, F. 1, Bourg. Ann. Mus. Civ. Genova XVIII, 1882, 629. Ganglb. det. Taweta, Sansibar. — Vom Senegal und von Abyssinien bis zum Cap verbreitet.

103. Lycus ampliatus Fahr. Boh. Ins. Caffr. I, 2, 432, Bourg. Ann. Mus. Civ. Genov. XVIII, 1882, 632. Fairm. det. Sansibar. — Cap, Natal, Somali.

104. Lycus immersus Murray Ann. Mag. Nat. Hist. 1868, 324. Fairm. det. Sansibar. — Old Calabar.

105. Lycus aculeatus Bourgeois Fairm. det. Taweta.

Melyridae.

106. Attalus pulchellus Klug Monatsber. Berl. Ak. 1855, 648, Peters Reise 204, T. 12, F. 4. Ganglb. det. Sansibar. — Mossambique.

107. Melyris parvula Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 56, C. v. d. Deck. 157, Massai-Col. 53. Fairm. det. Taweta. — Endara, Klein-Aruscha.

108. Prionocerus coeruleipennis Perty Obs. Col. Ind. 33, T. 1, F. 1, Fairm. Ann. Soc. Ent. Fr. 1887, 160. Fairm. det. Sansibar. — Madagascar, Indien.

109. Prionocerus (Idgia) dimidiatus Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 56, C. v. d. Deck. 158, T. 8, F. 11. Ganglb. det. Sansibar, Leikipia. — Mombas, Natal.

Cleridae.

110. Opilo gigas Lap. var. abdominalis var. nov. Fairm. Compt. rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 13. Taweta. — Die typische Form vom Senegal und von Sennaar.

111. Opilo subfasciatus n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 13. Taweta.

112. Phloeocopus vinctus Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 57, C. v. d. Deck. 159, T. VIII, F. 10. Ganglb. det. Sansibar. — See Jipe.

113. Necrobia rufipes Degeer, Gerst. C. v. d. Deck. 160, Massai-Col. 13. Ganglb. det. Taweta. — Eine kosmopolitische, mit thierischen Häuten über einen großen Theil der Erde verbreitete Art.

Apatidae.

114. Apate cornuta Oliv. Ent. IV, 77, pl. 1, F. 5, Gerst. Massai-Col. 54. Ganglb. det. Leikipia. — Ueber das tropische Afrika weit verbreitet.

Tenebrionidae.

115. Zophosis crispata n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 13. Taweta.

116. Zophosis assimilis n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 13. Sansibar.

117. Diodontes semicribrosus n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 14. Leikipia.

118. Adesmia multiplicata n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 14. Taweta.

119. Rhytinota angulicollis Fairm. Ann. Soc. Ent. Fr. 1887, 171. Fairm. det. Sansibar. — Makdischu.

120. Himatismus trivialis Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 63, C. v. d. Deck. 190. Ganglb. det. Sansibar. — Wanga.

121. Eurychora acuminata n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 15. Leikipia.

122. Oncopterus acantholophus Fairm. Ann. Soc. Ent. Fr. 1887, 178, pl. 2, F. 7. Fairm. det. Taweta. — Uzagara.

123. Pimelia Hildebrandti Harold Monatsber. Berl. Ak. Wiss. 1878, 221. Fairm. det. Leikipia. — Sansibar.

124. Psammodes plicipennis n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 15. Taweta.

125. Psammodes vagecostatus Fairm. Fairm. det. Taweta.

126. Psammodes quadricostatus n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 15. Taweta.

127. Psammodes zanzibaricus Haag-Rutenberg Coleopt Hefte XIV, 1875, 78. Fairm. det. Sansibar.

128. Phrynocolus petrosus Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 59, C. v. d. Deck. 172, T. IX, F. 4, Massai-Col. 54. Ganglb. det. Taweta. — See Jipe, Massai.

129. Phrynocolus discoideus n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 16. Leikipia.

130. Sepidium muscosum Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 60, C. v. d. Deck. 175, T. IX, F. 2. Taweta. — See Jipe, Endara.

131. Sepidium furciferum Gerst. Massai-Col. 55. Ganglb. det. Taweta. — Massai.

132. Sepidium bulbiferum Gerst. Massai-Col. 55. Ganglb. det. Taweta. — Massai.

133. Vieta longepilosa n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 16. Leikipia.

134. Vieta protensa n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 17. Taweta.

135. Anomalipus heraldicus Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 60, C. v. d. Deck. 178, T. IX, F. 3. Ganglb. det. Sansibar. — See Jipe.

136. Opatrinus semicribrosus Muls. Fairm. det. Taweta.

137. Opatrum aequale Erichs. Arch. Naturg. 1843, 1, 247, Gerst. Massai-Col. 56. Ganglb. det. Sansibar. — Angola, Massai.

138. Opatrum contractum Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 61, C. v. d. Deck. 179. Ganglb. det. Sansibar. — See Jipe.

139. Selinus trivialis Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 60, C. v. d. Deck. 177, Massai-Col. 55 (Opatrinus), Fairm. Ann. Soc. Ent. Fr. 1887, 284. Ganglb. det. Sansibar. — Massai, Mombas.

140. Pycnocerus Passerinii Bertoloni Ill. rer. nat. Mozamb. II, 40, F. 7 (Odontopus). Gerst. Monatsber. Berl. Ak. 1854, 533, Peters Reise 1862, 291, T. XVII, F. 7 (Dinoscelis), C. v. d. Deck. 191. Ganglb. det. Sansibar, Leikipia. — Mossambique.

141. Micrantereus variolosus Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 64, C. v. d. Deck. 193, T. IX, F. 9, Massai-Col. 56. Ganglb. det. Sansibar. — Endara, Massai.

142. Micrantereus seriegranosus n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 18. Sansibar.

143. Gonocnemis brevicollis Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 64, C. v. d. Deck. 196, T. X, F. 5. Ganglb. det. Sansibar. — See Jipe.

144. Paramarygmus globulatus n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 17. Sansibar.

145. Eupezus natalensis Lacord. Gen. Col. V, 473, note, Gerst. Massai-Col. 57. Ganglb. det. Sansibar. — Natal, Massai.

146. Dichotymus (n. g.) striatipennis n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 18. Taweta.

Lagriidae.

147. Lagria villosa Fabr. Spec. Ins. I, 160, Gerst. C. v. d. Deck. 199. Ganglb. det. Taweta. — Ueber ganz Südafrika und Madagascar verbreitet.

Cantharidae.

148. Cantharis Telekii n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 19. Leikipia.

149. Epicauta maculifrons Mäkl. Act. Soc. Sc. Fenn. 1885, 608. Ganglb. det. Leikipia, Taweta. — Senegal.

150. Epicauta flavicornis Lac. Gen. Col. V, 676, note, Fairm. det. Taweta. — Senegal.

151. Epicauta velata Gerst. Monatsber. Berl. Ak. Wiss. 1854, 695, Peters Reise 296. Fairm. det. Taweta. — Mossambique.

152. Epicauta albovittata Gestro Ann. Mus. Civ. Genova XIII, 321. Fairm. det. Leikipia. — Scioa.

153. Epicauta cyclops n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 19. Leikipia.

154. Mylabris lictor Gerst. Massai-Col. 57. Ganglb. det. Leikipia. — N'Guruman.

155. Mylabris ligata Mars. Mon. Myl. 414. Fairm. det. Taweta. — Aegypten, Nubien.

156. Mylabris dicincta Bertoloni Nov. Comm. Ak. Bonon. X, 1849, 419; bizonata Gerst. Monatsber. Berl. Ak. Wiss. 1854, 694,

Peters Reise 298, T. 17, F. 13, C. v. d. Deck. 205. Fairm. det. Taweta. — Mossambique, Sansibar.

157. Mylabris plagiata Pall. Ic. 77. T. E. F. 31, a, Mars. Mon. Myl. 405. Fairm. det. Leikipia. — Ueber Südafrika weit verbreitet.

158. Mylabris praestans Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 67, C. v. d. Deck. 206, T. X, F. 8, Massai-Col. 57. Fairm. det. Leikipia, Sansibar. — Endara, N'Guruman.

159. Mylabris tristigma Gerst. Monatsber. Berl. Ak. Wiss. 1854, 694, Peters Reise 299, T. XVII, F. 15. Sansibar. — Mossambique.

160. Mylabris trifurca Gerst. Monatsber. Berl. Ak. 1854, 694, Peters Reise 301, Mars. Mon. Myl. 564. Gangl. det. Sansibar. — Mossambique, Caffraria.

161. Mylabris amplectens Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 67, C. v. d. Deck. 207, T. X, F. 9. Fairm. det. Sansibar. — Uru, Wanga.

162. Mylabris (Coryna) guineensis Mars. Mon. Myl. 599. Fairm. det. Taweta. — Guinea.

163. Mylabris (Coryna) dorsalis Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 67, C. v. d. Deck. 210, T. X, F. 13. Ganglb. det. Sansibar. — Uru.

164. Mylabris (Coryna) apicicornis Guér. Voyage Lefebre, 1849, 324, T. 5, F. 6, Mars. Mon. Myl. 608. Ganglb. det. Sansibar. — Abyssinien.

165. Mylabris (Coryna) Kersteni Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 67, C. v. d. Deck. 209, T. X, F. 11. Ganglb. det. Sansibar. — Wanga.

166. Mylabris (Coryna) ambigua Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 68, C. v. d. Deck. 210, T. X, F. 14. Ganglb. det. Taweta, Sansibar. — Mombas.

167. Mylabris (Coryna) parenthesis Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 68, C. v. d. Deck. 211. T. X, F. 15. Ganglb. det. Sansibar. — See Jipe, Endara.

168. Iletica pallidipennis n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 19. Taweta.

Curculionidae.

169. Blosyrus sculpticollis n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 20. Sansibar.

170. **Blosyridius** (n. g.) **vestitus** n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 20. Leikipia.

171. **Synaptoplus cervinus** Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 69, C. v. d. Deck. 220, T. XI, F. 2. Fairm. det. Taweta. — Mombas, Wanga.

172. **Systates crenatipennis** Fairm. Ann. Soc. Ent. Fr. 1887, 316. Fairm. det. Sansibar.

173. **Systates amoenulus** Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 72, C. v. d. Deck. 232. Fairm. det. Sansibar.

174. **Cleonus mitis** Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 73, C. v. d. Deck. 236, T. XI, F. 11. Ganglb. det. Leikipia., Taweta, Sansibar. — See Jipe, Massai, Sennaar.

175. **Cleonus crassiusculus** n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 21. Taweta.

176. **Cleonus sannio** Herbst. Kaef. VI, 104, T. 66, F. 9, Gerst. C. v. d. Deck. 236. Ganglb. det. Leikipia. — Vom Senegal und von Sennaar bis zum Cap verbreitet.

177. **Lixus coarctatus** Klug Ins. Madagasc. 110, Gerst. C. v. d. Deck. 237. Ganglb. det. Sansibar. — Ueber das tropische Afrika und über Madagascar verbreitet.

178. **Alcides convexus** Oliv. Encycl. méth. V, 507, Gerst. C. v. d. Deck. 241. Ganglb. det. Sansibar. — Ueber das tropische Afrika, über Madagascar und Bourbon verbreitet.

Cerambycidae.

179. **Tithoes maculatus** Fabr. Ent. Syst. I, 2, 245, Gerst. Peters Reise 318. Ganglb. det. Taweta, Leikipia. — Ueber das tropische Afrika weit verbreitet.

180. **Macrotoma palmata** Fabr. Ent. Syst. I, 2, 249, Gerst. C. v. d. Deck. 252. Ganglb. det. Leikipia, Taweta. — Guinea, Senegambien, Sennaar.

181. **Mallodon Downesi** Hope Ann. Nat. Hist. XI 1834, 366, Thoms. Phys. I, 1867, 96. Ganglb. det. Sansibar, Leikipia. — Fernando Po, Congo, Senegal.

182. **Obriaceum elegans** Fairm. Ann. Soc. Ent. Fr. 1887. 334, pl. 3. F. 9. Fairm. det. Sansibar. — Makdischu.

183. Coptops aedificator Fabr. Ent. Syst. I, 2, 275, Gerst. C. v. d. Deck. 256. Fairm. det. Sansibar. — Ueber das tropische Afrika und über Indien verbreitet.

184. Ceroplesis Pauli Fairm. Ann. Soc. Ent. Fr. 1887, 339. Ganglb. det. Leikipia. — Guélidi.

185. Ceroplesis irregularis Harold Coleopt. Hefte. XVI, 194, Gerst. Massai Col. 61, Fairm. Ann. Soc. Ent. Fr. 1887, 341. Ganglb. det. Taweta. — Massai.

186. Ceroplesis griseotincta n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 22. Sansibar.

187. Ceroplesis latevittata n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 22. Taweta.

188. Ceratites jaspideus Serv. Ann. Soc. Ent. Fr. IV, 35. Ganglb. det. Leikipia, Sansibar. — Ueber das tropische Afrika weit verbreitet.

189. Phryneta spinator Fabr. Ent. Syst. I, 2, 276, Gerst. C. v. d. Deck. 217. Ganglb. det. Sansibar. — Ueber Südafrika weit verbreitet.

190. Dichostates brunneopictus n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 21. Leikipia.

191. Hecyrida terrea Bertoloni Nov. Comm. Ak. Bonon. X, 431, T. X. F. 5, Gerst. Massai Col. 62. Ganglb. det. Sansibar. — Mossambique, Massai.

192. Praonetha obsoleta Fairm. Ann. Soc. Ent. Fr. 1871, 67. Fairm. det. Sansibar. — Ins. Mayotte.

193. Sthenias puncticornis n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 23. Sansibar.

194. Belodera apicalis n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 23. Taweta.

195. Amphistylus (n. g.) (Spalacopsis) Pauli Fairm. Ann. Soc. Ent. France 1887, 345, Gahan Transact. Ent. Soc. London 1890, 325. Ganglb. det. Sansibar.

196. Volumnia Westermanni Thoms. Classif. Longic. 59. Ganglb. det. Taweta. — Natal.

197. Nupserha apicata n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 23. Taweta.

Chrysomelidae.

198. Sagra tibialis n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 24. Sansibar.

199. Sagra nitidiventris n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 24. Sansibar.

200. Sagra tristis v. atrata nov. var. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 25. Taweta.

201. Lema sericfoveata n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 25. Sansibar.

202. Poecilomorpha apicata Fairm. Ann. Soc. Ent. Fr. 1887, 348. Ganglb. det. Sansibar.

203. Melitonoma confusa Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 80 (Damia?), C. v. d. Deck. 268. Fairm. det. Sansibar.

204. Gynandrophthalma asphaltina Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 80, C. v. d. Deck. 267. Ganglb. det. Sansibar.

205. Colasposoma subcostatum Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 82, C. v. d. Deck. 276. Fairm. det. Sansibar. — See Jipe.

206. Syagrus puncticollis Lefèvre Ann. Soc. Ent. France 1877, 320. Fairm. det. Sansibar.

207. Corynodes Dejeani Bertoloni Nov. Comm. Ak. Bonon. X, 1849, 433, Gerst. Peters Reise 336, C. v. d. Deck. 272. Fairm. det. Sansibar. — Mossambique, Mombas.

208. Corynodes bicolor n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 25. Taweta.

209. Colaspidema discoidalis n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 26. Sansibar.

210. Polysticta confluens Gerst. Monatsber. Berl. Ak. 1855, 637, Peters Reise 1862, 339, T. 20, F. 10, aspergata Vogel Nunqu. otios. I, 1871, 114. Fairm. det. Leikipia. — Mossambique, Natal, Cap.

211. Polysticta Clarki Baly Transact. Ent. Soc. London 1864, 227, Vogel Nunqu. otios. I, 1871, 110. Fairm. det. Sansibar. — Zambese.

212. Chrysomela americana var. limbolata Reiche Voyage Galin. Abyss. 405, T. 25. F. 8. Fairm. det. Leikipia. — Die typische Form ist über das ganze Mittelmeergebiet verbreitet, var. limbolata ist aus Abyssinien beschrieben.

213. Plagiodera impolita Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 82, C. v. d. Deck. 278. Ganglb. det. Sansibar. — See Jipe.

214. Ceralces natalensis Baly Transact. Ent. Soc. London, 1857, 88, Gerst. C. v. d. Deck. 277. Fairm. det. Sansibar. — Natal, Endara, See Jipe.

215. Entomnoscelis ochroptera Stål. Oefv. Vetensk. Ak. Förh. 1857, 60, Gerst. C. v. d. Deck. 278. Ganglb. det. Sansibar. — Cap, Natal, Caffraria, See Jipe, Mombas.

216. Adorium costatum Baly Transact. Ent. Soc London 1881, 51. Ganglb. det. Taweta. — Nyassa.

217. Adorium palliatum Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 83, C. v. d. Deck. 279, T. XII, F. 11, Massai-Col. 62. Ganglb. det. Sansibar. — Massai, Mombas.

218. Aulacophora foveicollis Kirsch. Fairm. det. Sansibar.

219. Aulacophora semipalliata n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 27. Leikipia.

220. Aulacophora divisa Gerst. Monatsber. Berl. Ak. Wiss. 1855, 637, Peters Reise, 343, T. 20, F. 14. Ganglb. det. Sansibar. — Mossambique.

221. Ootheca mutabilis Sahlb. Thon Arch. II, 1, 27. T. 2. F. 27—29. Ganglb. det. Sansibar. — Sierra Leona, Old Calabar.

222. Asbecesta cyanipennis Harold Mitthlg. Münchn. Ent. Ver. I, 1877, 110. Fairm. det. Sansibar. — Nyassa.

223. Apophylia costipennis n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 26. Taweta.

224. Monolepta flaveola Gerst. Monatsber. Berl. Ak. Wiss. 1855, 638, Peters Reise, 344, C. v. d. Deck. 281. Fairm. det. Sansibar. — Natal, Mossambique, Mombas, Wanga, Aruscha.

225. Monolepta haematura n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 27. Leikipia.

226. Platypria nigrospinosa n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 27. Sansibar. — Taweta.

227. Hispa quadrifida Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 85, C. v. d. Deck. 289. Ganglb. det. Sansibar. — Taweta.

228. Aspidomorpha fenestrata Oliv. Ent. VI, 97, 947, T. IV, F. 69. Boh. Mon. Cassid. II, 269. Fairm. det. Sansibar. — Guinea.

229. **Aspidomorpha isparetta** Boh. Mon. Cassid. II. 252. Fairm. det. Sansibar. — Senegal.

230. **Aspidomorpha cincta** Fabr. Spec. Ins. I, 109, Boh. Mon. Cassid. II, 251. Fairm. det. Taweta. — Senegal, Abyssinien.

231. **Aspidomorpha punctata** Fabr. Mant. I, 64, Boh. Mon. Cassid. II, 348. Fairm. det. Leikipia. — Cap.

232. **Aspidomorpha hybrida** Boh. Mon. Cassid. II, 338. Fairm. det. Sansibar. — Cap.

233. **Laccoptera aurosa** n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 29. Sansibar.

234. **Coptocycla nigrosepta** n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 28. Sansibar.

235. **Coptocycla vernicata** n. sp. Fairm. Compt. Rend. Soc. Ent. Belg. 1891, 28. Sansibar.

Coccinellidae.

236. **Cydonia lunata** Fabr. Syst. Ent. 86, Muls. Spec. Col. Sécuripalp. 431, Gerst. C. v. d. Deck. 295. Ganglb. det. Sansibar. — Ueber ganz Südafrika, Madagascar und Ost-Indien verbreitet.

237. **Alesia striata** Fabr. Ent. Syst. I, 1, 269, Muls. Spec. Col. Sécuripalp. 354; Olivieri Gerst. C. v. d. Deck. 294. Ganglb. det. Sansibar. — Vom Senegal bis zum Cap verbreitet.

238. **Alesia Aurora** Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 345, C. v. d. Deck. 294, T. XIII, F. 3. Ganglb. det. Taweta. — Uru.

239. **Chilocorus Wahlbergi** Muls. Spec. Col. Sécuripalp. 462. Ganglb. det. Sansibar. — Caffraria, Mossambique, Wanga.

240. **Chilocorus distigma** Klug Erm. Reise 49, Gerst. C. v. d. Deck. 296. Ganglb. det. Sansibar. — Von Senegambien und Abyssinien bis zum Cap verbreitet.

241. **Microrhymbus rufipennis** Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 348, C. v. d. Deck. 306. Ganglb. det. Sansibar.

242. **Epilachna macropis** Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 347, C. v. d. Deck. 301, T. XIII, F. 8. Fairm. det. Sansibar.

243. **Epilachna hirta** Thunbg. Nov. Ins. Spec. 1781, 23, F. 35, Muls. Spec. Col. Sécuripalp. 756, Gerst. C. v. d. Deck. 303. Ganglb. det. Sansibar. — Von Guinea bis zum Cap verbreitet.

244. Epilachna callipepla Gerst. Arch. Naturg. XXXVII, 1, 347, C. v. d. Deck. 300, T. XIII, F. 7. Ganglb. det. Sansibar.

245. Epilachna chrysomelina Fabr. Syst. Ent. 82, Muls. Sécuripalp. France 195. Ganglb. det. Sansibar. — Ueber das Mittelmeergebiet und den größten Theil von Afrika verbreitet.

246. Epilachna Paykulli Muls. Spec. Col. Sécuripalp. 833, Gerst. C. v. d. Deck. 305. Ganglb. det. Sansibar. — Caffraria, Mossambique.

247. Epilachna canina Fabr. Spec. Ins. I, 107, Muls. Spec. Col. Sécuripalp. 754, Gerst. C. v. d. Deck. 303. Ganglb. det. Taweta. — Sansibar.

Schmetterlinge.

Bearbeitet von A. F. Rogenhofer.

Die während der Graf S. v. Teleki'schen Expedition gesammelten und dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum überlassenen Schmetterlinge bieten unter einer größeren Zahl weit verbreiteter Arten, die fast von der Südspitze Afrikas bis Abyssinien im östlichen Theile des schwarzen Welttheiles vorkommen, eine verhältnißmäßig nicht unbedeutende Zahl neuer und interessanter Formen, darunter sind jene aus dem Gebiete von Meru, Marangu und dem Kenia, sowie aus den höheren Zonen des Kilimandscharo fast alle noch unbeschrieben, und von diesen beansprucht wieder die schwierige, aber um so interessantere Gruppe der Acraeiden fast ein Drittheil.

Im Ganzen wurden 59 Arten gesammelt, von denen 11 Taglinge und 4 Heterocera, zusammen 15 Species, neu sind.*)

Rhopalocera.

1. Papilio Nireus L., mehrere Stücke, ♂ mit schmalen Binden.
2. Papilio Demoleus L., 1 Stück.
3. Papilio Constantinus Ward., 1 ♂.

*) Beschrieben in den Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums, Wien 1891, Bd. VI, Heft 3 und 4.

4. Papilio Corrineus Bertol., 1 ♂.

5. Papilio Merope Cr. var. Brutus Donov. var. A. Tibullus Kirby. 1 ♂.

6. Catopsilia florella Fab., ♂.

7. Pieris (Pinacopteryx Wallgr.) Severina Cr., ein Pärchen in Copula.

8. Mylothris narcissus Butler, Meru 1 ♂ (♀ von Pare).

9. Eronia Cleodora Hb. var. Erxia Hew. 1 ♀ von Taweta.

10. Callosune miles Butler, ♂.

11. Danais Petiverana Doubl., ♂.

12. Danais Dorippus Klug, 2 ♂ ♀.

13. Acraea (Hyalites) insignis Dist., 2 ♂ ♀ von Meru, 1600 Meter.

14. Acraea (Gnesia) natalica Bsd., 2 ♂.

15. Acraea (Gnesia) Khara H. Gr. Smith, 3 ♂ von Meru.

16. Acraea (Telchinia) Cabira Hopff., ♀ von Meru.

17. Acraea (Telchinia) tenella m. n. sp.

18. Planema montana Butl. (?) m.

19. Planema Meruana m. n. sp. ♀ von Meru.

20. Planema quadricolor m. n. sp. ♂.

21. Planema Telekiana m. n. sp. ♀ Meru.

22. Planema confusa m. Meru, Taweta ♀.

23. Planema fallax m. n. sp. ♂.

24. Pyrameis abyssinica Feld. 1 Stück von Meru.

25. Junonia Clelia Cram. Von Taweta.

26. Junonia Cebrene Trimen.

27. Precis (?) Sophia Fab., ♂.

28. Precis Amestris Dr. Ein ♀ von Taweta.

29. Precis natalica Felder, ♂, ♀. Von Taweta.

30. Precis Elgiva Hew., ein ♀. Von Taweta.

31. Precis Taveta m. n. sp. ♀ von Taweta.

32. Precis Cloantha Cr., 1 ♀ von Taweta.

33. Salamis anacardii L., 2 ♂ von Taweta.

34. Eurytela Dryope Cram. ♂ von Taweta.

35. Eurytela Ophione Cram. ♀ von Taweta.

36. Byblia Ilithyia Dr. var. Götzius Herbst. 1 ♂, 2 ♀. Bei Taweta.

37. Euphaedra violacea Butler. 1 ♂, 2 ♀ von Taweta.
38. Euphaedra Neophron Hopf. ♂ von Taweta.
39. Palla Varanes Cram. ♂ von Taweta.
40. Mycalesis (?) Kenia m. n. sp. 1 ♂, 2 ♀ am Waldrande im Lande Kikuju am Fuße des Kenia.
41. Mycalesis (Monotrichtis Hampson). ♂ von Meru.
42. Mycalesis Danckelmanni m. ♂ von Meru.
43. Mycalesis (Samanta Moore) perspicua Trimen. ♂ von Taweta.
44. Pterygospidea (Tagiades Plötz. P.) lugens m. n. sp. ♂. Von Marangu.
45. Pterygospidea morosa m. n. sp. ♂. Von Marangu.
46. Plesioneura Hoehneli m. n. sp. ♂. Marangu.

Heterocera.

47. Syntomis Alicia Butler. ♂. Taweta.
48. Eusemia euphemia Cram. ♂. Taweta.
49. Dianeura Goochii Butler. ♂.
50. Melania sp. Taweta.
51. Lithosia rubriceps m. n. sp. 1 ♀ von Taweta.
52. Nyctemera Antinorii Oberthür. 1 ♀ von Taweta.
53. Argina cribraria Cl. Crm. ♂ ♀ von Taweta.
54. Gorgopis Hb., sp. ♂ von Taweta.
55. Aroa incerta m. n. sp. ♀. Bei Taweta.
56. Spilosoma alticola m. n. sp. 1 ♀ am Kilimandscharo in 9000 Fuß Höhe.
57. Antheraea (Thyella Wllgr.) Hoehnelii m. n. sp. Am Kilimandscharo in circa 9500 Fuß Höhe. 1 ♂.
58. Ophideres (Argadessa Moore) materna L. 1 ♂. Taweta.
59. Cyligrama Latona Cram. ♂, 2 ♀. Taweta.

Himenopteren.

Von Hofrath Prof. Dr. Friedrich Brauer (Wien).*)

Psychopsis zebra. m. n. sp. Kilimandscharogebiet.

*) Siehe Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien, Bd. IV, Heft 4.

Orthopteren.

Bearbeitet von Herrn Hofrath Brunner v. Wattenwyl (Wien).

Blattodea.

1. Derocalymma versicolor Burm.
2. Heterogamia sp. n.
3. Gyna vetula Br.
4. Epilampa sp. n.
5. Archiblatta sp. n.

Mantodea.

1. Polyspilota pustulata Stoll.
2. Chiropacha sp. n.
3. Spendale vincta Gerst.
4. Entella sp. n.

Phasmodea.

1. Gratidia 4 species.

Acridiodea.

1. Phaeoba sp. n.
2. Maura apicalis Bol.
3. Phymateus 2 sp. n.
4. Petasia grisea Reiche.
5. Cosmorhyncha fasciata Thunb.
6. Catantops sp. n.

Locustodea.

1. Phlegmatoptera Höhneli Br.
2. Eurycorypha varia Br.

Gryllodea.

1. Liogryllus Capensis Fab.
2. Scapsipedus sp. n.
3. Cophogrylus sp. n.

Araneen.

Bearbeitet von Dr. Eug. Simon (Paris).*)

1. Pisenoe Höhnelii E. Sim. n. sp.
   Kilimandscharo.
2. Idiops compactus Gerstäck.
   An der Küste bei Mombas.
3. Harpactira constricta Gerstäck.
   Am Fuße des Kilimandscharo und des Meruberges.
4. Dinopis bubalus E. Sim. n. sp.
   Kilimandscharo.
5. Gasteracantha falcicornis Butler.
   Am Fuße des Meruberges.
6. Gasteracantha scapha Gerstäck.
   Bei Taweta und am Fuße des Meruberges.
7. Joxia Hildebrandti Karsch.
   Auf Sansibar und am Fuße des Meruberges.
8. Peniza testudo Thorell.
   Kilimandscharo.
9. Argiope nigrovittata Thorell.
   Am Kilimandscharo und im Rudolphsee-Gebiete.
10. Nephila madagascariensis Vinson.
    Am Fuße des Kilimandscharo und des Meruberges.
11. Tylophora bicolor E. Sim. n. sp.
    Kilimandscharo, 2000 Meter.
12. Phoneutria decora Gerstäck.
    Am Fuße des Meruberges.
13. Sparassus Walkenaerius And.
    Am Fuße des Meruberges.
14. Palystes Höhneli E. Sim. n. sp.
    Kilimandscharo.
15. Hasarius Adansoni And.
    Am Fuße des Kilimandscharo und des Meruberges.

Pedipalpi.

16. Phryniscus Telekii E. Sim. n. sp.
    Im Rudolphsee-Gebiete.

*) Siehe Annales de la Société Entomologique de France, Juillet 1890.

Scorpiones.

17. Buthus villosus Peters.
Im Rudolphsee-Gebiete.
18. Rhoptrurus dentatus Karsch.
Kilimandscharo.
19. Opistacanthus asper Peters.
Am Kilimandscharo und im Rudolphsee-Gebiete.

Solifugae.

20. Galeodes graecus C. Koch.
21. Solpuga Merope E. Sim.
Sansibar.

Myriopoden.

Bearbeitet von Herrn Dr. F. Karsch (Berlin).

1. Heterostoma trigonopodum Leach (rubripes Brandt, Haase).
2. Eurydesmus laxus Gerst.
3. Polydesmus (Oxydesmus) pectinatus Karsch.
4. Polydesmus nov. spec. (zwischen Oxydesmus und Stenonia stehend).

Phanerogamen.

Von Prof. Dr. Georg Schweinfurth in Berlin.

Filices.

1. Hymenophyllum capillare Dsv.
Urwald am Südabhang des Kilimandscharo, 1930 bis 2800 Meter.
2. Hymenophyllum Meyeri Kuhn.
Im Urwalde des Kilimandscharo in 1930 bis 2800 Meter Höhe massenhaft.
3. Acrostichum hybridum Bory.
Urwald des Kilimandscharo in 1930 bis 2800 Meter Höhe.
4. Acrostichum Deckenii Kuhn.
Urwald des Kilimandscharo in 1930 bis 2800 Meter Höhe massenhaft.

5. Adiantum capillus veneris L.
Am Lumi bei Taweta in 760 Meter Höhe.
6. Adiantum caudatum L.
Am Doenje Erók la Matumbato, 1300 Meter Höhe.
7. Pteris biaurita L.
Am Westfuße des Pare-Gebirges, 200 bis 700 Meter.
8. Pteridella hastata Mett.
Am Oberlaufe des Guasso Narók, 2000 Meter.
9. Pteridella viridis (Fk.) Mett.
Ukambani, 1200 bis 1500 Meter.
10. Ceterach cordatum Klf.
Oberlauf des Guasso Narók, 2000 Meter.
11. Asplenum lunulatum Sw.
Kilimandscharo, 2000 Meter.
12. Asplenum praemorsum Sw.
Oberlauf des Guasso Narók, 2000 Meter.
13. Asplenum gracillimum Kuhn sp. n.
Leikipia, am Westabhange des Kenia, 2000 Meter.
14. Asplenum sertularioides Bak.
Am Südhange des Kilimandscharo, 2300 Meter, wurde von Dr. H. Meyer gleichfalls gebracht.
15. Asplenum anisophyllum Kze.
Urwald am Südabhange des Kilimandscharo, 1930 bis 2800 Meter; gleichfalls von Dr. H. Meyer gesammelt.
16. Asplenum sp. (specim. juv.)
Urwald Kilimandscharo, 1930 bis 2800 Meter.
17. Polypodium Phymatodes L.
Leikipia, Westfuß des Kenia, 2000 Meter.
18. Polypodium loxogramme Mett.
Urwald Kilimandscharo, 1930 bis 2800 Meter.
19. Polypodium Willdenowii Bory.
Vereinzelt auf Baumstämmen an der Nordgrenze von Kikuju, 1939 Meter.
20. Polypodium lepidotum W.
Am Westfuße des Kenia, 2000 bis 2500 Meter.

Gramina.

21. Coix lacryma L.
Bei Taweta, 760 Meter.
22. Rottboellia exaltata L. fil. var. α genuina Hack.
Bei Taweta, 760 Meter.

23. Andropogon Sorghum (L.) Brot.
Cultivirt bei Reschiát am Nordende des Rudolph-Sees, 5° Nordbreite, 400 Meter Höhe. Suahili: Mtama, Reschiát: Rubba.

24. Panicum Dregeanum Nees. var. glabratum Schwf.
Im Westen vom Pare-Gebirge, 200 bis 700 Meter.

25. Panicum geminatum Forsk.
Südlich von Taweta, 760 Meter.

26. Panicum pennatum Hochst.
Im Westen vom Pare-Gebirge, 200 bis 700 Meter.

27. Panicum italicum L.
Im Kikujugebiet und im nördlichen Ukambani (mkombe), 1300 bis 1800 Meter.

28. Pennisetum spicatum (L.) Körn.
Cultivirt in Kikuju (»mawéle«), 1600 bis 2000 Meter.

29. Sporobolus marginatus Hochst.
Im Westen vom Pare-Gebirge, 200 bis 700 Meter.

30. Eleusine sp. dactyloides.
Im Westen vom Pare-Gebirge, 200 bis 700 Meter.

31. Eleusine coracana Gaert.
Cultivirt im Kikujugebiet, im Dschaggagebiet, in Taweta, in Njemß. Suahili: Ulimbi.

Cyperaceae.

32. Cyperus alopecuroides Rottb.
Im Westen vom Pare-Gebirge, 200 bis 700 Meter.

33. Cyperus articulatus L.
Im Westen vom Pare-Gebirge, 200 bis 700 Meter.

34. Cyperus auricomus Sieb.
Im Westen vom Pare-Gebirge, 200 bis 700 Meter.

35. Cyperus Haspan L.
Im Westen vom Pare-Gebirge, 200 bis 700 Meter.

36. Fuirena pubescens Kth.
Bei Taweta, 760 Meter.

Commelinaceae.

37. Cyanotis? sp. pygmaea.
Ndoro, Nord-Kikuju, 1939 Meter.

38. Cyanotis longifolia Bth.
Oberlauf des Guasso Narók, 2000 Meter.

39. Aneilema sp. aff. lanceolatae Bth.
Im Westen vom Pare-Gebirge, 200 bis 700 Meter.

40. Commelina latifolia Hochst.
Am Kilimandscharo, 2000 Meter.

Liliaceae.

41. Asparagus aethiopicus Kth.
    Nord-Kikuju, Ndoro, 1939 Meter.
42. Asparagus sp. aff. A. plumoso Bak.
    Lumi bei Taweta, 760 Meter.
43. Scilla (Ledebouria) sp. aff. bifoliae Fzl.
    Ndoro, Westabhang des Kenia, 2000 Meter.
44. Gloriosa virescens Lindl.
    Zwischen Rudolph- und Stephanie-See, 500 Meter.
45. Androcymbrium striatum Hochst.
    Ndoro, Westfuß des Kenia, 1939 Meter.

Amaryllideae.

46. Crinum sp. aff. abyssinico, pedicellatum.
    Kikuju-Gebiet, 1600 Meter.
47. Crinum ammocharoides Baker.
    Zwischen Rudolph- und Stephanie-See, 500 Meter.

Irideae.

48. Dierama pendula Baker.
    Ndoro, Westfuß des Kenia, 1939 Meter, und am Südabhang des Kilimandscharo, 2870 Meter.
49. Gladiolus Garnierii Klatt? (Blos in Frucht.)
    Ukambani, 1200 bis 1500 Meter.
50. Gladiolus Quartinianus Rich.
    Ukambani, 1200 bis 1500 Meter.
51. Antholyza abyssinica A. Brg.
    Am Südhang des Kilimandscharo, 2870 Meter.

Orchideae.

52. Angraecum Keniae Kränzlin sp. n.
    (*Aff. A. filicornu Thouars.*)
    Westfuß des Kenia, 1939 Meter.
53. Angraecum bilobum Lindl.
    Ndoro, am Kenia, 1939 Meter.
54. Mystacidium longifolium Kränzlin sp. n.
    Westfuß des Kenia, 1939 Meter.
55. Lissochilus micranthus Kränzlin n. sp.
    Ndoro, am Kenia, 1939 Meter.
56. Disperis Kerstenii Rchb. fil.
    Südabhang des Kilimandscharo, 2000 Meter.

Coniferae.

57. Juniperus procera Hochst.
Leikipia, am Fuße der Aberdare-Kette, 1930 Meter; Westfuß des Kenia, 2000 Meter.
58. Podocarpus sp. simill. P. Mannii Hook.
Großer Baum, Leikipia-Plateau, Westfuß des Kenia, 2000 Meter; Urwald am Südhang des Kilimandscharo, 1930 bis 2800 Meter.
59. Podocarpus elongata (Thunb) l'Her.
Leikipia-Plateau, Westfuß des Kenia, 1900 bis 2000 Meter; und am Fuße der Aberdare-Kette, 1900 bis 2100 Meter.

Urticaceae.

60. Dorstenia Telekii Schwf. n. sp.
Pusilla, foliis cordato-orbiculatis crenatorepandis, pedunculis folia superantibus, receptaculis oblongis 7-dentato-appendiculatis, appendice terminali longiore, ceteris recept. latitud. aequantibus.
Kikuju-Gebiet, nahe am Fuße des Kenia, 1600 bis 2000 Meter.
61. Fleurya sp. subspinosa.
Kikuju-Gebiet, nahe am Fuße des Kenia, 1600 bis 2000 Meter.

Euphorbiaceae.

62. Phyllanthus rotundifolius W.
Taweta, 760 Meter.
63. Cluytia Kilimandscharica Engler. sp. n.
Kilimandscharo, Südabhang, 2000 Meter.
64. Acalypha panniculata Miq.
Im Westen vom Pare-Gebirge, 200 bis 700 Meter.

Santalaceae.

65. Osyridocarpus Schimperianus D.C.
Am Oberlaufe des Guasso Narók, 2000 Meter.

Loranthaceae.

66. Loranthus woodfordioides Schwf. sp. n.
(*Sect. Dendrophtoë Mart.*)
Densefoliatus, foliis petiolatis linearibus longe et obtuse cuspidatis, floribus breviter pedicellatis in axillis ternatis folio brevioribus, corolla ultra medium scissa, lobis cochleatis acutis.
Oberlauf des Guasso Narók, 2000 Meter.

67. Loranthus Ehlersii Schwf. sp. n.
(*Sect. Dendrophtoë Mart.*)
Foliis petiolatis lanceolatis penniveniis undulatis, floribus folio multo brevioribus in cyma axillari pedunculata dispositis, pedicellis pedunculum aequantibus corolla subtriplo brevioribus.
Südabhang des Kilimandscharo, 2000 Meter.

Proteaceae.

68. Protea Kilimandscharica Engl.
Südabhang des Kilimandscharo, 2800 Meter.

Piperaceae.

69. Piper subpeltatum W.
Taweta, 760 Meter.
70. Piper sp. Hildebrandt, in coll. Comoro Nr. 1670.
Kilimandscharo, 2000 Meter.

Nyctagineae.

71. Boerhaavia pedunculosa A. Rich.
Ndoro, Westfuß des Kenia, 1939 Meter.

Labiatae.

72. Aeolanthus ndorensis Schwf. sp. n.
Suffrutex succulentus pubescens, foliis ellipticis sessilibus, corolla extus pubescente, staminibus labium anticum excedentibus stylum aequantibus.
Ndoro, 1939 Meter.
73. Plectranthus sp. facie Pl. hadiensis (Fk.) Schwf.
Corolla glandulis aurantiacis inspersa.
Ndoro, Kenia-Westhang, 1939 Meter.
74. Leonotis rugosa Bth.
Sehr verbreitet in Kikuju, Ukambani und am Kilimandscharo.

Verbenaceae.

75. Priva abyssinica J. Sp.
Im Westen vom Pare-Gebirge, 200 bis 700 Meter.

Selagineae.

76. Hebenstreitia dentata L.
Südabhang des Kilimandscharo, 2000 Meter.

Acanthaceae.

77. Thunbergia alata Boj.
Taweta, 760 Meter.

78. Thunbergia brewerioides Schwf. sp. n.
Spithamalis subsericea, foliis sessilibus ellipticis, calyce 12 dentato, capsula rufo-tomentosa.
Ndoro, Westabhang des Kenia, 1939 Meter.

79. Somalia diffusa Oliv.
Suffrutex pedalis, foliis strigosis oblongo-linearibus, floribus axillaribus, bracteolis 2 minutis, calyce aequali 4-fido corollae tubum aequante, corollae labiis aequilongis, labio postico 4 lobo, lobis lateralibus exterioribus, 2 interioribus minoribus altius adnatis, staminibus 2, antherarum loculis aequalibus muticis, staminodiis minutissimis cum filamentis pubescentibus ima tubi basi insertis, stigmate subbilobo, seminibus 2 compressis albis et setis rigidis vestitis.
Im Westen vom Pare-Gebirge, 200 bis 700 Meter.

80. Barleria sp.?
Foliis oblongolinearibus revolutis tomentosis.
Im Westen vom Pare-Gebirge, 200 bis 700 Meter.

81. Isoglossa laxa Oliv. var. pilosa Schwf.
Oberlauf des Guasso Narók, 2000 Meter.

82. Crossandra leikipiensis Schwf. sp. n.
Frutex foliis linearilanceolatis parcepilosis, pedunculis longissimis.
Am Oberlauf des Guasso Narók, 2000 Meter.

83. Rhinacanthus ndorensis Schwf. sp. n.
Frutex pusillus facie Justiciae uncinulatae Oliv., foliis obovatis, corollae tubo calyce subduplo longiore pubescente, lobis ciliatis, stylo pilis consperso.
Ndoro, 2000 Meter.

Gesneriaceae.

84. Streptocarpus montanus Oliv.
Südhang des Kilimandscharo, 2000 Meter.

Scrophulariaceae.

85. Rhamphicarpa Meyeri Engler.
Südhang des Kilimandscharo, 2000 Meter.

86. Bartsia sp. n. aff. B. abyssinicae H. tubo abbreviato.
Südhang des Kilimandscharo, 2000 Meter.

87. Torenia pumila Bth.
Vereinzelt am Kilimandscharo, 2000 Meter; Westseite des Kenia in 2000 bis 2500 Meter; am Fuße der Suk- und Elgejo-Berge.

Solanaceae.

88. Lycium arabicum Schwf.
Kikuju-Gebiet, 1600 bis 2000 Meter.

Convolvulaceae.

89. Cuscuta ndorensis Schwf. sp. n. aff. C. sinensi Lam.
Flore majusculo, calycis lobis semiorbiculatis, corollae l. oblongis obtusis calycem vix superantibus, filamentis basi utrinque laciniis 3—5 appendiculatis, stylis ovario aequilongis, stigmatibus capitatis.
Ndoro, 1939 Meter.

Gentianaceae.

90. Enicostemma littorale Bl.
Im Westen vom Pare-Gebirge, 200 bis 700 Meter.

91. Swertia pumila Hochst.
Kilimandscharo, Südhang, 2000 Meter.

92. Swertia Kilimandscharica Engler.
Kilimandscharo, Südhang, 2000 Meter.

Asclepiadaceae.

93. Gymnema longepedunculata Schwf. sp. n.
Volubilis pilosa, foliis ovatoacutis subcordatis, petiolo laminae $^1/_2$ ad $^1/_3$ aequante, pedunculis tomentosis folia saepe superantibus, floribus majusculis, calycis lobis apice penicillatociliatis, corollae lobis extus glabris intus tomentosis, corona o in filamenti dorso gibbo suppleta.

94. Calotropis procera R. Br.
Ngamátak, Mittellauf des Trrguéll, 450 Meter, Nordgrenze von Kikuju, 1800 Meter.

95. Gomphocarpus fructicosus R. Br.
Am Kenia-Fuß, 2000 bis 2500 Meter.

96. Kanahia Delilei Dcne.
Im Westen vom Pare-Gebirge, 200 bis 700 Meter.

97. Sarcostemma sp.
Fructicosa squarrosa aphylla, floribus ad apices ramorum pedicellatis, pedicello corollam aequante, corolla calycem 4plo superante, coronae lobis exterioribus 10 semiorbicularibus, interioribus 5 antheram obtegentibus et aequantibus.
Ndoro, Kenia-Fuß, 1939 Meter.

98. Brachystelma Keniense Schwf. sp. n. aff. B. tuberoso R. Br. et B. lineari R.

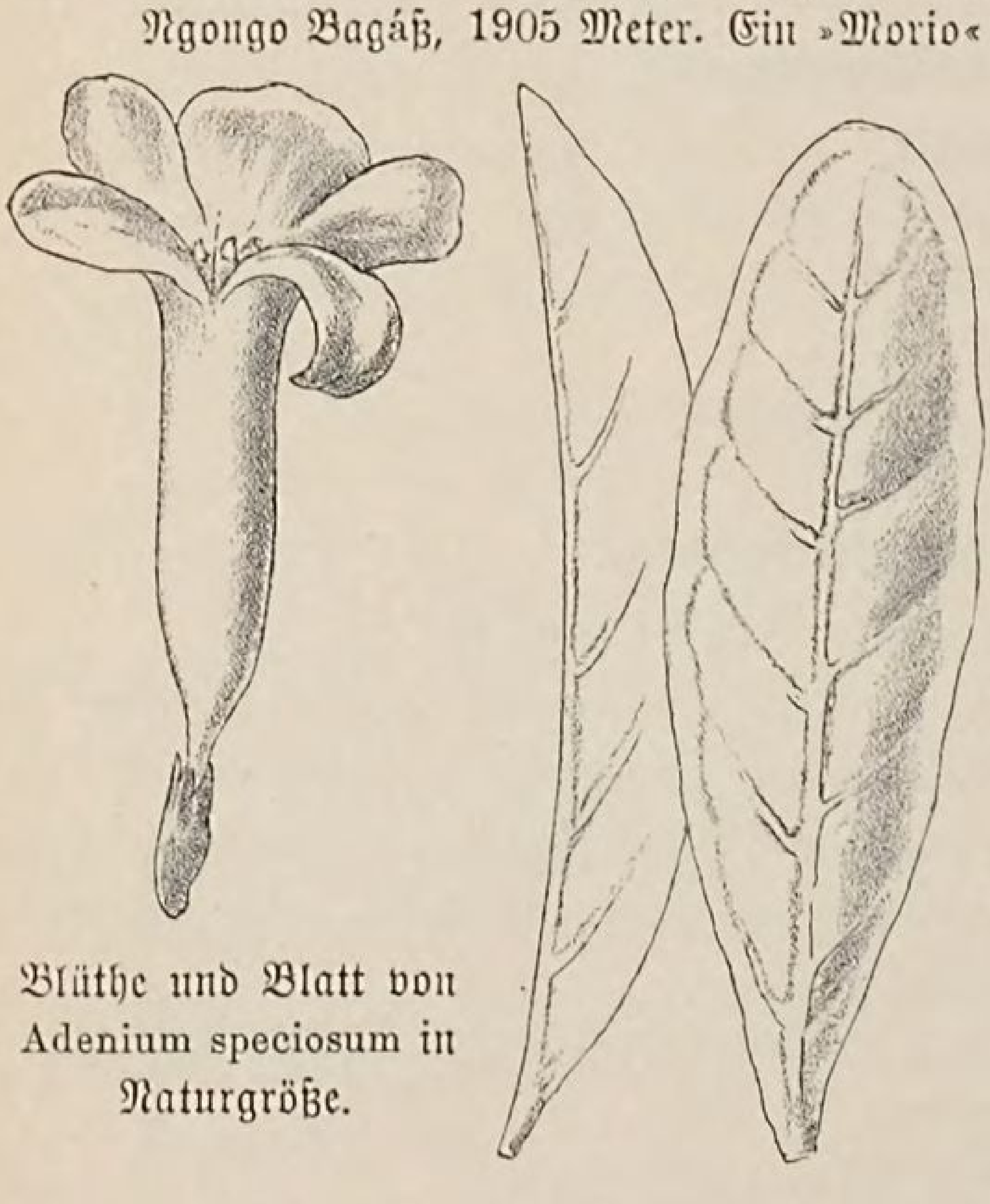
Subcaulescens ramosum puberulum, foliis lanceolatis petiolatis, floribus folia superantibus in axillis singulis, calyce puberulo, corolla ultra $^2/_3$ lobata glabra, coronae subsimplicis squamis interioribus lanceolatis staminum dorso adnatis et ibi plica incumbentibus basi utrinque dente rectangulo (squamis coronae exterioribus) appendiculatis, antheris apice obtusis incrassatis.

Im Kikuju-Gebiet, näher dem Fuße des Kenia, 1600 bis 2000 Meter.

Apocynaceae.

99. Acokanthera Schimperi (Hochst.). Bth. et Hook.

Ngongo Bagáß, 1905 Meter. Ein »Morio« genannter Baum, dessen eingedickter Saft als Pfeilgift verwendet wird. Der Baum hat eine kugelförmige Baumkrone und duldet kein Unkraut unter sich. Die Blüthen sind äußerst angenehm aromatisch. (Das Gift ist mit dem Wabaio der Somâl, welches zum Theile von einer nahe verwandten Art (A. Ouabaio), zum Theile von dieser selben Art gewonnen wird, identisch. G. S.)



Blüthe und Blatt von Adenium speciosum in Naturgröße.

100. Adenium speciosum Fzl.

Auf dem Wege vom Rudolph-See zum Stephanie-See, und am Njiro-Berge auf dürrem Fels wachsend.

Primulaceae.

101. Lysimachia Quartiniana A. Rich.

Ndoro, Nord-Kikuju, 1939 Meter.

Ericaceae.

102. Blaeria Meyeri Johannis Engler.

Am Südhang des Kilimandscharo, 1800 bis 2870 Meter.

Lobeliaceae.

103. Lobelia Deckenii (Aschers.) Helms.
Kilimandscharo, Südhang, 2600 bis 3300 Meter.

104. Lobelia Telekii Schwf. sp. n.
4—15-pedalis, foliis ad soli superficiem confertis sessilibus linerarибus longe cuspidatis utrinque villosopubescentibus, racemo dense bracteato, bracteis anguste linearibus longissimis florem glabrum 10ies superantibus margine ciliatis.
Am Westhang des Kenia, 3000 bis 4000 Meter. (S. Zeichnung Seite 863.)

Campanulaceae.

105. Wahlenbergia Oliverii Schwf. sp. n. aff. W. capillaceae D. C.
Kilimandscharo, 2870 Meter.

Compositae.

106. Höhnelia vernonioides Schwf. gen. (et spec.) n. inter Sparganophorum et Ethuliam intermedium.
Herbacea erecta glabrata, foliis linearibus subsessilibus basi attenuatis serratis, capitulis lilacinis subcymosis homogamis, involucri squamis 3seriatis ovatolanceolatis, receptaculo hemisphaerico nudo, corollis aequalibus, antheris basi obtusis apice appendice ovato terminatis, styli ramis elongatis hirtellis, achaeniis oblongis 4angulatis inter costas glandulis ornatis ochrea cartilaginea obliqua apice paucidentata achaenio aequilonga coronatis.
Ndoro, Westfuß des Kenia, 1939 Meter.

107. Mikania scandens L.
Ndoro, 1939 Meter.

108. Erigeron Telekii Schwf. sp. n.
Ramis simplicibus numerosissimis pulvini semispithamales sordide arachnoidei formans, foliis linearibus revolutis sessilibus semiamplexicaulibus, capitulis terminalibus 2—3 heterogamis radiatis, antheris basi obtusis apice appendiculatis, styli ramis linearibus aequalibus, achaenio glabro, pappo 2seriato piloso.
Kilimandscharo, bei 4960 Meter vereinzelt.

109. Conyza stricta W.
Kikuju, 1600 Meter.

110. Conyza Telekii Schwf. sp. n.
Frutex foliis lanceolatis argute serratis acutis sessilibus basin versus angustatis, capitulis terminalibus pedunculatis corymbosis, involucri

squamis 2—3seriatis paucis ovatis, corolla feminea 2—3dentata a stylo bis superata, cor. herm. antheris basi obtusis apice appendiculatis, styli ramis oblongis pappilosis, pappo setoso.
Kilimandscharo, 1800 Meter.

111. Tarchonanthes camphoratus L.
»Seleschwa-Busch, respective Baum,« wurde nur zwischen dem Naiwascha-See und dem Baringo-See beobachtet, 1900 Meter.

112. Helichrysum abyssinicum Sz. B.
Kilimandscharo, 3000 bis 4000 Meter.

113. Helichrysum Newii Oliv. (=H. Gunae Schwf. in pl. Steudner.)
Kilimandscharo, 3000 bis 4000 Meter.

114. Helichrysum Kilimandjari Oliv.
Kilimandscharo, 2400 Meter.

115. Helichrysum Höhnelii Schwf. sp. n. aff. H. Newii Oliv.
Corymboso-ramosum imbricato-foliosum incanotomentosum, foliis parvulis lineari oblongis obtusis revolutis, capitulis ad apices ramorum singulis, involucri argenteonitidi squamis pluriseriatis exterioribus subbruneis triangularilanceolatis omnibus valde acutis glabris.
Kilimandscharo, 4000 Meter.

116. Wedelia mossambicensis Oliv.
Im Westen vom Pare-Gebirge, 200 bis 700 Meter.

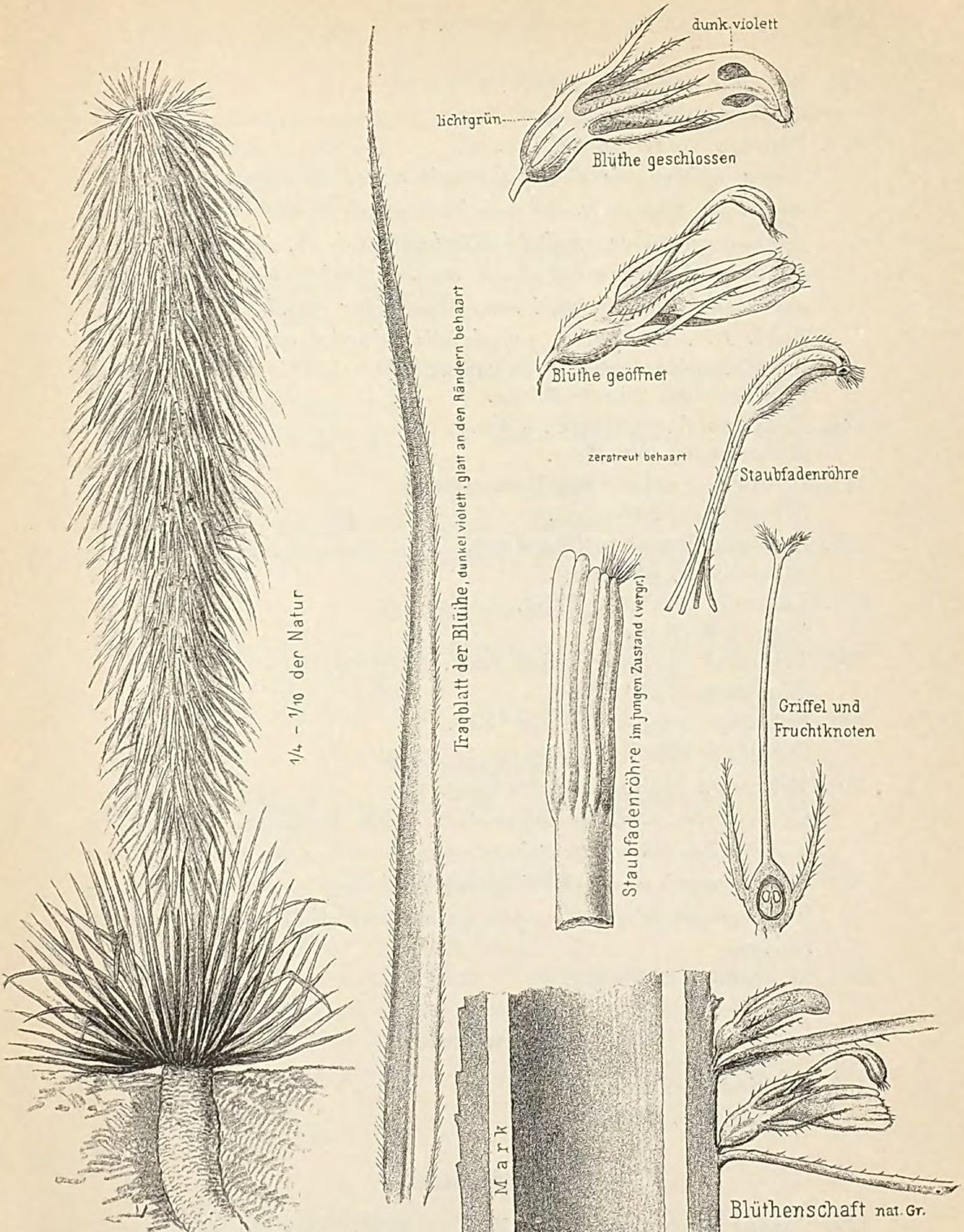
117. Aspilia pluriseta Schwf. sp. n. aff. A. abyssinicae O. et H.
Tomentosopubescens, foliis late lanceolatis subsessilibus remote denticulatis, achaenio strigoso subtriquetro pappi setis 4—5 hirtis coronato.
Ndoro, Kikuju-Gebiet, 1939 Meter.

118. Melanthera cinerea Schwf. sp. n.
Suffrutex villosus tomentosohirtus, foliis lanceolatis sessilibus denticulatis, corolla herm. extus hirtella lineis 5 bruneis notata, lobis revolutis, stylo ad $^1/_3$ diviso, achaenio argenteocinereo, pappi setis 12—15 inaequilongis plumosohispidis.
Ndoro, Nord-Kikuju, 1939 Meter.

119. Melanthera Brownei Schz. B.
Im Westen vom Pare-Gebirge, 200 bis 700 Meter.

120. Artemisia afra L.
Kilimandscharo, 2400 bis 2900 Meter.

121. Cineraria Schimperi Schz. B.
Am Oberlaufe des Guasso Narók, in Gebüschen schlingend, 2000 Meter.



v. Höhnel del.

Lobelia Telekii (Text siehe Nr. 104).

122. Senecio Johnstonii Oliv.
Kilimandscharo, 3000 bis 4000 Meter.

123. Senecio serra Schwf. sp. n.
Herba spithamalis foliis glabratis angustelinearibus in petiolum angustatis abrupte acutis runcinatoserratis basalibus caulem floriferum aequantibus, capitulis terminalibus 3—5, involucri puberuli squamis ad apices albofloccosis, antheris basi brevissime mucronatis apice appendiculatis, styli ramis linearibus glabris, achaenio lineis fuscis 10 notato glabro, pappi setis subnodulosus.
Am Kilimandscharo zwischen vulkanischer Asche und Steinen bei 4960 Meter Höhe als höchste blühende Pflanze.

124. Euryops dacrydioides Oliv.
Kilimandscharo, 4000 Meter.

125. Gynura crepidioides Bth.
Kilimandscharo, 2000 Meter.

126. Carduus leptacanthus Fres.
Kilimandscharo, 4000 Meter.

127. Lactuca capensis Thbg.
Ndoro, 1939 Meter.

128. Tripteris sp. (specimina tant. florifera).
Kilimandscharo, 2000 Meter.

129. Echinops amplexicaulis Oliv.
Subugia, in Südost vom Baringo, 1900 Meter.

130. Echinops Höhnelii Schwf. sp. n.
Caule elato arachnoideotomentoso, foliis sessilibus semiamplexicaulibus late lanceolatis spinosolaciniatis et dentatis supra glabratis subtus exceptis nervis albidoincanis, capitulis longepedunculatis, involucri squamis intermediis apice spinosolaciniatis, spinis 5—7 hamosorecurvis.
Kilimandscharo, 2000 Meter.

Dipsaceae.

131. Scabiosa columbaria L.
Kilimandscharo, 2000 Meter.

Rubiaceae.

132. Pentas lanceolata (Fk.) Bth. et Hook. var. carnea Bth.
Kilimandscharo, 1800 Meter; Ndoro, 1939 Meter.

Umbelliferae.

133. Peucedanum sp. (spec. tant. flor.) = Nr. 44 coll. H. Meyer.
Kilimandscharo, 2000 Meter.

134. Heteromorpha arborescens Ch. Schl.
Ndoro, 1939 Meter.

Cucurbitaceae.

135. Telfairia pedata Hook.
In Sansibar und an der Küste.

Onagrariae.

136. Jussieua villosa Lam.
Im Westen vom Pare-Gebirge, 200 bis 700 Meter, und bei Taweta, 760 Meter.

Lythraceae.

137. Lythrum sp. aff. rotundifolio Hochst.
Ndoro, 1939 Meter im Wasser, und am Oberlauf des Guasso Narók, 2000 Meter.

Combretaceae.

138. Combretum Leuconili Schwf. (= Poivrea Hartmanniana Schwf. in pl. q. nilot.)
Im Westen vom Pare-Gebirge, 200 bis 700 Meter.

Hamamelideae.

139. Trichocladus ellipticus Sond. var. latifolius. Schwf.
Ndoro, 1939 Meter.

Crassulaceae.

140. Crassula abyssinica Hochst.
Kilimandscharo, 2800 Meter, sehr häufig.

141. Calenchoe ndorensis Schwf. sp. n. aff. glaucescenti Bak.
Glabra foliis inferioribus rosulatis magnis, caulinis paucioribus ovalibus petiolatis profunde crenatis, floribus trichotome patenter corymbosis, calyce minimo, corolla flavae laciniis late obovatis argute acuminatis.
Ndoro, 1939 Meter.

Rosaceae.

142. Alchemilla Johnstonii Oliv.
Kilimandscharo, 2000 Meter.

Leguminosae.

143. Trifolium Johnstonii Oliv.
Kilimandscharo, 2870 Meter.

144. Indigofera Oliveri Schwf. sp. n. aff. macrophyllae Sch. et Th.
Forma flore breviore.
Ndoro, 1939 Meter.

145. Rhynchosia caribaea D. C. var.?
Ndoro, 1939 Meter.

146. Flemmingia rhodocarpa Bak. (= Eriosema erythrocarpon G. v. Beck.)
Nord-Kikuju, 1700 Meter.

147. Eriosema parviflorum E. Mey.
Ndoro, 1939 Meter.

148. Crotalaria agatiflora Schwf. sp. n. aff. Cr. laburnifoliae L.
Floribus maximis flavis, vexillo 5 centim. longo 3 lato, carina 4 centim. longa alis oblongis obtusissimis tertia parte longiore, legumine stipite aequilongo 8 centim. longo ensiformi compresso 15—20 spermo.
Am Nairotia-Bach (Westfuß der Aberdare-Kette), 2146 Meter.

149. Ormocarpum Kirkii S. Moore. (= O. discolor Vatke).
Im Westen vom Pare-Gebirge, 200 bis 700 Meter.

150. Aeschynomene Telekii Schwf. n. sp. (= Nr. 2500, 1492 coll. Schwf. anni 1869, Bongo.)
Caule et leguminibus pilis rigidis basi dilatatis hispidis, foliis — 20 jugis, floribus magnis, carinae alas aequantis vexillo brevioris petalis disjunctis pilis e glandulis nigris ortis hispidis et margine anteriore laceratociliatis.
Nord-Kikuju 1600 Meter.

151. Psoralea foliosa Oliv.
Kilimandscharo, 2000 Meter.

152. Cajanus indicus L.
Seminibus griseis et flavomaculatis.
Kikuju-Gebiet, 1700 bis 1900 Meter. Suahili: Mbasi.

153. Phasaeolus lunatus L.
Seminibus rufofuscis.
Wenig häufig cultivirt in Ukambani, 1200 bis 1400 Meter. Suahili: Mbegu.

154. Phasaeolus vulgaris L.
Im Dschaggastaate Marangu cultivirt, 1400 bis 1600 Meter.

155. Phasaeolus Mungo L.
Cultivirt am Kilimandscharo und in Reschiát (5° N.-Br.), 400 Meter. Suahili: Tschoroko.

156. Vigna sinensis L.
Seminibus albidis, fuscis et fusco pictis.
Cultivirt in Reschiát, 400 Meter. Suahili: Kunde.

157. Cassia goratensis Fres.
Im Westen vom Pare-Gebirge, 200 bis 700 Meter.

Rutaceae.

158. Calodendron capense Thbg.
Südwestgrenze von Kikuju, 1900 Meter, großer Baum.

Geraniaceae.

159. Impatiens Kirkii Hook f.
Taweta, 760 Meter.

160. Impatiens Ehlersii Schwf. sp. n. aff. I. bicolori Hook f.
Glaberrima, foliis longepetiolatis oppositis ovatis acutis setoso-crenatis, pedunculis axillaribus unifloris folio longioribus medio unibracteatis, flore bicolore, calcare valido ore dilatato hamato incurvo.
Kilimandscharo, 2400 bis 2900 Meter.

161. Geranium sinense Hook.
Kilimandscharo, 2900 Meter.

Malpighiaceae.

162. Triaspis auriculata Radl.
Im Westen vom Pare-Gebirge, 200 bis 700 Meter.

Tiliaceae.

163. Sparmannia abyssinica Hochst. var. hirsuta.
Kilimandscharo, 2000 Meter.

164. Triumfetta Telekii Schwf. sp. n. aff. T. pilosae Roth.
Kilimandscharo, 1700 bis 2300 Meter.

Malvaceae.

165. Sida Schimperiana Hochst.
Ndoro, 1939 Meter.

Hypericaceae.

166. Hypericum Keniense Schwf. sp. n.
Aff. H. mysorensi et gnidiaefolio, grandiflorum, stylis 5 apice liberis vel in 2 ramis ad basin usque liberis coalitis.
Kleiner Strauch. Kenia, Westhang, 2000 Meter.

167. Hypericum lanceolatum Lam.
Kilimandscharo, 1800 bis 2000 Meter.

Capparideae.

168. Maerua Höhnelii Schwf. sp. n. aff. M. triphyllae R.
Foliis trifoliolatis pubescentibus summis simplicibus, foliolis oblongis coriaceis, sepalis 4 pubescentibus pedunculo 1—2plo longioribus, petalis ellipticis acutis sepalis triplo brevioribus, staminibus 15 sepalis $2^1/_2$plo longioribus stylum aequantibus, fructu crasso-toruloso, stipite aequilongo.
Ndoro, 1939 Meter.

Cruciferae.

169. Arabis albida Stev. var.
Kilimandscharo, 2000 Meter.

Ranunculaceae.

170. Thalictrum rhynchocarpum Dill. et Rich.
Kilimandscharo, 2800 Meter.

171. Anemone Thomsonii Oliv.
Kilimandscharo, 2000 Meter.

Moose.

Bearbeitet von Dr. Carl Müller (Halle). *)

1. Fissidens lineari-limbatus C. Müll. n. sp.
Leikipia.

2. Polytrichum Höhneli C. Müll. n. sp.
Kilimandscharo.

3. Dicranum (Campylopus) Höhneli C. Müll. n. sp.
Kilimandscharo.

---

*) Siehe Flora oder allgemeine botanische Zeitung 1890, Heft 5.

4. Bryum Keniae C. Müll. n. sp.
Leikipia.
5. Bryum Meruense C. Müll. n. sp.
Am Südhange des Meruberges.
6. Bartramia Leikipiae C. Müll. n. sp.
Leikipia.
7. Barbula (Syntrichia) Meruensis C. Müll. n. sp.
Kilimandscharo und Meru.
8. Barbula (Syntrichia) Leikipiae C. Müll. n. sp.
Leikipia.
9. Trichostomum (Leptodontium) pumilum C. Müll. n. sp.
Kilimandscharo.
10. Trichostomum (Leptodontium) repens C. Müll. n. sp.
Kilimandscharo.
11. Trichostomum (Eutrichostomum) Leikipiae C. Müll. n. sp.
Leikipia.
12. Orthotrichum (Euorthotrichum) Leikipiae C. Müll. n. sp.
Leikipia.
13. Macromitrium (Macrocoma) liliputanum C. Müll. n. sp.
Leikipia.
14. Braunia (Eubraunia) entodonticarpa C. Müll. n. sp.
Leikipia.
15. Braunia (Eubraunia) Schimperiana Bryol. Eur.
Kilimandscharo.
16. Cryphaea scariosa C. Müll. n. sp.
Kilimandscharo.
17. Lasia flagellacea C. Müll. n. sp.
Leikipia.
18. Fabronia Leikipiae C. Müll. n. sp.
Leikipia.
19. Porotrichum ruficaule C. Müll. n. sp.
Kilimandscharo.
20. Distichia platyantha C. Müll. n. sp.
Kilimandscharo.
21. Neckera (Calyptothecium) Höhneli C. Müll. n. sp.
Leikipia.
22. Neckera (Rhystophyllum) Höhneliana C. Müll. n. sp.
Leikipia.
23. Orthostichella sericea C. Müll. n. sp.
Leikipia.

24. Orthostichella curvifrons C. Müll. n. sp.
Leikipia.
25. Orthostichella capillicaulis C. Müll. n. sp.
Leikipia.
26. Orthostichella tenellula C. Müll. n. sp.
Kilimandscharo.
27. Papillaria serpentina C. Müll. n. sp.
Kilimandscharo.
28. Papillaria filifunalis C. Müll. n. sp.
Leikipia.
29. Pterogonium kilimandscharicum C. Müll. n. sp.
Kilimandscharo.
30. Anomodon (Euanomodon) filivagus C. Müll. n. sp.
Leikipia.
31. Anomodon (Herpetineuron) Leikipiae C. Müll. n. sp.
Leikipia.
32. Hypnum (Cupressina) Höhneli C. Müll. n. sp.
Leikipia.
33. Hypnum (Tamariscella) loricalycinum C. Müll. n. sp.
Kilimandscharo.

Lebermoose.

Bearbeitet von Herrn Stephani (Leipzig).

1. Plagiochila Telekiana St. n. sp.
Südgrenze Kikuju, August 1887.
2. Plagiochila Dschaggana St. n. sp.
Leikipia. Dieselbe Pflanze sammelte Dr. H. Meyer 1889 in Dschagga.
3. Plagiochila corrugata Nees.
Leikipia.
4. Plagiochila Barteri Mitten.
Leikipia, Westrand, 4. December 1887.
5. Plagiochila Höhneliana St. n. sp.
6. Porella Höhneliana St. n. sp.
Leikipia.
7. Ptycho-Lejeunea striata Nees forma minus dentata.
Monte Meru, 3. Mai 1887.

Flechten.

Bearbeitet von Prof. Dr. J. Müller (Genf). *)

Cladonieae.

1. Cladonia crispata Flot. v. subsimplex Müll.
   Kilimandscharo, 3000 Meter.
2. Stereocaulon ramulosum var. acuminatum Müll.
   Kilimandscharo, 3000 Meter.
3. Stereocaulon confluens var. fuscescens Müll.
   Kilimandscharo, 3000 bis 4000 Meter.

Usneeae.

4. Usnea barbata var. aspera Müll.
   An der Küste bei Pangani.
5. Usnea barbata var. strigosa Krplh.
   Am Fuße des Meruberges, 1600 bis 1700 Meter.
6. Usnea articulata Hoffm.
   Leikipia, 2000 Meter.
7. Usnea angulata Ach. Syn.
   Leikipia, 2000 Meter.
8. Usnea angulata var. flaccida Müll.
   Leikipia, 2000 Meter.

Ramalineae.

9. Ramalina Hoehneliana Müll.
   Leikipia, 2000 Meter.
10. Ramalina calicaris var. subpapillosa Nyl.
   Leikipia, 2000 Meter.

Parmelieae.

11. Peltigera rufescens Hoffm. var. spuria Körb.
   Kilimandscharo, 3000 Meter.
12. Sticta pulmonacea Ach. Univ.
   Kilimandscharo 3000 Meter, Leikipia 2000 Meter.
13. Theloschistes parietinus Norm. Conat. praem.
   Leikipia, 2000 Meter.
14. Parmelia crinita Nyl. Syn.
   An der Küste bei Pangani.

---

*) Siehe Flora oder allgemeine botanische Zeitung 1890, Heft 4.

15. Parmelia Schweinfurthii Müll.
Kilimandscharo.
16. Parmelia perforata Ach. Meth.
Leikipia, 2000 Meter.
17. Parmelia perforata var. ulophylla Mey. et Flot.
Leikipia, 2000 Meter.
18. Parmelia Borreri var. ulophylla Müll.
Leikipia, 2000 Meter.
19. Physcia leucomelas Mich.
Leikipia, 2000 Meter.
20. Physcia leucomelas var. angustifolia Nyl.
Kilimandscharo, Leikipia.
21. Physcia speciosa var. pulvinighera Müll.
Am Fuße des Meruberges.
22. Physcia picta Nyl.
Leikipia, 2000 Meter.
23. Physcia picta var. coccinea Müll.
An der Küste bei Pangani.

Lecanoreae.

24. Lecanora pleospora Müll.
Leikipia, 2000 Meter.
25. Lecanora hypocrocina Nyl.
An der Küste bei Pangani.

Lecideae.

26. Buellia parasema β vulgata Th. M. Fries.
An der Küste bei Pangani.

Alphabetisches Register.

Aasvögel 139, 256, 517.
Abbot, Dr. 814.
Aberdarekette 426—428.
Adenum speciosum Fenzl. 667.
Akati, Fluß 172.
Alia, Bucht im Rudolph-See 610.
Ali bin Omari 36.
Ali Schaongwe 36, 58.
Alokomái 90.
Amajabach 542.
Amárr, Nachbarvolk der Reschiát 655.
Angata Elgék, Landschaft 788.
Angata Lesulenga 90.
Angata Nairogua-Bittersee 787.
Arbore, Volksstamm 676.
Aristolochia-Species 88.
Armleuchtereuphorbien 281.
Ascherson P., Prof. 329.
Askari, Zahl, Stellung, Löhnung, Bewaffnung der 19, 20, 35, 36, 74.

Bakari w. Seiff 74.
Balbalsee, der 168, 171.
Banane 101, 104, 166, 182, 183, 233, 388, 803.
Baobab, Baum 126, 131, 184, 811.
Baraka, unser Suahili-Diener 8, 37, 42.
Barasaloj, Landschaft 549.
Baringosee, Marsch zum 438, 485, 471—478.
Baringosee 537, 777.
Barghum 40.
Bartimaro, Lagerplatz 284.
Baß, Fluß 648.
Bataten 104, 166, 183, 233, 388, 803.
Batschaba, Nachbarvolk der Reschiát 656.
Baum-Erika 205.
Baum-Euphorbien 46, 385.
Bedue 5, 36, 74.
Besilbach 289, 291.
Bibirriberg 86.
Bienenüberfall 47.
Blutegeln 75.
Bohnen 166, 182, 183, 233, 388, 803.
Borana, Volksstamm 674.
Brasche, Herr 68, 69, 70.
Braun, A. 63, 64, 814.
Budu, Nachbarvolk der Reschiát 656.
Buenni, Dorf 23, 57.
Büffeljagd 147, 240, 250—252, 253—256, 261, 415, 430, 527, 781.
Buma, Nachbarvolk der Reschiát 656, 691—697.
Burafluß 380.
Burkenedschi, Volksstamm 596, 673.
Burton, Sir Richard 11, 38.

Colobus Guereza, Affe 183, 370.
Calotropis procera (arab. Oschar), Baum 385.
Calodendron capense Thbg. 426.
Chanler, Mr. Wm. Astor 268.
Crinum ammocharoides 667, 669.

Darjama, Fluß 144, 173.
Daua, »Medicin« 163.
Dehnhardt, Gustav 3, 7.
Doenje Buru, Berg 787, 790.
Doenje Erók, Berg 275, 276, 281, 283, 718, 731, 735, 742.
Doenje Erók la Kapotei, Berg 791.
Doenje Erók la Matumbato, Berg 261, 301.
Doenje Lamuje, Berg 304, 308, 791.
Doenje Lemeiboti, Berg 289.
Doenje lol Deika, der »Zopfberg« 428, 450.
Doenje Lombatáta-Lonongót 790.
Doenje Lonongót, Berg 790.
Doenje Mellewo, Berg 289, 291, 294.
Doenje Silali, Berg 776.
Dompalme 46, 725.
Dondole-Berge 787.
Donjiro, Nachbarvolk der Reschiát 656, 694.
Doti, Längenmaß 152.
Doto-Bergkette 548.
Dracaenen 86, 329.
Dichama 47.
Dschipesee, längs des 95—98.
Dschipesee, Graf Teleki's Jagdausflug zum 190—192.
Dschulukette 245, 261, 811, 812.
Dichuma, unser Suahili-Diener 8, 37, 42, 445.
Dschumbe Kimemeta, unser Karawanenführer 7, 9, 24, 39, 60, 73, 766.
Dsyrr, Turkana-Landschaft 743, 744.
Dualla Idris, unser Somâlchêf 11, 77, 112, 113, 186, 316—318, 524—526, 565, 567—570, 572, 694.
Durrha (Negerkorn) 28, 104, 388, 483, 653, 725, 757, 764, 803.

Gaupe-Suk 764.
Ehlers, Otto 814.
Eberstein, Freih. v. 218.
Elconono, Masaischmied 435, 436.
Elenn-Antilopen 92.
Elephantenjagd 168, 295—298, 515, 519—523, 564, 605, 615—618, 620, 628, 670.
Elephanten, Losung der 128.
Eleusine 104, 166, 233, 388, 483.
Elgejo, Sukgebiet 768.
Elgume-Turkana 720.
Elmaroro-Berge 540.
Elmolo, Volksstamm 594, 601, 613, 618, 623—626.
Engilata, Fluß 139, 144.
Erigeron Telekii Schwfth. 214.
Eriosema erythrocarpon 390.
Erreberge 545, 777.
Esurusuru, Bach 370.
Eumúmoneberge 806.
Expedition, Ausrüstung 2, 9, 37, 188, 221.
Expedition, Bewaffnung der 32.
Expedition, Jagdwaffen der 38.

Fischer, Dr. Gustav 143, 171, 312, 787.
Fliegenplage 253, 430, 434.
Flußpferde, Jagd auf 29, 67.
Frassilah, Gewichtsmaß 221.

Gabormurtu, Landschaft 450.
Gatérr, Turkanagebiet 731.
Gilgil-Naitólea 789.
Giraffen 129, 136.
Giraffenjagd 278, 279.
Gitiliginbach 791.
Gloriosa virescens Lindl. 667.
Gnuantilope 144.
Gojito, Berg 788.
Greif, Sr. Maj. Yacht 2.
Gregory d'Arbela Dr. 8, 57.
Groß-Aruscha, Krieger von 151, 163.
Groß-Aruschas Leibon 171.
Guasso Bolio, Bach 485.
Guasso Kebong, Bach 791, 792.
Guasso Kibongoi, Bach 281, 283.
Guasso Laraschát, Fluß 787.
Guasso Nagút, Fluß 787.
Guasso Narók, Bach 429, 443, 454.
Guasso Njirofluß, mein Ausflug zum 438—468.
Guasso Njuki, Fluß 451, 479, 485.
Guasso Songoroj, Fluß 428, 443.
Guasso Tigeritsch, Bach 486.
Gurát-Suk 764.

Händlerkarawanen, einiges über die 180—182, 507, 510, 511, 779.
Hanningtonsee 487.
Harvey, Mr. 102.
Hildebrandt 306.
Himo, Fluß 184.
Hirse (Pannicum italicum L.) 388.
Holland & Holland 38.
Honig 183.
Hunabach 119, 125.
Hunter, Mr. 102.
Hunter, Major 11.
Hyänen, jagende 405.
Hydnora africana 132.

Issa ben Madi 7, 8, 10, 13, 15, 21, 39.
Jweti, Wakambabezirk 802, 808.
Jackson, Mr. F. J. 800.
Jackson, Mr. W. 759.
Jagdleben am Baringosee 486 bis 493.
Johnston, H. H. 120, 206, 212, 436.
Jooft Wm. 52, 63, 64.
Junker, Dr. Wilh. 10.

Kágemat, Fluß 737, 743.
Kahe, Dorf und Wald 182, 183.
Kaja, Fluß 306, 800.
Kalole, Dorf 68.
Kamassiaberge 783.
Kapotéi, Plateau 303, 304.
Karamoyó, Nachbarvolk der Turkana 727, 747.
Karawanen-Anführer, deren Stellung, Löhnung, Bewaffnung 19, 20, 35, 74.
Karawane, Eintheilung der 36.
Karawanenfeier 223, 246.
Katiamán, Turkanagebiet 717.
Kekupebach 787.
Kenia 38, 367, 398, 411.
Kenia, Graf Teleki's Ausflug auf den 400, 406—412.
Kério, Fluß 718, 719.
Kerre, Nachbarvolk der Reschiát 656.
Kersten, Dr. O. 145, 168.
Kibo 95, 260, 799.
Kidschagga, Idiom 154.
Kidschuma wadi Muynura 229, 231.
Kikafobach 128, 134, 136, 140.
Kikuju, Land und Leute 346, 386 bis 395.
Kikuju, erster Verkehr mit den Eingeborenen 314—318.
Kikuju, unser Marsch durch 320 bis 386.
Kikuju, Zusammenstöße mit den Eingeborenen 346, 359, 373, 375.
Kikuju, der Leibon des Grenzbezirkes von 399, 400, 403, 417.
Kikuju, Rückkehr durch 795—799.
Kikumbuliu, Wakambagebiet 811.
Kilimandscharo 38, 187, 233, 244, 260.
Kilimandscharo, Besteigung des 194—215.
Kilimandscharo, erstes Erblicken 95.
Kilimara-Kenia 383.
Kilungo, Wakambabezirk 808.
Kimangelia, Dschaggagrenzbezirk 237.
Kimawensi 95, 213, 239, 260.
Kimbájberg 294, 301.
Kimueri 79.
Kinangóp, Berg 344, 788.
Kireremabach 126, 183.
Kirnabach 126.
Kisimáj, Dorf 756.
Kitiku, Dorf 44, 45.
Kitowéo 105.
Kitschua tscheu = Kilimandscharo 806.
Kiwáß, Sukgebiet 768.
Klein-Aruscha, Wakuafiansiedelung 180.
Knorr, Contre-Admiral 10.
Kolokasien 104, 388, 803.
Kopekope, Sumpf 429.
Korogwe, Station der deutsch-ostafr. Ges. 59, 63, 65.
Krokodile 90, 127.
Kuláálberg 672.
Kulallberg, der 581, 592.
Kumbala 79.
Kürbisse 388, 483, 757, 764, 803.
Kwa Fungo, Lagerplatz 47, 54, 58.
Kwa Futo, Dorf 58, 62.
Kwa Mbimu, Berg 95.
Kwa Mgumi, Dorf 62.
Kwa Ndudjuberge 86.
Kwa Sigi, Dorf 75.
Kwekonge, Dorf 73.

Lagerbrand 193.
Laminatschán, Leibon der Turkana 746.
Lare lol bor'ngischu, Landschaft 541.
Lare Lolera, Landschaft 543.
Lare lol Morio, Landschaft 434.
Laremétt, Turkanalandschaft 729, 737.
Lasaberg 80.
Laschäu, Landschaft 429.
Lassitiberge 86.
Leba-Niänamm 648.
Leikipia, Hochplateau 428, 470, 792.
Leitokitók, Masaibezirk 244.
Lekibés, Masai-Leibon 435.
Leleschwa, Strauchart 429, 787, 788.
Lelgoß, Leibon 787.
Lengiju-Bergkette 548.
Lenz, Dr. Oscar 11.
Leopard 84, 96, 408, 602.
Lewa, Dorf 48, 61.
Lewa, Meuterei in 51, 52.
Likke, Schmarotzergewächs 131.
Lobelia Deckeni 206.
Logoriom, Oberleibon der Turkana 740.
Loldibó, Berg 559.
Longendoti, Berg 581, 600, 604, 707, 734.
Lorenz, Dr. Ludwig R. v. 409.
Loriansee 455.
Loroghi-Bergkette 543, 545.
Lossagám, Berg 735.
Löwen 136, 416.
Löwenjagd 298, 491.
Luengera, Bach 62.
Lumi, Bach 228, 230, 813.

Mabirioni 81.
Mafi, Station 65, 68—70.
Mafiberg 66.
Magsurubach 156, 172.
Mailedscha, Fluß 182.
Mais 104, 166, 182, 183, 388, 803.
Maktubu 35, 36, 47, 56, 103, 220, 606, 771.
Makujuni, Landschaft 75.
Makujunibach 84.
Málago Kanga, Lagerplatz 243, 244—246.
Málago Mbaruk, Lagerplatz 46, 787.
Málago tembo, Lagerplatz 176.
Malamia, Häuptling von Useri 238.
Mandara, Sultan 122, 126, 216.
Maniok 104, 803.
Manwa Sera 5, 20, 35, 63, 64, 103, 179, 220.
Marangu 120, 201.
Marawascha-Berge 289.
Maritschi, Dorf 761.
Marlé, Volksstamm 676.
Marmanèttberge 429.
Marsabit, Burkenedschi-Ansiedelung 561, 672.
Martin, James 5.
Masaikrieger 79, 269, 424.
Masai, Land und Leute 247, 262 bis 272, 276, 280, 303, 308, 320, 432, 434.
Masai-Leibone 308.
Masailand, Graf Teleki's Vormarsch ins 238, 239—243.
Masijoja, Bäche 368, 370.
Masinde 65, 75—80.
Maskatesel 10, 28, 172, 182.
Massimani, Lagerplatz 260.
Mathews, General Lloyd Wm. 5, 9, 56, 64, 815.
Mathews-Bergkette 548.
Matschako, Thal 802.
Matumbato, Masaigebiet 275.
Matunda, Wameruhäuptling 152, 163, 166.
Mauberge 783, 790.
Mauia, Dorf 26, 30, 60.
Maulúi 66.
Maulbeerfeigenbaum 752.
Mawéle (Pennisetum spicatum) 388.
Mbarawujo-Wakuafi 480.
Mbaruk bin Achmet, Ueberfall durch 186.
Mbatián, Oberleibon der Masai 268, 482.
Mbido Andei-Bach 812.
Megalixalus pantherinus 451.
Meri 36.
Meru, Berg 145, 168, 261.
Meruberg, Ausflug auf den 154 bis 172.
Meyer, Dr. Hans 218.
Mhogo mtschungu, unser Koch 37.
Mhoke, Askar 156.
Mikindani, Berge und Lagerplatz 174.
Mikono, Längenmaß 152.
Mikotscheni, Lagerplatz 65, 75, 80.
Miriali, Sultan 114, 120—124, 194—201, 218.
Miwiruni, Bach und Lagerplatz 508, 511, 782.
Mkarama, Dorf 68.
Mkomasibach 66.
Mogodeni, Bach 537, 540.
Mombas, Hafenstadt 3, 20.
Mombo, Lagerplatz 75.
Monja, Bach 218.
Moorschnepfen 420.
Moriobäche 306, 800.
Morio, Giftbaum 306, 429, 434, 452, 543.
Motschi, Station der Church-Mission Society 126, 190.
Mpesa, Häuptling 86, 87.
Mpujuj (Sukuta), Karawanenführer 179, 432, 440.
Mrimaleute 16, 24.
Mruasi, Dorf 58, 62.
Mualeni, Dorf 66.
Mualeni, Fluß 184.
Muallim Harún 44, 118.
Muanamata (Muemba), Dorf 88.
Muhinna Kibiwa 74, 771.
Mumonjott, Volksstamm 437.
Murdu (Murdhu, Murzu), Nachbarvolk der Reschiát 656.
Múrentat, Bach 789.
Murkebén-Bergkette 548.
Murle, Nachbarvolk der Reschiát 656, 691—697.
Musikinstrument 808.

Naibere 111.
Nairótia-Bäche 428.
Nairótia, Landschaft 428.
Naitóleabach 788.
Naiwaschasee 789, 790.
Nakuáberg 646.
Nakuro Sekelái, See 784.
Nashorn, Arten 542, 612.
Nashornjagd 92, 118, 130, 133, 135, 139, 191, 234, 240, 289, 290, 291, 302, 500.
Nassib wadi Ferhan 36, 219.
Ndabibi, Landschaft 790.
Ndevu, Sukgebiet 768.
Ndoro, Lagerplatz 386, 396.
Ndschirisee, längs des 246, 248, 259, 260.
Nectarinia Deckeni 409.

Ngabóto, Turkanagebiet 756—760.
Ngai, Berg 66.
Ngamátak, Turkanagebiet 730, 744, 747.
Ngavtuk, Berg 261.
Ngare Dabaich, Bach 592.
Ngare na erobi, Bach 386.
Ngare na lalla (oder Manga), Bach 275.
Ngare Rongái, Bach 240, 244.
Ngarroni, Berg 548.
Ngongo Bagáß, Lagerplatz 304, 308, 310.
Niánamm, Fluß 648.
Njemß mkubwa, Groß-, Dorf 482, 486.
Njemß mbogo (Klein-Njemß), Dorf 479.
Njika 84.
Njiroberg 548, 558, 672.
Njiroberg, dessen Bewohner 559.
Njusibach 58.

Obori, Berg 606.
Oldonjo egére = Kenia 398.
O'Swald Wm., öst.-ung. Consul 3, 13, 21, 57, 187.

Pagaberge 545.
Pangani, Dorf 9, 23.
Pangani, der Wali von 25, 27, 56, 61.
Pangani (Ruvu), Fluß 45, 62, 65, 73, 80, 173.
Pangani (Ruvu), Teleki's Reise längs des 89—91.
Paregebirge 81.
Pare Kisingo, Berge 95.
Pare Maboga 81.
Pare Same, Lagerplatz 81.
Pare Same-Berge 89.
Paviane 82.
Pes-Sumpf 443.
Pesa, Münze 46.
Pfauenkranich 68, 397.
Photographie 114.
Pombe 51, 104.
Poscho 46, 83.
Puffotter 246.

Randile, Volksstamm 673.
Regenzeit 184, 187.
Reschiát, Land und Leute 638, 642—645, 648—655, 680—687.
Rhinoceros bicornis, Gehörne 133.
Ricinusstrauch 390.
Rombo, Bach 228, 230, 813.
Ronga, Fluß 173, 177.
Rudolph-See, der 581.

Sabaki, Fluß 306, 813.
Saddim-Bergkette 548.
Saganabach 119, 125.
Samboberg 86, 90.
Samburu, Landschaft 559, 581, 672.
Sansevièra 82, 128, 451.
Sansibar, Abreise von 21.
Savari, Landschaft 670.
Sayid Bargasch, Se. Hoheit der Sultan 8, 21, 220.
Schamburaj, Fluß 173.
Schibu wadi Kombo 111.
Schlange, eine giftspritzende 701.
Schomari, unser Suahili-Diener 8, 37.
Schuka, Masai-Mantel 111.
Schuka, Längenmaß 152.
Schweinfurth, Prof. Dr. Georg 214, 329, 388.
Sedenga, Sultan 68, 70.
Sekelái, Masaistamm 784.
Sekére, Bach 761.
Seki, die Wasserlöcher von 284.
Sembodja (Sultan) 65, 76—78, 189.
Senecio Johnstonii Oliv. 206.
Ser el Karia, Fluß 668.
Settima-Bergkette 367.
Sigirari, Masaibezirk 136.
Sokoni, unser Führer von Njemß zum Rudolph-See 538.
Somâl, Bestimmung und Bewaffnung der 11, 35, 294.
Ssogonoj, Berge 146, 175.
Ssussuáberg 791.
Star, Dampfer 21, 22.
Steinbachner, Hofrath Dr. Fz. 451.
Stephanie See 675.
Subugiaberg 782.
Subugia, Landschaft 511.
Subugo, Landschaft 429.
Suk-Land, Marsch durch 761—777.
Suk, Land und Leute 764—768.

Tabak 104, 166, 233, 388, 757, 764.
Tamis, Quelle 581.
Tarchonantes camphoratus L. 429.
Tatschame-Berge 174.
Tauschverkehr mit den Eingeborenen 160, 167.
Tauschwaren, Anschaffung und Verpackung 13, 14.
Taweta, Anlangen in 98, 813.
Taweta, Markt in 104.
Taweta, Thierleben in 114.
Taweta, Abreise und Musterung der Karawane 224—226.
Teleki von Szék, Graf Samuel 1.
Teleki-Vulkan, der 712—714.
Termiten, Metamorphose der 123.
Theukaberg 811.
Thomson, Josef 5, 141, 267, 284, 294, 320, 436, 448, 489, 795.
Tigerpferde 145.
Tomaten 104.
Tom Charles 36, 73, 192.
Tongweberg 48.
Toula, Prof. Dr. Franz 594.
Trageſel, Ankauf 9, 24, 165, 221, 399.
Trageſel, Sattelzeug und Bepackung 37, 69.
Trrberge 634, 672.
Trrguéll, Fluß 737, 748.
Tsavo, Bach 230, 813.
Tschala, Kratersee 228.
Tschatschame-Berge 174.
Tschemtuléll, Dorf 768.
Tschoroko 183.
Turkana, Marsch durch 715—761.
Turkana, Land und Leute 581, 720—727, 731.
Turuka, Plateau 289, 294, 301.

Ukambani, Land und Leute 802 bis 806, 808, 810.
Ukunga, Berg 66.
Ulayti, Stoffgattung 112.
Ugwenogebirge 95, 97.
Ulu-Bergland 261, 811.
Upuni, Lagerplatz 80, 91.
Ureberg 672.
Ururo, Bach 429.
Usambaraberge 62, 66, 75.
Usegúa, Landschaft 65.
Useri, Bach und Lagerplatz 231, 813.
Useri, Dschaggabezirk 230, 231.

Vulkangebiet am Rudolph-See 709—714.

Wakahe, Eingeborene 183.
Wakuafi, zur Geschichte der 107, 480—484.
Wambugu 77.
Wameru, Land und Leute 165 bis 168.
Wameru, erstes Zusammentreffen mit den 148—151.
Wanderameisen 75.
Wandorobbo, Volksstamm 281, 453, 455, 513.
Wangwana = Karawanenleute 48, 89.
Wapare 83.
Warubu, Volksstamm 66, 70.
Wasangu 87.
Waschenfi 63, 65.
Wasserbock 130.
Wataweta, Sprache der 109.
Wataweta, Sitten und Gebräuche der 106—110.
Wataweta, Tanz der 105.
Wataweta, Hütten der 101.
Weiwéi, Bach 762.
Weruweru, Fluß 127.
Willoughby, Sir John 102, 135.
Wuendo, Sukgebiet 768.

Yams 104, 388, 803.

Zaowí, Wakambagebiet 810.
Zebra-Arten 563.
Zuckerrohr 104, 388, 803.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

24/10 2 Bn[illegible]

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Univ. Buchbindere
GEORG KONRA
MÜNCHEN 13
Schellingstr. 10·Tel. 257

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Höhnel, Ludwig von

Zum Rudolph-See und Stephanie-See die Forschungsreise des Grafen Samuel Teleki in Ost-Aequatorial-Afrika ; 1887 - 1888

Wien 1892

It.sing. 457 t
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11630473-0